



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B 1,099,396



ROBERT SIEGER



AP
30
.03



ROBERT SIEGER

AP
30
.03

Österreichische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. Alfred Freiherrn v. Berger, Leopold Freiherrn v. Chlumecky,
Dr. Karl Glossy, Dr. Felix Freiherrn von Oppenheimer.



Band XIV.

Jänner—März 1908.

, 1908.

Wien und Leipzig. K. und k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-
□ □ Buchhandlung Carl Fromme. □ □
Redaktion und Administration, Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon Nr. 10817.



Druck von Carl Fromme, f. u. f. Hof-Buchdruckerei in Wien.

cont
 Stachach
 1.21-48
 61400

Inhalt.

Autorenverzeichnis.

	Seite		Seite
Antropp, Theodor 80, 158, 238, 315, 396, 483		Noack, Dr. Friedrich	392
Bach, Dr. D. J. 238, 314, 482		Oppenheimer, Dr. Felix Freiherr v.	1
Bang, Hermann 419		Peez, Dr. Alexander v. R.	163
Bartsch, Rudolf Hans 38		Pollak, Fritz 474	
Berger, Alfred Freiherr v. 94		Pugker, Dr. Moritz 316	
Bettelheim-Sabillon, Helene 394		Radeky, Feldmarschall Graf, 26, 172, 339	
Caro, Dr. Leopold 326		Raschdan, L., Kais. Deutscher Gesandter	
Chiavacci, Vincenz 253		3. D. 317	
Chlumecy, Leopold Freiherr v. 239		Sauer, Universitätsprofessor Dr. August 49	
Chroust, Universitätsprofessor Dr. Anton 359		Scharlitt, Bernard 484	
Diener, Universitätsprofessor Dr. C. 198		Schäpper, Hofrat Professor Dr. J. 448	
Diez, Dr. Ernst 237		Schorn, Hans Erangott 144	
Ebner-Eschenbach, Dr. MarieJ. Frein v. 259		Seliger, Professor Max 123	
Escherich, Hofrat Professor Dr. Theodor 18		Sienkiewicz, Henryk 161	
Eucken, Geheimer Hofrat Professor Dr. Rudolf 13		Stefan, Dr. Paul 152, 233	
Ewald, Dr. Oskar 228		Stöckl, Dr. Otto 232	
Fred, W. 287, 474		Strindberg, August 104	
Frieberger, Kurt 260		Swoboda, Privatdozent Dr. Hermann 77, 251, 410	
Friedmann-Frey, Dr. Philipp 152		Tarnowski, Stanislaw Graf ! 81	
Graf, Dr. Max 154		Trauttmansdorff-Weinsberg, Ferdinand Erbgraf von und zu 244	
Gregori, Ferdinand 151		Weber-Eutkow, Hans 135	
Hinnenburg, A. 150		Wells, H. G. 275	
Hock, Dr. Stefan 130		Werner, Karl 399	
Höfler, Universitätsprofessor Dr. Alois 373		Woinovich, Feldmarschalleutnant Emil v. 203	
Hoffenthal, Hans v. 153		Wolfring, Lydia v. 150	
Kagner, Dr. Rudolf 431		Wolkow, Dr. Rudolf 216	
Kienzl, Hermann 306		Xenopol, Senator Dr. Nikolaus 210	
Kobler, Dr. Franz 295		Zeller, Alfred Martin 179	
Kretschmayr Universitätsprofessor Dr. H. 74, 86		D. B. 157	
Krsnjavi, Sektionschef Professor Dr. J. 477		E. 313	
Leitgeb, Otto v. 348		Goeh 79	
Levegow, Karl Freiherr v. 110		h. r. 312	
Medingen, Dr. Wilhelm v. 114		M. J. 311	
Merwin, Professor Dr. Bertold 305		— o — 398	
Minor, Hofrat Professor Dr. J. 74, 305, 383, 480		— v — 156	
Morold, Dr. Max 281		* * * 9, 152, 189, 253	
Nechansky, Dr. August 61			
Nimfähr, Dr. Raimund 147			

Artikel.

	Seite		Seite
Das Parlament des allgemeinen Wahlrechts und die Verwaltung. Von Dr. Felix Freiherrn v. Oppenheimer . . .	1	Zur Frage der Erhöhung der Offiziersgehälter. Von * *	189
Das makedonische Problem. Von * * . . .	9	Die Geologie als Unterrichtsgegenstand an den österreichischen Mittelschulen. Von Universitätsprofessor Dr. C. Diener . . .	198
Was können uns große Denker sein? Vom Geheimen Hofrat Professor Dr. Rudolf Eucken	13	Arthur Görgey. Von Feldmarschallleutnant Emil v. Woinowich	203
Ein Jubiläumswort zum Schutz der ersten Kindheit. Von Hofrat Professor Dr. Theodor Escherich	18	Die Agrarreform in Rumänien. Von Senator Dr. Nikolaus Xenopol	210
Eine geheime Denkschrift des Feldmarschalls Grafen Radetzky	26	Österreichische Wiedertäufer in Amerika. Von Dr. Rudolf Wolkow	216
Literaturgeschichte und Volkskunde. Von Professor Dr. August Sauer, Rector magnificus der deutschen Universität Prag	46	Politische Dramen — dramatische Politik. Von Leopold Freiherrn v. Chlumetzky . . .	239
Zur Frage der Reform des Entmündigungsverfahrens wegen Geisteskrankheit. Von Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. August Nechansky	61	Kinderschutz und Jugendfürsorge. Von Ferdinand Erbgrafen von und zu Trauttmansdorff-Weinsberg	244
Julian Dunajewski. Ein Nachruf von Stanislaw Grafen Carnowski	81	Unsere Verkehrspolitik am Balkan. Von * * .	253
Die österreichische Revolution. Von Universitätsprofessor Dr. Heinrich Kretschmayer	86	Marsbewohner. Von H. G. Wells	273
Über schauspielerische Begabung. Von Alfred Freiherrn von Berger	94	Zum Andenken Richard Wagners. Von Dr. Max Morold	281
Die Entwicklung vom Herrn zum Unternehmer. Von Dr. Wilhelm v. Medinger . . .	114	Introduktion zum neuen Kunstjahre. Von W. Fred	287
Die Ästhetik der Technik und ihr Recht. Von Professor Max Seliger	123	Vom Schenken. Von Dr. Franz Kobler . . .	295
Metternichs Leibarzt. Von Dr. Stefan Hoch	130	Die deutsche Ostmarkenpolitik. Von E. Raschdan, kaiserl. D. Gesandten 3. D. . .	317
Die Deutschen in Ungarn. Von Hans Weber-Eutkow	135	Unsere Abwanderer. Von Dr. Leopold Caro . . .	326
Preußen und Europa. Von Henryk Sienkiewicz	161	Die Märztage des Jahres 1848 in Mailand. Von Feldmarschall Grafen Radetzky . . .	339
Wie stehen wir heute mit Ungarn? Von Dr. Alexander v. Peez, Mitglied des Herrenhauses	165	Aus den letzten Tagen Kaiser Rudolf II. Von Universitätsprofessor Dr. A. Chroust . . .	359
Zur Abwehr	169	Epilog zur Mittelschulenuquete. Von Universitätsprofessor Dr. A. Höfler	373
Aus meinem Leben. 1814 bis 1847. Von Feldmarschall Grafen Radetzky	172	Ein Schönherr-Abend. Von Hofrat Professor Dr. J. Minor	383
		Intervention in Ungarn. Von Karl Werner . . .	399
		Die Motive des Duells. Von Privatdozent Dr. Hermann Swoboda	410
		Charlotte Wolter. Von Hermann Bang . . .	419
		Neue Anti-Shakespeare-Literatur. Von Hofrat Professor Dr. J. Schipper	448
		Geheimberichte aus den Märztagen 1848 . . .	459

Belletristik.

Der frivole Daudrenil. Von Rudolf Hans Bartsch	38	Drei Parabeln. Von Dr. Marie Freim v. Ebner-Eschenbach	259
Gedankenleben. Von August Strindberg . . .	104	Hofrat Nett. Von Kurt Frieberger	260
Ein Wort. Von Karl Freiherrn v. Levetzow . . .	110	Das rote Licht. Von Otto v. Leitgeb . . .	348
Die Sichte. Von Alfred Martin Zeller	178	Die beiden Schwäger. Von Dr. Rudolf Kaffner . .	431

Chronik.

Geschichte. Von Universitätsprofessor Dr. H. Kretschmayer	68	Polnische Literatur. Von Professor Dr. Bertold Mervin	301
Luftschiffahrt. Von Dr. Raimund Umsfähr . . .	140	Bildende Künste. Von W. Fred	472
Philosophische forschung. Von Dr. O. Ewald . .	223		

Besprechungen.

	Seite		Seite
Vierzig Jahre nach Königgrätz. Nach Tagebuchblättern von Leopold Reichsgrafen von Churn-Dassafina, k. u. k. Kämmerer und Rittmeister 1. Klasse der Reserve. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller, 1907. Besprochen von A. Hinnenburg	149	in Berlin. Besprochen von Dr. Paul Stefan	152
Die Ursachen, Erscheinungsformen und die Ausbreitung der Verwahrlosung von Kindern und Jugendlichen in Österreich. Schriften des ersten österreichischen Kinderschutz-Kongresses in Wien, 1907. I. Band. Manz'sche Buchhandlung. Besprochen von Lydia von Wolfring . . .	150	Robert Michel: „Die Verhältnisse.“ Novellen. S. Fischers Verlag, Berlin 1907. Besprochen von Hans v. Hoffensthal . . .	152
Der Adler. Von Ernst Eissauer. Verlegt bei Hugo Heller & Co. Wien 1907. Besprochen von Ferdinand Gregori . . .	150	Jodler und Judezer aus Steiermark und dem steirisch-österreichischen Grenzgebiete. Gesammelt von Dr. Josef Pommer. Wien. Verlag des deutschen Volksgefangensvereins. Besprochen von Dr. May Graf	153
R. W. Emerson: „Seid fröhlich und weise.“ Bearbeitet von Wilh. Niefner, Verlag Eugen Diederichs in Jena. — „Sein Charakter aus seinen Werken“. Bearbeitung von Dr. Egon Friedell. Verlag von R. Lutz in Stuttgart. Besprochen von * * *	151	Beethovens Briefe. Von Dr. Paul Stefan. Zwei Romane. Georgs Bangs Liebe — Sehnsucht. Von Karl Rosner. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. Besprochen von Vinzenz Chiavacci	233 234
Oskar Wilde: „Das Bildnis des Dorian Gray.“ Verlag von Julius Zeitler in Leipzig. Besprochen von Dr. Philipp Friedmann-Frey	152	Le Compromis de 1868 entre la Hongrie et la Croatie et celui de 1867 entre l'Autriche et la Hongrie. — Etude historique et critique. — Par G. Horn, Avocat à la Cour d'Appel de Paris, Docteur en droit etc. Paris 1907. Librairie Générale de Droit et de Jurisprudence. Besprochen von M. Z. . . .	310
Emil Lucka: „Tod und Leben.“ Ein Wiener Roman. Verlag von Egon Fleischel & Co.		Karl Rathgen: „Staat und Kultur der Japaner.“ Monographien zur Weltgeschichte, herausgegeben von E. Heyl. 27. Band. Bielefeld und Leipzig. Verlag von h. r.	311

Feuilleton.

<p>Burgtheater. Von Hofrat Professor Dr. J. Minor 74</p> <p>Zur Psychologie des Parlamentarismus. Von Dr. Hermann Swoboda 75</p> <p>Deutscher Kultureinfluss in Amerika. Von Hans Traugott Schorn 147</p> <p>Segnalliteratur. Von Dr. Hermann Swoboda. 228</p> <p>Die Schwestern Wiesenthal. Von Dr. Otto Stöckl 231</p>	<p>Burgtheater. Von Hofrat Dr. J. Minor. 305</p> <p>Das Berliner Theater. Von Hermann Kienzl 306</p> <p>Der Wiener Maler Anton Maron. Von Dr. Friedrich Noack 389</p> <p>Erinnerungen an Fritz Krasel. Von Helene Bettelheim-Gabillon 392</p> <p>Fischer v. Erlach und das Palais Breuner. Von Fritz Pollak 474</p>
--	---

Rundschau und kleine Mitteilungen.

<p>1. bis 18. Dezember. 77</p> <p>Politische Übersicht (Goetz) 78</p> <p>Wiener Theater (Theodor Antropp) . . . 79</p> <p>19. Dezember 1907 bis 10. Jänner 1908 155</p> <p>Die italienische Gefahr (— J —) . . . 155</p> <p>Die Erhöhung der Offiziersgagen (— v —) 155</p> <p>Hofoper („Ein Wintermärchen.“ — „Das Urteil des Paris.“) (D. B.) 156</p> <p>Wiener Theater (Theodor Antropp) . . . 157</p> <p>Zum Jubiläum der Postsparkasse . . . 158</p>	<p>11. bis 22. Jänner 235</p> <p>Museum für tirolische Volkskunst und Gewerbe (Dr. Ernst Diez) 235</p> <p>Von den Opernbühnen. (Dr. D. J. Bach) 237</p> <p>Wiener Theater (Theodor Antropp) . . . 238</p> <p>25. Jänner bis 6. Februar 312</p> <p>Ernst Mach (E.) 313</p> <p>Aus der Hofoper (Dr. D. J. Bach) . . . 313</p> <p>Wiener Theater. (Theodor Antropp) . . . 314</p> <p>Phonograph und Grammophon (Dr. Moritz Puffner) 315</p>
---	--

	Seite		Seite
8. bis 19. Februar	394	(Sektionschef Professor Dr. J. Kran-	
Ignaz Freiherr v. Plener (— nk —) .	394	javi)	477
Die rechtliche Natur der österreichisch-		Burgtheater (Hofrat Professor Dr. J.	
ungarischen Monarchie (Professor Dr.		Minor)	479
Gustav Seidler)	394	Vom Wiener Musikleben (Dr. D. J. Bach)	480
Wiener Theater (Theodor Untrop) .	395	Wiener Theater. (Theodor Untrop) .	482
Fasching in Alt-Wien (— o —) . . .	396	Overbecks Nietzsche-Pamphlet (Bernard	
20. Februar bis 4. März	477	Scharlitt)	483
Das Resultat der kroatischen Wahlen			

An unsere Leser!

Wir beehren uns anzuzeigen, daß Herr Dr. Felix Freiherr v. Oppenheimer sich den Herausgebern der „Österreichischen Rundschau“ angereicht und die k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme den Druck sowie den Verlag unserer Zeitschrift übernommen hat.

Wir können mit Befriedigung feststellen, daß sich die „Österreichische Rundschau“ sowohl in den gebildeten Kreisen des österreichischen Publikums als auch außerhalb der Grenzpfähle der vollsten Anerkennung erfreut. Ist sie doch gegenwärtig die einzige Zeitschrift, die sich den besten Revuen des Auslandes ebenbürtig zur Seite stellen darf. Ihrem Programme getreu wird sie auch fernerhin alle Kulturfragen in Österreich durch hervorragende Sachmänner gründlich und objektiv erörtern und durch reiche Abwechslung des Lesestoffes ihren Inhalt weiter ausgestalten.

Wir bitten unsere geehrten Leser in ihrem Bekanntenkreise die „Österreichische Rundschau“ zu empfehlen und ihr neue Freunde und Abnehmer zu gewinnen. Unsere geehrten Abonnenten ersuchen wir, ihr Abonnement rechtzeitig zu erneuern.

Die „Österreichische Rundschau“ erscheint wie bisher in derselben Ausstattung in Heften von 5 Bogen am 1. und 15. eines jeden Monates und kostet vierteljährig für Österreich-Ungarn Kronen 6.—, für Deutschland Mark 6.—, für alle anderen Länder Mark 7.50; halbjährig für Österreich-Ungarn Kronen 12.—, für Deutschland Mark 12.—, für alle anderen Länder Mark 15.—; ganzjährig für Österreich-Ungarn Kronen 24.—, für Deutschland Mark 24.—, für alle anderen Länder Mark 30.—. Abonnements nehmen alle Buchhandlungen, der Verlag und die Administration, Wien I., Bräunerstraße 4/6, entgegen.

**Die Redaktion
der „Österreichischen Rundschau“.**

Das Parlament des allgemeinen Wahlrechts und die Verwaltung.

Von Dr. Felix Freiherrn von Oppenheimer.

Das abgelaufene Jahr, welches die auf Grund des allgemeinen Wahlrechts gewählte Volksvertretung zum ersten Male an der praktischen Arbeit sah, hat mit der parlamentarischen Sicherung des Ausgleichswerkes den Anhängern des neuen Wahlrechts einen entschiedenen Triumph bereitet. Sie dürfen darauf hinweisen, daß das Abgeordnetenhaus in der neuen Zusammensetzung seine Arbeitsfähigkeit wieder gefunden und unter oft schwierigen Umständen im allgemeinen zu bewahren verstanden hat. Die Gegner des allgemeinen Wahlrechts aber müssen zugestehen, daß ihre schlimmsten Befürchtungen wenigstens vorderhand bloße Befürchtungen geblieben sind. Wenn im folgenden auf einige Erscheinungen hingewiesen werden soll, die bei Verleugnung ihrer tiefer liegenden Ursachen die durch das allgemeine Wahlrecht gekennzeichnete innerpolitische Entwicklung nachteilig zu beeinflussen drohen, so geschieht dies nicht in der Absicht, die Besorgnisse seiner Gegner zu vermehren, sondern zu dem Zwecke, deren sachliche Unterlagen besser zu kennzeichnen. Solche nachteilige Erscheinungen sind ohne Zweifel vorhanden. Inwieweit ihre Wurzeln in frühere Epochen unseres verfassungsrechtlichen Lebens zurückreichen, ist für den unmittelbaren Zweck der folgenden Untersuchung von verhältnismäßig ebenso untergeordneter Bedeutung wie die Frage, ob die Verantwortung für sie vorwiegend die übereifrigen Freunde oder die verkappten Gegner der durch die neue Wahlordnung eingeleiteten demokratischen Entwicklung trifft.

Die für die Zukunft bedenklichen Erscheinungen jüngster Zeit scheinen in zwei einander entgegengesetzten Richtungen zu liegen. Die eine kennzeichnet sich dadurch, daß man uneingedenk der Entstehungsgeschichte des allgemeinen Wahlrechts und in dem irrigen Glauben, jene innere Konsolidierung, die erst von einer vieljährigen Wirksamkeit des Wahlrechts erwartet werden kann, schon durch den Buchstaben des Wahlrechtsgesetzes zu besitzen, die Einflussphäre des neuen Reichsrates unrechtmäßig erweitern möchte. Die andere charakterisiert sich durch das Bestreben, den Einfluß der Mehrheit des neuen Volkshauses auch auf dem ihm zustehenden Gebiete nicht zur Betätigung kommen zu lassen und das allgemeine Wahlrecht damit um jene politisch erziehlche Wirkung zu bringen, die man von ihm zu erhoffen berechtigt ist.

Die Versuchung, unter dem Titel besserer Einsicht in die „wirklichen“ Bedürfnisse der Bevölkerung aus den Ergebnissen des allgemeinen und gleichen Wahlrechts andere Konsequenzen zu ziehen, als aus ihm redlicherweise abzuleiten sind, ist bei dem ganzen Zuschnitt unseres öffentlichen Lebens naheliegend genug. Denn unser verhältnismäßig noch junges Verfassungsleben ist bis zu einem gewissen Grade stets künstlich gewesen und keinem einzigen politischen Systeme war es beschieden, erst abzustorben,

nachdem es alle seine Früchte ausgereift hatte. Wiederholt wurden die Richtlinien der politischen Entwicklung jäh unterbrochen, die natürlichen Folgen der Betätigung politischer Parteibestrebungen ausgeschaltet oder auf künstliche Weise verschleiert. Dadurch aber wurde die Möglichkeit, aus eigenen Fehlern zu lernen, abgeschnitten, das Bewußtsein politischer Verantwortung auch in den Führern der Parteien geschwächt und in das öffentliche Leben ein Moment der Unstetigkeit, des Zufälligen und Unberechenbaren gebracht. Denn Leben und Dauer können Einrichtungen nur dann besitzen, wenn sie auf dem Wege eigener, wenn auch schmerzlicher Erfahrungen zustande gekommen sind. Jeder willkürliche Eingriff aber durchkreuzt die natürlichen Folgen früheren Geschehens, das Belohnung und Strafe in sich selber trägt.

Dabei ist es von verhältnismäßig geringem Belang, aus welchen Beweggründen und von welcher Stelle aus solche unvermittelte Eingriffe in die politische Entwicklung erfolgen. In der Epoche des Absolutismus und in den Anfängen der Verfassungsära konnte jenes angebliche Besserwissen nur seitens der regierenden Kreise betätigt werden. Seitdem die auswärtige Politik jedoch aufgehört hat, für die Gestaltung der inneren in erster Linie maßgebend zu sein, ist das wichtigste Hindernis eines völligen Einvernehmens zwischen der dynastischen Politik und dem Entwicklungstreben der Völker weggefallen. Seit dem endgültigen Einlenken in konstitutionelle Bahnen, das mit jener geschichtlichen Wandlung in enger ursächlicher und zeitlicher Verbindung steht, sind die Volksrechte stetig erweitert und befestigt worden und selbst die schwersten inneren Krisen des Verfassungslebens haben, wie die Geschichte der letzten fünfzehn Jahre zeigt, die Krone nicht zu bewegen vermocht, mit einer weiteren Kompetenz, als der Verfassungsstaat ihr zuwies, auch eine erhöhte Verantwortlichkeit zu übernehmen. Ein unberechtigter Einfluß des Hofes oder leitender Kreise der Armee auf die Gestaltung der praktischen Politik besteht in Österreich überhaupt nicht. Wie weit insbesondere die Armee Kreise von der Möglichkeit entfernt sind, einen solchen zu üben, zeigt am besten der so tief bedauerliche, ja beschämende Umstand, daß die gemeinsame Armee in all den letzten Jahren aus der Besorgnis um die Erhaltung ihrer eigenen unentbehrlichen Grundlagen nicht herauskam und der Stand, von dem man in entscheidenden Momenten das Handeln erwartet und dem man das Reden verboten hat, sich, wie die schleppende Behandlung der so dringenden Frage einer Erhöhung der Offiziersgagen neuerdings zeigt, zu einer über das zuträgliche Maß schon weit hinausgehenden Selbstverleugnung seit langem verhalten sieht. Die Geschichte von der Kamarilla aber gehört vollends in das Reich bloßer Phantasie. Es ist dies ein agitatorisches Schlagwort des magyarischen Chauvinismus, das auch diesseits der Leitha von einigen allzu leichtgläubigen Leuten, hauptsächlich aber von jenen politischen Abenteurern schlimmster Sorte aufgenommen wird, wo ihnen sachliche Argumente fehlen.

Weit bedrohlicher aber als eine unberechtigte Beeinflussung der Politik von oben herab erscheint heute die unter den politischen Parteien selbst vorhandene Neigung, dort, wo der Lauf der Dinge gegen sie entschieden, nicht etwa in geduldiger Arbeit bessere Tage vorzubereiten, vielmehr die Verworfenheit der gegnerischen Führer, die mangelnde Eignung der Massen zur Wahrnehmung ihrer eigenen Interessen anzuklagen und dadurch zu verhindern, daß das Bedürfnis nach den im eigenen Lager verfochtenen Einrichtungen aus der Erkenntnis der Unzulänglichkeit der vom politischen Gegner vertretenen heraus sich Geltung verschaffe. Am unerträglichsten müßte ein solcher

Vorgang auf Seite der fortschrittlich gesinnten Deutschen erscheinen, für die die Versuchung hierzu heute sehr groß ist. Denn nichts könnte illiberaler anmuten als eine Politik, die zu verhindern sucht, daß die von der Bevölkerung gewählten Männer und deren Programme sich durchsetzen und in der Praxis bewähren, oder die dies bloß dann und insoweit zulassen will, als es dem eigenen Parteiprogramm entspricht. Die Versuchung aber zu einer solchen ihr eigenes Lebensprinzip verleugnenden illiberalen Politik ist für die Partei des bürgerlichen Fortschritts heute darum so groß, weil die Gewährung des Wahlrechts an jeden eigenberechtigten Staatsbürger ohne Unterschied des Berufs und Vermögens die weitestgehende Erfüllung des liberalen Programms war, an die überhaupt gedacht werden konnte, das Ergebnis dieser Erfüllung sich bei den Wahlen zum neuen Reichsrat indessen für die Deutsche Fortschrittspartei in der schwersten Niederlage zum Ausdruck brachte. Unmittelbar nach dieser Niederlage hat sich in deutsch-fortschrittlichen Kreisen, die, wenn auch nur über wenig Vertreter im Reichsrat, doch über eine große Gefolgschaft in der Intelligenz und über die tonangebende Presse verfügen, das, wie es scheint, unausrottbare Bedürfnis geltend gemacht, das Ergebnis der Neuwahlen zu verschleiern und den natürlichen Folgen der veränderten Lage aus dem Wege zu gehen. Denn das einzig naturgemäße Ergebnis der Neuwahlen ist, daß die Deutsch-Konservativen im Bunde mit den ihnen politisch nahestehenden Vertretern der übrigen Gruppen nun zur Verwirklichung jenes Programms gelangen, das sich in den Wahlen als siegreich erwies. Die natürliche Stellung der fortschrittlich gesinnten bürgerlichen Vertretung ist dann in der Opposition. In dieser wird es ihre Aufgabe sein, das Gute, das jene leisten, anzuerkennen — denn auch die Konservativen können Gutes leisten, wie sie denn insbesondere in Wien schon vieles Rühmliche geschaffen haben — das ihnen abträglich Scheinende nach Möglichkeit in seinem parlamentarischen Werdegang zu verbessern und, soweit dies nicht tunlich ist, seine nachteiligen Folgen darzulegen und die Bevölkerung zum Widerspruch darüber aufzurufen. Auch berechtigen manche Anzeichen zu der Hoffnung, daß die großen Errungenschaften des bürgerlichen Fortschritts aus früherer Zeit ihren vollsten Triumph erst in der bevorstehenden Epoche erleben werden. Denn die Stellungnahme der Mehrheitsparteien ihnen gegenüber wird nun, wo diese Parteien mit der praktischen Betätigung im öffentlichen Leben auch die entscheidende Verantwortung übernehmen, eine andere sein, als sie damals war, als sich ihre Anhänger in der Minderheit und in der Opposition befanden. Der unleidliche Zustand wird ein Ende nehmen, der darin seinen Ausdruck findet, daß jene großen Freiheiten und Rechte, die in Wahrheit die Grundlagen des gesamten öffentlichen Lebens und des materiellen und geistigen Fortschritts aller bilden, als das Sondergut eines kleinen Kreises in Anspruch genommen werden. Die Mehrheitsparteien aber werden sich hüten, ernstlich an jenen Grundlagen zu rühren, auf denen, wie dereinst ihre politischen Gegner, nunmehr sie selbst zur Höhe gelangt sind. Wie weite Kreise aber die Abwehrbewegung dort ziehen würde, wo geistiger Rückschritt einen großen Kulturwert ernstlich bedroht, läßt sich deutlich aus der allgemeinen Bewegung erkennen, welche die auf dem letzten Katholikentage gesprochenen Worte des Bürgermeisters von Wien hervorgerufen haben. Sollte man es versuchen, derlei Absichten zu verwirklichen, dann wird sich für die Vertretung des bürgerlichen Fortschritts im Abgeordnetenhaus auch eine Bundesgenossenschaft mit der Sozialdemokratie, der einzigen großen radikal-fortschrittlichen Partei des neuen

Schluß!

Reichsrates, von selbst ergeben. Denn nichts wäre sowohl von seiten der konservativen Parteien als auch von seiten der fortschrittlichen Vertretung verfehlter, als immer und überall gegen die Sozialdemokratie Stellung zu nehmen und sie aus der konstruktiven Politik nach Tüchtigkeit auszuschalten. Es wäre dies vor allem inkonsequent, weil es den Zweck der Wahlreform vereiteln hieße, wenn man die Vertreter der breiten Masse, die man zur Zurückdrängung des Nationalitätenstreites in das neue Haus berufen, von der Leistung positiver Arbeit und damit von der Möglichkeit, den Hauptzweck der großen Reform verwirklichen zu helfen, ausschließen wollte. Es wäre aber auch politisch unklug, weil die Sozialdemokratie nicht bloß, so lange es sich um die Organisation der Massen für ihre eigenen Zwecke handelte, die Eignung erwiesen hat, das trennende nationale Moment zu überwinden, sondern weil auch manche ihrer leitenden Köpfe zum Unterschied von der Haltung ihrer Gefinnungsgenossen im Ausland reich an positiven, fruchtbaren Ideen sind, die bei Lösung der der österreichischen Gesetzgebung obliegenden großen Aufgaben nicht ohne Schädigung der Sache selbst ignoriert werden dürfen. Das beweisen die kürzlich erschienenen ersten Nummern der sozialdemokratischen Zeitschrift „Der Kampf“, welche in bezug auf wichtige politische, soziale und kulturelle Fragen zum Teil neue und sehr beachtenswerte Gesichtspunkte geben.

Dafür, daß die politischen Bestrebungen der parlamentarischen Mehrheit sich nicht in allzu extremer Richtung zur Geltung bringen, staatlichen oder kulturellen Interessen nicht unwiederbringlichen Schaden zufügen, dafür wird neben der parlamentarischen Opposition vor allem die kaiserliche Regierung zu sorgen haben. Soll diese dem Willen der Mehrheit der Volksvertretung auch Geltung verschaffen, so darf sie doch niemals ihr Werkzeug sein. Würde sie es, so wäre hiermit ein Weg betreten, der für die politische Entwicklung Österreichs jene andere große eingangs erwähnte Gefahr notwendig mit sich bringt. Nichts kann davor besser schützen, als sich die Tatsache zu vergegenwärtigen, daß das allgemeine, gleiche Wahlrecht in Österreich nicht die Folge einer organischen staatsrechtlichen Entwicklung oder eines Gebotes politischer Logik, sondern allein des schwersten politischen Notstandes war. Gerade im Hinblick auf die weitverbreitete Neigung, in grundlegende politische Maßnahmen in der Folge tiefere Absichten hineinzuiinterpretieren, muß diese Entstehungsursache der letzten Wahlreform immer aufs neue nachdrücklich hervorgekehrt werden: nicht um das Verdienst ihrer Schöpfer zu schmälern, sondern um zu verhindern, daß jene Hoffnungen, zu denen die durch die Wahlreform eingeleitete Entwicklung für die Zukunft berechtigen mag, durch vorzeitige oder übertriebene Erwartungen zerstört werden.

Wie wenig die organische Entwicklung des Verfassungslebens zu der letzten großen Reform geführt, wird aller entgegengesetzten Darstellung ungeachtet schon aus der einfachen Erwägung klar, daß Lebendiges allein Leben zu erzeugen vermag, das Kurienparlament jedoch seit vielen Jahren in all seinen Funktionen gelähmt und völlig unfruchtbar geworden war. Aber auch auf ein Gebot politischer Logik als Ursache seiner Entstehung vermag sich das neue Volkshaus nicht zu berufen. Wohnte doch gerade dem alten Wahlrecht, das jener nicht allzu breiten Schicht von Bildung, Besitz und traditionellem politischen Einfluß im Weg einer künstlichen Organisation präponderierende Geltung verlieh, in gewissem Sinn eine viel bessere Logik inne. Mit der politischen Logik allein ist es nicht zu erklären, daß man die in jeglicher

Beziehung Ungleichen gerade dort, wo das oberste politische Interesse aller in Frage kam, für gleich erklärte und, um die verloren gegangene Ordnung und effektive Arbeit zu sichern, gerade diejenigen Gruppen auf die Straße setzte, die immer Ordnung gehalten und Arbeit zu leisten bereit und willig gewesen waren. Aber so schwer war der politische Notstand, daß entgegen allen Geboten der Logik und ungeachtet der baren Unmöglichkeit, von einer organischen Fortentwicklung unserer Verfassungseinrichtungen in diesem Fall ehrlicherweise zu reden, eine Reform der Grundlagen unseres öffentlichen Lebens unausweichlich ward. Deutsche, Tschechen und Polen, Zentralisten und Föderalisten, Vornehme und Emporkömmlinge, Schlaue und Biedere, Energische und Kompromisnaturen, sie alle hatten ihren Tag gehabt und hatten — versagt. Aller dagegen gerichteten Bemühungen ungeachtet, hatte das Parlament sich aller Sorge selbst um den laufenden Bedarf des Staates entschlagen, jederlei fruchtbare Arbeit verweigert und durch seine unsinnige Obstruktion die Beziehungen zur jenseitigen Reichshälfte ins Wanken gebracht. Die Bureaucratie, deren Wirksamkeit im konstitutionellen Staat jene des Parlaments zur Voraussetzung hat, da ihre Spitzen diesem verantwortlich sind, geriet in eine völlig widernatürliche Lage: Während sie die Versäumnisse der Gesetzgebung nach Möglichkeit wett machen mußte, blieb manches, was sie tat, vom Standpunkt des öffentlichen Rechts aus nicht einwandfrei. Dabei blieb die Angst vor dem Parlamente bestehen. Ohnmächtig, selbst Positives zu leisten, waren die Schreier im Abgeordnetenhaus doch immer bereit genug, wohlthätige Maßnahmen zu hintertreiben, redliche Absichten zu entstellen, eine gute Reputation zu untergraben. Die politische Zersetzung griff weiter. Je ärger die Unsicherheit in den leitenden Kreisen, je größer die Niedergeschlagenheit und Zweifelsucht in den politisch regsameren Bevölkerungsschichten wurde, um so verheerender mußte sich die Tätigkeit jener Demagogen erweisen, die, ohne die innere Enttäuschung über das öffentliche Leben, die sie lärmend zur Schau trugen, jemals wirklich erfahren zu haben, sich jene schmerzliche Enttäuschung breiter Bevölkerungskreise für ihre persönlichen Zwecke zunutze machten. Dieser betrübende Zustand der Dinge konnte der Aufmerksamkeit des Auslandes auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Seine wirtschaftlichen Interessen standen in Frage und seine politischen Interessen konnten, wenn den Schwarzsehern bei uns zu Lande zu glauben war, sehr bald in Mitleidenschaft gezogen werden. Die auswärtige Literatur dieser Jahre, soweit sie das österreichisch-ungarische Problem behandelt, beweist die Verbreitung dieser Ansicht. Und zu dem Schaden gesellte sich bald der Spott. In diesem armseligsten aller Parlamente, das ohne die Arbeit der Bureaucratie auch nicht den Schein irgendwelcher Tätigkeit zu wahren und ohne die unvergleichliche Langmut der Krone seine Existenz überhaupt nicht zu fristen vermochte, wurde alles, was in diesem Staate tüchtig und achtenswert ist, höhnnend verunglimpft, wurde über die Unfähigkeit der Verwaltung und der Armee, über die absolutistischen Tendenzen der Krone, über die Hemmnisse, die der Bestand dieses Staates für die Entwicklung der denselben bewohnenden Völker bilde, deklamiert.

Soweit hatte es kommen müssen, bis man sich zu dem Entschluß einer radikalen Reform aufraffte. Diese konnte bloß in der Rückkehr zu dem absoluten Regime oder in der entschiedensten Erweiterung des Kreises der politisch Berechtigten liegen. Das Zurückstellen des Rades aber war ausgeschlossen, denn das Vertrauen der Bevölkerung in die ehemals Privilegierten war in seiner Grundlage erschüttert. Weder der

dem Wiedereinklinken in absolutistische Bahnen durchaus abgeneigte Monarch noch die Bureaukratie, noch engere Ausschüsse irgendwelcher Art konnten hoffen, den tausendfach gesteigerten und komplizierten Bedürfnissen einer neuen Zeit ohne tätige Mitwirkung der Bevölkerung selbst zu entsprechen. So erübrigte nur ein mutiger Schritt nach vorwärts. Bisher hatte der nationale Hader verhindert, alle Fragen von realer Bedeutung für die materielle und geistige Wohlfahrt der Bevölkerung vom sachlichen Standpunkt aus zu beurteilen und zu lösen. Nur von dem Druck neuer Wählermassen, nur von der Aufrollung ihrer drängenden sozialen und kulturellen Probleme glaubte man, wo nicht den Ausgleich, so doch die Zurückstellung des nationalen Streites und damit die Wiedergewinnung einer verlässlichen Grundlage für ein gesundes politisches Leben erwarten zu können. Zu diesem Behufe aber mußten die Tore allen geöffnet werden. Man fühlte wohl, daß dem sterbensranken Verfassungsstaat nur mit einer Operation auf Tod und Leben Hilfe zu bringen war.

Die Entstehungsgeschichte des allgemeinen gleichen Wahlrechts in Österreich bestimmt und begrenzt seine in naher Zukunft zu gewärtigenden Erfolge. Wäre das allgemeine Wahlrecht der politischen Reife der Bevölkerung zu verdanken gewesen, mit einem Worte organisch gewachsen, so ließe sich die Forderung, daß der in ihm offenbarte Volkswille oberstes Gesetz bedeute und das Volkshaus auch das Ministerium aus sich herauszubilden habe, logisch vertreten. Aber die Verfügung, daß jeder seit kurzer Zeit seghafte Mann mit erreichter Volljährigkeit, ohne jede Rücksicht auf Bildung, Besitz und Beruf, selbst dann, wenn er nicht schreiben und lesen kann, die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses in gleicher Weise bestimmt, ist allein aus dem schwersten politischen Notfall geboren. Mag sie uns als der Inbegriff von Vernunft und Recht oder als der von Unvernunft und Unrecht erscheinen, rückgängig zu machen wird sie ohne die schwersten und gefährlichsten Erschütterungen nicht mehr sein. Halten wir uns dies gegenwärtig, so können wir uns auch in dem Wunsche einen, daß dem allgemeinen Wahlrecht in Österreich der Weg, seine innere Berechtigung zu erweisen, freigegeben und nach Kräften geebnet werde. Der Nachweis dieser inneren Berechtigung aber ist ihm, wenn es dauernd in Kraft bleiben soll, nicht zu ersparen. Dieser Nachweis aber kann nur allmählich erbracht werden. Denn er setzt eine gründliche Erweiterung und Vertiefung der allgemeinen Volksbildung voraus. Gelingen aber kann er nur dann, wenn die Wirkungen des allgemeinen Wahlrechts auf dem seinem berechtigten Einfluß vorbehaltenen Gebiet sich voll und unverschleiert zur Geltung bringen. So allein läßt sich aus den eigenen Fehlern lernen. Daher heißt es den Nachweis von der inneren Berechtigung des allgemeinen Wahlrechts absichtlich ausschließen oder erschweren, wenn man die Grenzen seines Geltungsgebietes nicht im Hinblick auf seine Entstehung und praktischen Möglichkeiten, sondern etwa nach dem gegenwärtigen Zuschnitt der Verfassungseinrichtungen bei den demokratischen Westmächten zieht. Der natürliche Wirkungsbereich des aus dem neuen Wahlrecht hervorgegangenen Reichsrates ist der der Gesetzgebung, und zwar einer solchen, der ein der Willensmeinung des Parlaments, soweit die Verantwortlichkeit vor der Krone und dem eigenen Gewissen dies zuläßt, Rechnung tragendes Ministerium das Ziel erläutert und die Mittel weist. Ist das Ministerium aber nichts anderes als ein aus parlamentarischen Ministern zusammengesetztes exekutives Organ des Abgeordnetenhauses

selbst, so ist bei unseren derzeit noch völlig ungelösten politischen und nationalen Problemen eine von zwei Alternativen, die beide gleich weit ab von den Wünschen der Anhänger des allgemeinen Wahlrechts und einer demokratischen Entwicklung überhaupt liegen, unvermeidlich. Entweder die ministeriellen Vertrauensmänner erweisen sich wirklich als die verlässlichen Mandatäre der parlamentarischen Parteien — dann werden die im Parlament zeitweilig unvermeidlichen Krisen sich in das Ministerium selbst verpflanzen und jedes einheitliche Vorgehen desselben lähmen. Dabei kann es leicht geschehen, daß unter den durch eine verfehlte politische Praxis hervorgerufenen Verwicklungen das Prinzip des allgemeinen Wahlrechts selbst, auf das jene Praxis sich stützt, ernstlichen Abbruch erleidet. Oder — die parlamentarischen Minister verschließen sich nicht den Anforderungen des Staatsinteresses, den Rücksichten der ministeriellen Solidarität. In diesem Falle laufen sie stets Gefahr, bei ihren eigenen Parteien in Mißkredit zu fallen. Gerade hierin ist die Geschichte der dem Kabinett Taaffe folgenden kurzlebigen Ministerien der neunziger Jahre ungemein lehrreich und nichts berechtigt zu der Vermutung, daß die Bereitwilligkeit portefeuillustiger Parteigenossen, ihre bisherigen Vertrauensmänner im Kabinett zu Verrätern an ihrer Sache zu stempeln, geringer sein würde, als sie damals war. Einer solchen Gefahr können die parlamentarischen Minister nur dadurch entgehen, daß es ihnen gelingt, ihre Partei im Falle eines solchen Konflikts zur Zurückstellung ihrer Grundsätze und damit zu einer Gefolgschaft zu bringen, die diese Partei einem nicht aus ihrem Schoße hervorgegangenen Minister versagen könnte und versagen würde. Gerade dieser keineswegs unwahrscheinliche, auch in den Annalen des Kurienparlaments wiederholt verzeichnete Fall macht am deutlichsten klar, wie das Parlament dadurch, daß es nach einem durch die Macht der Tatsachen ihm derzeit noch verschlossenen Gebiete greift, sich um die Möglichkeit freier Betätigung auf dem ihm zustehenden Wirkungskreis bringt.

Aber nicht nur vom Standpunkt parlamentarischer Taktik, auch von dem der staatlichen Verwaltung selbst kann die Frage nach der inneren Berechtigung parlamentarischer Ministerien nicht bejaht werden. Auch von diesem Standpunkt aus wird es leicht nachzuweisen sein, daß diejenigen, die den parlamentarischen Einfluß direkt und unmittelbar auf das Gebiet der staatlichen Administration ausdehnen wollen, sich dabei nur allzu leicht in das eigene Fleisch schneiden. Die parlamentarischen Parteien streben die Berufung ihrer führenden Mitglieder in das Kabinett nicht bloß deshalb an, um mit der Krone in Fühlung zu treten und von der Ministerbank aus auf den Gang der Gesetzgebung Einfluß zu gewinnen, sondern vor allem auch zu dem Zweck, um auf dem Gebiet der staatlichen Verwaltung, soweit dies der Wirkungs- und Pflichtenkreis eines Ressortchefs erlaubt, die Grundsätze ihrer Parteipolitik zur Geltung zu bringen. Die erste Forderung nun, die an einen Ressortchef gestellt werden muß, ist, daß er neben der zum Verständnis und zur Lösung der in sein Ressort fallenden großen Fragen erforderlichen Unbefangenheit des Urteils auch die dazu nötige Sachkenntnis und fachliche Schulung besitze, ohne welche er von seinen Untergebenen stets abhängig bleibt, mit einem Worte, daß er sein Ressort wirklich beherrsche. Bei wie wenigen Mitgliedern des neuen Abgeordnetenhauses wäre dies indessen der Fall! In dem alten Kurienparlament war der Wettbewerb um einen Ministerposten oft gewiß intensiv, aber er vollzog sich inner-

halb eines verhältnismäßig kleinen Kreises umfassend gebildeter und größtenteils auch praktisch erfahrener Männer, welche die Arbeit vieler Jahre, in nicht seltenen Fällen die eines ganzen Lebens in den Dienst ihres Strebens, auf einem hohen Verwaltungsposten zu wirken, gestellt hatten. In dem heutigen Volkshaus fällt diese Schranke hinweg. Unter den 516 Abgeordneten, zum mindesten unter den mehreren hundert Angehörigen der großen Parteien ist seit der letzten Rekonstruktion des Ministeriums keiner mehr, der nicht Minister werden könnte oder nicht glauben sollte, es werden zu können. Dies aber bedeutet eine große Gefahr. Vielleicht wird in künftigen Zeiten einmal der Parlamentarismus so eingewurzelt, die allgemeine Volksbildung und politische Bildung weit genug vorgeschritten sein, um wirklich die jeweils tüchtigsten Männer zu Trägern des öffentlichen Vertrauens und damit zu parlamentarischen Führern zu machen. Der Weg dahin aber ist noch sehr weit. Heute sind die von großen Wählermassen entsandten Vertrauensmänner der Sphäre des rohen politischen und nationalen Kampfes keineswegs genügend entrückt, um zu einer, wenn nicht einverständlichen, so doch sachlichen und ernststen Beurteilung großer sozialer und kultureller Fragen zu schreiten. Als Leiter eines großen, geschulten Beamtenkörpers laufen solche Männer Gefahr, hilflose Dilettanten auf ihren Posten, ein bloßer Spielball in der Hand der ihnen unterstellten Beamten zu werden. Hiermit ist der angestrebten parlamentarischen Prärogative gewiß am allerwenigsten gedient.

Indessen erscheinen mit einem solchen Ergebnis die Nachteile, welche eine so schwere Verkenntnis geschichtlich gewordener Verhältnisse und der Macht realer Tatsachen mit sich bringt, in keiner Weise erschöpft. Der Fall, daß ein sachunkundiger Minister in Abhängigkeit von seinem geschulten Beamtenkörper gerät, mag vom Standpunkte seines persönlichen Ansehens, sowie von jenem des durch ihn zur Geltung zu bringenden parlamentarischen Einflusses beklagenswert sein. Vom Standpunkte der öffentlichen Interessen aus ist der Schaden oft noch geringer, als wenn das Bewußtsein eigener Unzulänglichkeit den Ressortchef zu Mißtrauen in seine Umgebung, zur Durchkreuzung oder maßlosen Verzögerung der von seinen sachkundigen Beratern empfohlenen Maßnahmen, zu eigenwilligem Festhalten an verkehrten eigenen Absichten verleitet. Die Forderung, die von allen Anhängern demokratischen Fortschritts und einer lebensvollen Entwicklung unserer Verfassungseinrichtungen an die Bureaukratie gestellt wird, ist die, daß sie sich in der Auffassung ihres Berufes und damit in ihrer gesamten Betätigung verjünge, sich weniger als Vormund und Obrigkeit und immer mehr als ein der Volksgesamtheit dienender Teil empfinden lerne. In notwendigem inneren Zusammenhang damit steht jenes andere ideale Verlangen, daß innerhalb der Bureaukratie jeder dorthin und möglichst rasch dorthin gelange, wo er am besten zu wirken in der Lage sei. Die im Wesen des bureaukratischen Mechanismus selbst begründeten, der Erfüllung eines solchen Verlangens entgegenstehenden Schwierigkeiten sind groß und bekannt genug. Immerhin ist es die Hoffnung nach ihrer tunlichsten Ausschaltung und Überwindung, welche den hauptsächlichsten Ansporn für den Ehrgeiz gerade der tüchtigsten und begabtesten Staatsbeamten bildet. Heißt es da nicht diese Hoffnung und zugleich mit ihr die lebensvolle Entwicklung der Bureaukratie von vornherein vereiteln, wenn jene obersten Stellen der Beamtenhierarchie, die Ministerposten, mit Männern besetzt werden, die ihr Amt nicht der erwiesenen eigenen Tüchtigkeit, sondern der Werbekraft eines Partei-

programms und kluger politischer Taktik verdanken, denen es an der zur Leitung ihres Ressorts und zur Würdigung besonderen Verdienstes erforderlichen Sach- und Personenkenntnis häufig gebricht! Die Klagen über die bloß routinemäßige Behandlung ihrer Geschäfte durch so viele Mitglieder der Bureaukratie, über das Lebensfremde ihrer Berufsauffassung und Tätigkeit erheischen dringende Abhilfe. Aber noch ärger als dies Übel könnte sich die Arznei erweisen, wenn sie darin bestehen soll, durch Männer, die das Vertrauen der Reichsratswähler zu ihrem schweren Amt allein nicht zu legitimieren vermag, die Verwaltung zu verwirren und die Arbeitskraft hochstehender und tüchtiger Beamten zu keinem fruchtbareren Zweck zu verwenden, als die mangelnde Sachkenntnis ihres Chefs nach außen hin möglichst wenig in die Erscheinung treten zu lassen.

Damit soll in keiner Weise behauptet werden, daß ein reines Beamtenministerium unter allen Umständen die einzig richtige Lösung wäre. Der parlamentarische Einschlag durch die sogenannten Landsmannminister z. B. läßt sich um so eher verteidigen, als dadurch eine engere Fühlungnahme der Regierung mit dem Abgeordnetenhaus ohne besondere Gefährdung der staatlichen Verwaltung herbeigeführt wird. Auch entbehrt das öffentliche Leben in Österreich ja noch nicht völlig solcher Persönlichkeiten, deren parlamentarischer Wirksamkeit eine gründliche Schulung im öffentlichen Dienste vorausging und denen daher, sofern sie die nötige Befähigung besitzen, auch die Leitung eines Ressorts anvertraut werden kann. Überhaupt läßt sich in Österreich weniger als in irgend einem anderen Staate eine verfassungsrechtliche Theorie zur reinen Durchführung bringen. Die vorstehenden Ausführungen haben demnach ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie zum Nachdenken darüber angeregt haben, wie es auch in der Folge möglich sein wird, die durch die Gewährung des allgemeinen Wahlrechts eingeleitete innerpolitische Entwicklung ohne Beeinträchtigung der großen Aufgaben der Staatsverwaltung nicht mit irgendwelcher verfassungsrechtlichen Theorie, sondern mit den ihrer endgültigen Lösung noch harrenden nationalen und sozialen Problemen, sowie mit dem Stande der allgemeinen Volksbildung in Einklang zu bringen.

Das makedonische Problem.

Von * * *

Die Reformation in Makedonien ist scheinbar auf einen toten Punkt geraten. Schleppend war ihr Gang wohl immer. Galt es doch nicht nur die allbekannte türkische Taktik um Zeitgewinn zu besiegen, die sich insbesondere in einem noch nicht überwundenen Widerstande der Türkei gegen den sie angeblich bedrohenden Eingriff in ihr souveränes Justizhoheitsrecht versteifte, sondern es handelte sich auch darum, in jeder Phase die volle Einigkeit der Großmächte darzutun und endlich die Unterströmungen einzudämmen, die fortgesetzt Einbrüche aus den kleinen Balkanstaaten anzukünden schienen. Die türkische Resistenz also ist es nicht allein, welche die Bedenkllichkeit der Lage bedingt.

In den am makedonischen Problem interessierten Balkanländern — und als interessiert wollen sie alle gelten, Bulgarien, Serbien, Rumänien und Griechenland — werden Bestrebungen laut, welche ganz geeignet sind, einige Sorge bei den um

die Pazifizierung Makedoniens sich bemühenden Mächten auszulösen. Bisher gaben sich die besonnenen politischen Kreise aller dieser Kleinstaaten wenigstens den Anschein, das Reformwerk als ein Reservat der Großmächte zu betrachten. Von der Bandentätigkeit abgesehen, die politisch immer überschätzt wurde, insofern diesen Invasionen die Befähigung zugemutet worden war, die Revolution nach Makedonien zu tragen, indes sie — auch im Konzept ihrer Anreger — höchstens dazu dienen konnten, fallweise „Anlässe“ zu fremden Eingriffen zu schaffen, verhielten sich die Kleinstaaten abwartend, insofern die Mandatsmächte der Reformation, Rußland und Österreich-Ungarn, in gefestigtem Einvernehmen, am Werke waren. Neuerdings aber machen sich Tendenzen bemerkbar, die vornehmlich im makedonischen Lager Bulgariens auftreten, welche die nationale Empfindsamkeit und Empfänglichkeit in der makedonischen Frage, bedenklich anregen. Und die Erfahrung lehrt, daß die korrekteste Regierung eines Balkanzentrums solchen Anregungen, wenn sie Makedonien betreffen, nur bis zu einem gewissen Grade Einhalt gebieten kann. Ähnliche Emanationen ziehen immer weitere Kreise und reißen endlich auch die korrekte Regierung mit sich fort.

Politische Kreise in Sofia stellen z. B. jetzt ein Programm auf, welches — wenn auch seine Verwirklichung als politische Utopie angesprochen werden muß — schon durch seine Verbreitung in einem heißblütigen Milieu, Zustände schaffen könnte, die ganz unzeitgemäß und unter Bedrohung des Balkanfriedens, einen Teil der makedonischen Frage aufrollen, mindestens aber die Reformgegnerschaft der Türkei noch wesentlich erhöhen könnten. Dieses Programm fußt auf der irrigen Annahme, daß die Balkanentente zwischen Rußland und Österreich-Ungarn in den letzten Zügen liege, nachdem sie ihre Schuldigkeit für Rußland getan, unserer Balkanpolitik während der ostasiatischen Behinderung Rußlands die Hände zu binden, weiters, daß die makedonische Reformation der Großmächte so gut als gescheitert anzusehen sei — und nun als Schlussfolgerung: daß das Ordnermandat beim nächsten Unruhenanlaß in Makedonien an die kleinen Nachbarstaaten übergehen müsse.

Diese allen Träumen und Wünschen der nationalen Expansionspolitiker schmeichelnde Auffassung der Lage wurde zweifellos durch verschiedene Erscheinungen im politischen Verhalten der Großstaaten begünstigt. So hat Rußland gerade jetzt den Balkanvölkern wieder seine Sonderfürsorge zugewendet. Man weiß, wie Balkanlawen diese Liebe zu deuten pflegen. Und tatsächlich sind solche halb provozierte, halb geduldete Auslegungen aus früheren Jahren noch in Erinnerung, die sich nicht gut in den Rahmen des Einvernehmens mit Österreich-Ungarn einzwängen ließen. Auf russischer Seite wird von der Entente nur wenig gesprochen. Der Orient hat einen feinen Spürsinn für solche Nuancen. Die Türkei besitzt z. B. ein sehr empfindliches Sensorium für die subtilsten Differenzen in der Auffassung und Haltung einzelner Staaten im europäischen Konzerte.

Die erwähnten politischen Zirkeln in Sofia muten Rußland zu, daß es nicht abgeneigt sei, einen Teil des makedonischen Mandates an die Kleinstaaten zu übertragen. Im Orientmaße behandelt, nahmen diese Gerüchte gar bald die Gestalt von Militärkonventionen, Integritäts- und Rückendeckungsversicherungen an, welche Rußland angeblich für diesen Fall den Balkanstaaten anbiete, so daß ängstlichere Gemüter durch diesen Rückhalt beruhigt werden konnten. Es ist kaum zu wundern,

daß diese Strömung Anhang fand und findet. Ganz unverfroren sprechen es diese Politiker aus, daß der Zeitpunkt für eine Einnengung der Kleinstaaten in das makedonische Pazifizierungsproblem angebrochen sei. Ein Unruheanlaß jenseits der Riloberge durch Erhöhung der Einfallsbändentätigkeit und Ausgabe einer diesbezüglichen Parole, ausschließlich Gewalttaten an Mohammedanern zu verüben, fällt den Leitungen der Bewegung nicht schwer. Tatsächlich stimmen auch alle Meldungen über die trotz eingetretener Winterszeit wieder aufgenommenen Invasionen dahin überein, daß die Banden jetzt ihre Gewaltakte vornehmlich an türkischen Opfern verüben, um ernstere Unruhen und türkische Repressalien zu provozieren. Selbst die Ermordung der beiden makedonischen Führer Boris Sarafow und Garwanow, die anscheinend im Auftrage eines Konkurrenten um die Leitung der jetzigen Insurgierung erfolgt ist, beweist, daß das bulgarisch-makedonische Lager mobil macht. Boris Sarafow, der sich in den letzten Jahren stark europäisiert, fast verweichlicht hatte und sich gar nicht mehr gern im Bandenkriege exponierte, wohin er das Kanonennutter, die Komitadschiföldlinge entsandte, indes er reichlich aus den Kassen der Komitees schöpfend — nur die Rolle des Generalissimus spielen wollte, sollte im Sinne anderer Führer um keinen Preis jetzt die Leitung in dieser nach ihrer Meinung erfolgverheißenden Kampagne erhalten. Am Balkan verdrängt man aber bekanntlich einen unbequemen Nebenbuhler am einfachsten durch Ermordung.

Es läßt sich auch weiters kaum leugnen, daß die Regierungen der Kleinstaaten in der letzten Zeit wiederholt aus ihrer Abstinenz in der Reformfrage herausgetreten sind oder mindestens Schritte unternommen haben, die leicht als Vorzeichen einer Einnengung gedeutet werden konnten. Dahin gehören förmliche Reformprogramme, die Angabe von nach ihrer Ansicht unerläßlichen Reformen in Antworten, welche nacheinander Bulgarien, Serbien und Griechenland an die Adresse unseres auswärtigen Amtes gerichtet haben. Die bulgarische Sobranje hat sogar in ihrer Adreßdebatte über eine formulierte Aufforderung an die Regierung verhandelt, worin Bulgarien ermächtigt würde, nunmehr aktiv in die Reformation als Ordner einzugreifen.

Schon der leiseste Anschein eines solchen Einbruches der makedonischen Parteiinteressenten in das Reservat der Großmächte mäßte den Widerstand der Türkei ganz bedenklich stärken, wenn nicht gar das ganze Reformwerk in den Augen des Sultans verdächtigen. Gleichzeitig würde schon der Gedanke an die Zulässigkeit einer kleinstaatlichen Einnengung im gegenwärtigen Stadium, das Selbstbekenntnis einer nicht erlittenen Schlappe seitens der Mandatsmächte bedeuten, die geradezu dem Verluste unseres Orientprestiges gleichkäme. Davon kann also keine Rede sein.

Ob die Balkanentente mit Rußland noch so unerschütterte aufrecht steht wie in den Märzregertagen oder nicht, vermag der nicht am Webstuhl der so komplizierten Orientpolitik Stehende kaum zu beurteilen, wenn auch nichts in der Haltung Rußlands zu der Annahme berechtigt, als wolle es der Entente untreu werden.

Aber das ist klar, daß es die dringlichste Aufgabe unserer Orientpolitik ist, am eingeschlagenen Reformkurs festzuhalten, mit sicherer Hand und unbeirrt um Gegenströmungen und Bestrebungen auf das vorgesteckte Pazifizierungsziel zuzusteuern und damit die abenteuerlichen Pläne gewisser kleinstaatlicher Politiker ad absurdum zu führen. Die Justizreform ist an sich schon von tiefeinschneidender Bedeutung für

Makedonien. Nunmehr hängt auch noch die Prestigefrage der Großmächte daran. Und in weiterer Folge — möglicherweise geradezu die Erhaltung des Friedens im östlichen Wetterwinkel Europas.

In diesem entscheidenden Momente, da sich utopistische Kombinationen der Kleinen an das Friedenswerk der Großen heranwagen, muß jedes legitime Mittel angewendet werden, um die Verschleppungstaktik der Pforte zu durchkreuzen.

Wenn nun auch zweifellos die volle, keine differenzierenden Auslegungen zulassende Einigkeit der Mächte als das wirksamste Mittel zur Erreichung dieses Zweckes angesehen werden muß, besitzt unsere auswärtige Politik noch die Erwartung, vielleicht sogar den Anspruch auf die wertvolle Unterstützung Deutschlands in der Reformfrage. Berlin übt immer noch einen mächtigen Einfluß in Konstantinopel aus. Die auch von deutscher Seite oft bekrittelte Liebe, welche die deutsche Politik unter Wilhelm II. für die türkische Sache aufgewendet, hat bekanntlich zu einem Verhältnisse geführt, welches sich deutscherseits in wirtschaftliche Werte, auf türkischer Seite in das Gefühl einer politischen Rückendeckung umgesetzt hat. Eben dadurch ist Deutschland in der Lage, durch ernsten Nachdruck, das Jünglein an der Wage bei Verwirklichung der Justizreform zu spielen.

Dieser Appell an die deutsche Unterstützung findet wertvolle Anhaltspunkte in den Äußerungen, die Reichskanzler Fürst Bälou am 29. November 1907 im Reichstage über die Reform der Justizverhältnisse in den makedonischen Vilajets getan hat. „Wir haben“, sagte Bälou, „dieses Projekt mit demjenigen Wohlwollen aufgenommen, mit dem wir alle Vorschläge der beiden Ententemächte aufnehmen, die auf die Herstellung von Ruhe und Frieden in den makedonischen Vilajets und auf die Konsolidierung der dortigen Verhältnisse gerichtet sind. Wir haben es auch mit Befriedigung begrüßt, daß der Sultan die Notwendigkeit und Dringlichkeit von Reformen in den Justizverhältnissen der makedonischen Vilajets anerkannt hat. Auf sein Geheiß ist ein Gegenprojekt ausgearbeitet worden, das in manchen Punkten den Wünschen der Ententemächte entgegenkommt.“

Weiters: „Die Frage der makedonischen Reformen gehört zu einem Komplex von Fragen, in denen wir den Ententemächten in den Verhandlungen mit der Pforte den Vortritt lassen. Soweit aber die Einwirkung unsererseits zu einer Verständigung beitragen kann, werden wir auch in Zukunft es an unserer Mithilfe nicht fehlen lassen.“ Ohne an der Loyalität der Worte des deutschen Reichskanzlers auch nur im geringsten zweifeln zu wollen, bricht doch zwischen diesen Erklärungen eine kleine, aber nicht unwesentliche Differenz in der Auffassung der Reformdurchführung durch. Die deutsche Meinung legt das Gewicht auf das Moment, Reformen zu erlassen, zu dekretieren, einzuführen, indes die Ententemächte auf Grund der Erfahrungen, wie es in der Türkei um die Exekutive steht, den Schwerpunkt auf die Kontrolle der praktischen Ausführung der Reformen zu verlegen scheinen. Der deutschen Auffassung würde daher ein Gegenprojekt des Sultans, welches annähernd in der eigentlichen Materie also legislatio dem Reformentwurfe der Mächte gleichkäme, genügen, indes der Ententewille weitergeht und die Praxis überwachen will. Wer die Türkei kennt, weiß ja zur Genüge, wie dort die weisesten, modernsten Gesetze und Verfügungen ausgearbeitet und erlassen werden und in welcher jammervoller Weise sie dann zur Anwendung

kommen. Es bedarf z. B. nur eines Hinweises auf die mit Hilfe der erstlassigen deutschen Armeeeinstruktoren in Konstantinopel ausgearbeiteten organisatorischen und Mobilmachungsreformen für das türkische Heer und auf die tatsächliche Mobilisierungspraxis, wie sie bei Ausbruch des Krieges mit Griechenland geübt wurde! Eine Reform ohne Kontrolle wäre demnach sicher ein Schlag ins Wasser.

An der prinzipiellen Mithilfe des deutschen Einflusses in Konstantinopel wird es gewiß nach den Äußerungen Bülow's und dem Verhalten des deutschen Botschafters Freiherrn v. Marschall, der erst jüngst gelegentlich der Rückreise auf seinen Posten mit dem Leiter unserer auswärtigen Politik eingehende Beratungen pflog, nicht fehlen. Da aber Zeit und Mühe, die aufgewendet werden müssen, um den Widerstand der Türkei zu überwinden, die Auffassung der unruhigen Kleinstaaten bekräftigt und damit auch immer wieder das Reformwerk in den Augen des Sultans verdächtig, wäre ein Mehr an Nachdruck durch aufklärende Einwirkung des deutschen Einflusses auf den Sultan von großer Bedeutung. Für den politischen Laien mag da unwillkürlich der Gedanke an den Gegendienst lebendig werden, der deutscherseits unserer Politik für ihre Dienste in Algieras in Aussicht gestellt wurde.

So viel aber steht unverrückbar fest, der Reformernst der Ententemächte kann und darf auch nicht den Schatten eines Anscheines zulassen, als könnten die kleinen Balkanstaaten ihre Sonderabsichten durch unberufene Einnengung unter dem Reform- oder Pazifizierungstitel verfolgen.

Was können uns große Denker sein?

Von Rudolf Eucken.

In unserem Verhältnis zu den großen Denkern liegt ein schwereres Problem, als uns gegenwärtig zu sein pflegt. Gewöhnlich nennen wir Denker und Dichter in einem Atem und glauben zu ihnen in gleicher Weise zu stehen. In Wahrheit waltet hier ein beträchtlicher Unterschied. Im Reich des Schönen läßt sich recht wohl Verschiedenes, ja Entgegengesetztes mit gleicher Liebe umfassen, die Hingebung an das eine braucht die an das andere nicht zu verhindern oder auch nur zu stören. Die Wahrheit dagegen ist unduldsam, die eine Antwort scheint alle anderen auszuschließen, der eine Denker die anderen zu widerlegen. Dazu kommt, daß wir uns einem Denker nicht zu nähern vermögen, ohne über ihn ein Urteil zu bilden, ohne über sein Recht oder Unrecht zu befinden; solches Urteilen aber bemißt sich nach den Überzeugungen, die wir an die Betrachtung heranbringen; so scheinen wir bei aller vermeintlichen Erweiterung im Grunde bei uns selbst zu verbleiben und in der Fülle des Empfangens nur unsere eigene Art zu bestärken.

Das ist in der Tat ein schweres Problem, ja es müßte als völlig unlösbar gelten, wäre die Philosophie lediglich auf die Meinung der bloßen Individuen gestellt und wäre ihre Geschichte nichts anderes als eine regellose Folge derartiger Meinungen, als eine wechselnde Zurechtlegung der Wirklichkeit nach Art und Temperament des Individuums. Daß in Wahrheit hier mehr vorliegt und mehr vorgeht, das können uns eben die großen Denker lehren; mit der Anerkennung dieses Mehr wird sich aber auch das Verhältnis zu ihnen klären und freundlicher

gestalten. Die großen Denker zeigen in voller Deutlichkeit die Überlegenheit der Philosophie gegen das Alltagsleben, sowohl in der Art des Denkens als in der es durchwaltenden Gesinnung erfolgt eine energische Hinaushebung über den Durchschnittsstand und das Durchschnittsverfahren. Bei diesem wird das Denken von starren Voraussetzungen beherrscht, den Rahmen der Wirklichkeit, worin es sich findet, nimmt es als etwas Selbstverständliches hin, seiner Hauptrichtung fühlt es sich völlig sicher, nicht weil es sie selbst geprüft hat, sondern weil es sie um sich in Geltung findet. So bleibt hier das Denken durchaus im Stande der Gebundenheit und fühlt gar nicht die Unsicherheit des Bodens, auf dem es steht. Die Befreiung von solcher Gebundenheit ist eine Hauptleistung der großen Denker; indem in ihnen das Denken eine volle Selbständigkeit und eine volle Ursprünglichkeit gewinnt, eröffnet sich eine neue Art des Lebens und ergeben sich neue Ziele und Maße, die an dem vorgefundenen Stande eine scharfe Kritik üben müssen. Eine kräftigere Durchleuchtung des menschlichen Daseins läßt ersehen, wie viele Probleme auch das enthält, was als sicher und unantastbar gilt; indem die Arbeit sich zurückverlegt und alles von innen her aufhellen möchte, gelangt vollauf zur Anerkennung, was unser Leben an Rätselhaftem und Geheimnisvollem in sich birgt, ja wie es als Ganzes ein tiefes Geheimnis ist. Nichts kann eine flache Aufklärung gründlicher verschrecken als eine solche Erkenntnis. Bacons Wort, daß die Philosophie bei flüchtigem Kosen von Gott abführe, bei tieferem Schöpfen zu ihm zurückführe, läßt sich dahin erweitern, daß überhaupt die Philosophie mit ihrer Erhöhung der intellektuellen Regsamkeit zunächst das Selbstbewußtsein des Individuums steigert und es vornehmlich zum Widerspruch reizt, daß sie aber, weitergeführt und in die Verwicklung ihrer Arbeit begleitet, den Sinn für die Tiefen der Wirklichkeit erschließt und gegenüber der Unendlichkeit der Aufgaben das Gefühl der Ehrfurcht erweckt. Bekannt ist die Äußerung Platons, daß die Philosophie aus dem Staunen entspringe; dies Staunen aber ist es, was die großen Denker miteinander anregen und wodurch sie uns in ein neues Verhältnis zur Wirklichkeit bringen. Was Goethe vom künstlerischen Schaffen sagt, das gilt auch von der Philosophie: „Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Weg in das innere Heiligtum!“ Ohne ein Sehen der Probleme gibt es keine echte Philosophie.

Auch in der Gesinnung, welche die Forschung beherrscht, geht von den großen Denkern eine Kraft der Erhöhung und Veredlung aus. Im Streben, sich über sich selbst und sein Leben zu orientieren, ist der Mensch geneigt, die Fragen in den Vordergrund zu stellen, welche direkt sein eigenes Wohl und Wehe betreffen; er möchte wissen, wie sich ihm das Leben möglichst glatt und glücklich zurechtlegt, wissen, was aus ihm in aller Zukunft wird usw.; gegenüber den Fragen des eigenen Ergehens sinkt ihm alles andere zur Gleichgültigkeit herab. Gewiß lassen sich jene Fragen des menschlichen Wohls nicht ausschalten, auch die großen Denker müssen sich schließlich mit ihnen auseinandersetzen. Aber im innersten Wesen enthält ihre Forschung eine Befreiung vom bloßen Menschen und seinen Zwecken, sie vermag eine innere Läuterung zu vollziehen, indem sie uns in die Sache versetzt und über ihrer Entwicklung das eigene Ergehen zurückstellen, ja vergessen läßt, indem sie uns mit der Weite und Wahrheit der Dinge beschäftigt und

uns der Unendlichkeit des Alls verbindet. Das alles hebt unser Leben aus dem engen und dumpfen Kreise kleinemenschlichen Getriebes in eine wesentlich reinere Atmosphäre. Diese ist nicht einzelnen Individuen vorbehalten, das Leben verflacht und verödet überall, wo eine Befreiung vom bloßen Menschen fehlt.

Das alles ist eine gemeinsame Wirkung der großen Denker, es geht ihren Unterschieden voran. Die nähere Gestaltung der Arbeit treibt freilich diese Unterschiede hervor und zwingt, so scheint es, zu einer Wahl und Entscheidung. Aber selbst hier ist die Sache bei den führenden Geistern nicht so einfach auf ein Entweder — oder gestellt, wie oft angenommen wird. Denn auf dieser Höhe geht die Aufgabe nicht sowohl dahin, daß lediglich eine allen gemeinsam vor Augen liegende Wirklichkeit möglichst zutreffend gedeutet wird, sondern der Inhalt der Wirklichkeit selbst steht in Frage und um ihn wird gekämpft. Die verschiedenen Denker erwählen dabei verschiedene Ausgangspunkte, sie verfolgen verschiedene Richtungen, sie vollziehen eigentümliche Synthesen und Abstufungen der unendlichen Mannigfaltigkeit. Das alles aber können sie nur, sofern sie nicht bloß reflektierende, sondern schaffende Geister sind; als solche haben sie eine eigentümliche Art des Lebensprozesses, ein eigentümliches Gewebe der Seele. Das ist es, was sie verschiedene Seiten des Alls hervortreten läßt, ja was sie zu Entdeckern und Weiterbildnern macht. Wohl müssen die verschiedenen Leistungen, die mannigfachen Gestaltungen des Lebens und Durchblicke der Wirklichkeit sich in einem weiteren Lebensraume auseinandersetzen, sie lassen sich unmöglich einfach zusammenschieben. Aber so gewiß die Wendung zu einer fertigen Formulierung die Überzeugungen miteinander zu kämpfen zwingt, bei den inneren Bewegungen und Belebungen des Grundes kann ganz wohl das eine das andere ergänzen, und kann jedes in seiner Weise den geistigen Besitz der Menschheit vermehren, jedes uns Wahrheit eröffnen.

Gewiß kann niemand zugleich Platoniker und Aristoteliker sein. Aber ganz wohl kann der Anhänger Platons anerkennen, daß die kräftigere Richtung des Aristoteles auf die Welt der Erfahrung die platonische Ideenwelt in wertvoller Weise ergänzt, und umgekehrt braucht der Aristoteliker nicht zu leugnen, daß die geistige Durchdringung der Wirklichkeit, die er an Aristoteles schätzt, zur notwendigen Voraussetzung den kühnen Gedankenflug Platons hatte. Der logische Optimismus Hegels und der ethische Pessimismus Schopenhauers gehen nicht unmittelbar zusammen, aber man kann in beiden Wahrheitselemente erkennen und diese zueinander in Beziehung setzen. Wir müssen nur davon durchdrungen sein, daß das Denken auf seiner Höhe nicht ein bloßes Abbilden, sondern ein Bilden und Vordringen ist; damit eröffnet sich ihm eine unermessliche Aufgabe, die das Ganze der Menschheit angeht. Von solcher Aufgabe aus erscheinen die Denker nicht mehr als unversöhnliche Gegner, sondern als Mitarbeiter am Werke der Erringung der Wahrheit, am Aufbau einer selbständigen Gedankenwelt im Bereiche der Menschheit. Je mehr die Arbeit an diesem Werke fortschreitet, desto mehr Verwicklungen erscheinen, desto stärker wachsen die Probleme, desto ferner rückt eine glatte Lösung. Aber in solcher Bewegung gewinnt das Leben an Weite, Tiefe und Kraft; schon das zeigt zur Genüge, daß hier keineswegs alles Meinung und Einbildung der bloßen Individuen ist, daß vielmehr innere Notwendigkeiten dabei walten und den Menschen über den Anfangsstand hinausführen. Die großen Denker aber stellen

uns diese Notwendigkeiten besonders deutlich vor Augen, so können sie inmitten des Kampfes uns mit freudiger Zuversicht erfüllen, so können sie auch in ihrer Verschiedenheit uns wertvoll sein.

Das alles enthält bestimmte Forderungen für die Behandlung der Denker; wie könnten sie uns etwas sein, wenn wir uns durch eigene Schuld ihrer Wirkung verschließen? Wir tun das aber, wenn wir in rohstofflichem Interesse über dem Was das Wie vollständig vergessen, wenn wir die Art ihrer Arbeit, die besondere Weise, wie sie sehen, zerlegen, verbinden, als ein gleichgültiges Mittel behandeln; wir tun es, wenn wir nicht zu der inneren Bewegung vordringen, die das Ganze beseelt, sondern uns lediglich an die Ergebnisse halten und deren Wert nach dem bemessen, was wir selbst als unsere Meinung oder Hoffnung heranbringen. Wer die Denker in schulmeisterlicher Weise behandelt, ihnen starre Fragen vorlegt und sie nach deren Beantwortung in Lob und Tadel prädiziert, kann nicht wohl von ihnen lernen. Wenn es im Gegenteil not tut, sich ganz und gar in das Streben des anderen zu versenken und seine Notwendigkeiten als eigene mitzuempfinden, so besagt das keineswegs einen Verzicht auf eine eigene Art und Überzeugung. Es gäbe ja überhaupt keinen Gewinn aus dem Verhältnis von Mensch zu Mensch, wenn es nicht möglich wäre, ohne sich selbst zu verlieren, die eigene Art und Ansicht zeitweilig zurückzustellen und dem anderen eine innere Gegenwart zu geben, ihn seine eigentümliche Art mit voller Reinheit entfalten zu lassen. Das allein ergibt eine Wechselwirkung der Seelen, einen fruchtbaren Austausch, eine Weiterbildung des eigenen Denkens und Lebens. Je präziser wir den anderen in seiner eigenen Art erfassen, desto mehr können wir für uns selbst gewinnen; denn es bleibt dabei, daß „Individualität die Individualität hervorruft“.

Ein solches Streben nach einem fruchtbaren Lebensaustausch mit den möglichst aus dem springenden Punkt ihres Schaffens verstandenen Denkern ist sicher hinaus über ihr Subsumieren unter Schlagwörter, ihr Klassifizieren nach Parteinamen, wie es eine niedrige Behandlungsart kennzeichnet. Noch immer gibt es Menschen, welche die Sache erledigt glauben, wenn sie einen Denker glücklich als Idealisten oder Realisten, als Monisten oder Dualisten usw. untergebracht haben, während doch alles auf den näheren Inhalt ankommt, der diesen Formeln von den Individuen gegeben wird. Das Leibnizische Wort, daß die Individualität eine Unendlichkeit einschließt, müßte wohl vor allem dem Denker zugute kommen. Jenes Subsumieren und Klassifizieren verrät nicht nur eine Platttheit des Denkens, sie vornehmlich verschuldet auch den Fanatismus der Sekten und Schulen, von dem die Geschichte der Philosophie so viel Unerfreuliches berichtet.

Auch das können die Denker verlangen, daß wir bei ihnen nicht an erster Stelle auf ein Entdecken von Widersprüchen ausgehen und nach glücklicher Aufstöberung solcher sie endgültig abgetan glauben. Vielleicht verschwindet manches von den vermeintlichen Widersprüchen, wenn wir den Denker nicht von abgelösten Lehren her, sondern von innen heraus verstehen; aber selbst, was dann noch unausgeglichen bleibt, braucht nicht notwendig aus Schwäche oder Verworrenheit des Denkens zu stammen. Jene Aufspürer von Widersprüchen setzen voraus, daß die Wirklichkeit ein System rein logischer Ordnung nicht nur an sich sei, sondern auch uns Menschen als solches sich darstelle; es könnte aber doch sein, daß mehr Ver-

wicklungen, daß große Spannungen und Gegensätze in jener stäken, und dann wäre doch vor allem erforderlich, daß diese Gegensätze mit voller Kraft und Klarheit herausgearbeitet, nicht von vornherein abgeschwächt würden. Die großen Denker pflegen nicht die glatteiten zu sein, und wer vor allem auf einen bequemen Abschluß bedacht ist, der sollte die Philosophie beiseite lassen. Das heißt nicht, daß wir uns den Widersprüchen wehrlos ergeben sollen, wir müssen den Kampf dagegen aufnehmen und ihn mit allem Eifer führen. Aber die Sache tritt in ein anderes Licht, wenn wir hier ein Problem der Menschheit anerkennen, nicht alles auf elementare Fehler der Individuen schieben.

So ist unser Verhältnis zu den großen Denkern voller Schwierigkeit und voller Gefahren; wir werden ihnen immer nur annähernd gewachsen sein. Aber so weit wir es sind und so weit es gelingt, zu den Denkern ein inneres Verhältnis zu finden und bei ihnen zu den Tatsachen und den Bewegungen vorzudringen, die über die Gestaltung des menschlichen Lebens entscheiden, so weit wir mit ihrer Hilfe von dem Alltagsleben und der Durchschnittsmeinung zu einer neuen Denkweise und Gesinnung emporsteigen, werden wir sie auch in ihrer Mannigfaltigkeit als Führer und Förderer freudig begrüßen. Es mag gestattet sein, das, was sich von solcher Beschäftigung erwarten läßt, mit den Schlußworten zur Einleitung meiner „Lebensanschauungen der großen Denker“ auszusprechen. „Aus der Arbeit jener Männer spricht zu uns mit hinreißender Gewalt ein starkes Verlangen nach Wahrheit und Glück; aber zugleich haben die reifen Werke, zu denen sich dies Verlangen geklärt hat, eine zauberische Kraft der Beruhigung und der Befestigung; auch eine Abweichung der eigenen Überzeugung vermindert nicht die Freude an der siegreichen Macht ursprünglichen Schaffens und der durchdringenden Klarheit lichtvollen Gestaltens. Mit jenen großen Geistern fährt uns das Reich der Bildung unablässig zusammen, unsere Arbeit ist ihnen durch tausend Fäden verwoben. Aber bei aller Beschäftigung bleiben sie uns oft in dem Ganzen ihres Wesens fremd, es fehlt ein warmes persönliches Verhältnis; die Göttergestalten des Pantheon, in das wir nur von draußen her blicken, verlassen nicht ihr erhabenes Piedestal, um unsere Mühen und Sorgen zu teilen; auch scheinen sie untereinander durch keine Gemeinschaft des Wirkens verbunden. Mit der Wendung zum Kern ihres Schaffens, mit dem Vordringen zu der seelischen Tiefe, wo ihnen die Arbeit zur Entfaltung und Behauptung des eigenen Wesens wird, muß sich das ändern; die kalten Gestalten gewinnen Leben und beginnen zu uns zu reden, ihr Schaffen zeigt sich von denselben Fragen bewegt, an denen unser Wohl oder Wehe hängt. Zugleich erscheint ein innerer Zusammenhang der Helden, sie alle erweisen sich als Arbeiter an einem gemeinsamen Werke: dem Aufbau einer geistigen Welt im Bereich des Menschen, dem Kampf um eine Seele und eine Vernunft unseres Daseins. So können nun alle Scheidewände fallen, wir aber in jenes Pantheon eintreten als in unsere eigene Welt, unser geistiges Heim.“

Ein Jubiläumswerk zum Schutz der ersten Kindheit.

Von Hofrat Dr. Theodor Escherich.

Die Völker Österreichs rüsten sich, im Dezember dieses Jahres das seltene Fest des 60jährigen Regierungsjubiläums ihres geliebten Monarchen zu begehen. Es ist der Wunsch Sr. Majestät, dasselbe nicht durch Festlichkeiten, sondern durch Gründung einer großzügigen Wohltätigkeitsaktion zu feiern. Dieselbe soll nicht einzelnen Orten und Ständen, sondern der Allgemeinheit und dem Reiche in seiner ganzen Ausdehnung zugute kommen, sie soll dem Wohle des Staates dienen und gleichzeitig das Herzensbedürfnis und den Wohltätigkeitsinn der Einzelnen befriedigen. Was könnte diesen Anforderungen, was könnte dem innersten Empfinden und der herrschenden Denkungsart besser entsprechen, als der Schutz der Kindheit, der zarten unerschlossenen Menschenknospe, der Zukunft der Familie wie des Staates!

Das lebhafteste Interesse, das man gerade in den letzten Jahren an dem Schicksale der Kinder genommen, hat gezeigt, welche enorme Lücken in der Organisation der Staatshilfe, sowie der Privatwohltätigkeit auf diesem Gebiete bestehen. Jährlich gehen viele Tausende von Kindern wegen Mangel an Fürsorge zugrunde, noch größer ist die Zahl derer, die körperlich und sittlich verkommen und mit ihren Gebrechen der Gesellschaft zur Last fallen. Wie viele derselben könnten durch rechtzeitiges Eingreifen vor dem Schaden an Leben und Gesundheit bewahrt, zu arbeits- und erwerbsfähigen Menschen herangezogen werden? Allein eine wirkliche auch nur einigermaßen ausreichende Fürsorge für arme Kinder, ja sogar die rechtlichen Vorbedingungen einer solchen sind, wie der kürzlich abgehaltene Kinderschutzkongress gezeigt hat, nicht vorhanden. Fast alles, was auf diesem Gebiete geleistet wurde, entspringt privater Initiative, die einer solchen Aufgabe gegenüber unzureichend ist. Zwar sind zahlreiche Vereine heute tätig, das arme, das kranke, das hungernde, das frierende, das mißhandelte, das beschäftigungslose, das schwachsinnnige, das verbrecherische Kind in ihre schützenden Arme zu nehmen. Aber abgesehen davon, daß all diese Leistungen doch nur einem verschwindend kleinen Teile der Bedürftigen zugute kommen, greift die Hilfsaktion immer erst in einem Zeitpunkte ein, in welchem das Kind bereits an Leib und Seele Schaden genommen hat, in welchem die Wiederherstellung des Verlorenen sehr viel größere Kosten verursacht und in vielen Fällen gar nicht mehr möglich ist.

Die Ursachen und die Quellen des Kinderelends liegen zweifellos tiefer. Sie liegen darin, daß die Familie, die natürliche Pflanz- und Bildungsstätte des Kindes der Aufgabe der Pflege und Erziehung desselben nicht oder nicht mehr gerecht wird. Es soll hier nicht untersucht werden, ob und inwieweit dies eine Folgeerscheinung der modernen Lebensentwicklung ist, aber als sicher können wir annehmen, daß die zunehmende Verarmung großer Bevölkerungsschichten, das Zusammendrängen derselben in Massenquartieren, das Schwinden der staatlichen und kirchlichen Autorität, der unstäte Wechsel der Lebens- und Erwerbsverhältnisse, insbesondere aber die immer mehr überhandnehmende Berufstätigkeit der Frauen eine schwere Schädigung der Familie und damit auch der heranwachsenden Generation bedingt.

Was können wir tun, um den zersetzenden Einfluß des modernen Lebens auf die Familie und dadurch auch auf das Gedeihen der Kinder entgegenzuwirken? Es

ist hier nicht der Ort, auf diese Frage, die tief in das ethische und religiöse Gebiet hinübergreift, einzugehen. Das eine läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß der Mangel an Vorbereitung auf die schwierigen und verantwortungsvollen Aufgaben, welche der Frau in der Ehe harren, die völlige Unkenntnis ihrer Pflichten, der Bedürfnisse des kindlichen Organismus, der primitivsten Regeln der Pflege und Erziehung einerseits, die Unmöglichkeit, sich in diesen Fragen einen sachverständigen Rat zu erholen, anderseits wesentlichen Anteil haben, an dem Mißerfolg in der Aufzucht und Erziehung der Kinder.

Niemand zweifelt daran, daß das Studium der Bedürfnisse, der Ernährung, der Lebensführung des Kindes, sowie die Art seiner seelischen Beeinflussung, seiner Erziehung und Beschäftigung zu den wichtigsten, aber auch zu den schwierigsten wissenschaftlichen Problemen gehört. Hochentwickelte Wissenszweige, wie die Kinderheilkunde und die Pädagogik, widmen sich diesem Studium und zahllose gelehrte Männer und Frauen sind in diesem Berufe tätig. Aber all diese Leistungen kommen dem Kinde erst in dem Augenblick zugute, in welchem es mit dem Besuch der Schule gleichsam in die Obhut des Staates übertritt. Für das Kind in der Familie ist die Mutter die natürliche und einzige Pflegerin, Lehrerin, Erzieherin, nicht selten auch Arzt und dies in einem Zeitpunkte, in welchem die Pflege viel schwieriger, die Erziehung viel maßgebender ist, als in irgendeiner anderen Periode. Für diese wichtigste Entwicklungszeit des Kindes, für das Kind in der Familie ist bisher weder von öffentlicher noch von privater Seite irgend etwas geschehen, das die Mutter zu dieser schwierigen Aufgabe vorbereiten oder anleiten könnte.

Die Erziehung des Mädchens zur Wirtschaft und Ehe ist bisher fast ausschließlich der Familie überlassen. Das Mädchen erhält vom 13. Jahre ab nach Absolvierung der Volksschule keine andere Vorbereitung für ihren Beruf, als das Beispiel und die Betätigung im elterlichen Hause. Wohl denen, die sich derselben erfreuen! Wie viele aber gibt es, denen diese natürliche Schule fehlt oder denen sie nur als abschreckendes Beispiel dienen kann? Doch selbst, wenn wir von diesen leider nicht so seltenen Fällen absehen, so würde dies doch keineswegs eine über den mütterlichen Unterricht hinausgehende Belehrung überflüssig erscheinen lassen. Für jede Art von beruflicher Tätigkeit, für Landwirtschaft, für Blumenpflege, für Bienenzucht, ja für die einfachsten häuslichen Verrichtungen, wie Kochen, Waschen, Nähen, sind besondere Schulen eingerichtet, in welchen ein systematischer und rationeller Unterricht von eigens dazu angestellten Lehrern gegeben und die von der Wissenschaft gemachten Entdeckungen dem praktischen Leben übermittelt werden. Niemand wird behaupten, daß für die Aufgabe der Pflege, der Ernährung des Kindes ein solcher über die häusliche Routine hinausgehender Unterricht weniger notwendig wäre. Wenn der Versuch eines solchen bisher noch nicht im größeren Ausmaße unternommen worden ist, so liegt dies wohl daran, daß erst die von England ausgehenden University extension, welche in Österreich in den vollstämmlichen Universitätskursen eine glänzende Fortentwicklung erfahren haben, den Weg zeigte, auf welchem eine Beeinflussung breiter Volksschichten durchgeführt werden kann. Es ist dies die unverdrossene systematische, immer wieder von neuem einsetzende Belehrung und der

auf unmittelbare Anschauung gegründete Unterricht. Freilich muß derselbe in einer Form geboten werden, welche den Vorstellungen und Bedürfnissen der Hörer angepaßt und durch Benutzung von aus dem Leben gegriffenen Beispielen und Anwendungen belebt ist.

Wo könnte es ein dem Empfinden und den Bedürfnissen der Bevölkerung näher stehendes und praktisch so verwertbares, für die Familie wie für den Staat so bedeutungsvolles Unterrichtsgebiet geben, als die Pflege des Kindes in der Familie, als die Erziehung des Weibes zur Hausfrau und Mutter? Das nächstliegende und radikalste Mittel zur Durchführung dieser Idee wäre wohl die Einführung des Unterrichtes in Kinderpflege und Erziehung an den öffentlichen Mädchenschulen, eventuell nach Abschluß des Volksschulunterrichtes. Abgesehen von anderen Bedenken würde sich diese ideale Forderung schon deswegen nicht empfehlen, weil dadurch die Durchführung derselben ganz beträchtlich verzögert würde. Es wird sich also zunächst um freiwillige Meldungen, zunächst wohl vorwiegend aus den Kreisen der nicht ganz armen Bevölkerung und des Mittelstandes, handeln. Wir sind dadurch von vornherein sicher, daß die zu unterrichtenden Mädchen und Frauen die notwendige Vorbildung und den guten Willen zum Lernen mitbringen.

Der erste, gleichsam theoretische Teil des Unterrichtes spielt sich in den Mutterschulen ab, die für junge Mütter und reifere, nicht unter 18 Jahre alte Mädchen jeder Gesellschaftsklasse von eigens dazu bestellten Lehrern unentgeltlich abgehalten werden. Dieselben umfassen ärztliche, oder richtiger hygienische, pädagogische und wirtschaftliche Fragen, wie Körperlehre, Ernährung, Pflege, Entwicklung des Kindes, Schutz vor Erkrankungen, Erziehung des gesunden und des abnormalen Kindes, Anleitung zur Beschäftigung und zur körperlichen Ausbildung der Kinder, zum Spielen, zur Unterhaltung, endlich Unterricht in der Zubereitung der Nahrung, in der Herstellung und Reinigung der Wäsche und Kleider der Kinder zc. unter spezieller Berücksichtigung der Lebensverhältnisse der armen Bevölkerung. Daran können sich ungezwungen jedoch in zweiter Linie allgemein wirtschaftliche Kapitel wie Haushaltung, Wirtschaftsrechnung, Prüfung der Nahrungsmittel zc. anschließen. Die durch bessere Wirtschaft erzielten Ersparnisse kommen ja indirekt dem Kinde zugute.

Die Kurse müssen womöglich in den Abendstunden abgehalten und durch ein anregendes Unterrichtsmaterial, praktische Übungen am gesunden und kranken Kinde, Abbildungen, Tafeln, Skioptikonbildern zc. belebt und anregend gemacht werden. Auch ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß dieselben nach Art der Wandervorträge auch abseits von den Kulturzentren auf dem Lande und unter der bäuerlichen Bevölkerung abgehalten werden. Man hat mit dieser Methode auf anderen Gebieten recht befriedigende Resultate erzielt. Es wird dadurch nicht nur die so notwendige Verbesserung der Anschauungen und Gebräuche in der Kinderpflege, sondern auch vielfache Anregung zu selbständigem Denken und Beobachten, zu richtigen hygienischen Vorstellungen und Lebensgewohnheiten, schließlich zu einer allgemeinen Hebung des geistigen Niveaus der Frauen führen, die auf das Familienleben wie die Volkswirtschaft und die Kindererziehung den günstigsten Einfluß haben werden.

Zur Erteilung dieses Unterrichtes ist ein erfahrenes und ärztlich geschultes Lehrpersonal und das unmittelbare Beispiel durch Vorführung dieser Maß-

nahmen an Kindern notwendig. Diesem Zwecke soll das Kinderasyl dienen, welches das notwendige Substrat einer vollständigen Mutterschule bildet. Das Asyl ist als eine Unterkunftsstelle für eine beschränkte Anzahl von Kindern der ersten drei bis vier Lebensjahre gedacht und steht unter der Leitung eines mit der Kinderpflege vertrauten Arztes. Das Hauptgewicht wäre dabei auf den schwierigsten Teil der Kinderpflege, die Pflege der Säuglinge zu legen, die eventuell mit ihrer Mutter aufgenommen werden können. Die Zahl der Betten braucht 20 bis 40 nicht zu überschreiten. In größeren Anstalten kann sich auch eine besondere Abteilung für kranke Kinder anschließen.

Das Bedürfnis nach solchen Anstalten ist ein sehr lebhaftes. In allen größeren Städten Deutschlands und jetzt auch bei uns beginnt man Säuglingsheime zu errichten, um im Falle der Not für diese Kinder, die wegen ihres zarten Alters in den gewöhnlichen Erziehungsanstalten und Spitälern und auch in den überfüllten Findelanstalten nicht aufgenommen werden können, eine Unterkunftsstelle zur Verfügung zu haben. In Ungarn bestehen derzeit acht staatliche Kinderasyle. In Berlin wird gerade jetzt ein Waisenhaus mit 300 Betten ausschließlich für Säuglinge gebaut. Die Kinder bleiben auf Kosten der unterstützungspflichtigen Behörde bis zur Altersgrenze mit Ende des dritten Lebensjahres in der Anstalt. Sie bilden das Lehrmaterial der Schule. Das Pflegepersonal wird zum Teile aus freiwilligen Pflegerinnen bestehen können, die sich für den Beruf der Kinderpflege ausbilden und sich hier in halb oder ganzjähriger Dienstleistung die notwendigen Fachkenntnisse aneignen. Auch auf diesem Wege wird die Kenntnis und die Übung einer rationellen Kinderpflege und Erziehung in wirksamster Weise im Volke verbreitet.

Der praktischen Durchführung der Fürsorge in den Familien dient die Beratungsstelle. Dieselbe hat den Zweck, denjenigen Müttern, welche nicht in der Lage sind privatärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, in allen die Ernährung, die Pflege und Erziehung des gesunden Kindes betreffenden Fragen unentgeltlichen Rat und Belehrung zu erteilen. In zweifelhaften Fällen ist der amtliche Nachweis der Bedürftigkeit zu erbringen.

In der Regel vollzieht sich die Fürsorge in der Weise, daß die Mutter das Kind möglichst bald nach der Geburt, jedenfalls innerhalb der ersten drei Lebenswochen in gesundem Zustande und von da an alle acht bis vierzehn Tage in diese Schutzstelle bringt und dort die notwendige, auf Pflege, Ernährung, Krankheitsverhütung bezüglichen Ratschläge des Arztes entgegennimmt. Die Behandlung schon erkrankter Kinder ist ausgeschlossen und kann höchstens bezüglich der schon vorher in Überwachung stehenden Kinder gestattet werden. Für diese, sowie für die Fürsorge älterer Säuglinge müßten besondere Milchküchen im Anschluß an die Ambulatorien errichtet werden.

Die wesentlichste Aufgabe dieser Beratungsstellen, welche in der einfachsten Form aus einem Warte- und einem Ordinationsraum bestehen, ist die Förderung des Selbststillens durch Belehrung, eventuell auch durch materielle Unterstützung (Stillprämien), armer, insbesondere unverheirateter Mütter. Der Rückgang der Brusternährung infolge der Unkenntnis und falscher Beeinflussung, namentlich aber infolge der zunehmenden Berufsarbeit der Frauen ist die wesentliche Ursache der exzessiven Säuglingssterblichkeit und einer der größten Schäden des sozialen modernen Lebens. Die künstliche oder richtiger gesagt die unnatürliche Ernährung führt zur Entfremdung zwischen

Mutter und Kind, das meist dritten Personen zur Pflege übergeben wird, zu einem schlechten Gedeihen, zur Krankheit und nur zu häufig zum Tode des Kindes und damit zur Auflösung des die Erzeuger einigenden Bandes. Die Sterblichkeit der künstlich genährten Kinder ist etwa zehnmal so groß als die der natürlich ernährten. Die weiteren Folgen der künstlichen Ernährung sind: zunehmende Zahl der illegitimen Geburten, körperliche Degeneration der Rasse, Depopulation und Rückgang der Militärtauglichkeit in den nicht stillenden Bezirken.

Nur da wo das Stillen nicht durchgeführt werden kann, darf die künstliche Ernährung mit Kuhmilch in Frage kommen. Es ist bekannt und vielfach hervorgehoben, daß die schlechte Beschaffenheit der Kuhmilch, insbesondere aber die unzweckmäßige Art der Zubereitung und Verabreichung derselben die Quelle zahlreicher Erkrankungen und speziell der gefürchteten Darmkatarrhe ist, welche die Säuglinge insbesondere in den großen Städten und in den heißen Monaten des Jahres dezimieren. Es ist eine schon allgemein anerkannte Verpflichtung der städtischen Gemeinden, der armen Bevölkerung die Möglichkeit zur Erwerbung einer einwandfreien Milch zur Kinderernährung zu liefern. Es sollten daher in den größeren Städten mit den Beratungsstellen auch Stationen für Milchverteilung und Milchküchen verbunden sein, in welchen die Säuglingsnahrung in trinkfertigen Portionen hergestellt und abgegeben werden kann. Derartige Einrichtungen, sogenannte „gouttes de lait“, existieren bereits an mehreren Orten und entfalten eine anerkannt segensreiche Tätigkeit, so der von der Gemeinde Wien subventionierte Verein Säuglingsschutz.

Eine weitere wichtige Betätigung der Beratungsstelle ist die Ausendung von geschulten Pflegerinnen in die Wohnungen der unterstützungsbedürftigen kinderreichen Familien. Durch diese Hausbesuche soll die Durchführung der vom Arzte getroffenen Bestimmungen kontrolliert und die Mutter in der Pflege des Kindes und Zubereitung der Nahrung unterrichtet werden. Auch gibt es Fälle, in welchen es der Frau unmöglich ist, das Kind in die Schutzstelle zu bringen oder das erkrankte Kind zu pflegen. In diesen Fällen kann durch die Pflegerin für kurze Zeit ausgeholfen werden. Es hat sich gezeigt, daß diese Art der Belehrung der Mütter durch Frauen, die ihrem Empfinden und ihrer Lebensanschauung nahe stehen, eine ganz besonders wirksame ist. Diese Kinderpflegerinnen können auch in den einfachsten Verhältnissen, in den kleinsten Landgemeinden ihre Tätigkeit ausüben in ähnlicher Weise, wie dies schon lange bei den Hebammen der Fall ist. Voraussetzung ist nur, daß sie durch Ärzte ausgebildet und auch in ihrer Tätigkeit andauernd von Ärzten überwacht sind.

Mit diesen Beratungsstellen ließe sich endlich ein Postulat erfüllen, das in anderen Ländern überall durchgeführt und dessen Durchführung auch bei uns längst als notwendig und unabweisbar erkannt ist: nämlich die Überwachung der Kost- und Haltekinder. Die traurige, völlig schutzlose Lage dieser Parias der Gesellschaft, die zu zahllosen unerkannten Mißhandlungen und Tötungen (Engelmacherinnen!) Veranlassung gibt, ist zu bekannt, als daß ich hier darauf einzugehen brauchte. In Frankreich und Ungarn sorgt der Staat, in Deutschland Vereine und besondere Kostkinderärzte für ihren Schutz. Die gesetzliche Zuweisung derselben an die Beratungsstelle und die dadurch gegebene, regelmäßige ärztliche Überwachung würde, ohne daß ein besonderer Aufwand nötig ist, die besten Garantien zu ihrer Sicherstellung bieten. Voraussetzung dafür ist freilich ein Haltekindergesetz, welches die Anmeldung der

Kostfinder und die Konzeffionierung der Pflegeparteien vorschreibt. In dieser Beziehung ist das Land Niederösterreich anderen Kronländern gegenüber im bedauerlichen Rückstand.

Die Organisation des ganzen Werkes in Österreich wäre naturgemäß für jedes Land gesondert durchzuführen. Es ist auf diese Weise möglich, den besonderen örtlichen und nationalen Verhältnissen gebührend Rechnung zu tragen. Mittelpunkt der Landesorganisation ist das in der Landeshauptstadt zu errichtende Asyl, das den Namen „Kaiser Franz Joseph-Kinderasyl“ oder „Jubiläumsasyl“ führen könnte. Noch passender wäre vielleicht bei diesem den Frauen gewidmeten Werke die Bezeichnung „Elisabethwerk“, respektive „Kaiserin Elisabeth-Haus“. Mit diesem ist die Mutterschule und eine Beratungsstelle samt Milchverteilung verbunden. Von hier aus sind auch die Wandervorträge für das Land und die Ausbildung der Pflegerinnen zu organisieren. Je nach Bedarf wird eine Anzahl von Beratungsstellen mit oder ohne Milchküche, sowie geschulte Kinderpflegerinnen über das Land verteilt. Alle Landesanstalten stehen in einem das ganze Reich umfassenden Verband. An der Spitze desselben, gleichsam als Musteranstalt und Mutterhaus, steht die in Wien zu errichtende Zentrale. Dieselbe hat neben ihrer Aufgabe als Landesanstalt zugleich als eine Art von Gesundheitsamt für Kinderpflege und Erziehung zu dienen, im Sinne der von dem Kiuderschutkongreß geforderten Zentrale für Säuglingspflege. An dieser Anstalt sollen außerdem die in den Provinzasylen durchzuführenden Einrichtungen und Methoden praktisch erprobt werden, damit nicht durch unzweckmäßige Versuche Zeit und Geld vergeudet werden. Endlich soll in dieser Anstalt das Lehr- und Pflegepersonal herangebildet werden, das dann den Mutterschulen und den wohlhabenden Bevölkerungstreifen zur Verfügung gestellt wird. Die Nachfrage nach verlässlichen und fachlich vorgebildeten Pflegerinnen ist, wie das Resultat der ersten und einzigen in Österreich bestehenden Schule zeigt, eine überaus große und berechtigte. Es eröffnet sich damit ein neuer Berufsweig, der auch geistig höher gebildeten Mädchen und Frauen Gelegenheit zu einem lohnenden und sicheren Erwerbe bietet. Vielleicht tragen diese Pflegerinnenschulen dazu bei, den vielfach ins Uferlose gehenden Bestrebungen der Frauenemanzipation eine den Fähigkeiten und dem natürlichen Beruf des Weibes entsprechende Richtung zu geben.

Als Vorbild für diese Zentralanstalt könnte das aus Anlaß der 25jährigen Hochzeitfeier des deutschen Kaiserpaares gegründete und demnächst ins Leben tretende „Kaiserin Augusta Viktoria-Haus“ dienen. Es soll darin die wissenschaftliche Erforschung des ganzen Gebietes, insbesondere das Studium der Ernährungsvergänge, der körperlichen und geistigen Entwicklung des Kindes betrieben und alle auf diesem Gebiete gemachten Fortschritte und Entdeckungen, die im Handel befindlichen Nährpräparate u. auf ihren praktischen Wert geprüft werden. Unter anderem wären auch die Bedingungen, unter denen eine für Säuglingsernährung geeignete Milch zu möglichst billigem Preise erzeugt werden kann, sowie die zweckmäßige Art ihrer Behandlung und ihres Transportes genauer zu studieren. Dazu bedarf es erstklassiger wissenschaftlicher Hilfskräfte und gut eingerichteter und dotierter Laboratorien neben einem genügenden Beobachtungsmaterial an Kindern, auch eines Musterstalles und eines kleinen landwirtschaftlichen Betriebes. Es wäre ferner ein Museum, sowie eine ständige Ausstellung, in welcher alle auf die Kinderpflege und Erziehung bezüglichen Erzeugnisse vorgeführt werden, vorzusehen. Es würde dadurch das Publikum vor der gerade auf

diesem Gebiete geübten Anpreisung wertloser Präparate geschützt und der Industrie Anregung zu neuen Problemen geboten werden.

Es ist kaum möglich, einen Überschlagn für das gesamte finanzielle Erfordernis dieser Organisation zu machen. Es hängt dies zu sehr von dem Ausmaße ab, in welchem dieselbe in Angriff genommen wird. Für die Errichtung der Zentrale in Wien kann die Kostenberechnung des Berliner Augusta-Viktoria-Hauses zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit herangezogen werden. Dieselbe beläuft sich zirka auf drei Millionen Mark. Dieselben würden sich aber für Wien bedeutend restringieren, wenn die Anstalt an eines der schon bestehenden Kinderspitäler, so an das St. Anna-Kinderspital und den Verein „Säuglingschutz“ angeschlossen wird.

Der schwierigste und kostspieligste Teil der Anlage ist die Errichtung und Erhaltung der Kinderasyle. Dabei ist zu bedenken, daß die Länder und Gemeinden das lebhafteste Interesse an dem Zustandekommen derselben haben, da, wie die Verhandlungen des Kinderschutzkongresses gezeigt haben, das dringende Bedürfnis nach einer entsprechenden Unterbringung gerade der jüngsten Altersklasse besteht. Auch wird gegenwärtig in allen Ländern und Städten an der Errichtung von solchen Anstalten gearbeitet. Es ist also zu erwarten, daß die Jubiläumsaktion von seiten der Länder und Gemeinden dazu benutzt wird, um diesen dringendsten Teil der Armenkinderpflege in Angriff zu nehmen und daß sie auch zur Erhaltung derselben beitragen werden. Der bauliche Aufwand für ein Kindersyl von zirka 50 Betten inklusive einer Beratungsstelle und Mutterschule dürfte sich auf K 200.000 bis 250.000 bemessen. Die Betriebskosten wären zum Teile von den einlaufenden Verpflegungsgeldern, sowie den Zuschüssen der Gemeinde und des Landes zu decken. Die Höhe derselben hängt naturgemäß von der Zahl der verpflegten Kinder, der Zahl der Beratungsstellen, des ärztlichen, des Lehrpersonales und der angestellten Pflegerinnen ab. In Ungarn, welches einen hochentwickelten Kinderschutz und nicht weniger als acht staatliche Kinderasyle besitzt, soll der jährliche Aufwand nicht mehr als K 4 bis 5 Millionen betragen. Unter allen Umständen wird es aber auch mit beschränkten Mitteln möglich sein, die Aktion mit der Wiener Zentrale zu beginnen, deren Vorbild und Erfahrung dann die Landeshauptstädte nachfolgen würden. Die Aktivierung derselben könnte unter der Voraussetzung, daß das St. Anna-Kinderspital durch Verlegung der Klinik für diese Zwecke disponibel wird, schon in kürzester Zeit erfolgen.

Wenn auch einzelne Teile der hier entwickelten Organisation schon praktisch erprobt und durchgeführt sind, so ist doch noch nirgends die Volksbelehrung auf dem Gebiete der Kinderpflege, die zielbewußte Erziehung der Frau zur Mutter in so klarer und vor allem in so umfassender Weise geplant und durchgeführt worden. So wie jede wirksame Maßnahme am Fundamente einsetzt, so muß die Erziehung des Volkes bei der Jugend, die Erziehung der Jugend in der Familie beginnen. Der Schutz und die Unterstützung der Autorität der Familie, die Erziehung der Jugend zu körperlicher und geistiger Gesundheit, die Behütung derselben vor Krankheit und Siechtum ist die Grundlage und Voraussetzung jeder durchgreifenden sozialen Besserung.

Daß Österreich gerade auf diesem Gebiete noch sehr im Rückstande ist, zeigt die enorme Säuglingssterblichkeit (von 100 lebend geborenen Kindern sterben 24 vor Ablauf des ersten Lebensjahres), in welcher es unter allen europäischen Staaten nur von Rußland übertroffen wird. Würde es durch Verbesserung der Säuglingspflege

und Ernährung gelingen, dieselbe auf die Höhe der in Norwegen und Schweden herrschenden Kindersterblichkeit herabzudrücken (12% der lebend Geborenen) so würde dadurch bei zirka 900.000 Geburten in Österreich die Zahl der Todesfälle um zirka 80.000 jährlich vermindert werden. Die unnatürliche hohe Kindersterblichkeit ist, abgesehen von allen anderen Gesichtspunkten, ein schwerer, nationaler und ökonomischer Verlust und gerade die angrenzenden Staaten, Deutschland und Ungarn, sind eifrig am Werke, durch zielbewusste Maßnahmen zum Schutze und zur Erhaltung der Kindheit sich diese reiche Quelle nationaler Kraftentfaltung zu sichern.

Es wäre ein des Jubiläums würdiges Werk, wenn Österreich durch die Initiative Sr. Majestät in die Reihe und den Wettbewerb dieser Staaten einträte, eingedenk des Ausspruches des verewigten Kronprinzen Rudolph:

„Das wertvollste Kapital des Staates ist der Mensch!“

* * *

„Die Anregung ist gegeben. Wer hilft sie in die Tat umsetzen?“

Mit diesen Worten schließt ein im „Fremdenblatt“ vom 13. November 1907 erschienener, aus der Feder eines hervorragenden Staatsmannes stammender Artikel, welcher die hier entwickelten Ideen in form eines kurzen, zündenden Aufrufes zum ersten Male vor die Öffentlichkeit brachte: so warme und zutreffende Worte sollen nicht in den Wind gesprochen sein, dürfen in Österreich nicht ungehört verhallen. Über die hohe Ersprißlichkeit, über die patriotische Bedeutung der vorgeschlagenen Aktion kann ein Zweifel nicht bestehen. Ist doch die Einsicht, daß die soziale Arbeit, wenn sie wirksam sein soll, am Fundamente, bei der heranwachsenden Generation, beim Kinde einsetzen muß, heute schon allgemein geworden. Die weitere Erkenntnis, daß die Hilfe nicht erst bei dem Eintritt des Notstandes, sondern schon vorbeugend in der Familie einsetzen muß, wird früher oder später folgen. Die Ausdehnung des Unterrichtes auf die Belehrung der Mütter in ihren natürlichsten Pflichten, mag dies nun durch Mutterschulen oder in anderer form geschehen, wird in Österreich wie in allen Kulturländern unaufhaltsam kommen. Es fragt sich nur, ob Österreich seinen Nachbarstaaten darin vorangehen oder nachfolgen soll. Manche Anzeichen, wie die Errichtung der Tages-Erholungsstätte, die Reform der Findelanstalt durch das Land Niederösterreich, die Erwerbung von San Pelagio und des Haller Spitäles für strotzende Kinder durch die Gemeinde Wien, die rege Vereinstätigkeit zum Schutze verwahrloster und mißhandelter Kinder, endlich der mit so großem Erfolg im Frühjahr 1907 abgehaltene Kinderschutzkongreß lassen erkennen, daß auch bei uns neue und vielversprechende Kräfte auf diesem so lange vernachlässigten Gebiete am Werke sind. Wenn auch der Boden, gerade in bezug auf die oben erwähnten Fürsorgebestrebungen für die jüngsten Altersklassen noch nicht genügend vorbereitet erscheint, so ist doch bereits seit dem Jahre 1903 in dem Verein Säuglingschutz ein entwicklungsfähiger Anfang gemacht worden. Es sind Männer vorhanden, welche bereit und auch durch ihre Stellung und ihre Erfahrungen befähigt sind, diese Ideen zur Durchführung zu bringen. Zwei große, auf dem Gebiete der Kinderfürsorge tätige Vereine, der bereits erwähnte Verein „Säuglingschutz“ und der St. Anna-Kinderospitals-Verein, haben sich bereit erklärt, ihre Organisation und ihre Hilfsmittel in den Dienst dieser Sache zu stellen, so daß es nur einer relativ geringen Hilfe seitens der Privatwohlthätigkeit und der Regierung bedürfte, um das Jubiläumswerk wenigstens für Wien zu ver-

wirklichen. Das warme Interesse, das seitens der Regierung sowie der autonomen Behörden allen Fragen des Kinderschutzes entgegengebracht wird, läßt mit Sicherheit eine wohlwollende Förderung von dieser Seite erwarten und das Regierungsjubiläum unseres erlauchten Monarchen gibt den äußeren Anstoß zu einer großzügigen Betätigung auf charitativem Gebiete. Der Widerhall, welchen dieser Aufruf in der Bevölkerung findet, wird auf lange hinaus die Frage entscheiden, ob die nach anderer Richtung hin in Österreich so erfolgreich in Angriff genommene Erziehung des Volkes auf das Gebiet der Familie und auf die Heranbildung eines geistig und körperlich gesunden Nachwuchses ausgedehnt werden soll. Möge die Entscheidung im günstigen Sinne ausfallen!*

Eine geheime Denkschrift des Feldmarschalls Grafen Radežky.

Von den ziemlich zahlreichen Abhandlungen militärischen Inhalts, welche der unvergeßliche Feldmarschall Graf Radežky verfaßte, haben wenige Veröffentlichung gefunden. Seinerzeit leider auch zu wenig Würdigung. Das scheint schon das Schicksal zu sein, welchem Warnungsstimmen entgegengehen, die nicht allein den Sabel, sondern auch den Schnabel wehen.

Metternich sprach sich sogar ganz offen aus, daß er die furchtbare Angst des alten Herrn da drunten nicht verstehe! „Und man begehre viel zu viel“, tönte stets wieder das Echo von der Hofkammer zurück. Die Stelle als kommandierender General in Italien bekleidete G. d. K. Graf Radežky seit November 1831, als Nachfolger des in das Hofkriegsratspräsidium berufenen G. d. K. Frimont; zum Feldmarschall ernannt, wurde er bald nach dem Regierungsantritt Kaiser Ferdinands, am 17. September 1836.

Schon in dieser Zeit waren seine Manöver in Italien — für damalige Verhältnisse ein Novum — mustergültig für alle Staaten; ihre Vertreter drängten sich förmlich in das Lager Radežkys — er selbst jedoch hatte bezeichnenderweise dieserhalb in Wien die ärgsten Anfeindungen zu erdulden.

Während seiner ganzen Wirksamkeit in Italien aber, und diese erstreckte sich bekanntermaßen fast bis an sein Lebensende, hatte Radežky wiederholt seine Stimme erhoben: die Anlage von Befestigungen befürwortet, die Verstärkung der Garnisonen angeregt. Seine rechte Hand war bis 1834 Heß, später Schönhals.

Was das Befestigungswesen anbelangt, stand Radežky in lebhafter Korrespondenz mit dem damaligen Hauptmann, beziehungsweise Major Birago, dessen Name heute noch in unserer Pioniertruppe fortlebt. Es handelt sich um die Lieblingsidee Radežkys, um die Fortifikation Mailands, und zwar sollte diese Stadt ähnlich wie Einz mit den nach dem erzherzoglichen Erfinder benannten „Maximilianischen Türmen“ umgeben werden.

* Anfragen und Erklärungen werden seitens der Redaktion L., Bräunerstraße 4/6, entgegen genommen; sie können auch direkt an die obengenannten Vereine (St. Anna-Kinderspital, IX., Kinderspitalgasse Nr. 6, und Schutzstelle Säuglingschutz, IX., Zimmermannsplatz Nr. 9) oder den Verfasser gerichtet werden.

In dem unten wiedergegebenen Memoire beschränkt sich Radežky auf den Ausbau der Festungswerke von Verona — wobei allerdings angenommen ist, daß Piemont mit Österreich im Bunde gegen Frankreich stehe und England eine zumindest wohlwollende Neutralität bewahre — Hypothesen, die bei Radežky, der die Stimmungen in Italien doch genau kannte, einiges Befremden hervorrufen müssen.

Denn der Gedanke eines Bundes der italienischen Staaten gegen Österreich fand gerade in den vierziger Jahren seine wärmsten Befürworter nicht nur in Paris und in Turin, sondern auch in London und überdies — leider sei es gesagt — auch innerhalb unserer Grenzpfähle: in Ungarn!

Eine Einmischung Österreichs in die inneren Angelegenheiten von Toscana, Rom oder Neapel wäre von den Westmächten als eine unfreundliche Handlung aufgefaßt worden, ja Lord Palmerston höhnte den Staatskanzler Metternich geradezu, als er ihn aufforderte, die liberalen Strömungen in den italienischen Staaten zu fördern!

Als der Krieg mit Piemont vor der Türe stand, kam Radežky wieder auf die Notwendigkeit zurück, Mailand zu einer großen Lagerfestung umzugestalten. Leider geschah wieder nichts — die Folge davon war der kampflose Rückzug der österreichischen Armee zu Beginn des Feldzuges 1848 von Mailand nach Verona.

Noch Ende 1847 hatte Radežky an seinen alten Kriegsgefährten, den Hofkriegsratspräsidenten Grafen Hardegg, geschrieben: „Der Verlust Italiens wäre der Todesstoß unserer Monarchie. Ich werde ihn nicht überleben. Ich stehe am Ziel. Kann mir das Schicksal ein beneidenswerteres Los bereiten, als auf dem Boden zu siegen oder zu sterben, um den wir so lange blutig gerungen? Wir beide sind durch eine große Vergangenheit gewandert. Gott verhüte, daß unsere beiderseitigen Namen sich am Ende unserer Tage an neue Unfälle der Monarchie knüpfen sollen“ Von den hier folgenden Anregungen Radežkys ist gar keine berücksichtigt worden. Wie richtig sie aber waren, erhellt für jeden, der die Ereignisse des Kriegsjahres 1859 überfliegt, da tatsächlich Frankreich, allerdings im Bunde mit Piemont, gegen Österreich im Kampfe stand und ersteres den größten Teil seiner Streitkräfte von Marseille und Toulon ungehindert an den Küsten Italiens landen lassen konnte und sich hierdurch die Möglichkeit der Offensive sicherte. 1848/49 konnte noch das Feldherrngenie Radežkys den Schlag abwehren, 1859 trat die Katastrophe ein, die der greise Marschall so klar vorausgesehen und für die er Mittel zur Abwehr so erfolglos anempfohlen hatte Wir lassen nun die dem Staatskanzler zugemittelte Denkschrift Radežkys vom Juli 1844 folgen.

Pia desideria in Aphorismen.

Von einem österreichischen Veteranen.

Wer hegt nicht fromme Wünsche? Es sey mir demnach erlaubt, mich mit einigen zu beschäftigen.

Sie beruhen nur auf der Erhaltung Italiens, und daher deren Vertheidigung im Falle eines gähnen Krieges.

Mein Standpunkt legt mir die Pflicht auf, die ruhige Zeit des vollen Friedens zu benützen, um alle jene Gegenstände zu beobachten, die beim Ausbruch eines

Krieges für das Land und die Armee, die hier zu kämpfen haben wird, von Vor- und Nachtheilen begleitet seyn wird.

Ich rede hier von drei solchen Gegenständen:

I. von unseren Verhältnissen an den Küsten des mittelländischen und adriatischen Meeres;

II. von unseren Verhältnissen auf dem Lande — in Italien, und endlich

III. von den innig verbundenen Verhältnissen, in denen die italienischen Streitkräfte der anderen Kriegsschauplätze stehen.

I.

Der erste dieser Gegenstände, der mich sehr beschäftigt hat, bezieht sich auf die Küsten des Mittel- und adriatischen Meeres. Ein Gegenstand, den zu besprechen, ich absichtlich zu verschieben glaubte, bis die hochwichtigen Fragen über die Vertheidigung von Verona und jene von Venedig durch eine a. h. Entscheidung gelöst seyn würden, nachdem aber die Zeit vorüberläuft und nichts geschieht, ich mich aber gegen die Nachteile, die eine Vernachlässigung hervorbringt, zu verwahren für Pflicht erachte, so erlaube ich mir wenigstens meine Ansicht hierüber zu Papier zu bringen. Droht Krieg mit Frankreich, so muß Oesterreich seine in Italien disponirenden Kräfte in folgende Teile verteilen:

a) Operirende Armee am Ticino mit dem Zwecke ungesäumt gegen die Alpen vorzurücken, um von da aus, in Verbindung mit Piemont den offensiven Krieg gegen den Süden Frankreichs zu beginnen;

b) mobile Truppen zur Aufrechthaltung der Ruhe und Abwehr von Landungen an den Küsten der beiden Meere, als auch zur Beobachtung der Schweiz;

c) Garnison in unserm, so wie in Mittel-Italien, — zu dem letzteren werden gerechnet nebst Comacchio, Ferrara und Piacenza, wo ohnehin das Besatzungsrecht besteht, Ancona, Parma und Reggio.

Bei der militärischen Lage unserer italienischen Provinzen bleibt uns keine andere Alternative, als entweder mit Übermacht vorzugehen und offensive zu handeln, oder uns, wenn Verona's Bau bei Sa. Caterina sich wird der Vollendung erfreuen können, auf eine mit dem Verluste der Lombardie und Preisgebung Piemonts beginnende Defensive zu beschränken.

Bleibt Verona so wie es nun ist, halbvollendet, so scheint der Verlust unserer Provinzen in Italien als natürliche Folge, denn wo soll und wo kann die aus den Erbstaaten zu erwartende Verstärkung abgewartet werden?

Man wird also aus vielen mächtigen Gründen immer das erste versuchen, immer aber — so lange die Kriegsgefahr ferne — auch auf jene Mittel vor-denken müssen, die das ungefährdete Vorrücken der zur Offensive bestimmten Armee erleichtert. Einer der wichtigsten Gegenstände hierbei ist die Sicherung der Küsten im Mittel- und Adriatischen Meere vor einer mit Kraft unternommenen Landung.

Die Franzosen werden dieses Mittel, wozu sich die Kräfte in ihren vorzüglichen Häfen umfangreich genug vorfinden, gewiß nicht, und um so weniger unversucht lassen, als im Falle des Gelingens bei den bestehenden Verhältnissen sie den Widerstand der zahlreichen unseren Systemen abholden Einwohner des Mittel- und

südlichen Italiens kräftigen und dieselben durch bessere unter ihrem Schutz vorgenommene Organisirung muthiger gemacht, selbst zu einem angriffsweisen Verfahren anregen könnten.

Vor einer, uns in unglückliche Fälle unberechenbaren Schadens bringenden Landung könnte uns natürlich eine kräftige Marine schützen, die, weil wir sie selbst nicht haben, nur von außen her erwartet werden kann.

Aber angenommen auch England sey bei einem künftigen Kriege mit uns verbunden, so können wir anfangs gleich auch auf weiter nichts von dieser Macht rechnen, als daß es seine (sic) Posten im Mittelmeere verstärke. Von dem Erscheinen einer allen italienischen Küsten Schutz versprechenden Flotte im Mittelmeere muß hier ganz abstrahirt werden, denn wird sie auch dahin disponiert, so kommt sie gewiß erst in einer Zeit an, wo die Landung feindlicher Truppen lange vorher schon bewerkstelliget worden.

Wenn es nun keinem Zweifel unterliegt, daß die verstärkten See-Stationen Malta und die Ionischen Inseln durch ihre gute geographische Lage, so wie mit ihren Schiffen durch Sperrung des See-Theiles zwischen den Tunesischen und östlich sicilischen Küsten das ganze Adriaticum in Schutz nehmen können, so bleibt den Franzosen doch die ganze italienische Küste des Mittelmeeres offen. Die Küsten und die sie bildenden Länder und deren Regierungen müssen bei gänzlicher Abwesenheit zureichender Marine oder sonstiger militärischer Kräfte, sich sonach auf unsere Macht allein verlassen und wir sind ihnen allen möglichen Schutz — schon unserer eigenen Interessen wegen — schuldig.

Uns bei einem ausbrechenden Kriege auf eine Besetzung aller Küsten einzulassen, ist aber aus dem Grunde nicht thunlich, weil eine solche Zersplitterung nur die Kräfte ohne Erfolg vergeuden hieße und die Vereinigung derselben auf einem von einer Landung bedrohten Punkte, oder auf mehreren solchen — denn an Täuschung versuchenden Demonstrationen wird es nicht fehlen — nur erschwert wäre. Es gibt also nur ein schon anerkanntes Mittel zur erfolgversprechenden Küstenbesetzung, nemlich, daß ein hinreichend starkes Corps eine solche Stellung nehme, daß es mit den nöthigen Kräften jedem bedrohten Punkte Hilfe leisten könne.

Bei der Annahme, daß das Adriaticum durch Malta und Jonien beschützt wird, wird Reggio etwa der beste Aufstellungspunkt des mobilen mittel-italienischen Corps seyn, weil es den Wohlbedingnissen entspricht, nemlich so nahe als möglich der nördlichen Küste sich befindet.

Je südlicher die Küsten sind, verringert sich die Gefahr in demselben Grade, und es kann sich dann erst eine Wirkung im Süden äußern, wenn diese dem Einflusse der Vorfälle bei der gegen Südfrankreich operirenden Armee nicht mehr entgegen können.

Um nun den in Reggio Kommandirenden in möglichst voller Kenntniß von dem, was im Lande, auf den Küsten, auf dem Meere und endlich in den feindlichen Häfen vorgeht, zu erhalten, müssen nebst einem gut organisirten Kundschaftsdienste noch jene Mittel, und zwar jetzt schon vorbereitet werden, die eines Theils zur Verstärkung dieses Dienstes, als auch zur leichteren und schnelleren Benachrichtigung, dann zur augenblicklichen Widerstandsfähigkeit der einer Landung ausgesetzten Küsten dienen können.

Bevor jedoch auf diese Mittel eingegangen werden kann, wird es nöthig, die Aufmerksamkeit auf die Küsten und auf die Schifffahrt, sowie auf deren Einrichtung und Zustand zu richten. Die wichtigsten Landungsplätze am Mittelmeere, von den Grenzen Frankreichs bis zu jener von Neapel sind: Genua, La Spezia, Livorno, Civitavecchia; — minder wichtig sind: Nizza, die beiden Villafranca, Monaco, Ventimiglia, Vado, Savona, der Golf von Rapolo, Lucca, der Golf von Vado, Piombino, Porto Ferrajo, S. Stefano, der Ausfluß der Tiber, je nach der Landgestaltung der Küsten und des militärischen Werthes des umliegenden Landes. Beinahe an allen diesen Orten befinden sich Befestigungen, die der neueren Zeit angehören.

Sardinien hat eine Küsten-Artillerie zum Dienst bei den Küsten-Batterien, sie besteht aus 2 Compagnien, deren Stärke nicht festgesetzt ist, da sie meist aus mobilen Marinari zusammengesetzt sind, die Offiziers jedoch — 3 Capitains, 2 Lieutenants gehören zum aktiven Stand der Marinetruppen, und werden zeitweise abgelöst. Diese 2 Compagnien sind detachementsweise auf dem ganzen Eitorale vertheilt.

Modena hat am Ausfluß des Carion die Erbauung eines Hafens unter dem Herzog Franz III. unternommen, die begonnene Arbeit ist aber wieder eingestellt worden. Ein kleiner Hafen für Fischerbarken befindet sich an der Mündung des Trigido. In den Küstenbatterien, die aus 3 großen gesonderten Forts und 2 offenen Batterien bestehen, hat der Erzherzog 17 schwere Geschütze, die von einiger Mannschaft bedient werden.

Lucca hat keine Küsteneinrichtungen. Toscana hat außer den 5 Compagnien Canonieri di guardia Costa noch 3 Battailons Cacciatori volontari di Costa. — Jedes dieser Battailons hat 6 Compagnien unter einem Staabs-offizier. Hiernach ist die Total-Summe 2700 Köpfe. — Sie sind für Militär-, Finanz- und Polizeidienst bestimmt, ihr eigentlicher Dienst ist die Vertheidigung des Eitorals und die Ersetzung der Küsten-Artillerie.

Der Kirchenstaat hat keine bewaffnete Macht für die Küstenvertheidigung.

Was die Kriegsmarinen in Italien betrifft, so sind solche, außer jener von Sardinien gar nicht nennenswerth, und selbst die von Sardinien ist nicht zahlreich genug, und nicht in Verfassung, mehr zu leisten, als zur Sicherung von Genua beizutragen. Nur Neapel vermehrt bedeutend seine Marine durch Kriegsdampfboote, deren es sich mehrere von England kommen ließ.

Aus dem Besagten geht hervor, daß eine Landung französischer Truppen an einer Küste des Mittelmeeres gar nicht gehindert werden kann, besonders bei der ausgebildeten Schifffahrt und dem Gebrauch derselben zu militärischen Zwecken.

Bei günstiger Zeit legen Segel-Schiffe die wenig beträchtlichen Distanzen von Marseille und Toulon in unglaublich kurzer Zeit zurück; die Schnelligkeit und Sicherheit wird durch die Dampfboote vermehrt. Von Marseille oder Toulon sind nach Nizza oder Villafranca 45, nach Genua 70, nach Livorno 80, nach Civitavecchia 100 Seemeilen.

Ob Frankreich nicht die Marine und Land-Truppen von Algier zu einer Landung in Italien benützen wird, hängt von Zeit und Umständen ab, gehört aber gewiß in den Bereich der Wahrscheinlichkeit; so viel ist jedoch sicher, daß bei Marseille ein verschanztes Lager für 30.000 Mann bereit steht, die dann zur Landung

verwendbar bleiben. Die Gefahr für die italienischen Küsten und somit für uns ist groß.

Nur durch Übereinkommung ließe sich wenigstens auf Mittel denken, und in gemeinsamer Abrede vorbereiten, wie auf den möglichst geringen Grad die Gefahr vermindert werden kann.

Ich kenne hierin nur ein Mittel; dieß besteht in der Voraussetzung, daß Rußland unser nächster Alliirter in diesem Falle sein wird und daß die russische Flotte aus dem schwarzen Meere sich bei Villafranca zwischen Nizza und Monaco in diesem schönen Hafen aufstellt, wo es keiner französischen Flotte so leicht seyn dürfte, unbeachtet vorüberzusegeln.

II.

Ich habe am Eingange die Aufgabe hervorgehoben, welche die eine Armee in Italien, beim Ausbruch eines Krieges übernimmt, — und dann die Meere in Betracht gezogen; — ich komme nun auf den zweiten eben so wichtigen Gegenstand, der die Verhältnisse auf dem Lande in sich schließt.

Außer Piemont giebt es in den italienischen Staaten keine Truppen, die zum Kriege taugen. — Sie genügen kaum, die innere Ordnung aufrecht zu erhalten, oder den Willen der Regierungen — sollte dieser in unruhigen Zeitumständen Widerstand finden — Kraft zur Durchführung zu geben.

Neapel fällt durch seine Entfernung von unseren Ländern und Interessen außer den Kreis gegenwärtiger Betrachtung. Die Truppen dieses Reiches sind indeß nicht verlässlicher, als jene der übrigen italienischen Staaten. Der Zustand der Armee Piemont's ist für den Stoß nicht tröstlich. Die kurze Dienstzeit der Mannschaft gewährt keine Verlässlichkeit, um so weniger, als keine volle Ausbildung derselben besteht, da der ganze Dienst und die Abrichtung allein auf den Unter-Offiziers beruht. Diese meist durch den Adel in der Beförderung zurückgesetzt, glauben sich gekränkt, und die Generalität vertrauenlos. Der König ist unserem politischen System vollkommen zugethan, will sich aber dadurch gesichert wissen, daß bei einem ausbrechenden Kriege eine solche Macht Oesterreich's zu der seinen stoße, daß seine Länder gedeckt sind, und so viel nur immer möglich der Schauplatz aktiver kriegerischer Thätigkeit über die Grenze seiner Länder hinausfalle. Doch dürfen wir uns der Hoffnung nicht so leicht hingeben, denn erstens sind unsere, die Armee Italiens zu verstärken bestimmten Truppen zu entfernt, um den gegnerischen zuvorzukommen und zweitens hat Piemont — wenn gleich diese Armee mit 60.000 Mann auftritt, nicht die Kraft, ihre (sic!) Grenzen zu vertheidigen, denn sie (sic!) bedarf wenigstens 40—50.000 Mann zur Besetzung der kleineren und größeren Festungen; — für Genua allein sind kaum 20.000 Mann hinlänglich. Der König hofft 80.000 Mann aufstellen zu können, wenn jedoch die Erfordernis der Garnison mit 50.000 Mann dann abgezogen wird, so bleiben höchstens 30.000 Mann junger erst ausgehobener Mannschaft ohne Bildung und Kraft.

Es ist also gewiß, und die neuere Geschichte lehrt es uns, daß nur dann darauf mit Sicherheit gerechnet werden kann, Piemont mit uns fortwährend im Bunde zu sehen, wenn wir uns in Italien stets in einer solchen Verfassung befinden, daß wir dem bedrohten Nachbar — auch ohne erst die weit entfernten Verstärkungen abzu-

warten, thätige Hilfe leisten können. — Wenn ich mir die Frage vorlege, ob wir in dieser Verfassung sind? so muß ich dieß unbedingt verneinen! — ! Denn ich finde die Mittel zur anfänglichen Tätigkeit nicht vor und dieß gilt besonders von der in Italien dislocirten Cavallerie und Artillerie, worüber ich ins nähere Detail übergehen muß.

Für den Fall eines Krieges mit Frankreich sind 2 Epochen angenommen nemlich die muthmaßliche Annahme des Ausbruchs und der wirklich eintretende Krieg.

Für den ersten Fall ist für den Stand der Armee festgesetzt worden: 72 Bataillons, 58 Escadrons, 282 Geschütze mit dem effektiven Stand von 106.632 Mann; für den zweiten Fall wurden 83 Bataillons, 58 Escadrons, 300 Geschütze mit dem effektiven Stand von 121.852 Mann angenommen. — Die Vertheilung dieser Kraft wurde als Erforderniß für 2 Armee-Corps, eine Reserve, und für den Dienst im Lande (als 2^{te} Reserve) anerkannt. Diese Annahme von 120.000 Mann Oesterreicher ist aber auf den Grund basirt, daß die piemontesische Armee mit 50.000 Mann hinzutritt. Nun ist aber aus dem Vorbesagten erwiesen, daß kaum 30.000 Piemonteser erübrigen, und sich mit der österreichischen Armee zu vereinigen im Stande sind. Sonach muß die österreichische Armee in Italien wenigstens auf 150.000 Mann angetragen werden, da die große Strecke von Nizza bis an die Schweizer Alpen zu vertheidigen uns zufällt, weil diese Truppenzahl wegen ihrer großen Entfernung viel zu spät eintrifft und die in erster Linie zu besetzenden piemontesischen festen Plätze nicht schon in der Vertheidigung erblicken, daher nicht gleich mit der Offensive beginnen kann. Auf die vorgenannten Zahlen sind im Lande dislocirt: 40 Bataillons, 22 Escadrons, 48 Geschütze, somit sind für das erste Stadium abgängig: 32 bis 62 Bataillons, 36 Escadrons, 234 Geschütze.

Hieraus folgt, daß der gegenwärtige hierortige Truppenzustand nur als ein Cadre des für die Kriegsgefahr als nothwendig anerkannten Armee-Standes betrachtet werden muß.

Diese Nothwendigkeits-Anerkennung des Armee-Standes im I. Stadium beruht auf den von Weiland Seiner Majestät dem Kaiser Franz ausgesprochenen Willen, daß Verona zu einem Hauptdepot und Manövrir-Punkte fortifikatorisch hergestellt werde, um im Unglücksfalle die Linie der Etsch in so lange zu behaupten, bis die aus dem Innern nachkommenden Verstärkungen es möglich machen, wieder die Offensive zu ergreifen.

Nun ist aber die Ausführung des Baues durch eine spätere a. h. Unordnung gehemmt, wodurch Verona nur zu einer Haltbarkeit von 10 Tagen gebracht werden soll, und hiedurch die stete Vertheidigung und eigentlich die Behauptung Italiens als prekär ausgesprochen.

Hierüber sind gründliche Vorstellungen erfolgt, die Entscheidung über diese aber mangelt, und somit dürfte auch der für die Kriegsfälle abgetheilte Standes-Entwurf auch noch als precaer anzusehen seyn.

Nach meinem Dafürhalten muß Verona entweder ausgebaut und zu dem hergerichtet werden, wozu der Wille des verstorbenen Kaisers es bestimmt hat, oder das Erbaute zum Sprengen vorgerichtet werden; — soll der letztere Fall wirklich eintreten, so sind 50.000 Mann mehr für die Armee Italiens in Antrag zu bringen oder es ist sich der Verlust Italiens gegenwärtig zu halten.

Ich muß nun den gegenwärtigen, so wie jeden künftigen Stand der Truppen in Italien, mit welchen die Befestigung von Verona so eng verbunden ist, etwas näher betrachten.

Die Sicherung Mittel-Italiens mit Rücksicht des Schutzes für die dortigen Küsten nehmen uns — wenig gerechnet — zwei vollständige Brigaden, d. i. 10 Bataillons, 4 Escadrons, 2 Brigade-Batterien weg, die zurückzulassenden Besatzungen betragen als das unentbehrlichste Minimum 20 Bataillons, nemlich 8 der 3^{ten} italienischen und 2 Garnisons-Bataillons und weitere 10 feld-Bataillons für die Besatzungen von Venedig, Mailand, Mantua und Verona, mit Piacenza und Ferrara.

Für die Unterstützung Piemonts erübrigen sonach 12 Bataillons, 18 Escadrons, 6 Batterien. — Zugegeben nun auch die leichtere Verstärkung der Infanterie, wenn einmal die Eisenbahnen bestehen und eine Verbindung von Montfalcone mit Mestre zu Stande kommen sollte*, so ist doch die Ergänzung wenigstens zum Theil an Cavallerie und Artillerie, die für die Transportfähigkeit der Eisenbahnen sich nicht so günstig zeigt, im Vergleich mit der Dringlichkeit der angenommenen Umstände auf eine Dauer hinausgeschoben, die des allgemeinen Vortheils halber nur sehr unangemessen folgenreich seyn kann und muß. Wenn ich nur approximative die mögliche Zusammenbringung des Armeestandes für das erste Stadium berühre, so muß ich vorerst erklären, daß ich solchen der Kostspieligkeit wegen, als im Frieden stets bestehend nicht annehmen kann, daher nur wünschen muß, mich demselben so viel wie möglich zu nähern. Der anruhende Standes-Ausweis zeigt, daß als Vorbereitung eines Krieges mit Frankreich schon 14.000 Mann Infanterie hier ermangeln.

An Artillerie ist Italien besonders arm, — es sind 12 Artillerie Compagnien hier, die mehrmalen, fast alle 2 Jahre mit einem Kostenaufwand von 20.000 fl. abgelöst werden, während wir 34 Compagnien als Minimum bei einem Ausbruche bedürftig sind, und die Zeughäuser haben nicht so viel Materiale als wir zur Ausrüstung brauchen. An Cavallerie besitzen wir in Italien 3 Regimenter, offenbar zu wenig um nach Abschlag der Erforderniß für den leichten Dienst Ordonanzen 2c. 2c. wenigstens eine Brigade als Reserve beisammen halten zu können.

Meine Wünsche beschränke ich sonach dahin: 1^{tes} so viel es möglich ist auf eine approximative Standesannäherung der für Italien im ersten Stadium der Kriegsgefahr nöthigen 14.000 Mann Infanterie, Cavallerie und Artillerie. Hierunter verstehe ich eine Reserve-Kavallerie-Brigade von 12 Escadrons und 18 Artillerie-Compagnien mit 18 bespannten Geschützen-Batterien.

Es würde vor der Hand genügen, wenn die 14.000 Mann Infanterie, dann ein leichtes Cavallerie-Regiment in das Venezianische gelegt würde.

Die Artillerie müßte mit 18 Compagnien und 10 bespannten Batterien hier dislozirt seyn. Der Abstand von 12 auf 14 Compagnien ist zu groß und zu empfindlich. Mit dem obigen Angetragenen könnte man für das erste Stadium 10 Brigaden, 10 Reserve-Batterien mobil haben, wenn man die Hälfte der Munitionsbespannung dazu verwendete, die in Verona bereit gehaltenen 10 unbespannten Batterien mobil zu machen.

* Bekanntlich erst im Verlaufe der letzten Jahre zustande gekommen.

Ich glaube nicht, daß die Ausführung besprochener Maßregeln bedeutenden ökonomischen Anständen unterworfen sein könnte, weil das Aetar keinen Schaden hat, ob 6 Artillerie-Compagnien hier mehr oder in Steyermark dislozirt sind, die fourage im Venezianischen mit 9 fl., die monatliche Portion nicht mehr als in den deutschen Provinzen kostet, wo eine zahlreiche Cavallerie bequartirt ist. Der Mehraufwand von 2 bespannten Batterien würde allerdings eine Mehrausgabe verursachen, die aber gewiß mit den Vortheilen des Dienstes, des Ansehens, des Vertrauens für künftige Fälle in keinen Vergleich kömmt.

2^{tes} die Verlegung aller 8 italienischen Regimenter nach Italien, weil hiedurch die Ergänzung und die höhere Instandsetzung im Lande binnen 48 Stunden und im Frieden durch Herabsetzung des Standes Sparsamkeit erzielt wird.

Übrigens dürfte die Hierhererschaffung von 20 bis 30 Tausend Mann Infanterie aus dem Innern den Eisenbahnen keinen großen Hindernissen in der Ausführung unterliegen.

3^{tes} Ob und in wie weit man auf die Dampfer der Eloyds-Gesellschaft für die Überführung der Grenzer von Fiume nach Venedig rechnen könne, müßte in näherer Erörterung bestimmt werden, da, wie es sich hier bei Ueberführung der 3 Bataillons nach Dalmatien handelte, man nach einer 2monatlichen Correspondenz einen Monat 7 Tage zur Transportirung des Regiments Bakonyi bedürftig war.

4^{tes} daß Verona so ausgebaut werde, wie es ursprünglich bestimmt war und nicht wie dormalen als Place du moment belassen werden darf, weil sonst Verona nicht den Bedürfnissen entspricht.

Zum Schluß muß ich noch bemerken, daß ich zwar in der Überzeugung lebe, daß bei der gegenwärtigen Constellation der Zeit und der Staaten ein Kriegsausbruch kaum denkbar ist, jedoch die Zeitumstände sich durch den Tod eines Einzigen leicht ändern und daher auch einen Kriegsfall herbeiführen können. Meine ehevor ausgesprochenen Wünsche sind also darauf berechnet, daß eine solche Bereitschaft der Truppen hier fortwährend bestehe, die eines Theils die sichere Erhaltung Italiens und der damit verknüpften Interessen garantire, und andererseits die in Frieden unbestreitbar nöthige Staats-Sparsamkeit nicht beeinträchtige.

III.

Ich komme nun zu dem dritten gleich wichtigen Gegenstand, welcher auf die Verhältnisse Bezug nimmt, in denen in einem Kriege die italienische Armee mit der deutschen steht. Die beim Beitritt Oesterreichs zum deutschen Bunde eingegangene Verpflichtung, im Kriegsfall 97.000 Mann zur Bundes-Armee zu stellen, ist meiner Ansicht nach, für den österreichischen Staat zwar unausweichlich, doch nur für Deutschland ein mit Nachtheil verbundenes Opfer, denn

a) es werden 97.000 Mann der besten Truppen der österreichischen Heeresmacht entzogen und einem zu Gunsten Deutschlands vom Bunde gewählten Oberfeldherrn übergeben, der wie natürlich keinen zerstreuten defensiven Cordons-Krieg unternehmen, sondern mit vereinter Macht zwischen London und Coblenz dem Gegner entgegen zu wirken bemüht sein wird.

b) Zur Sicherung der italienischen Provinzen ist Oesterreich gleichfalls genöthiget, eine Heeresmacht in diesem Lande von 150.000 Mann — weniger würde eine

nutzlose Kraftvergeudung sein — aufzuheben. und ist diese Aufstellung geradezu zu Gunsten des deutschen Bundes, weil sie den Gegner zwingt: seine gegen Deutschland gerichteten Kräfte gleichfalls zu theilen, somit nicht die zu Gunsten der deutschen Provinzen aufgestellte Armee für die günstige Wirkung des deutschen Bundesarmee.

c) Nun sind die Provinzen Oesterreichs und die Kaiserstadt nicht durch die deutsche Armee allein gesichert. Die Regierung Oesterreichs muß sonach wohl in der Lage sein, eine Invasion vom Oberrhein her auszuheben, eine den Rheinländer gegenüber. Auch in dieser Richtung in Bereitschaft halten und dann zum Krieg mit der deutschen Armee vereint — um doch eine österreichische Macht vor sich zu haben — mit verwenden.

d) Hiedurch zeigt sich, daß die ganze Heeres-Macht verwendet werden muß, um Theil an dem Kampf zu nehmen.

e) Die Nachteile, die aus der Theilung der militärischen Kräfte hervorgehen, sind auffallend genug und zu einleuchtend, um eine fernere Auseinandersetzung zu vermeiden.

f) Diese Theilung bringt aber insbesondere der kaiserlichen Armee, die österreichischer Oberfeldherr zur Leitung der Kriegsoperationen, die Herr der Theile so zu sagen, am Schlepptau der kaiserlichen Armee, und alle von dem Schicksale dieser abhängen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Verhältnisse das Interesse Oesterreichs nicht vorzuziehen, sondern das Interesse des Krieges der österreichischen Regierung zu Gunsten der deutschen werden könne.

g) Muß sonach Oesterreich gegen Frankreich, so ist die topographische Lage Oesterreichs, seine Macht, die es mit einer Heeres-Macht, die wenigstens derselben gleich mit 500.000 Mann, nach Abschlag der zur Bundes-Armee gegen Frankreich, 100.000 Mann in Italien mit 100.000 Mann aufzustellen wären, um mittels einer deutschen Armee, die österreichische Operations-Objekt — zu erreichen, die italienische Armee vereinen, dann zu vordringen, sobald wenigstens 100.000 Mann, die österreichische Armee vereinen, während Preußens Macht, die Preußische Armee, falls dem gemeinsamen Ziele zuhelfen.

Nachdem aber die Chancen, die Oesterreich, so bleibt es stets gerathen, so zu Folge ein für Oesterreich, so wird. Wird solches als schnelle Zusammenziehung, als die Dislocation der, darauf basirt und eingeleitet, zuvorkommen und der Druck und Kraft beibringen.

Aus dem besten, daß Böhmen und, sind, aus welcher

Vertheidigungsanstalten dieser am meisten ausgesetzten Provinzen sind also die beachtungswertesten.

Es sei mir vergönnt, das Befestigungssystem, wie es meiner Meinung nach — der Zeit entsprechen würde, im Kurzen auf die Monarchie auszudehnen.

Ich halte folgende Vertheidigungsanstalten für unbedingt notwendig:

1. Wien mit der schwarzen Ecke und der Lobau mittelst Maximilianischen Thürmen auf beiden Donau-Ufern;
2. Die Schütt, dessen noyau Comorn ist, mit mehreren Brückenköpfen;
3. Prag,
4. Olmütz,
5. Leopoldstadt im Waag-Thal,
6. Eperies,
7. Linz, da wir nicht im Besitze von Passau sind.
8. Verona als Manövrier- und Depot-Punkt.
9. Bregenz oder Feldkirch, welches von beiden durch die Lokalität geboten, das Zweckmäßigste erscheint, mit der gesicherten Verbindung durch Tyrol und Italien.

Wenn mit diesem Befestigungssystem die Organisation und Dislocation der Armee deren zweckmäßiger Einrichtung keine besonderen Hindernisse entgegenstellen, wenn ferner die Richtung der Eisenbahnen dem Erfordernisse eines Krieges so viel thunlich angepasst und wenn endlich auf die Sicherung der Verpflegungsmittel richtiger Bedacht genommen wird, dann erst wird der nothwendige und Beruhigung gewährende Einklang aller Kräfte hergestellt seyn. Über Tyrol, das in einem Kriege mit Frankreich die Hauptrolle zur Verbindung der Armee in Italien und Deutschland zu übernehmen von der Natur angewiesen ist, eine Verbindung, die um jeden Preis zu erhalten ist, kommt noch bezüglich der Vertheidigungsanstalten insbesondere zu bemerken, daß zu einer gesicherten Niederlage von Lebensmitteln, Munition und anderen Kriegsmaterialie die Schapfer-Höhe vorzubereiten, und hiezu die Mühlbacher-Schleufe (Klaufe) gleichfalls in Vertheidigungszustand gesetzt, und der Bedacht auf die Sperrung der von Brescia nach Tyrol führenden Straße genommen werden müsse. Die Armee in Italien ist bei allen Operationen gegen Frankreich, seyen diese nun offensiver oder defensiver Natur, der eigentliche linke Flügel oder Pivot aller agirenden Kräfte, es kommt daher alles darauf an, daß derselbe keiner feindlichen Übermacht ausgesetzt, und selbst im Falle der unmöglichen Behauptung Piemonts und der Lombardei — die Linie der Etsch durch Tyrol mit Vorarlberg hartnäckig behaupten könne.

Die Linie von Verona bis Vorarlberg, gehalten mit 100.000 Mann wird jeder feindlichen Macht, die vom Oberrhein, die Donau abwärts operiert, nach Maß ihrer Stärke im Rücken, die größten Nachtheile zu bereiten fähig seyn; ich sage 100.000 Mann, weil 40 bis 50.000 an der Etsch in Italien, 100 und mehrere Tausend Feinde aufhalten, die Eingänge nach Tyrol zu halten, zurückbleiben müssen, daher nur 30.000 Mann erübrigen werden, um dem von der Donau vorrückenden Feinde im Rücken zu operieren, während die von der österreichischen offensiven Oberrhein-Armee, die sich an die Donau zieht, doch noch Kraft erübrigen wird, um in Verbindung mit der aus Italien kommenden die Gelegenheit zu nützen, durch ein vortheilhaftes Gefecht den Feind zum Rückzug über den Rhein zu zwingen.

Ganz verschieden wird es sich verhalten, wenn die Bundes-Armee geschlagen wird, und das von Oesterreich hiezu gestellte Contingent auf 40 oder 30.000 Mann herabgeschmolzen, an der Donau sich allein überlassen, durch beständige nachtheilige Verfolgungsgefechte den Rückzug nach der Kaiserstadt wird antreten müssen. Daß in diesem Falle die kleinen partiellen Theile des Bundesheeres sich auflösen und hiedurch auch die Regierungen mit feindlichen Gefinnungen und Verträgen gegen uns auftreten dürften, wird wohl Niemand bezweifeln, der einen Blick auf die letzten Kriege wirft.

Ist die Armee in Deutschland — wie angenommen — unglücklich, so ist die Lage der italienischen zwar keineswegs vortheilhaft, da ihr die Möglichkeit zur Wiederergreifung der Offensive abgeht, allein sie bleibt demungeachtet in einer Verfassung, sich von der Etsch bis Bregenz zu behaupten, und ihre Stellung kann daher bei einem Friedensschlusse auch noch eine große Erleichterung der diplomatischen Verhandlungen herbeiführen.

Aus dem Vorhergesagten geht nun hervor, wie wichtig es wäre, in einem künftigen Kriege eine vereinte österreichische Armee in Deutschland auftreten zu lassen, und die vorgeschlagenen Vertheidigungsanstalten gleich dermalen schon zu treffen.

Müßte jedoch der erste Theil des Wunsches und die hierin ausgesprochene Idee den schon gefassten Bundesbeschlüssen weichen, und sollte der zweite Theil desselben künftigen glücklicheren Zeiten vorbehalten bleiben, so wird es jetzt schon um so unerlässlicher:

1. die auf den schnellen Übergang vom Frieden zum Krieg abziehende Armee-Organisation von 350.000 Mann in Ausübung zu bringen;

2. die beabsichtigte Beendigung der Bauten in Italien, Tyrol und Vorarlberg mit allem Nachdruck durchzuführen, und nicht wie dermalen auf dem halbem Wege stehen zu bleiben:

3. die getheilten Kräfte in Italien, Tyrol und Vorarlberg zu verbinden und schon dermalen im Frieden unter Einen Oberbefehl zu setzen.

4. Endlich nach Sicherung Venedigs vor jedem Coup de main der bestehenden Marine einen Kriegszweck zu bestimmen, solche hiernach zu organisieren, an das General-Commando Italiens anzuweisen und demselben unterzuordnen, denn bleibt die Marine wie sie ist, so ist sie im Kriege nur eine lästige Anstalt*, die gegenwärtig den Zweck zu haben scheint, als ein für die dabei höher Gestellten zum behagliches Vermögen verleihenden Institut zu dienen.

Würde diesen Punkten Genüge geleistet, so kann in Deutschland, was immer erfolgen, der in Tyrol, Vorarlberg und Italien Komandirende hat dann in seiner Lage die Möglichkeit, seine Macht zu benützen, Italien zu erhalten, jeden Angriff auf dasselbe zurückzuweisen, sich den Weg nach Tyrol offen zu erhalten und sich zum Herrn der Operationen am Po und an der Donau aufzuwerfen.

Ein allgemein uraltes Sprichwort: „Si vis pacem, parabellum“ — verpflichtet jeden anhänglichen Staatsdiener, um so mehr den alten Soldaten, in dem 27jährigen Friedensraume über die vergangene unglückliche — ja ich möchte sagen — unwürdige Stellung nachzudenken, in welche die partielle Vernichtung unserer Heere die Staatsverwaltung gebracht.

* Auch für die heutigen Verhältnisse nur zu wahr.

Bei näherer Beleuchtung all' dieser traurigen Vergangenheit, scheinen mir nur 4 Fälle vorzüglicher Betrachtung werth, da das Materiale, aus welchem der Stoff des Heeres zusammengesetzt ist, sich selbst in den unglücklichsten Perioden immer mit hingebender Anhänglichkeit, stetem Muth und Ausdauer bewiesen hat. Ich glaube die Übel, wie gesagt, vorzüglich in den 4 Ursachen auffuchen zu müssen:

A. In der Nichtbestehung eines Staatsvertheidigungssystems für unglückliche Fälle, zur Erleichterung der Defension, damit nicht nach einer verlorenen Schlacht die ganze Monarchie dem Sieger preisgegeben werde. Diese Angabe verdient um so mehr Berücksichtigung, als die topographische Lage Oesterreichs vorzüglich vom Norden wie vom Westen her, am meisten bedroht zu seyn scheint.

B. In der zu langwierigen Vorbereitung zur Kriegsorganisation.

C. In dem ganz entgegengesetzten System des Friedens zu dem des Krieges, und endlich:

D. In der unausgebildeten Führung der Truppen durch die Unterfeldherrn, die weder Vertrauen in sich selbst hiezu besitzen, noch den Geführten Vertrauen einflößen könnten.

Sollte Oesterreichs Regierung dieser Ansicht einige Würdigung zu schenken geruhen, so dürften die vorher angeführten Grundzüge einer schnellen Zustandebringung entgegen sehen, da — meiner Überzeugung zu Folge — die Grundzüge unserer Verfassung gut, und nur einer Modalitäts-Veränderung bedürftig werden, auch außer den angeführten Bauten keinen Auslagen unterworfen sind, um solche der nun bestehenden Kriegsführung anpassend zu machen.

Am Schlusse glaubt der Gefertigte anführen zu sollen, daß er von der Hauptansicht ausgegangen ist: „Die Erhaltung der Monarchie ist basirt auf die Vertheidigungsmittel derselben, somit dünkt ihm, daß alle übrigen Einrichtungen des Staats hierauf vorzüglich einwirken sollten, wenn das feine Spinnngewebe der Staatsmaschine nicht zerrissen werden soll.“

Nachdem man aber noch nicht die Frage aufgeworfen hat, „ob und welche Vertheidigungsanstalten zur Erhaltung der Monarchie bestehen?“ — so glaube ich, daß man hierüber nicht lange mehr zögern solle, außer man wolle auf unsere Nachkommen die unglückliche Vergangenheit beim ersten Kriege wieder zurückgeführt sehen.

Der frivole Vaudreuil.

Von Rudolf Hans Bartsch.

„Nun, Prospère? Verbündeter! Wie geht's? Was hat dein Herr mit unserem Theaterstück ausgerichtet?“

„Herr von Beaumarchais, wir sind sehr betrübt, Ihnen nicht besser gedient haben zu können,“ bedauerte der Kammerdiener. „Ich für meinen Teil habe alles angestrengt, die „Hochzeit des Figaro“ zur Aufführung zu bringen, die meinem Stande so viel Gerechtigkeit widerfahren läßt. Seit mein Herr dieses schöne Stück gelesen hat, behandelt er mich sozusagen mit Achtung.“

„Ah,“ lachte Beaumarchais; „er bildet sich ein, auch du müßtest ein Mensch sein? Ein Mensch mit eigenen Gedanken und selbstbedachten Überzeugungen? Was für ein Schwärmer dein Graf; was für ein Poet!“

Den lehten seiner elliptischen Sätze sprach Herr Caron de Beaumarchais in den Spiegel, durch den er des glänzenden Grafen von Vaudreuil Erzellenz eintreten sah. Er sah auch noch das Lächeln des geschmeichelten Herrn über solches Lob. Dann begrüßte er seinen Gönner.

Der Graf von Vaudreuil war noch von der Audienz im Trianon her in großer Gala und leuchtete von Tressen, Seide und Edelsteinknöpfen heller als ein Bischof im Prunkornat, nur daß diese flimmernden Sachen hübsch, knapp und zierlich an ihm saßen. Er war ein Herr voll feinsten Eleganz, der nicht erst als fünfziger in die Meisterjahre des guten Tons eingetreten war, der bei der Königin alles galt und beim König so viel als Marie Antoniette vermochte: also fast alles.

„Ach Caron,“ rief er müde. „Was soll man mit diesem König machen? Wenn man ihm einen alleruntertänigsten Vortrag hält, so muß alles gut und schön sein wie Gottes Schöpfung am siebenten Tage, weil er sich selber Ruhe genehmigte. Was soll man mit diesem Herrn anfangen, der einem den Rücken dreht, wenn man ihn etwa versichert: Sire, der Adel Frankreichs ist so, wie „Figaros Hochzeit“ ihn schildert. Sie haben einen lächerlich unnützen Adel, Sire. — Eine öffentliche Aufführung von „Figaros Hochzeit“ würde nur die elektrische Entladung sein, die, nach Herrn Franklins neuester Theorie, die Käfte im Kampfe ausgleicht, beruhigt und reinigt.“

Und der König dreht mir den Rücken und die Audienz ist aus! Er dreht mir den Rücken, sage ich Ihnen, so: — — und die Audienz ist aus. Ist aus! Was doch soll man mit einem Herrn machen, der nur angenehme Beruhigungen hören mag?“

„Ei so,“ seufzte Beaumarchais. „Er ist von jener Königsrasse, die nur angenehme oberste Untergebene dulden mag. Noch Ludwig XIII. hielt große Stücke auf unangenehme Kanzler. — Richelieu! Und Frankreich war groß und blieb es so lange, als sein Nachfolger sich von ähnlichen, eigensinnigen Willenskräften beraten ließ. Als der Sonnenkönig damit aufhörte, erging es Frankreich gar nicht mehr gut.“

Die Herrscher mit den angenehmen Untergebenen zerstören ihre eigenen Reiche. Unsere ruheliebende Majestät ist solch ein Mann. Sie geruht, auf alle unbehaglichen Zumutungen so lange Nein zu sagen, bis sie Ja sagen muß. Dadurch beraubt sie sich nur des Verdienstes, selber zur rechten Zeit Ja gesagt zu haben. Diese Majestät wird auch zur Aufführung der „Hochzeit des Figaro“ in Paris ihre Einwilligung erst dann geben, wenn alle Welt das Stück schon heimlich kennt und wird damit nur meinen Erfolg steigern.“

Der Herr Graf von Vaudreuil bejahte eifrig und fuhr dann in seinem Berichte fort: „Übrigens, mein lieber Caron, war ich, gleich nach meiner kurzen Audienz — bei Ihrer Majestät, der eigentlich regierenden Königin. Sie hat unsere Sache mit ihren schönen Händen, die sich in alle Dinge mischen, gleich ins Rollen gebracht: „Aber führen Sie doch die hübsche Satire als Liebhabervorstellung auf Ihrem eigenen Schloßtheater in Morfontaine auf,“ lachte sie mich an. „Die Erlaubnis dazu gebe ich Ihnen und, laden Sie tout Paris ein! — — —“

Nun, Caron, was sagen Sie?“

„Ah,“ rief Beaumarchais und schnellte fröhlich empor. „Das ist eine entzückende Dame! Haben Sie denn, teuerster Graf, schon Vorbereitungen zu unserer Aufführung getroffen?“

„Ei freilich,“ lächelte der Herr von Vaudreuil. „für die Rolle des Figaro habe ich den größten Philosophen und Charakter Frankreichs, den neuen Schauspielers Crambon gewonnen. Ein Puritaner! Sittenrein und natürlich bis zum Erzeh! Sie werden gleich seine Bekanntschaft machen. Die Regie führen Sie selbst, teurer Dichter. Die Leseproben und die Feinheiten des Dialogs leitet, wenn es Ihnen lieb ist, unser gemeinsamer Freund, der Dichter Lebrun.“

„Sehr gut,“ bemerkte Beaumarchais. „Lebrun ist ein Medisant von erprobtester Bissigkeit. Er wird die Bosheiten im Dialog auf das feinste herausarbeiten.“

„Der Chevalier von Coigny gibt den Jesuiten.“

„Ha, ha! Der Coigny, der berühmte Freigeist und Spötter, steckt sich in die Soutane! Mein lieber Graf, der Einfall ist besser, als mein ganzes Stück!“

„Die Gräfin,“ fuhr Vaudreuil überglücklich fort, „wird von der elsässischen Demoiselle Klinker sehr rührend und unschuldig gegeben werden. Demoiselle ist auch in den Stunden, wo sie mir ihre Liebe schenkt, rührend und unschuldig. Diese deutschen Mädchen sind wie das Blümchen Vergißmeinnicht. Sie schauen stets fromm in den Himmel, selbst während man sie pflückt. Demoiselle Klinker wird die Unschuld und das Gefühl in Person sein.“

„Wer gibt denn den Pagen?“ erkundigte sich Beaumarchais.

„Die kleine Cidronne, aus meiner Komödiantengesellschaft.“

„Und die Suzanne?“

„Hm,“ sagte Vaudreuil mit einer winzig kleinen, aber sehr liebenswürdigen Verlegenheit: „Das ist eine sonderbare Sache. Denken Sie sich, die Jose meiner Frau, die reizende Lenore Oiseau, liegt mir beständig an, ich solle sie einmal spielen lassen. Sie hat Ihr Stück gelesen und mir die hübschesten Sachen aus der Rolle der Suzanne, die sie auswendig kennt, entzückend rezitiert. . . .“

„Ah, da werde ich sie prüfen,“ freute sich Beaumarchais.

„Wenn ich bitten dürfte, so lassen Sie mich dabei sein,“ warf der Herr von Vaudreuil rasch ein. Dann flüsterte er: „Im Vertrauen, mein Freund: Die kleine Lenore hat mir für diese Vergünstigung, die Rolle freieren zu dürfen, eine reizende Zusage gemacht. . . .“

„Sie sind indiscret, lieber Graf,“ schmunzelte Beaumarchais. „Immerhin wird sie ihre Talentprobe abzulegen haben und ich werde sie strenge prüfen, denn an der Rolle liegt viel. „Ah!“ schaute er überrascht empor und starrte in die vom Kammerdiener geöffnete Tür. „Da kommt ein Amerikaner?“ Er erhob sich, über die Mäßen höflich: „Herr Benjamin Franklin selbst, wenn ich nicht irre?“

Vaudreuil lachte herzlich über diesen Irrtum, und der neue Ankömmling, der, in sadgrobes Tuch gekleidet, mit Stiefeln, rundem Hut und Knotenstock in seltsamen Kontrast zu den beiden leuchtenden Messieurs trat, begann sogleich mit kurzen Worten: „Nein. Benjamin Franklin hat nur die dumme Manier, sich so freiheitlich zu kleiden wie ich. Mein Name ist Crambon, bester Dichter.“

„Ah,“ verneigte sich Beaumarchais belustigt, „Sie sind es, der meinen Figaro geben soll?“

„Ahm,“ bestätigte Crambon, indem er mit den zusammengebißenen Kinnbacken gegen die Brust knackte.

„Dann geben Sie ihn doch, bitte, nicht so ehrlich und rauh, wie Sie auftreten, sondern als gewandte Schlange; nicht?“

„Ich werde ein feines Luder aus ihm machen, so ungern ich Seidenstrümpfe trage,“ sagte Crambon. „Aber Ihre Philosophie ist so tüchtig, daß ich die meine für einen Abend gern beiseite stelle.“

„Ach bitte, das tun Sie möglichst vollständig!“

„Wir werden, wir werden,“ murrte Crambon.

„Nehmen Sie das nicht so leicht,“ warnte Beaumarchais. „Es gehört viel Genie zu einem gewandten Darsteller des Figaro!“ — „Da müssen erst viele Halbwüchsigkeiten Genies genannt werden, bis endlich ein wirkliches Genie — — übersehen wird,“ brummte Crambon prachtvoll.

„Aber Sie sollen nicht übersehen werden,“ klagte Beaumarchais. Ihm war sehr bange um den Erfolg dieses Figaro.

„Ich werde mich benehmen wie ein Schuft,“ versprach Crambon. „Ich werde elegant und geschmeidig sein. Ich werde brillant und liebenswürdig sein; ich werde eine weiche Stimme haben und spielen, wie die süßeste Geige des Meisters Umati. Geben Sie nur acht, ich werde mich so reizend benehmen, als ob ich ein Schuft wäre.“ Er schloß unerwartet, indem er schrie: „Jetzt aber muß ich endlich zu essen kriegen!“

Herr von Vaudreuil rannte nur so nach seinem Kammerdiener, um den Hunger des Bürgers Crambon nicht bis zu noch gefährlicheren Grobheiten wachsen zu lassen. Nach drei Minuten schon klappte Prospère an der Tür die feinen Beine zusammen und meldete:

„M'sieur Crambon est servi.“

Herr Crambon stürzte gierig ab.

„Da geht er hin, das aufrichtige Kind der Natur,“ sagte Vaudreuil in andachtsvoller Ehrfurcht. Er wird Filetstücke von der Größe einer neugeborenen Kage in sich hineinschwingen, aber er wird Wasser dazu trinken, in seiner rauhen Tugend. Es ist unglaublich, lieber Caron, aber er hat sich jedes Bett verboten — und schläft auf einer Matratze in der entlegensten Dachkammer. Er trinkt keinen Wein, er ist fleisch, er ist aufrichtig — — — es ist unglaublich!“

„Und der soll meinen Figaro geben,“ jammerte Beaumarchais. „Ach, Herr Graf, wo haben Sie Ihren sublimen Instinkt, Ihre Delikatesse, Ihre klugen Augen gehabt!“

„Der Schein spricht gegen ihn, das gebe ich zu,“ gestand Herr von Vaudreuil etwas bedrückt. „Und dennoch leistet er auf der Bühne geradezu das Gegenteil dieses seines wahren Wesens! Es ist kaum möglich, aber Sie selbst werden es erfahren.“

Beaumarchais blieb ungläubig.

Immerhin: Die Theaterprobe verlief entzückend.

Herr Crambon hatte seine rauhe Tugend abgelegt, wie ein galanter Konnetable von Frankreich am Abende nach der Schlacht das ruppige Kettenhemd. Er war nicht übel und verhielt nichts zu verderben. Die zahlreichen Sentenzen, Malicen und Frechheiten, die er abzufeuern hatte, sprach er etwas allzu ehrlich, aber das schadete nicht viel. Es war eine angenehme Enttäuschung.

Wer von den erlauchten Gästen des Schlosses scherte sich übrigens um Figaro, da eine solche Gräfin spielte! Demoiselle Klincker war ganz weiche, leise getränkte Unschuld. Ihr Elsäßer Französisch erhöhte noch den Eindruck naiver Betrogenheit. Demoiselle Klincker war zartfärbig, wie eine Seele nach der Beichte; ihr kernblondes Haar leuchtete selbst unter dem Puder der majestätischen Frisur durch und ihre süßen, blauen Augen öffneten und schlossen sich langfransig wie die Portieren eines Brautbettes. Der leise Zug von Lethargie, mit dem sie ihre resignierte Rolle sprach, versetzte alle Intimen des Parquetts in die süßeste Schwermut, diesem armen Geschöpf nicht schon zwischen dem zweiten und dritten Akte mit etwas Liebe beispringen zu dürfen. Wenn nicht der kleine Teufel, die Suzanne ein unglaublich leises Vibrieren behender Sinnlichkeit fortwährend in das Stück hineingesprüht hätte, so hätte sich der Erfolg des Herrn von Beaumarchais, ganz gegen dessen Willen, nach der sentimental Seite hin gezogen.

Herr von Vaudreuil war außer sich vor Wonne. Alle Freunde, die zur Generalprobe geladen waren, hatten sich in Demoiselle Klincker verliebt. Alle machten ihr den Hof als das Stück zu Ende war, und wenn nicht der geistreiche Schloßkaplan, Abbé Lucien, der sich um die schöne Klincker wenig kümmerte, dem Dichter die schönsten Komplimente gemacht hätte, so wäre Beaumarchais eine Zeitlang so vergessen im Winkel gestanden, wie ein Kamin im Sommer.

Die bildschöne Klincker nahm alle Komplimente und all die fiebernde Verliebtheit der glänzenden jungen Herren stangensteif entgegen, gleich einem präraffaelitischen Madonnenbilde. Sie, die mit Recht im Verdachte stand, um ein volles Jahrhundert zu religiös zu sein, dankte bloß ruhig dem Himmel für diesen neuen Sieg, und nur als ihr Gebieter, der Herr von Vaudreuil, ihre schönen Hände küßte, erinnerte sie sich: „Ach ja, da muß ich einen Händedruck von mir geben.“

Sie war von einer entzückenden Zurückhaltung. Sie war in ihrer Art so unerhört an Tugend, wie Herr Crambon — der jetzt wieder ganz Benjamin Franklin in rauherer Auflage war — so daß alles staunte, woher dieser gestraubte Pinienzapfen seine Glätte auf der Bühne genommen hätte.

Demoiselle Klincker bekam mehrere liebenswürdige Einladungen für diese oder eine der nächsten Nächte, aber sie lehnte alle ab, und verwundert und neidisch beglückwünschten die Herren den alternden Vaudreuil zu solcher Tugend seiner Geliebten.

Herrn von Vaudreuil tanzten alle Nerven vor innerlichem Jubel ob solchem Triumph.

Es stach ihn aber doch ein sehr feines Dörnlein, als Demoiselle Klincker sich für heute von ihm frei bat, weil sie von der Generalprobe sehr abgespannt sei und eine Nacht lang fest ausschlafen wollte.

Ach Gott, sie schlief ja auch bei ihm fest genug, dachte er seufzend, als die unerschütterliche Tugend fortwandelte.

Es ließ ihm, als er allein war, keine Ruhe und er rächte sich an ihr als echter, altfranzösischer Kavalier. Stundenlang spazierte er, schon im Schlafrock, aber noch in Seidenstrümpfen in der einsamen Nacht seines Schlafgemaches auf und ab, bis seine wihige Seele endlich, endlich Erlösung in folgendem Epigramm gefunden hatte:

Ihr sagt's und es ist wahr / daß Phyllis engelrein
 Ich selbst drang manche Nacht / mit Liebe in sie ein; —
 Wo andre rasen, liegt / sie so voll Apathie
 Daß ich ihr sagen muß: / „Madam, ich meine Sie!“

Vaudreuil war sehr glücklich über diese Alexandriner, die ihm gelungen schienen. Nach seiner Gewohnheit lief er sogleich zu einem seiner feinsten Ehrengäste, dem Dichter Lebrun, der Bosheiten am besten zu würdigen verstand, pochte an dessen Tür und weckte ihn. Lebrun, der wußte, daß jede also gestörte Nacht am nächsten Morgen mit der holden Sendung einiger Louisdors begütigt wurde, öffnete ihm in bester Laune und bezeugte sich entzückt von dem Wiß und der hübschen Formgebung seines Schülers. Er sagte ihm, daß in zwei Tagen ganz Paris sich beim oeil de boeuf, auf den Boulevards und in den Gartüchen das reizende Bonmot in die Ohren flüstern würde und beging, da die Gelegenheit gut war, schnell eine kleine Gemeinheit:

„Wir müssen diese reizend frivolen Verse augenblicklich dem Abbé Lucien vorlesen. Der ist in solchen Dingen ein Feinschmecker, und wie ich weiß, schläft er durchaus noch nicht.“

Abbé Lucien hatte in seiner Sorglosigkeit vergessen, die Türe seines Zimmers zu verriegeln, und als der gute Vaudreuil hinter dem eiligen Lebrun eintrat, indem er sein ungalantes Blättchen voll freudiger Lesebereitschaft in Händen hielt, da mußte er Demoiselle Klincker bei dem freisinnigen Abbé eingenistet entdecken.

Es war ein großer Schmerz; Vaudreuil ließ sein Stammbuchblatt fallen, Lucien schnellte trotz mangelhafter Bekleidung überrascht in die Höhe, Demoiselle Klincker zog in schweigam-träger Scham die Decke so hoch über den Kopf, daß unten die hübschen Füßlein herausguckten — und Lebrun lächelte.

Aber Vaudreuil blieb Edelmann.

„Beste Pater,“ begann er zum Räuber seiner Freuden, „ich bedauere Demoiselle Klincker und mich, daß sie sich keinen anderen Herrn für diese kleinen Vergnügungen zu wählen wußte. Ich bedauere Demoiselle Klincker, weil sie durch den Wechsel ihres Liebhabers Einkünfte verliert, die ihr der neue Besitzer ihrer Schönheit nicht so reichlich wird zuwenden können. — — (Demoiselle Klincker unter der Decke weinte) — — und mich bedauere ich, weil es mir nicht vergönnt ist, einen ritterlichen Gegner für die mir zugefügte Beleidigung zur Rechenschaft ziehen zu können.“

„Oh!“ rief Lucien mit Lebhaftigkeit: „Was den zweiten Punkt betrifft, so ist das leicht zu corrigieren. Sie werden die Güte haben, Herr Graf, mir eine hübsche, gepuderte Zopfperücke, einen Treppenrock und einen Degen zu leihen, an welchen Dingen ich Mangel leide. Was die übrigen Bestandteile zu einem ritterlichen Gegner betrifft, so habe ich sie zufällig bei mir.“

„Ah!“ rief Vaudreuil schon halb erheitert. „Auf Wiedersehen also morgen um sieben Uhr früh im Garten bei der Ariadne, mein Pater.“

„Auf Wiedersehen!“ verbeugte sich der Abbé höflich. Und Vaudreuil bemerkte noch: „Herr Lebrun wird die Güte haben, Ihnen die gewünschten Requisiten zu überbringen und uns als Zeuge zu dienen.“

Eine tiefe Verbeugung der drei Herren und die Türe schloß sich geräuschlos.

Abbé Lucien hob den Zettel des Grafen auf und las ihn der schluchzenden Demoiselle Klincker lächelnd und mit anmutiger Betonung des alexandrinischen Metrums vor:

Ihr sagt's und es ist wahr / daß Phyllis engelrein

Das interessante Duell im Garten bei der Ariadne nahm einen reizenden Verlauf. Abbé Lucien focht wie eine Wespe und entwaffnete nach dem dritten Gange seinen gräßlichen Gegner. Ehrerbietig nahm er selbst den davonflirrenden Degen vom Boden auf und überreichte ihn mit tiefer Verneigung der Erzellenz des Herrn Grafen von Vaudreuil, der ihm belustigt und versöhnt die Hand hinstreckte.

Chevalier de Coigny und Herr Lebrun, Herr von Beaumarchais und ein Marquis Grouchy, die Zeugen, und Maître Braçon, der Arzt, applaudierten.

„Und nun gestatten Sie mir, teuerster Herr Graf,“ begann der Abbé, indem er einen Zettel aus der Tasche zog, „Ihnen das gestern bei mir verlorene Epigramm zu überreichen, im Verein mit meinen größten Komplimenten über den Charme, über die zarte Zweideutigkeit und die glückliche Form, in welcher Herr Graf eine Beobachtung eingeschlossen haben, von der es Sie freuen wird zu hören, daß ich selbst sie ihrem vollen Inhalte nach bekräftigt gefunden habe.“

Die Herren lächelten alle wie eine Reihe von Sonnenaufgängen.

„Ah!“ rief Vaudreuil erfreut. „Da Sie sich nicht schmeicheln dürfen, Demoiselles Temperament in größere Schwingungen versetzt zu haben, als dies mir glückte, so würden Sie meiner Neugierde einen großen Gefallen tun, mir zu sagen, wie doch es gerade Ihnen gelingen konnte, die Gunst Demoiselles zu erobern, um die sich so viele glänzende Kavaliers vergebens bemühten?“

„Die Antwort steht schon“, lächelte Abbé Lucien, „unter Ihren reizenden Versen.“

Herr von Vaudreuil entfaltete den Zettel und las seinen Freunden vor:

Ihr sagt's und es ist wahr / daß Phyllis engelrein.
Sie füllte Leidenschaft / dies Herz mit Feuerpein;
Zwei Schlüssel öffnen nur / des Himmels kleines Tor
Genau so wie in Rom: / Beichtzettel und Louisd'or.

Die Herren applaudierten entzückt und Vaudreuil umarmte seinen geistvollen Gegner. Das war ein köstliches Erlebnis, an dem sich der ganze Hof amüsieren würde.

„Sie müssen Mitleid mit mir haben, meine Herren,“ fügte Abbé Lucien in betrübttem Tone hinzu, „wenn ich Ihnen verrate, daß Demoiselle Klincker mein einziges Beichtkind von zweihundertneunundzwanzig auf Schloß Vaudreuil und Dependancen anwesenden Personen ist. Sie ist sehr fromm. Eine große Merkwürdigkeit, das,“ schloß er seufzend.

Die Herren lächelten alle wie eine Reihe von Sonnenaufgängen.

Die Erstaufführung der „Hochzeit des Figaro“ hatte schon vor dem Aufziehen des Vorhanges ungeheuren Erfolg. Die Blüte des Adels von Frankreich füllte das Parterre des Schloßtheaters so reich, so bunt und erregt, wie ein riesiges Blumenbeet, in dem der Wind plaudert.

Die Logen leuchteten von den herrlichen Schultern und dem anderen lebenden Elfenbein, das die Damen jener Zeit in so liebenswürdiger Fülle ausstellten. Die hohen Frisuren nickten nervös und lebhaft, die roten Mäulchen plapperten alle durcheinander, übereinander, und ein erregtes Kichern rieselte durch das ganze Theater. Man freute sich der reizenden Geschichte des glänzenden Vaudreuil mit der Klinker und dem kleinen Abbé, der heute wie eine kostbare Berloque umhergereicht wurde — überall vorgestellt, überall angelächelt, überall eingeladen.

Beaumarchais hatte eine Stimmung für sein Werk, wie sie nicht glücklicher sein konnte.

Und wie gespielt wurde! Herr Crambon schien durch die festliche Lichterfreudigkeit des Abends wie verheert. Beaumarchais traute seinen Ohren nicht, seinen Augen nicht, seiner Menschenkenntnis nicht. Dieser Figaro war wie ein Federball: elastisch, lustig, graziös gab und nahm er Stich und Intrige. Er war der vollendete Kammerdiener in jeder Bewegung und hatte mehr Temperament und Beweglichkeit, als alle Wasserkünste von Versailles.

Ach, und die zwei Frauenzimmer! Ach, die Gräfin und Suzanne!

Sie spielten um Herrschaft und Leben, die beiden kleinen Euder. Demoiselle Klinker wußte: heut errang sie sich die Liebe des Herrn von Vaudreuil und ihr hübsches Nadelgeld zurück, oder nie mehr wieder. Die tiefe Wehmut und die passive Rolle der betrogenen Frau lag ihrem trägen Temperamente, und sie war sentimental wie eine Herbstzeitlose im Abendtau.

Das kleine Göfchen, die Lenore Mifseau aber, die wußte: Heidi, heut gibt's eine vakante Stelle zu erobern! Sie war schlank und graziös wie eine Menuettfigur; sie schlang und schmeichelte sich um ihre Gräfin wie ein Käglein. Sie sprühte vor entzückender Koketterie; sie duftete leise und bestrickend nach verhöhlener Sinnlichkeit, und die galanten Herren nagten sich vor Appetit die Lippen wund, während sie spielte.

Über alles hin aber sprühte und flammte das Klingengezisch des witzigen Meistersechters, des Herrn von Beaumarchais. Der gesamte Adel beglückwünschte mit hellrieselndem Gelächter den eleganten Angreifer seiner eigenen Gesellschaft, und ein Applaus ohnegleichen wurde dem unglaublichen Sieger von denen zuteil, die er hier hageldicht prickelnd mit Witz und Hohn überraschte.

Jeder meinte, es gälte dem anderen und alle amüsierten sich köstlich.

Der Anstifter dieser Aufführung, welche ganz eigentlich der geistvolle Prolog zur größten aller Revolutionen war, der ausgezeichnete Graf von Vaudreuil, saß leuchtend vor Glück und blaß vor Wehmut in seiner Loge.

Er hatte dem Genie einen unerhörten Sieg erkämpft.

Er hatte eine schöne Geliebte verloren.

Er würde diese kleine, entzückend geschmeidige Käse, diese Lenore Mifseau zur Geliebten nehmen, würde von ihr geherzt, gebissen und verliebt umringelt werden, wie ihn das Glück und die Hofgunst herzte, verliebt umringelte — — und biß. Und dennoch würde sie ihn betrügen, wie die schöne, fromme, träge Klinker ihn betrogen hatte.

Die kleine Lenore hatte ihm für morgen im Garten ein Rendezvous gegeben. Mit welcher Bedeutsamkeit füllte sich also für ihn ihre Rolle, in der sie ihrem Grafen,

ihrem gehänselten Grafen auf der Bühne das Billettchen annestelte, worin sie den Ort zu einem Stelldichein mit den Versen eines scheinbar harmlosen Gedichtleins verdeckte:

Sonne, die im Westen steht
Läßt dich Süßes ahnen, — — —
Abends, wenn sie untergeht — — —
Hinter den Platanen.

Die Verse gingen ihm im Kopfe umher, er wußte nicht warum. Er wurde alt. Sollte er dennoch nach der kleinen, heißen Lenore greifen? Sollte er ein neues, ernsteres Leben beginnen? Die geistvolle Komödie seines Protegés machte ihn sehr nachdenklich. . . .

Das Stück war zu Ende gespielt. Rollender Jubel, prasselnder Applaus, donnernder Zuruf stürmte auf Beaumarchais, auf die Schauspieler, auf den erlauchten Mäcen ein. Ja, Vaudreuil wurde aus seiner Loge geholt und mußte mit Caron de Beaumarchais auf die Bühne treten. In seiner Rechten hielt er die kühle Linke des wüthigen Dichters, in seiner Linken zuckte die kleine, heiße Hand Lenorens.

„Beaumarchais wurde gefeiert wie die Sonne, Vaudreuil wie Phöbos, der sie am Himmel emporführt,“ schrieb Lebrun einer Freundin.

Es war betäubend und sogar für den Weltmann Vaudreuil zuviel des Sieges. Der Jubelsturm solch erlauchter Gesellschaft, in der die meisten Mitglieder der königlichen Familie vertreten waren, mußte den Widerstand des Königs zerknicken, wie zügellose Rosse einen Hühnerzaun.

Jeder der Gäste fuhr mit dem stahlfesten Entschluß fort: das muß man in Paris hören! Beaumarchais hatte gewonnen Spiel.

In der Nacht aber ging der erlauchte Dilettant Vaudreuil abermals unruhig in seinem Schlafzimmer auf und ab. Er dachte an Crambon, der trotz seiner glänzenden Beweglichkeit vorzöge, ein harter, reiner Philosoph zu sein. Er dachte an Lenore, in die er sich verliebt hatte, und an ihre Verse:

Sonne, die im Westen steht,
Läßt dich Süßes ahnen — — —
Abends, wenn sie untergeht — — —
Hinter den Platanen.

Sonne, die im Westen steht!

Er betrachtete sein Antlitz im Spiegel. Noch blühten die Augen, aber zahllose, feine Runzeln umspannen sie mit den Buchstaben des nahenden Alters. Der Puder deckte das Grau seiner Haare, graziöse Lebhaftigkeit deckte die leisen Seufzer seines Herzens. Bei Hofe, bei den Dichtern und Denkern Frankreichs galt er als einer der Besten. . . .

Bei den Frauen nicht mehr.

Und wieder sumnte er vor sich hin: „Sonne, die im Westen steht. . . .“

Auch der Dichtertriumph seines Freundes hatte ihn angesteckt. Gestern war ihm eine reizende Sache gelungen. Er mußte heute wieder dichten. Er war voll Gefühl; die beste Stunde war da.

Als einer von den richtigen Feinschmecker-Dilettanten, die äußere Form und Technik am höchsten schätzen, weil sie solche am besten verstehen und nachahmen können, versuchte er sich mit einem Ziseleurstückchen. Einer Glosse. Er wollte ein Thema variieren; das Thema:

„Sonne, die im Westen steht.“ Alle vier Zeilen, jede in einer Strophe.

Nach manchem Seufzer, nach manchem Strich und einigen Änderungen hatte er das kleine Kunststückchen zu seiner großen Genugtuung fertig:

Sonne, die im Westen steht
Hat das heit're Spiel verloren,
Wird nur jenseits neu geboren.
Welch bedeutames Valet
Ruft sie dir, oh Philalet!
Sonne, die im Westen steht!

Nie mehr läßt sie heit're Nacht,
Läßt dich Süßes ahnen,
Graue Sorgenschatten mahnen,
Daß dein Tagwerk bald vollbracht.
Ach, verlaß' der Liebe Fahnen!
Nur ein Leben neuer Bahnen
Läßt dich Süßes ahnen.

Abends, wenn sie untergeht,
Weiß sie dennoch sich ein Morgen.
Doch wie banne ich die Sorgen,
Weil kein Trost mich süß umweht
Wie die gold'ne Majestät
Abends, wenn sie untergeht?

Welkes Laub rauscht dort und hie
Unter den Platanen;
Alles singt das Lied des Schwanen!
Hilf mir du, Philosophie,
Eine neue Welt zu planen,
Langsam wandelnd sie zu ahnen
Unter den Platanen.

Herr von Vaudreuil las sein wehmütiges Gedicht in tiefer Rührung. Er sagte es sich auswendig vor; er stand, seine Verse leise summend, am offenen Fenster. In der Tiefe rauschten die Wasserläufe des Schloßbrunnens und leise schmeichelte die Nachtluft um die Wangen des glänzenden Herrn, der zum ersten Male in seinem Leben tief und schwer nachdenklich war.

„Ei sieh,“ lächelte er wehmütig, „da habe ich nun nicht eine Seele im ganzen Schlosse, die ich aufwecken könnte, um ihr dieses Gedicht vorzulesen. Herr Lebrun würde nur schadenfroh grinsen, Herr von Coigny mich verächtlich bedauern, Marquis Grouchy an ganz Paris berichten, ich würde alt, und Herr Caron de Beaumarchais würde mich in ein Moraststück bringen, so daß sich die Leute über den melancholischen Dufont zu Tode lachen müßten.“

Niemand — Niemand!

Aber? Vielleicht! Dort, in der tugendreichen Dachstube des Crambon, da ist noch Licht. Ja! Der herbe Philosoph wird mich verstehen."

Und er wanderte durch hallenden Flur und Treppenhaus zum Philosophen der Entsagung, der rauhen Tugend und der Weltabkehr.

Er hatte mit seinen Versen stets Unglück, denn bei Herrn Crambon fand er die reizende Lenore Oiseau.

Still wie ein Bild stand Herr von Vaudreuil, obwohl sich das Jöfchen ihm zu fügen warf: „Ach, gnädigster Herr Graf, nehmen Sie mir die kleine Pironette nicht übel! Crambon war meine Jugendliebe. Ich war ein armes, unbeachtetes Küchenmädchen von vierzehn Jahren, als er der glänzende Kammerdiener des verstorbenen Herzogs Rohan war. Ich liebte ihn, ich traf ihn erst jetzt wieder als den Liebling Ihrer Bühne, und — ach: da haben wir kleine Rocheforter Jugenderinnerungen aufgefrischt."

„Geh, mein Kind, du hast mir nicht wehe getan," sagte der Graf, und das Kästlein huschte ängstlich fort, die Krinoline unterm Arm, die Pantöffelchen in der Hand.

„Sie aber, Mensch — Sie haben mir alles genommen," sagte der Graf zu Crambon, der bei der Enthüllung seiner Vergangenheit alle Fassung völlig verloren hatte und ganz vergaß, daß er nicht mehr Kammerdiener war. Er stand und wagte mit keiner Muskel zu zucken.

„Sie haben mich glauben machen, es gäbe Tugend. Sie haben mich hoffen gemacht, es gäbe Mannesgröße. Sie haben mich eine Philosophie lieben gemacht, deren Leerheit Sie mir nun zeigen. Ich wäre gerne geworden, wie der, für den ich Sie hielt. Sie aber sind schlimmer als der Charlatan Cagliostro, der den sehnsüchtigen Seelen nur einen Wundertrank für tausendjähriges Leben aufband. Sie aber verhießen die Ewigkeit; und lehren mich nun den Satz: Nur die Gemeinheit ist ewig. Verlassen Sie mein Schloß!"

Und der erlauchte Graf von Vaudreuil ging auf sein Zimmer zurück und weinte weinte so stilllos, wie es im delikaten Rokoko nicht einmal den Kindern erlaubt war!

Crambon schied.

Vor dem Tore straffte sich seine Gestalt und mit rauhem Tugendgruß wies er einen kleinen Marquis von sich hinweg, der ihm höflich wie ein Schüler hatte nahen wollen. Er war wieder ganz Bürger, Philosoph und Cato.

„Das hat ihm dieser Vaudreuil nun übel genommen, statt sich daran zu belustigen," rief Beaumarchais, der ihm nachsah, aus. „Dieser Vaudreuil! Dieser Typus eines regierenden Standes, der sich weder behaupten, noch entsagen kann. Dieses Paradestück des Adels, der sich selber nicht mehr in der Höhe halten zu können glaubt, in die er emporgeklettert ist und der seine eigene Strickleiter abschneidet, indem er stolz tut auf solche Größe."

Was verdient diese Welt, die applaudiert, wenn sie gelästert wird, Besseres, als gelästert zu werden?

Da seht mir doch die Juden an: Niemandem wurden so viel üble Dinge vorgeworfen, als ihnen, aber sie behaupteten sich und behielten recht, weil sie niemals müde wurden, zu behaupten, sie hätten recht.

Ich, was mich betrifft, wenn meine Dichterkraft je erlöschen sollte, ich werde Werke über meine Werke schreiben, in denen ich der Welt meine eigene Größe beweisen werde.

Das Leben will, daß seine Geschöpfe seine Gaben achten, und was sich nicht selbst behaupten kann, trägt den Tod in sich. Da hat dieser Vaudreuil eine Erscheinung voll Glanz, einen erlauchten Namen, Geld, Macht, Weiber — — und ist unglücklich, weil er kein hungriger Philosoph und Dichter werden kann. Er protegirt mich, der seinen Stand verhöhnt, und wird zum Spielball eines davon-gelaufenen Kammerdieners und einer Gans.

Es ist frivol von diesem Vaudreuil; wirklich frivol!“

Literaturgeschichte und Volkskunde.

Von August Sauer.

Wenn man die ungeheure Masse von mündlichen und schriftlichen Überlieferungen, welche die deutsche Nationalliteratur bilden, wissenschaftlich zu bewältigen, zu ordnen und zu gliedern versucht, so bieten sich dafür die mannigfachen Gesichtspunkte dar.

Als eine selbstverständliche und unerlässliche Voraussetzung stellt sich dar die philologische Untersuchung aller Grundlagen, auf denen die Überlieferung beruht, die Anwendung der niederen und höheren Textkritik, das sprachliche Verständnis, die Wort- und Sinnerklärung der Denkmäler. Alle biographischen und psychologischen Vorbedingungen für die Entstehung und Vollendung, für die Wirkung und die Aufnahme eines literarischen Werkes sind zu erforschen. Dichter und Dichtungen lassen sich nach äußeren und inneren Zusammenhängen zu Gruppen, Parteien und Schulen vereinigen; diese historischen Zusammenhänge sind nur auf dem Hintergrund der gesamten politischen, sozialen und kulturellen Geschichte eines Volkes verständlich und so bildet die Literaturgeschichte mit allen ihren Hilfs- oder Tochterwissenschaften, mit der Geschichte des Buchdrucks und des Buchhandels, des Theaters und der Schauspielkunst, des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens u. a. eine Unterabteilung der Kulturgeschichte und nimmt an allen Wandlungen und Fortschritten der historischen Disziplinen Anteil. Soweit die literarischen Erzeugnisse als Kunstwerke aufgefaßt werden können und müssen, unterliegen sie der ästhetischen Betrachtung und so ist die Literaturwissenschaft aufs nächste beteiligt an der Schaffung einer neuen Ästhetik, einer neuen Poetik, wie sie die Gegenwart mit leidenschaftlichem Eifer betreibt; aber die Literaturgeschichte muß sich auch mit vielen Literaturprodukten beschäftigen, welche einer solchen ästhetischen Beurteilung nicht standhalten, und die Zeiten, in denen man ganze Hekatomben von Dichtwerken einer engherzigen ästhetischen Doktrin zum Opfer brachte, sind endgültig vorüber.

Jedes Literaturprodukt ist der Ausfluß und der Ausdruck einer bestimmten Welt- und Lebensauffassung seines Verfassers; insofern ist Literaturgeschichte Geschichte der Weltanschauungen, wie sie im künstlerischen Gewande sich darbieten; nicht selten ist der ethische oder gedankliche Gehalt von solcher Selbständigkeit oder

von solcher Tiefe, daß die betreffenden Werke eine eigene Stellung in der Geschichte der Religionen oder der Philosophien verlangen.

Die in der Dichtung verwendeten Stoffe und Motive können in ihrer Aufeinanderfolge und Wechselwirkung, in ihrer Auswahl und Begrenzung, in ihrer Neu- und Umbildung eine eigene Betrachtung auf sich lenken. Wichtiger wird in der Dichtung die Art der Bearbeitung und Gestaltung sein, die Form, die ein Literaturprodukt erst zum Kunstwerke macht, darum wird der Entwicklungsgeschichte der Form, des Stils, des Rhythmus, der Sprachmelodie, der Metrik, immer eine höhere Bedeutung zuerkannt werden müssen, als der bloßen Stoff- und Motiengeschichte.

Die einzelnen Literaturgattungen unterstehen gewissen Gesetzen, die sich über den einzelnen Autor hinweg von einem Werke zum anderen erstrecken; daher haben die einzelnen Literatur- und Dichtungsgattungen Epos, Lyrik, Drama, Rede, Satire, Didaktik, jede ihre eigene Entwicklungsgeschichte, die entweder parallel laufen oder sich durchkreuzen und verschlingen können.

Sehen wir von den schwer zu erfassenden und festzustellenden Anfängen einer nationalen Dichtung ab, so wird sich in allen höher entwickelten Perioden die Literatur eines Volkes immer in engerer oder fernerer Verbindung mit der Literatur eines anderen Volkes entwickeln und wird oft nur als Teilerscheinung großer Kulturübertragungen aufgefaßt werden können, wie sie durch die Jahrtausende zu verfolgen sind. So schließen sich die Literaturen einzelner Zeiträume, Völkergruppen und Weltteile zu einem Ganzen zusammen; die Literaturen vergangener Zeiten können die Literaturen der Nachwelt kräftig beeinflussen, entlegene Literaturen können miteinander in Berührung treten und so gliedert sich die Literatur eines Volkes in die Gesamtheit der Weltliteratur ein und die Erforschung der einzelnen Nationalliteraturen wird abgelöst durch die neue in der Entstehung begriffene Wissenschaft der allgemeinen oder vergleichenden Literaturgeschichte, die wieder neue Methoden zur Lösung ihrer umfassenderen Aufgaben auszubilden gezwungen ist. Die vergleichende Betrachtung vieler oder aller Literaturen führt zur Erkenntnis gewisser regelmäßiger, typischer Erscheinungen, die in der Entwicklung verschiedener Literaturen unter gleichen oder ähnlichen Bedingungen wiederkehren und die Feststellung solcher Normen oder Gesetze, unter deren Herrschaft das literarische Leben der Völker verläuft, würde die wissenschaftliche Darstellung der Nationalliteraturen erleichtern und stützen, eine Stufe der wissenschaftlichen Entwicklung, von der wir noch weit entfernt zu sein scheinen.

In unseren gegenwärtigen Darstellungen der deutschen Literaturgeschichte, soweit sie wissenschaftliche Geltung beanspruchen können, zeigt sich ein Wechsel dieser zum Teil einseitigen Gesichtspunkte, je nachdem in einer Epoche oder bei einer Dichtergruppe diese oder jene Seiten stärker und wichtiger hervortreten. Es fehlt uns ebenso an einem großen zusammenfassenden Werk, das nach allen Richtungen hin ausgriffe, wie auch an solchen, die nach einer Richtung hin erschöpfend die gesamte deutsche Literatur behandelten.

Am meisten vernachlässigt scheint mir ein Gesichtspunkt zu sein, der vor vielen anderen Berücksichtigung verdiente, der Zusammenhang der deutschen Literatur mit dem deutschen Volkstum als solchem, also die eigentlich nationale Seite unserer Literaturgeschichte. Wohl ist die Frage aufgeworfen und zu beantworten versucht

worden, inwiefern der deutsche Nationalcharakter sich in den wichtigsten Erscheinungen unserer Literatur im Laufe der Jahrhunderte widerspiegle; aber der Versuch ist daran gescheitert, daß dieser Begriff des Nationalcharakters viel zu allgemein und unbestimmt gefaßt, ja zum Teile sogar aus denselben Literaturerzeugnissen, in denen er wiedererkannt werden sollte, abgeleitet war, so daß man sich in einem bösen Zirkel bewegte. Während aber der Charakter einer so weitverzweigten Nation wie der deutschen wissenschaftlich in der Tat sehr schwer faßbar ist, scheint der Charakter der einzelnen deutschen Stämme, Landschaften, Provinzen und Länder, welche bei großer Verschiedenheit im einzelnen durch einheitliche Züge miteinander verbunden sind, viel leichter zu bestimmen zu sein. Durch ungleiche Vermischung mit der in fernste Zeiträume zurückreichenden Urbevölkerung, mit nachdrängenden Wandervölkern, mit verdrängten oder aufgesogenen fremden Nationen, mit den romanischen, slawischen und weniger verwandten Nachbarvölkern, durch die größere oder geringere Anpassung an die Bodenverhältnisse und das Klima des weitausgedehnten Gebietes, durch die wechselnden politischen Geschehnisse, die religiöse Trennung, die soziale Schichtung, die berufliche Scheidung, die dynastischen Einflüsse und durch vieles andere sind die großen deutschen Stämme, deren ursprüngliche Gliederung und Anlage heute noch vielfach erkennbar ist, in mannigfacher Weise umgestaltet und neugegliedert worden, so daß oft auf engem Raum verschiedenartige Bildungen zusammentreffen. Bei der reichen und systematischen Ausgestaltung unserer Landes- und Volksforschung sind alle diese Zusammenhänge und Unterschiede wohl bekannt und man brauchte nur etwa an der Hand von Alfred Kirchhoffs glänzender Abhandlung „Die deutschen Landschaften und Stämme“ in Hans Meyers bekanntem Sammelwerke „Das deutsche Volkstum“ die deutschen Dichter ihrer Geburt und Abstammung nach zu gruppieren, um ihre ursprüngliche nächste und engste Zusammengehörigkeit aufs genaueste zu erkennen. Denn im letzten Grunde ist der Mensch, wie weit sich seine spätere Entwicklung auch in ferne Regionen erstrecken möge, ein Produkt des Bodens, dem er entsprossen ist, ein Angehöriger des Volksstammes, der ihn hervorgebracht hat, ein Glied der Familien, aus deren Verbindung er entsprungen ist. Ohne alle schwierigen Streitfragen der Abstammung, Anpassung und Vererbung hier berühren zu wollen und ohne den weiteren Erklärungsgründen vorzugreifen, darf man doch an die ganz unverkennbaren, deutlich ersichtlichen Merkmale anknüpfen, die jeder mit seinem Volksstamm gemeinsam hat und welche die demselben Heimatsboden entstammenden Menschen der verschiedensten Lebens- und Berufskreise sowie aller Altersstufen einander näherücken. Diese Stammesmerkmale bilden die älteste und festeste Schicht, auf welcher alle anderen Einflüsse und Eindrücke, wie sie Erziehung, Bildung und Leben mit sich bringen, sich aufbauen und wären uns diese Stammesmerkmale bekannt, wären sie wissenschaftlich erfassbar, so gäben sie ein ausgezeichnetes Kriterium zu einer gewissermaßen natürlichen Gruppierung auch der Literaten und Dichter eines Volkes.

Es fehlt nun in der deutschen Literaturgeschichte nicht an Werken, welche den Gesichtspunkt landschaftlicher Zusammengehörigkeit in seiner Wichtigkeit erkannt und zur Gliederung der Literatur verwertet haben. In erster Reihe ist da Karl Goedeke zu nennen, der Schöpfer einer durchgeistigten Bibliographie, der als getreuer Schüler Jakob Grimms die landschaftliche oder provinzielle Gliederung

für weite Strecken seines Grundrisses durchgeführt und so seinem Werke eine feste vollständige Grundlage gegeben hat. Auch an selbständigen Werken zur landschaftlichen, provinziellen und lokalen Literaturgeschichte fehlt es nicht. Selbstverständlich sind dabei jene deutschen Gebiete bevorzugt worden, in welchen durch die vorübergehende oder dauernde politische Entrennung vom Mutterland die geistige und literarische Sonderart am deutlichsten ausgeprägt und daher am leichtesten zu erkennen ist, wie das Elsaß, die Schweiz, Österreich und hier wieder die einzelnen sehr verschiedenartigen Bestandteile der deutschösterreichischen Gebiete, wie z. B. das deutsche Böhmen. Es sind die allbekannten Werke von Lorenz und Scherer, von Bächtold, von Nagl und Zeidler, von Wolfan. Während man sich in früherer Zeit mit bloßen Schriftsteller- und Bücherverzeichnissen, die es fast für alle deutschen Landschaften gibt, begnügte, geht man in neuerer Zeit zu systematischen Darstellungen einzelner Teile des Deutschen Reiches über, wie Schwaben und Hessen sie bereits besitzen. In äußerst glücklicher Weise nimmt man bei solchen Darstellungen neuerdings die kartographische Versinnbildlichung zu Hilfe, die besonders geeignet ist, diese landschaftliche Literaturbetrachtung für die Schule zu erobern. Den literarischen Schulwandkarten von Schleußinger oder Karl Ludwig ist vor kurzem ein umfassenderes Werk, ein „Deutscher Literaturatlas“ von Siegfried Robert Nagel gefolgt, der den Anspruch erhebt, eine neue „Wissenschaft der Literaturgeographie“ zu begründen und der, trotz bedeutender Mängel im einzelnen, doch im großen und ganzen neue und richtige Gesichtspunkte zur Geltung bringt. Wie lehrreich ist es z. B., wenn man im Mittelalter fast den ganzen Norden und Osten des jetzigen Deutschen Reiches als großen weißen Fleck da liegen sieht und wenn man beobachten kann, wie nach der Reformation diese Gebiete literarisch besiedelt werden, wobei eine schärfere Trennung von wesentlichen und unwesentlichen Namen diesen Eindruck noch verstärken würde. Wie lehrreich, wenn im 17. Jahrhundert das damals noch zu Österreich gehörende Schlesien mit hervorragenden Namen übersät ist und manche andere Gebiete, wie die Gegenden des heutigen Österreich fast entvölkert erscheinen. Wie lehrreich ferner zu sehen, daß in unserer vorklassischen Periode die stärksten Anregungen von der Peripherie ausgehen, von Hamburg, von der Schweiz, von Ostpreußen, oder die Grenzlinie zu studieren, die die Geburtsländer der Stürmer und Dränger, der Göttinger, der älteren Romantiker umschließt; daß letztere alle Norddeutsche waren, hat schon die Geschichtschreiberin der Romantik, Ricarda Huch, scharfsinnig beobachtet und feinsinnig ausgedeutet; wie aufschlußreich zu verfolgen, wie nach und nach, besonders im 19. Jahrhundert, fast alle Landschaften hervortreten oder wieder erwachen, sich wie zum Chöre zusammenschließen und wie dann einzelne Zentren die Vertreter aller dieser Gauen an sich ziehen, oder wie eine neue Richtung oder Lehre oder Schule nach und nach alle, auch die entferntesten Landschaften sich erobert.

Denkt man sich nun die von Nagl vernachlässigten feineren landschaftlichen Unterschiede wie etwa die zwischen Ober- und Niederschlesien, zwischen Tirol und Vorarlberg, zwischen Schleswig und Holstein usw. in diese Karten eingetragen, die Stammesgrenzen berücksichtigt, die Dialektunterschiede vermerkt, fände man etwa ein Mittel, um die Dialektdichter von den hochdeutschen Dichtern, die aus derselben Landschaft stammen, deutlich zu scheiden; die Dichter bloß lokaler oder provinzieller

Bedeutung von denen allgemeinerer Wirksamkeit scharf zu sondern; würden Vorschläge berücksichtigt, wie sie Nagl nach meinen Winken teilweise in seiner Vorrede anführt, daß man die Verteilung gewisser literarischen Richtungen, wie der Meistersingerschulen, des Schuldramas, der Kantischen Philosophie, der Romantik, die Züge der englischen, der französischen, der niederländischen Komödianten, die Gründungen stehender Theater, der moralischen Wochenschriften, der ersten Zeitungen im modernen Sinne usw. auf eigenen Karten verfolgte, so könnte der Literaturatlas zu einem ebenso wichtigen Hilfsmittel ausgestaltet werden, als welches wir Könnekes Bilderatlas zur deutschen Literaturgeschichte seit langer Zeit schätzen.

Ein Moment werden alle einschlägigen Darstellungen mehr als bisher zu berücksichtigen haben. Der Geburtsort entscheidet allein noch nicht über die Stammeszugehörigkeit; es wird immer zu fragen sein, wie lange die Familien, denen ein Dichter entstammt, in den betreffenden Landschaften ansässig sind und woher sie eingewandert sind, ob der Dichter in der betreffenden Landschaft autochthon ist oder nicht. Unbekannt ist, daß Chamisso ein geborener Franzose ist, daß Fontane einer in die Mark übergesiedelten französischen Familie entstammt. Anderes wird weniger beachtet. Der im Elsaß geborene Satiriker Moscherosch entstammt, was Scherer in seiner Geschichte des Elsaß unerwähnt läßt, einer altadeligen arragonesischen Familie Musenrosch. Sein Ururgroßvater war 1520 unter Karl V. nach den Niederlanden gezogen und von da mit der Familie seiner Braut nach dem Elsaß gekommen; der Vater des Dichters war mit einer Dänin verheiratet, aus einem Geschlechte, das erst seit wenigen Generationen in Deutschland heimisch und des Adels verlustig gegangen war. Sollte diese Blutmischung in seiner Persönlichkeit gar keine Spuren hinterlassen haben? Der in Trautenau geborene vormärzliche Dichter Uffo Horn entstammt einer schwedischen Familie, eine seiner Großmütter ist eine Polin gewesen; wie weit also dürfen wir ihn als einen Repräsentanten des schlesischen Volksstammes auffassen? Ist sein verhängnisvolles Schwanken zwischen deutscher und tschechischer Nationalität nicht aus seiner Abstammung zu erklären? Berücksichtigung verdiente es auch, wenn Familien aus einer deutschen Landschaft in eine andere übersiedeln. Die Vorfahren des Schlesiens Schleiermacher sollen aus dem Salzburgerischen ausgewandert sein. Der Schwabe Justinus Kerner stammt aus einer kärntnerischen, der schwäbische Dichter Hauff aus einer niederösterreichischen Familie. Überhaupt sagt ein guter Kenner der schwäbischen Familiengeschichte: „Nicht wenige seiner besten Familien hat Schwaben durch den Irrwahn der Gegenreformation aus Österreich erhalten. Die Kerner, Hegel, Stockmayer, Mohl, Hauff, Reuß, Flattich, Hoffmann, Hardegg stammen von Protestanten, die lieber ihr Vaterland als ihren Glauben aufgegeben haben. So sind auch die Abel (die Familie, aus welcher Schillers Lehrer gleichen Namens stammte) aus Steiermark nach Baden-Durlach gewandert und dann in einem Stamm um die Mitte des 17. Jahrhunderts nach Württemberg.“ Solche Zusammenhänge, deren es gewiß noch viele gibt, sind für die Literaturgeschichte erst fruchtbar zu machen. Wie aufschlußreich erwies sich der Nachweis, daß der Basler Satiriker Pamphilus Gengenbach aus Nürnberg stammte, für die Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas im 16. Jahrhundert! Die Persönlichkeit des Hanswurst Stranitzky, der früher fälschlich für einen Schlesier galt, ist uns erst ganz erklärlich geworden, seitdem wir wissen, daß er selbst aus den

Alpenländern, aus Steiermark stammt, deren typische Figur er in dem Salzburger Bauer auf die Bühne verpflanzt hat. Wenn die deutsche Geschichtsschreibung heute mit Recht die Schilderung der Schicksale der deutschen Auswanderer nach fernen Ländern als ihre Pflicht erkennt, so darf die provinzielle Literaturgeschichtsschreibung an den Dichtern nicht vorübergehen, die in einer anderen als ihrer Heimatsprovinz gewirkt haben.

Wie bei der Erweiterung der landschaftlichen Literaturgeschichtsschreibung zu einer stammheitlichen und mit Berücksichtigung der aus einer Provinz stammenden Dichter, das Bild der geistigen Leistungskraft eines kleinen Ländchens ein ganz anderes wird, will ich für ein österreichisches Kronland zeigen. Oberösterreich hat nach der gewöhnlichen Auffassung in den neueren Jahrhunderten nur einen bedeutenden Dichter hervorgebracht: Franz Stelzhamer, dem übrigens die norddeutsche Literaturgeschichtsschreibung noch immer nicht gerecht geworden ist. Nicht nur steht Stelzhamer inmitten einer blühenden Dialektdichtung da, die es mit der jeder anderen deutschen Landschaft aufnehmen kann und die wir in den schönen im Auslande zu wenig bekannten Sammelbänden „Aus da Hoamat“ überblicken, er hat auch zur Voraussetzung die jahrhundertlange Pflege der Dialektpoesie in seinem Heimatland, besonders in den oberösterreichischen Stiftern, wovon allerdings wenig bisher im Druck erschienen ist. So sehr wurzeln nun auch die hochdeutschen Dichter, die aus Oberösterreich hervorgegangen sind, im Dialekt, daß wir selbst von Denis, dem Barden Sined, den man als den Typus altfränkischer Zopfpoesie zu betrachten gewohnt ist, ein Dialektgedicht besitzen; wie denn Denis auch sonst ein Freund und Liebhaber der Natur von fast stifterischer Innigkeit und Sinnigkeit war. Blumauers Humor wiederum ist nicht ohne Beisatz echt bajuarischer Verbheit. Ethnographisch gehört aber auch der Böhmerwald mit seiner reichen Dichtung, gehören also auch die Rantl, Messner und Stifter zu Oberösterreich und Adalbert Stifter, der seine Jugend wie seine Spätzeit in Oberösterreich verbrachte, der auch wesentliche Bildungseinflüsse dort erfuhr, wurzelt tief im oberösterreichischen Volkstum. Nun ist es aber trotz Glossys und Bettelheims Hinweisen eine viel zu wenig beachtete Tatsache, daß sowohl Grillparzer wie Anzengruber väterlicherseits von oberösterreichischen Bauern abstammen; Grillparzers Familie läßt sich im 15. Jahrhundert in Waizenkirchen nachweisen und erst der Großvater des Dichters war in Wien eingewandert; der Stammsitz von Anzengrubers Großvater war am Obermayrhofgut zu Weng bei Hofkirchen an der Trattnach, d. h. die beiden bedeutendsten Dichter, die das österreichische Deutschtum im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, entstammen dem oberösterreichischen Boden, sind Vertreter altbajuarischer Ursprünglichkeit und Verbheit und sind in der volkstümlichen Grundlage ihres Wesens aufs nächste miteinander verwandt. Das Wienerische, das beiden Dichtern gleichfalls eignet, ist, wenn vielleicht auch die auffallendere, so doch erst die zweite und dünnere Schicht im Aufbau ihres Volkscharakters.

* * *

Gegen die landschaftliche Gruppierung der deutschen Dichter, wie ich sie vorschlage, können drei Einwendungen erhoben werden, die widerlegt werden müssen.

Man gibt den starken landschaftlichen Einschlag bei Dichtern geringeren Ranges zu; je höher aber ein Dichter steht, desto mehr meint man ihn dem Nährboden der

vertraut war mit den deutschen Schimpf- und Ekelnamen, wie der Nachbildner des volkstümlichen Spieles „Hanswursts Hochzeit“: von dem kann man nicht sagen, daß er zur deutschen Volkskunde kein Verhältnis gehabt habe, mag auch Hermann und Dorothea als Quelle für die Beantwortung volkstündlicher Fragebogen versagen. Für alle anderen literarischen Einflüsse können wir die Anreger mit Namen nennen, die namenlosen Anreger der volkstümlichen Einflüsse kennen wir nicht. Der offene Blick ferner, mit dem er das Volksleben in Italien studierte, kann unmöglich ein Beweis dafür sein, daß ihn das Volksleben der Heimat gleichgültig ließ. Im Gegenteil. Wenn Goethe, die Begründung der Volkskunde vorwegnehmend, vor der geplanten dritten italienischen Reise den eingehenden Entwurf zu einer förmlichen Volkskunde Italiens anlegte, den wir erst seit kurzem kennen, worin er das gesamte Volksleben, Glauben und Aberglauben, Spiel und Tanz, Geberde und Kleidung, Sprichwörter und Idiotismen verzeichnen und rubrizieren wollte, so ist der Schluß erlaubt, daß er für alles das in der Heimat gleichfalls Ohr und Auge gehabt haben müsse. Mit gutem Erfolg hat Karl Reuschel Goethes Werke daraufhin durchforscht. Die vielen Scherze, Anekdoten, komischen Züge u. dgl., die Goethes Tagebuch verzeichnet, beweisen dasselbe. Wenn der Greis das Volksleben und -treiben im Egerland so liebevoll betrachtet und die Aufzeichnungen der volkstümlichen Überlieferungen daselbst fördert und betreibt, so ist dies ein wichtiges Zeugnis für seinen eigenen volkstümlich deutschen Sinn, den uns manch kräftiges Wort in seinen Gesprächen, manch derber Spruch in den zahmen Reimen seines Alters gleichfalls bekunden. Im alten Goethe bricht überhaupt die volkstümlich deutsche Anlage nach all der Verdunklung und Verwischung während seiner mittleren Lebensjahre wieder mit Macht durch, z. B. in den Invektiven und Sprüchen; aber selbst in dieser mittleren Zeit überraschen uns oft Beziehungen zur volkstümlichen deutschen Kunst, so z. B. in dem Entwurf zu einer dramatischen Totenfeier für Schiller das geplante Gespräch zwischen dem Mädchen und der (nach antiken Vorbildern gestalteten) Figur des Todes oder die Verwendung der volkstümlichen Gegenüberstellung von Schwan und Gans im antikifizierenden Helenadrama. Goethe, weit entfernt also, eine Ausnahme von der Regel zu sein, ist vielmehr der höchste und schönste Beweis dafür, daß das angestammte deutsche Wesen auch durch die dichtesten Schleier der umfassendsten Weltbildung hindurchleuchtet und durch alle Einflüsse fremder Literaturen nicht besiegt werden kann.

Ein zweiter, wenn auch schwächerer Einwand dürfte darin bestehen, daß man zwar für gewisse Zeiten der Vergangenheit diesen engen Zusammenhang der Literatur mit dem Volkstum zuzugeben gewillt ist, ihn aber für die Literatur der Gegenwart stark einschränken und für die der Zukunft leugnen möchte. Gewiß gibt es Zeiten und Richtungen auch in der deutschen Literatur, in denen die Verbindung mit dem volkstümlich Echten, Ursprünglichen und Bodenständigen geringer ist als zu anderen Zeiten, da Hyperkultur, Ästhetentum, Spekulation, Künstelei, Spielerei, Virtuositentum das Einfachere, Primitive, Gesunde überwuchert und erstickt. Bisher aber hat sich immer noch das zurückgedrängte Volkstum durch das ärgste Gestrüppe und Unkraut ans Licht zu ringen gewußt. Der oft übertriebene Gegensatz zwischen Großstadtdichtung und Dorf- oder Heimatsdichtung kann daran nichts ändern. Denn die Großstädte saugen ihre Kraft gleichfalls aus dem Volkstum der einzelnen Landschaften und Stämme und erzeugen höchstens ein neues nicht weniger volkstüm-

liches Wesen, das eben dann die Angehörigen der einen Stadt zu einer Gruppe zusammenschweißt, die sich von anderen städtischen Dichtergruppen wieder scharf sondert. Die Aussicht auf die Erzeugung einer internationalen Luftballonliteratur ist aber trotz des unendlich gesteigerten Verkehrs und der fliegenden Eile, mit der sich alle geistigen Anregungen über den ganzen Erdball verbreiten, nicht groß. Immer werden es neue, geistig noch unberührte Länder und Gebiete sein, aus denen die wirklich neuen literarischen Anregungen kommen werden und so werden auch in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur Landschaften und Landschaftsteile Beachtung erheischen oder wieder Einfluß gewinnen, die lange brach gelegen haben oder deren Kraft sich vorher noch nie zu einer bedeutenden dichterischen Einheit zusammengeschlossen hatte.

Der dritte Einwand, der gegen meine Auffassung erhoben werden kann, ist dieser. Woher nehmen wir den sicheren Maßstab zur Abschätzung des volkstümlichen Wesens? Woran erkennen wir den Zusammenhang des uns bekannten Dichters und seiner Werke mit dem angestammten Volkstum? Welche Mittel wissenschaftlicher Art stehen uns zu Gebote, um das Volk, die namenlose Masse, in seinem innersten Wesen zu erkennen?

Es hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnten mit und neben den ausgedehnteren Wissenschaften der Ethnographie und Ethnologie eine neue nationale Wissenschaft der Volkskunde, genauer: der stammheitlichen Volkskunde, herausgebildet, die uns diese Mittel, die Volksseele zu erkennen und die einzelne Individualität des Dichters mit ihr zu vergleichen, an die Hand gibt. Es ist hier nicht der Ort, die merkwürdige Geschichte dieser Disziplin zu verfolgen, die eigentlich schon von den Brüdern Grimm geschaffen war, dann, bei fremden Völkern eifrig gepflegt, gerade in Deutschland halb und halb in Vergessenheit geriet, bis sie bei uns wieder entdeckt, den Händen des Dilettantismus entrissen und durch Weinhold von neuem und diesmal fester und sicherer begründet wurde. Nur eines Mannes möchte ich gedenken, der in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts in einem wichtigen Aufsatze die Wiederbelebung der volkskundlichen Forschung verlangte und anbahnte und dessen persönlicher Einwirkung ich es wahrscheinlich verdanke, daß ich mich dieser Wissenschaft niemals ganz entfremdet habe und daß mir seitdem immer die volkstümliche Grundlage als der Prüfstein jeder echten nationalen Dichtung erschienen ist. Es ist dies Gustav Meyers berühmter Essay „Folklore“ aus dem Jahre 1885. Es ist vielleicht auch kein Zufall, daß es gerade ein Zögling der Grazer Universität aus jenen keimkräftigen Jahren ist, der in Böhmen die wissenschaftliche Erforschung der heimischen Volkskunde zu so hoher Blüte gebracht hat.

Volkskunde nennen wir nach Professor Hauffens Definition in seiner „Einführung in die deutschböhmisches Volkskunde“, die sich mit den Definitionen von Elard Hugo Meyer, Hoffmann-Krayer, Strack, Reuschel u. a. so ziemlich deckt, die Wissenschaft, „deren Aufgabe es ist, die physische Erscheinung, die Lebensweise, Sitte und Recht, Sprache, Poesie und Glauben eines Volkes zu erforschen und zu schildern, und alle diese Erscheinungen in ihrer geschichtlichen Entwicklung, sowie in ihren Beziehungen zu verwandten und fremden Völkern zu verfolgen. Alles was den unteren, vorzugsweise den ländlichen (von den internationalen Bildungs- und Kulturelementen möglichst unberührten) Schichten der Bevölkerung eigen-

artig zukommt, gehört in das Bereich der Volkskunde: der besondere Typus der Schädel- und Körperbildung, die Mundart, Wortschatz und Namen, Haus und Hof mit allem Hausrat, die Tracht, Erwerbsverhältnisse und Nahrungsmittel, die primitiven Erzeugnisse volkstümlicher Kunst und Industrie, die Sitten und Bräuche, die sich an Familien- und Jahresfeste, an das tägliche Leben des Landmannes, wie des Hirten anknüpfen, die Volksmeinungen, Aberglauben, Zauberei und Heilkunst, die Lieder mit ihren Weisen, die Spiele und dramatischen Aufführungen, Sprüche und Redensarten, Rätsel und Scherze." Die Volkskunde nimmt aber nicht nur diese Forschungen und Sammlungen nach Stämmen und Landschaften gegliedert vor, sondern sie strebt auch danach, diese volkstümlichen Überlieferungen zu einer Charakterologie der einzelnen Stämme und Landschaften und schließlich zu einer Charakterisierung des Nationalgeistes zu verwerten; als die letzte und höchste Aufgabe, als das Ziel der Volkskunde muß — wieder nach Hauffens programmatischer Aufstellung — gelten: „Die wissenschaftliche Formel für den Begriff Volksseele zu finden.“ Gelingt es der noch jungen Wissenschaft der „Volkskunde“, diese hohe Aufgabe zu erreichen, liefert sie wissenschaftlich gut fundierte, sorgfältig abgewogene Charakteristiken von dem Wesen des nach Landschaften und Stämmen gegliederten deutschen Volkes: dann hat die Literaturgeschichte zur Beurteilung der Zugehörigkeit des einzelnen Schriftstellers zu diesem Volkstum, zur Beurteilung des stammheitlichen, landschaftlichen, volkstümlichen Einschlags im Wesen des einzelnen Dichters die von mir gesuchte feste Grundlage und es steht dem Versuch, die Geschichte der deutschen Literatur selbst nach Landschaften und Stämmen zu betrachten, nichts mehr im Wege. Die bisherigen Versuche in der landschaftlichen oder stammheitlichen Volkskunde, sowie die zusammenfassenden Werke über die deutsche Volkskunde sind allerdings, zum Teil eingeständenermaßen, von diesem hohen Ziele noch weit entfernt. Weder die von Wuttke herausgegebene sächsische Volkskunde, noch Andrees braunschweigische Volkskunde, noch Elard Hugo Meyers badische Volkskunde, so vorzüglich gelungen diese Werke in gewisser Hinsicht sind, gehen soweit vorwärts, daß sie das sorgfältig gesammelte und ausgezeichnet gruppierte Material schließlich zu einer solchen Charakterologie der beschriebenen Gebiete zusammenfaßten; sie verzichteten darauf, bis zu den geistesgeschichtlichen und ethischen Grundströmungen aller der beobachteten Erscheinungen vorzudringen; ja der letztgenannte Forscher sagt in der Vorrede zu seiner grundlegenden „Deutschen Volkskunde“ ausdrücklich: „Ein Schlußkapitel, das die namentlich für den Gesamtcharakter und die Stammesunterschiede unseres Volkes wichtigen Ergebnisse zusammenfaßte, schien mir noch nicht tunlich.“ Näher kommen diesem Ziele einige Versuche, das Wesen der Volksstämme aus den sogenannten Weistümern zu erfassen.

Auch den zweiten Mangel im gegenwärtigen Betriebe der Volkskunde hebt E. H. Meyers Vorrede ausdrücklich hervor, daß bisher im wesentlichen das Leben der Bauern von ihr berücksichtigt worden sei, weniger das der Arbeiter, der Soldaten, der Stadtbewohner; auch die geistige Physiognomie dieser Stände wird man mit der Anwendung derselben Methode erforschen können; neben dem für die Volkskunde wichtigsten Stand der Landbevölkerung wird die Volkskunde mit der Zeit alle Stände zu berücksichtigen haben.

Also die Forschung ist im flusse. Als Ersatz für das noch Ausstehende können uns manche vorzüglichen Charakterologien einzelner Volksstämme dienen, die, noch auf älterer wissenschaftlicher Grundlage ruhend, doch die Ergebnisse volkskundlicher Forschung voraussetzen oder vorwegnehmen, wie des vortrefflichen Riehl berühmtes Buch über die Pfälzer oder Ludwig Toblers ausgezeichnete Charakteristik des schweizerischen Volksstammes. Wird aber der Literaturhistoriker an die Volkskunde gesteigerte Anforderungen in diesem Sinne stellen, so ist gar nicht daran zu zweifeln, daß diese werdende Wissenschaft sich immer mehr erweitern und vertiefen wird. Mir genügt es für heute, energisch darauf hingewiesen zu haben, daß zu den vielen Disziplinen, welche aus dem Betriebe der Volkskunde eine Regeneration bereits erfahren haben oder erfahren werden, auch die Literaturgeschichte gehören müsse.

Meine Darlegungen zusammenfassend stelle ich also folgende Thesen auf:

1. Die Familiengeschichte, auch die der bürgerlichen Familien, ein noch wenig betriebener Zweig der durch Lorenz wieder zu Ehren gebrachten Genealogie, ist in erhöhtem Maße für die literarhistorisch-biographische Forschung zu verwerten und die Aufstellung verlässlicher Stammbäume für alle bedeutenderen Dichter anzustreben.

2. Der provinziellen und lokalen Literaturgeschichte ist eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der allgemeinen deutschen Literaturgeschichte haben stammheitliche oder landschaftliche Provinzialliteraturgeschichten zur Seite zu treten, etwa so wie innerhalb der von Heeren und Ukert begründeten, gegenwärtig von Lamprecht geleiteten allgemeinen Staatengeschichte der neueren Zeit nunmehr eine eigene Abteilung von deutschen Territorialgeschichten begründet worden ist. Ich kann mich bei dieser Forderung erfreulicherweise auf eine Behauptung eines hervorragenden Historikers berufen, auf Professor Jungs Vorrede zu seinem neuesten ausgezeichneten Werke über Julius Ficker, das der Charakteristik zweier räumlich getrennter, aber dem Wesen nach verwandter deutscher Landschaften, Westfalen und Tirol, gleichmäßig dient: „es zeigte sich auch hier, daß das Wesen der einzelnen deutschen Landschaften nur mit Hilfe der provinziellen Literaturgeschichte ergründet werden kann.“

3. Dabei hat sich die Literaturgeschichte viel mehr als bisher der Ergebnisse der volkskundlichen Forschung zu bedienen und diese selbst hat sich über das Sammeln und Beschreiben hinaus der stammheitlichen und landschaftlichen Charakterologie des deutschen Volkes zuzuwenden.

4. Es ist der Versuch zu machen, einen Abriß der deutschen Literaturgeschichte in der Weise zu liefern, daß dabei von den volkstümlichen Grundlagen nach stammheitlicher und landschaftlicher Gliederung ausgegangen werde, daß die Landschaften und Stämme in ihrer Eigenart und Wechselwirkung darin mehr als bisher zur Geltung kommen und daß bei jedem Dichter, jeder Dichtergruppe und jedem Dichtwerke festgestellt werde, wie tief sie im deutschen Volkstume wurzeln oder wie weit sie sich etwa davon entfernen. Der Literaturgeschichte von oben träte eine literaturgeschichtliche Betrachtung von unten, von den volkstümlichen Elementen aus mit besonderer Berücksichtigung der Dialektpoesie zur Seite.

Wie weit diese Grundsätze etwa auch auf die Durchforschung fremder Literaturen oder der Kunst- und Musikgeschichte sinngemäße Anwendung finden können, sei den Vertretern dieser Nachbardisziplinen zur Erwägung anheimgestellt.

Soweit reicht die theoretische Wissenschaft. Das wäre aber eine schlechte Wissenschaft von der nationalen Literatur, die nicht auch zum Leben den Weg fände. Und so müssen wir zum Schlusse fragen, was ergibt sich aus unserer Betrachtung für uns und unsere Stellung zum deutschen Volkstum. Ist es richtig, daß die Literatur ein Ausfluß des gesamten Volkstums ist, so müssen wir trachten, um unsere Literatur zu fördern, unser Volkstum in jeder Weise zu stärken und zu kräftigen. Die großen Dichter können wir nicht aus der Erde stampfen, die bleiben ein Geschenk des Himmels; aber die Vorbedingungen, ohne die der große Dichter unmöglich ist, können wir bis zu gewissem Grade schaffen oder vermehren. Und darum ergeht an unsere Volksgenossen der Ruf, sich mit Liebe und Eifer der Pflege des deutschen Volkstums in Böhmen nach allen nur möglichen Seiten anzunehmen und für dessen ungekünstelte Erhaltung, ja für dessen Festigung zu sorgen. Auch an die Wissenschaft muß ein Mahnruf ergehen. Zwar die volkstundliche Forschung befindet sich, wie wir gesehen haben, bei uns in den besten Händen und auch an wissenschaftlichem Nachwuchs fehlt es dafür nicht; auch in der Volksliederforschung, die neuerdings die besondere Fürsorge des Staates genießt, wird für die Erhaltung von Wort und Weise das möglichste getan. Dagegen verdiente die Dialektforschung, die wir in Böhmen bei unserer volkstümlichen Forschungsarbeit, der sie doch als wesentlicher und unentbehrlicher Bestandteil angehört, leider ausschalten mußten, gesteigerte Pflege durch jüngere Forscher; während fast alle anderen deutschen Stämme und Landschaften, selbst die Siebenbürger Sachsen, die Ernte ihres dialektischen Wortschatzes bereits in der Scheune geborgen haben, erfaßt uns die bange Sorge, daß die schönen Saaten unseres vierfachen Segens noch in letzter Stunde vom Hagelschlag der modernen Kultur und des Verkehrs vernichtet werden, bevor die Mahd, die kaum noch begonnen hat, vollendet ist. Auch auf unsere Nachbarländer müssen wir einen Blick werfen. Das Deutschtum in Mähren und Schlesien, in Ober- und Niederösterreich wird nicht mit derselben zähen Wachsamkeit und Emsigkeit behütet, die uns Deutschen in Böhmen zur zweiten Natur geworden ist. Würden diese Länder nicht auch nationaler Revüen großen Stils bedürfen, wie wir eine besitzen? Die verheißungsvollen Anfänge volkstundlicher Forschung in Mähren, wie wir sie besonders Franz Spina verdanken, verdienen Forsetzung und Nacheiferung; dort wird wohl bei der Wiederherstellung der mährischen Universität über lang oder kurz der nationale Mittelpunkt für solche Studien geschaffen werden. Aber auch nach Oberösterreich schallt unser Weckruf hinüber. Stünde man in Österreich nicht einer ganzen Phalanx von Universitätsforderungen der nichtdeutschen Völker gegenüber, so müßte man seinem Staunen darüber Ausdruck geben, daß in einem solchen Stamm- und Kernland der Monarchie, als das wir Österreich ob der Enns erkannt haben, noch kein Versuch gemacht wurde, die autochthonen geistigen und künstlerischen Kräfte zu sammeln und konzentrieren. Was einer zielbewußten Unterrichtsverwaltung durch systematische Pflege einzelner Disziplinen in Innsbruck gelungen ist, so daß die Geschichtswissenschaft im ganzen Reich von dort aus erneut werden konnte: das müßte bei einigem guten Willen auch in Oberösterreich durchführbar sein, wenn es auch nicht gerade dieselbe Disziplin zu sein brauchte, die man dort zu heben versuchen sollte. Aber wollen wir Deutsche in Österreich unsere Stellung in Wissenschaft, Kunst und Literatur behaupten, so müssen wir alle unsere Kräfte vereinigen auf die sorgsamste und liebevollste Pflege unseres angestammten Volkstums.

Zur Frage der Reform des Entmündigungsverfahrens wegen Geisteskrankheit*.

Von Dr. August Nechansky.

Es ist interessant und lehrreich, daß in Österreich bisher ein einziger Paragraph, § 273 a. b. G. B., eine so wichtige Materie, wie die des Entmündigungsverfahrens geordnet hat. Man sieht, mit wie wenig gesetzlichen Bestimmungen man auskommen kann. Seit nahezu einem Jahrhundert, in Zeiten einer so reichen Gesetzgebung, in Zeiten von sich drängenden Reformen, ist das Entmündigungsverfahren auf diesem einen Steine aufgebaut geblieben. Nur Gewohnheitsrecht und das Verfahren außer Streitsachen haben Ergänzungen geboten. Diese Erscheinung ist daraus zu erklären, daß das einfache auf § 273 gegründete Verfahren den praktischen Bedürfnissen entsprochen hat. In der weitaus überwiegenden Anzahl von Fällen ist die Geisteskrankheit eine evidente, durch Wahnideen, Aufregungszustände, Halluzinationen u. dgl. für jedermann erkennbare. Da ist das einfachste Verfahren das beste, denn der Erkrankte bedarf dringend und augenblicklich eines Schutzes und das Unglück soll durch weitläufige Förmlichkeiten nicht noch qualvoller gemacht werden.

Ab und zu kommen sensationelle Fälle vor. Da kämpft einer für seine geistige Gesundheit, entflieht der Irrenanstalt, beschuldigt die Familie, die Ärzte, die Gerichte, den Kurator, sammelt einen leidenschaftlichen Anhang, gewinnt Parlamentarier und Journalisten für sich und führt ein erregendes Schauspiel auf, dem Tausende mit Spannung zuhören, wohl auch in der Mehrheit Beifall klatschen, weil es ganz geeignet ist, wie ein anderes geschickt gemachtes Schauspiel, die Empfindungen für sich zu gewinnen. Nennt doch schon Aristoteles das Mitleid die Wirkung der Tragödie. Ich will wahrlich nicht in Abrede stellen, daß der Held einer solchen Tragödie Mitleid verdiene, ich fordere nur, daß auch den anderen Mitspielenden Mitleid und Gerechtigkeit entgegengebracht werde, daß die Familie, die Ärzte, die Richter und Kuratoren nicht wie Verbrecher behandelt werden. Der Gefolgschaft eines solchen Patienten mag der gute Glaube nicht fehlen, das sei zugestanden, wohl aber fehlen ihr meist Erfahrung, richtige Erkenntnis, objektive Prüfung und Vorurteilslosigkeit.

Die sensationellen Fälle sind selten. Das wird man zugeben müssen, wenn man bedenkt, daß jährlich in Österreich etwa 2500 Entmündigungen wegen Geisteskrankheit stattfinden. Die allermeisten vollziehen sich ruhig und glatt. Bei den sensationellen Fällen aber wird nach der Reform des Irrenwesens gerufen. Am heftigsten von den Nervösen, so will ich diejenigen nennen, welche den natürlichen Chor eines solchen Patienten bilden. Eine Reform ist gewiß notwendig. Sie wird nicht nur von den Nervösen, sie wird auch von den Psychiatern und Juristen verlangt. Aber was kann die Reform des Irrenwesens bringen? Sie kann, soweit es das Verfahren betrifft, die Entmündigungsfälle formulieren, die Antragsberechtigten bestimmen, die Vertretung des zu Entmündigenden und des Entmündigten ordnen, die Internierung zum Zwecke der Untersuchung auf gesetzliche Grundlage stellen, das Berufungs- und Aufhebungsverfahren regeln; sie kann in administrativer Beziehung die Aufnahme, Überwachung und Entlassung der Geisteskranken neu ordnen. Das ist alles zwar

* Dieser Aufsatz ist vor der Einbringung der Regierungsvorlage geschrieben, durch diese aber nicht überholt worden. Die Regierungsvorlage wird in einem zweiten Aufsatz besprochen werden.

sehr wichtig und bedeutungsvoll, würde aber, wenn auch in den weitesten Grenzen gezogen, die sensationellen Fälle doch nicht aus der Welt schaffen. Selbst eine Geschworenenbank, die Lieblingsidee der Nervösen, in den Augen der Erfahrenen aber ein verbrecherischer Unsinn, würde, und säßen die Weisen von Griechenland darauf, nicht den hitzigen Streit verhüten können, ob einer ein Narr sei oder nicht. Diejenigen, die nicht verstehen können, was ein Geisteskranker ist, werden mit dem Verdikt der Geschworenen ebensowenig zufrieden sein, wie mit dem Gutachten der Psychiater, wenn es gegen ihre Meinung ausgefallen ist. Ich habe die Idee der Geschworenenbank im Entmündigungsverfahren mit einem harten Worte benannt, weil es ein Unsinn ist, Blinde von der Farbe reden zu lassen, und ein Verbrechen, eine krankhafte Sensationsucht zu nähren und zu vermehren und öffentlich in ein unglückliches Leben hineinleuchten zu lassen. Was sollen Geschworene sagen? Hier handelt es sich nicht darum, wie bei Versündigungen gegen die menschliche Gesellschaft von den Männern der Gesellschaft das „Ja“ oder „Nein“ zu hören, die Gesellschaft gleichsam im neuen Falle neues Recht bilden zu lassen, hier handelt es sich um eine Diagnose, zu welcher Sachkenntnis und Erfahrung gehört.

Es sei hier sogleich frank und frei ausgesprochen, daß es in den Kulturländern Europas überhaupt nicht vorkommt, daß ein völlig Geistesgesunder in eine Irrenanstalt gesperrt wird. Das sind Phantasien von Romanschreibern. In allen Streitfällen hat es sich um ausgesprochen pathologische Naturen gehandelt, welche aber die Unerfahrenen nicht als Geistesranke, sondern als Charaktere beurteilten. Auch die widersprechenden Gutachten der Psychiater geben nicht den Beweis für Justizirrtümer in Entmündigungsfällen. Verschiedene Gutachten der Sachverständigen stehen sich da wie verschiedene Urteile der Instanzen gegenüber. Hierzu kommt, daß Gesunderklärungen von Entmündigten oft unter den heftigsten direkten und indirekten Pressionen abgegeben worden sind, und schon dadurch an Unbedenklichkeit verloren haben. Sie haben oftmals den Schutz aufgehoben zur stolzen Genugtuung des Entmündigten, unter dem Jubel des Chors der Nervösen, aber wie sich später gezeigt hat, nicht zum wahren Heile des Siegers, dem zwar die Freiheit gegeben war, aber eigentlich nur die Freiheit — zugrunde gehen zu dürfen. Es sind die Fälle nicht zu selten, daß solche als gesund entlassene Personen durch blutige Gewalttaten von sich reden machten. Dann rufen die Nervösen ebenfalls nach der Reform der Irrengesetzgebung. Sie wollen den Schutz für die Entmündigten und wollen den Schutz gegen sie; sie greifen die Psychiater an, wenn sie einen für geisteskrank erklären und greifen sie an, wenn sie einen Verbrecher, für den sie Sympathie haben, für geistesgesund erklären — sie sind eben inkonsequent, sind von Erregungen für und wider, aber nicht von festen Anschauungen geleitet.

Entweder muß man die Freiheit des Individuums über alles halten, dann muß man alle Schutzmaßregeln ablehnen, die Untaten eines Geisteskranken wie Elementarereignisse betrachten und es ruhig geschehen lassen, wenn eine völlig einsichtslose Natur durch falsche Lebensführung zugrunde geht, sollte sie auch einige Mitmenschen in ihr Abrollen mitreißen, oder man will Schutzregelung, dann darf man die dazu notwendige Beschränkung der Freiheit nicht allzu arg nehmen. Die menschliche Gesellschaft ist ja sonst nicht so empfindlich, wenn sie jemandem nicht nur die Freiheit, sondern auch Ehre und Existenz fürs ganze Leben nimmt. Der Egoismus

der Gesellschaft schreckt nicht zurück, einen Banknotenfälscher zu schwerer Kerkerstrafe zu verurteilen, um die Fiktion aufrecht zu erhalten, daß ein Papierzettel etwas wert sein kann. Das Vorurteil und der sittliche Hochmut der Gesellschaft schrecken nicht zurück, sexuelle Abnormitäten als Verbrechen zu behandeln und z. B. eine geistig so hochveranlagte Natur wie Oskar Wilde in den Zuchthauskittel zu stecken. Nur bei den geistig Abnormen „beim Einsperren in das Irrenhaus“, obwohl dies nicht unehrenhaft ist, werden die Leute empfindlich.

Man glaube nicht, daß diese Betrachtung eine Fürsprache sein soll, alle Narren, die herumlaufen, einzusperren, o nein — ich verlange nur die Freiheitsbeschränkung, wo sie notwendig ist; dort soll sie aber mit jener Kühle und Ruhe durchgeführt werden, wie jede andere Notwendigkeit.

Die Reform des Irrenwesens durch die Gesetzgebung allein wäre eine ganz einseitige Tat, es müssen die Begriffe von geistiger Gesundheit und geistiger Krankheit geklärt werden. Hier muß die Forschung und Aufklärung eingreifen und diejenigen Menschen, die in diesem Gebiete mitreden wollen, müssen sich zur Belehrung bereit finden.

Parlamentsbeschlüsse können Gesetze machen, aber nicht alte Vorurteile beseitigen.

Von allen Dingen in der Welt kennt sich der Mensch selbst noch am schlechtesten. Es will mir scheinen, als ob wir uns selbst noch so gegenüberstünden, wie einstmals der Welt die naiven Menschengeschlechter, denen die Erde eine Fläche erschien, umgeben vom Ozean, umkreist von der Sonne.

Im Gebiete unserer Selbstkenntnis dreht sich noch immer die Sonne um die Erde. In den breiten Schichten der menschlichen Gesellschaft — und auf diese kommt es an und nicht auf die Lehrmeinung der Gelehrten — herrscht noch immer die dualistische Auffassung, die unser Wesen in einen Körper und eine Seele spaltet, herrscht noch immer der Aberglaube von der Freiheit des Willens, noch immer der Dünkel, wir seien hergeseht, auf daß uns die Erde und was darauf lebt und grünt, untertan sei.

Der Mensch wird sich erst richtig verstehen, wenn er sich mit strengster Folgerichtigkeit als einen kleinen Teil des Ganzen auffaßt, als eine Spezies im Weltganzen, bei der die Zellentätigkeit in einer uns nicht verständlichen Form geistigen Lebens emaniert. Wir können überzeugt sein, daß im Weltganzen solche geistige Emanation noch vorhanden ist, denn es gibt in der Welt keine Ausnahmsercheinung. Unsere geistige Emanation ist mit jener im Weltganzen vorkommenden im Zusammenhange. Wir müssen an uns ferner erkennen, daß nach dem Mechanismus der Welt die geistige Emanation an Organe gebunden ist, und daß diese nur in einem bestimmten Zustand emanieren, den wir das Leben nennen. Wenn Veränderungen eintreten, welche wir Tod und Zerstörung nennen, hört bei uns die geistige Emanation und das damit verbundene Selbstbewußtsein auf.

Das für die geistige Emanation bestimmte Organ ist das Gehirn. Es ist aber auch der Umschlagplatz, wo sich die Reizungen und Erregungen von innen und von außen in Bewegung und Willen umsetzen. Das Gehirn ist, wie wir selbst, nur äußerlich eine Einheit, nach innen eine Vielheit von Organen oder Sinnen, wie man die Sache nennen will. Worte sind ja immer nur Zeichen. Einige aparte Sinne sind

seit jeher in die allgemeine Erkenntnis aufgenommen worden: Gesicht, Gehör, Geschmack, Gefühl, Geruch. Das Gehirn ist ein Bündel von Sinnen, die auf Reizungen und Erregungen gerade so funktionieren, wie die vulgären fünf Sinne, aber auch taub und blind sein können. In die harten Schalen des Schädels eingeschlossen, ohne Veräußerlichung wie beim Auge, entziehen sie sich leicht der Beobachtung; daher die Irrtümer, daher jene Selbsttäuschungen, denen wir unterworfen sind.

Der Leib ist die Form des Lebens mit seinen verschiedenen Äußerungen und das Geistige ist auch eine Lebensäußerung; so haben wir eine geschlossene Kreisbahn mit beständiger Wechselwirkung. Geistiges emanirt nach der Beschaffenheit der leiblichen Organe, Geistiges wirkt auf die Organe nach ihrer Beschaffenheit zurück. Geistiges und Organisches ist untrennbar, keines frei, sondern gegenseitig bedingt. Gegenseitige Bedingtheit und Abhängigkeit ist ein Gesetz der Welt. Nichts in dieser ist frei und schon die Einheitlichkeit der Welt muß den Schluß ergeben, daß es in der Welt keinen freien Willen geben kann, denn die Lebensbetätigungen der Millionen Lebewesen auf der Erde, wie in der ganzen Welt, wirken beständig aufeinander ein. Die Form und Art der Einwirkung und Rückwirkung im einzelnen Falle ist das Schicksal des Einzelnen.

Das Johannes-Evangelium erzählt von der Frage des Pilatus: „Was ist Wahrheit?“ Um dieser weisen Frage willen allein verdiente Pontius Pilatus ins Credo gekommen zu sein. Er hätte auch fragen können: „Was ist geistig normal?“ Die geistige Betätigung läßt sich nicht mathematisch-physikalisch abmessen, wie eine akustische Wirkung, wie das Normal-A mit 870 einfachen Schwingungen in der Sekunde. Wenigstens läßt es sich vorläufig nicht abmessen, vielleicht findet man auch hier feste Formeln; ich hoffe es sogar. Möbius bezeichnet in seinem Buche über Goethe das Normale, Gesunde als ein Ideal (II. 18). Aber wenn das auch in der Theorie so wäre, in der Praxis, im tatsächlichen Zusammenleben der Menschen muß uns die Erfahrung doch ein beiläufiges Bild des Normalen geben.

Sie tut es auch, aber ungeordnet, unvollständig und teilweise auf falschen Voraussetzungen, wie dies der Erfahrung öfter passiert. Hier wäre also zu ordnen, zu ergänzen und richtigzustellen.

Wie wenig die Menschen über geistige Krankheiten orientiert sind, zeigt nicht nur die Darstellung solcher durch Dichter und Romanschreiber, sondern auch die landläufigen Äußerungen über Irrsinnsfälle. Seit jeher haben die Dichter von Sophokles bis Ibsen für pathologische Naturen eine besondere Vorliebe gehabt; die Schauspieler griffen mit Gier nach solchen Rollen, — aber die Dichter schufen Scheingestalten, die Romanschriftsteller Schablonen. Einer schrieb vom anderen ab, — keiner kannte wirklich geistige Erkrankungen. Aus Dichtungen und Romanen und sonstigen abergläubischen Traditionen leitete dann die Allgemeinheit ihre Vorstellungen vom Irrsinn her. Diese versteht geistige Erkrankungen nur, wenn sie mit Intellektstörungen verbunden sind. So lange einer noch zusammenhängend zu reden und in einem einzelnen Falle zweckmäßig zu handeln vermag, wird er nicht für geistesgestört gehalten. Es gab aber Geistesranke, die berühmte Bücher geschrieben haben, die lebhaft zu plaudern verstanden, die ihre Flucht aus der Irrenanstalt oder auch große Verbrechen mit Raffiniertheit in Szene gesetzt haben. Nicht was einer im einzelnen Falle schreibt, redet und handelt, ist maßgebend, sondern sein

ganzes Gebaren, seine ganze Lebensführung. Das haben schon Gelehrte des Mittelalters erkannt, so Paulus, Zachias, der in seinem *Quaestiones medicolegales* (Rom 1621 bis 1650) von den Dementes sagt: „*rationantur ut caeteri sanae mentis homines*“ (sie machen Schlüsse, wie die anderen Menschen gesunden Geistes) und „*porro apertius dementia significatur ex civilibus actibus*“ (hingegen wird der Wahnsinn deutlicher gekennzeichnet durch das Lebensgebaren). Aber was nützte anno 1650 die Einsicht einzelner? Der Wahn der Kirche ging seinen Weg und sprach von Beseffenheit und die Menge folgte dem Wahne, welcher einer beschränkten Auffassung immer plausibler erscheint als die Wahrheit. Wir können zwar nicht sagen, daß die Menge heutzutage noch an Teufelswerk, Hegerie und Beseffenheit glaubt, aber viel besser sind die Anschauungen über Geisteskrankheiten nach fast 250 Jahren nicht geworden. Ist es nicht charakteristisch, wie selbst die intelligentesten Menschen über die Entstehung von Geisteskrankheiten urteilen? Immer tragen sie Umstände aus dem Lebensschicksale zusammen, um zu zeigen, wie einer zum Narren wurde. Die wenigsten verstehen, daß keiner aus den Ereignissen, sondern aus der Beschaffenheit seiner Organe geistesgestört wird. Alle Tage kann man solche Betrachtungen lesen. Da zählt ein Biograph Ludwig II. von Bayern alle Ereignisse auf, die bis zur Tragödie im Starnbergersee führten und es fällt ihm gar nicht ein, daran zu denken, daß Ludwig II. von der Wiege an eine pathologische Natur war und alles, was geschehen ist, die Entwicklung einer Krankheit, die Behandlung der Ereignisse durch einen Kranken, nicht die Zerstörung eines Gesunden durch die Ereignisse war. Dort behauptet ein anscheinend geistreicher Schriftsteller (F. Spiro) in einer Musikgeschichte, daß wahrscheinlich das Verhalten des Vaters Wied den Grund zu der späteren entsetzlichen Krankheit Schumanns gelegt hat, als ob er nie von einer Gehirnparalyse gehört hätte und als ob Klara Schumann die Kränkungen der Brautzeit nicht auch, ja als das Kind, noch viel schmerzhafter erlebt hätte, ohne geisteskrank geworden zu sein. Und sogar ein so tief blickender Dichter, wie Grillparzer, bildete sich ein, der Irrsinn Lenas sei über Nacht ausgebrochen und habe seine Ursache in den poetischen Stoffen gehabt und den, obwohl geistigen Mitteln, sich zum dichten zu zwingen. (Grillparzer, Gespräche III, pag. 407.) Kann es eine naivere Auffassung einer Geisteskrankheit geben? Die Beispiele ließen sich in die Hunderte vermehren.

Es soll nicht gesagt sein, daß nicht auch die Erlebnisse bei der Entwicklung einer geistigen Krankheit mitwirken können, aber immer nur als einer der Faktoren. Für die gewöhnliche Vorstellung, welcher die Seele als etwas Besonderes vorschwebt, ist es freilich sehr plausibel, sich zu denken, daß ein Schlag gegen die Seele diese zertrümmern könnte, daß aus dem Geistigen das Geistige vernichtet werde. Aber diese Vorstellung ist mehr kindlich, mehr bildlich als wahr.

Die Wissenschaft ist noch nicht am Ende mit der Erforschung der Ursachen der geistigen Krankheiten. Die Biologie, diese junge, für die richtige Selbsterkenntnis des Menschen aber so wichtige Wissenschaft, hat schon manches aufklärendes Material geliefert. Sie leuchtet in das wunderbare Getriebe der Billionen Zellen, der Billionen einzelner Lebewesen, aus welchen der Mensch zusammengesetzt ist, mit blendendem Lichte hinein, sie zeigt uns die Arbeit jeder Sekunde, das Ganze zu erhalten, aber auch den Kampf jeder Sekunde in dieser Arbeit nicht gestört zu werden. Also

Bereitung der nützlichen Stoffe und Vernichtung der schädlichen. Aber diese schädlichen Stoffe, die wir Gifte nennen, dringen nicht nur von außen auf mannigfachen Wegen ein, sie bereiten sich in unserem Zellenstaate selbst. Die Medizin hat durch die Tatsache der Selbstvergiftungen eine wichtige prinzipielle Erkenntnis erworben. Wie nun, wenn auch geistige Erkrankungen in vielen, vielleicht in den meisten Fällen auf Vergiftungen und Selbstvergiftungen beruhen würden? Liegt dieser Gedanke dem modernen Psychiater nicht nahe, kann es verwundern, daß er ausgesprochen wurde? Es ist nicht so lange her, daß man die Wichtigkeit, ja Notwendigkeit der Schilddrüse und Nebenschilddrüse für das Wachstum und den geistigen Zustand des Menschen erkannt hat. Und was tun sie? Sie entgiften. Ihr Mangel verblödet, ihr Präparat heilt.

Die Hypothese der Vergiftung würde auch dem Erlebten als Mitursache den rechten Platz einräumen können, denn nach dem Prinzip der beständigen Wechselwirkung, von welchem ich bereits gesprochen habe, ruft schlechter Stoffwechsel und fehlerhafte Entgiftung krankhafte geistige Emanation, sagen wir krankhafte Stimmungen hervor, und krankhafte Stimmungen vermehren wieder die Mängel der chemischen Prozesse in uns.

So können wir vielleicht auch hier mit Narcis in Brachvogels Trauerspiel sagen: „Das einzig wahre Glück des Lebens besteht in der regelmäßigen Verdauung.“

Die Menge der Abnormalen, Pathologischen ist eine sehr große, die Abstufung der geistigen Krankheiten noch mehr, als bei anderen Krankheitserscheinungen, eine höchst mannigfache.

Aber wohlgemerkt, ich plädiere hier zwar für eine richtige Auffassung von Entstehung und Wesen der geistigen Krankheiten, der abnormalen Menschen, aber nicht für eine unterschiedslose Bezeichnung derselben. Es müßte die Aufklärung und die Beseitigung alter Begriffe schon sehr weit fortgeschritten sein, bis man alle Abweichungen von der normalen Gehirntätigkeit Geistesgestörtheit oder gar Irrsinn nennen dürfte. Heutzutage hat die Gesellschaft ein Recht, noch nach Abstufungen zu verlangen, nach Bezeichnungen, welche die leichten und schwereren und schwersten Fälle auseinanderhalten. Ein anderes Vorgehen würde nur Verwirrung hervorrufen. Es ist auch daran festzuhalten, daß in den allermeisten Fällen die Entmündigung nicht in Frage zu kommen braucht. Die Abnormalen bedürfen so lange keiner Fürsorge, als sie ihr Leben nach den Erfordernissen des Einzelwesens und der menschlichen Gesellschaft zu führen imstande sind. Sie bedürfen aber derselben, wenn sie eine Gefahr für sich oder die Gesellschaft geworden sind, wenn sie ihre Angelegenheiten in Beziehung auf sich und in Beziehung auf die anderen nicht mehr besorgen können. Das Leben eines Geisteskranken kann sich in so einfachen Verhältnissen abspielen, daß man gar nicht daran denken, für seine Angelegenheiten Sorge zu tragen braucht, so z. B. wenn ein Blödsinniger als Kuhhirt sein Dasein fristet. Es kann aber auch bei komplizierteren Verhältnissen das entscheidende Gefahrmoment lange Zeit fehlen. Ein solches ist aber nicht nur vorhanden, wenn sich der Patient selbst zugrunde gehen läßt, oder wenn er in unbezähmbarer Aufregung mit Dolch und Pistole losgeht, sondern auch, wenn er zerstörend auf alle notwendigen Formen des Zusammenlebens wirkt. Es gibt kein größeres Unglück für eine Familie, als in ihrer

Mitte ein abnormales Wesen zu haben. Der Unerfahrene hat keine Vorstellung, welche quälenden unerträglichen Zustände ein solcher Kranker hervorzurufen imstande ist. Nicht leichten Sinnes und leichten Herzens, gewöhnlich erst nach langem mit Geduld geführten Kampfe, nach jahrelanger Tortur schreitet eine Familie daran, diese Ruhe und Frieden, Freundschaft und Liebe, Familie und wirtschaftliche Ordnung zerstörende Gewalt zu binden.

Die ärgste Verwirrung herrscht auf dem Gebiete des Strafrechts. Offenbar geistesranke Personen werden als Verbrecher abgeurteilt, weil sie des Gebrauches der Vernunft nicht ganz beraubt sind. Was heißt das, der Vernunft ganz beraubt sein? Rasend, wahnsinnig, blödsinnig sein. Das sind die alten Typen der Juristen für die geistige Erkrankung seit Justinians Zeiten. Diese treffen natürlich mit der modernen Auffassung der geistigen Erkrankung nicht zusammen. Heutzutage weiß man, daß der Mensch auch unter unbezwingbaren Trieben steht, von vollständiger Einsichtslosigkeit beherrscht werden kann, ohne daß er der Vernunft ganz beraubt ist. Ein solcher ist zwar auch für seine Taten verantwortlich, d. h. er muß die Folgen seiner Veranlagung tragen und es sich gefallen lassen, wenn sich die Gesellschaft gegen ihn schützt, aber die Gesellschaft ist nicht berechtigt, ihn zu quälen, zu verachten und ehrlos zu erklären. Die Gerichtspsychiater erscheinen so oft im Widerspruche mit ihrer Wissenschaft, weil sie eine falsch gestellte Frage beantworten müssen. Ein wirklich modernes Strafgesetz fehlt eben noch und es wird so lange fehlen, als die Menschheit in dem Vorurteil des freien Willens befangen bleibt. Ist dieses Vorurteil aber einmal besiegt, dann wird man auf die vergangene Strafrechtspflege zurückblicken, wie wir auf die Tortur, die Grausamkeitsstrafen und die Irrenbehandlung im Mittelalter. In der Milde und Gerechtigkeit, emporgewachsen aus der Aufklärung, bestehen die wahren Kulturfortschritte.

Von der richtigen Bewertung und Beurteilung der geistigen Erkrankungen in der Rechtspflege würde am besten, langsam aber sicher, eine neue Lebensauffassung, eine neue Beurteilung seiner selbst und seiner Mitmenschen vordringen.

Daher soll für die Heranbildung von Juristen-Psychiatern gesorgt werden. Psychiatrie zu studieren wäre für den modernen Juristen wichtiger als der römische Zivilprozeß und das kanonische Recht. Nur ein psychiatrisch gebildeter Jurist wäre geeignet, in Entmündigungsfällen, in der Strafrechtspflege als „Wissender“ zu urteilen. Und dann der Kurator! Welche Geduld, welche Klugheit, welche psychiatrische Einsicht bedarf es, das Lebensschifflein eines Kuranden in jenen Grenzfällen durch alle Klippen durchzusteuern, da heißt es, nicht nur trocken, wie ein Advokat, eine Vermögensverwaltung führen, sondern wie ein Bruder, wie ein Freund, wie ein Arzt handeln.

Friedrich Nietzsche, auch ein interessantes Beispiel eines Pathologischen, ein Mann mit einem selten breit ausgebildeten, an Sinnen reichen aber kranken Gehirn, mehr Dichter und ekstatischer Prophet als Philosoph, hat einige glückliche Wortformeln geprägt, so auch die Formel von der Umwertung aller Werte. Auch die Reform der Irrengesetzgebung, sowie der Strafgesetzgebung bedarf vorerst der Umwertung der Werte.

Bis die Aufklärung in das Haus der Vorurteile treten darf, muß sie nicht dreimal, sondern hundert- und tausendmal anklopfen, hundert- und tausendmal den Ruf wiederholen: Laß' mich herein! Endlich aber wird sich auch diese Türe öffnen.

Chronik.

Geschichte.

Wie für die Jahre 1904 und 1905 soll nun für das Jahr 1906 ein Bild des geschichtswissenschaftlichen Betriebes in Österreich gezeichnet werden.* Auch diesmal werde ich mich, namentlich soweit von den nichtdeutschen Völkern die Rede sein wird, auf freundliche Mitteilungen von Fachgenossen zu beziehen haben, denen ich meinen aufrichtigen Dank abzustatten mich verpflichtet fühle. Immerhin muß wie bisher auch jetzt um Nachsicht für manche Unebenheiten in der Darstellung fernerliegender Verhältnisse gebeten und zugleich bemerkt werden, daß die Stetigkeit mancher Verhältnisse Wiederholungen aus einer in die andere Chronik hinüber unvermeidlich macht.

Deutsche.

Daß im österreichischen Geschichtsbetriebe deutscher Arbeit der erste Preis gebührt und daß für diese Arbeit und noch über die deutschen nationalen Grenzen hinaus die Universität Wien mit ihren zwei großen Instituten für antike und moderne Geschichte nach wie vor das vornehmste Zentrum ist, darf ohne Überhebung immer aufs neue gesagt werden. Das erste der genannten, das archäologische Institut, hat jetzt um die Jahreswende seinen Gründer und Leiter durch den Tod verloren, Otto Benndorf (gestorben 2. Jänner 1907). Nicht durch Geburt, aber durch Aufenthalt Österreicher, Gelehrter, Organisator, Weltmann; in der Vereinigung scharfsinnigen Erfassens, phantasierender Hingabe und künstlerischen Sehens der geborene Archäologe; die ganze Einrichtung der archäologischen Studien in Österreich ist sein Werk; und über seine Wissenschaft hinaus mit führenden Geistern der Zeit in Verbindung: mit Gottfried Keller, Semper, Richard Wagner. Keine beschauliche, vielmehr eine Kämpfernatur, die keiner Frage aus dem Wege ging; mancher Widersacher ist ihm erwachsen, manche Wunde mag er geschlagen haben. Die österreichische Geschichtswissenschaft ist um einen stolzen Namen ärmer geworden. Kein Leichtes, solchem Vorgänger zu folgen; vieles ist unvollendet, vieles kaum begonnen. Immerhin erlebte Benndorf noch die Freude, der Gelehrtenwelt den ersten Band der „Forschungen in Ephesos“ vorlegen zu können.** In mustergheltiger äußerer Ausstattung wird hier ein Ausschnitt aus den großartigen Ausgrabungsarbeiten österreichischer Gelehrter in

der glänzenden Metropole von „Asia minor“ mitgeteilt, der als Heimat des Herakleitos, als Auf-enthalt Sancti Paulus' und — legendenhaften — Grabstätte Sancti Johannis geweihten Großstadt der „silbernen“ Zeit. Auch die Arbeiten der Balkankommission der Akademie der Wissenschaften, als deren Frucht schon 1905 die „antiken Denkmäler aus Bulgarien“ erschienen, nehmen ihren gedeihlichen Fortgang. Neben solchen Ergebnissen wird sich die Ausbeute der nicht minder eifrig gepflogenen Grabungen auf heimatlichen Boden, die außer dem archäologischen Institute die Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale und die Limeskommission der Akademie der Wissenschaften veranstalten, wohl bescheiden ausnehmen. Aber niemand wird übersehen dürfen, wie schätzenswerte Aufschlüsse die Arbeiten des Jahres 1906 über die Unlage von Militär- und Zivilstadt Carnuntum, den Verlauf der niederösterreichischen Limes- (Grenzwall)straße, das Lager von Laureacum gebracht haben und fortgesetzt fördern die Grabungen in Istrien und Dalmatien, zumal in Grado und Pola auf den Brioninseln und auf Lissa neue bedeutungsvolle Erkenntnisse zutage; in Albing konnte Oberst v. Groller auf einer Donauinsel das stärkste aller römischen Kastelle auf österreichischem Boden feststellen, in Grado Maionica eine unmittelbar nach dem Falle Aquileias errichtete Basilica.

In dem Organe des archäologischen Institutes, den „Jahresheften“* führt uns v. Premereis, ausgehend von einem zu Pettau gefundenen Fluchtafeln mit Liebeszauber, in die „Hetairentreise einer pannonischen Mittelstadt“, glaubt Cuntz in Meilensteinen aus Deutsch-Feistritz „die ersten Zeugnisse für das Vorhandensein einer römischen Staatsstraße im unteren Murthal“ gefunden zu haben und erkennt Bormann in einem zu Laureacum gefundenen Steininschriftsfragmente die Basinschrift des dortigen Legionslagers, die zugleich das Stadtrecht der Zivilstadt Laureacum enthält. In eifriger Arbeit erschließt Karl Wessely die griechischen Papyri der berühmten Sammlung Erzherzog Rainer durch Ausgabe und Erklärung dem allgemeinen Verständnis. An nahezu allen den großen gesamtdeutschen Unternehmungen auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft, dem „Thesaurus linguae Latinae“, der „Realencyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft“, der von der Berliner Akademie herausgegebenen „Prosopographie der christlichen römischen Kaiserzeit“ sind österreichische Gelehrte in hervorragendem Maße beteiligt.

* Jahreshefte des österreichischen archäologischen Institutes in Wien. IX. 1906, II. Hölder.

* Vgl. „Österreichische Rundschau“, II, S. 135 bis 142 und VIII, S. 257 bis 264.

** Forschungen in Ephesos. Wien, Hölder, 1906. — für freundliche Angaben zum altertumsgehistorischen Betriebe bin ich wie schon im Vorjahre Herrn Dr. Edmund Oloag zu herzlichem Danke verbunden.

Vielleicht erscheint an dieser Stelle nicht unpassend, auf den Zusammenschluß der „Freunde des humanistischen Gymnasiums“, Männer aller Wissensgebiete und Lebensstellungen, zu einem Vereine zu verweisen, der am 31. März 1906 seine konstituierende Sitzung hielt und mit Recht den Übertriebenheiten der Gegner klassischer Bildung durch Eintreten für die Grundlagen des heutigen Gymnasiums, aber auch für deren zeitgemäße Umbildung begegnen will. Der Unvoreingenommene wird sich wohl schwerlich dem Eindruck der beherzigenswerten Worte verschließen können, die zu dieser Sache von dem verewigten Minister v. Hartel geschrieben worden sind.*

Gleich dem archäologischen ist auch das Institut für österreichische Geschichtsforschung in seiner zentralen Stellung für den modernen — deutschen und auch außerdeutschen — Geschichtsbetrieb in Österreich geblieben. Ebenso dauert die enge und segensreiche Verbindung der beiden Institute mit der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und ihrer Sachkommissionen fort. Nachdem in der Herausgabe der historischen Sonderschriften der „Akademie“ — *Fontes rerum Austriacarum* und *Archiv für österreichische Geschichte* — vorübergehend ein gewisser Stillstand eingetreten war, ist 1906 in drei stattlichen Bänden wieder sehr ansehnliches Material vorwiegend landesgeschichtlichen Charakters vorgelegt worden.** Die Arbeiten an den vom „Institute“ herausgegebenen *Regesta Habsburgica*, für die außer Privatdozent Dr. Steinacker auch Dr. Kment tätig ist, und dem Verzeichnis der illuminierten Handschriften in Österreich nehmen ihren Fortgang, ohne daß es hier oder bei den unter der Leitung Emil v. Ottenthal fast ausschließlich von Österreichern bearbeiteten *Regesta Imperii* zu einem Abschluß gekommen wäre. Für die ebenfalls von Ottenthal geleitete „Stauferabteilung“ der *Diplomata der Monumenta Germaniae* (1125 bis 1268) sind Dr. Hirsch und Dr. Samanek tätig. Der erste Band der *Diplomata der Karolingerzeit*, die Zeit von 751 bis 814 umfassend, ein letztes Vermächtnis des unvergessenen Engelbert Mühlbacher, ist durch die vereinte Bemühung von U. Dopf, J. Lechner und M. Tangl nunmehr zur Ausgabe gebracht worden.*** Auch die in der letzten Chronik in

Aussicht gestellten vier Abhandlungen zum historischen Atlas der Alpenländer, Tirol, Salzburg und Oberösterreich besonders belange, sind in einem Bande des „Archives für österreichische Geschichte“ erschienen; mit Ergriffenheit wird man dabei die gehaltvolle Studie Eduard Richters zur Hand nehmen, die der Todkrankte sechs Tage vor seinem Verschcheiden abbrechen mußte. Ingleich aber konnte auch die erste Lieferung dieses großen Werkes, das erste Blatt der Karte der Landgerichte, Salzburg (von Richter), Oberösterreich (von Strnadl) und Steiermark (von Mell und Pirchegger) umfassend, noch 1906 ausgegeben werden. In beigegebenen Erläuterungen äußern sich weiland Richter und Oswald Redlich, dessen Nachfolger in der Leitung des Werkes, über dessen Entstehung, Fortgang und Ziele. Den Landgerichtskarten sollen zunächst Karten der Kirchenprovinzen, hierauf Grenzarten der Grafschaften und Gaue, historische Siedlungs-, Straßen- und Kulturarten folgen; ein reiches, auf Jahre hinaus die Tätigkeit vieler Forscher in Anspruch nehmendes Programm.

Die Mitteilungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung sind und bleiben das führende geschichtswissenschaftliche Organ Österreichs. Der 27. Band dieser Zeitschrift, wie immer vorwiegend Fragen der mittelalterlichen Geschichte gewidmet, enthält eine Reihe bemerkenswerter Aufsätze zur deutschen Kaisergeschichte. Der Streit über die Auffassung der welthistorischen Rolle Napoleons hat auch hier zu Auseinandersetzungen zwischen den Gegnern geführt. Unter den Besprechungen dürften Roserths Ausführungen über eine Reihe der geläufigeren Weltgeschichten und sonstige zusammenfassende Geschichtswerte auch für das Laienpublikum von Interesse sein. Aus den vielen Nekrologen, die der Band enthält, wird klar, wie empfindliche Lücken der Tod in der letzten Zeit in die Reihen der österreichischen Historiker gerissen hat. Dabei kann der Berichtersteller nicht umhin, eine schon im Vorjahre aufgenommene Anregung in etwas anderer Form neuerlich auszusprechen: alle Neuerscheinungen zur österreichischen Geschichte und alle Arbeiten österreichischer Historiker teils kritisch referierend, teils einfach aufzeichnend in regelmäßiger Folge anzuzeigen und als bibliographisches Beiblatt den „Mitteilungen“ beizugeben. Hier wäre auch der Ort, wo eine tauliche Orientierung über die unübersehbare historische Landeszeitschriftenliteratur der verschiedenen Zungen gegeben werden müßte.

Von österreichischen Chemen in auswärtigen Fachzeitschriften sei Moritz Ritters Studie über Wallenstein in der „Historischen Zeitschrift“ hervorgehoben,* deren Ergebnisse auch den

* Moritz Ritter, „Der Untergang Wallensteins“, *Historische Zeitschrift*, 3. Folge 1. Band (97. Band), S. 287—303.

* Neues Wiener Tagblatt, 24. Dezember 1906.

** Es sind: „*Fontes rerum Austriacarum*“ LIX, enthaltend Urkunden und Regesten zur Geschichte des ehem. Klosters Aggsbach von P. Dr. M. Fuhs und „*Archiv*“ 96, enthaltend u. a. eine eingehende Monographie des althergebrachten österreichischen Welschgeschlechtes der Herren von Wallsee von Dr. M. Doblinger, und 96/1, enthaltend vier noch zu erwähnende Abhandlungen zum historischen Atlas.

*** Für den folgebund sind die Urkunden der frühjahr Kaiser Ludwig des frommen (814 bis 817) unter Leitung Professor M. Tangl, eines gebürtigen Kärntners, in Berlin schon soweit geblieben, daß mit der Drucklegung der ersten Bogen begonnen werden kann.

Beifall eines so gestrengen Kritikers wie Josef Pefat in Prag gefunden haben. Sie lauten, „daß das Urteil über Wallensteins Leistungen als Staatsmann noch um einen Grad tiefer als bisher herabzusehen sei, daß er das Gewirr der politischen Verhältnisse in keiner Weise zu beherrschen vermochte“, daß ihm schließlich schwerlich anderes bevorstand als von Bernhard v. Weimar „als Überläufer mit verlорener Macht und Ehre in den Verband der schwedisch-deutschen Armee aufgenommen zu werden“, und daß solcher Aussicht gegenüber die Katastrophe von Eger noch wie eine günstige Lösung auch für den Toten erscheinen könnte.

Das kunstgeschichtliche Beiblatt der „Mitteilungen“, die „kunstgeschichtlichen Anzeigen“ enthält eine, wie nur geziemend, ungemein warme Würdigung der Verdienste des verewigten, allen deutschen Geschichtsforschern zu Venedig wohlbekannten Gustav Ludwig aus der Feder Franz Wickhoffs; dazu von demselben eine bei manchen Einschränkungen sehr anerkennende Besprechung der kunstgeschichtlichen Partien in Pastors Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts und sehr eingehende Ausführungen Swarzenskis über den Turin bekannter „Storia dell' arte Italiana“, deren Grundton nicht freundlich ist; unvergleichlich als Material- und Literatursammlung ist das vielberufene Werk veraltet und primitiv in der Methode. In mehreren zum Teile sehr ausgedehnten und durchaus ergebnisreichen Arbeiten zur Geschichte der Spitze und Textilkunst einer, der Barockkunst andererseits, bewährt sich Privatdozent Dr. Moritz Dreger aufs neue als ein gründlicher Kenner der Geschichte des Kunstgewerbes und des heimatischen Baustiles und darin als würdiger Nachfolger des verewigten Alois Riegl.

Sagt ausschließlich neuzeitigen Aufgaben ist die Tätigkeit des von Hofrat Ludwig Pastor geleiteten österreichischen historischen Institutes in Rom gewidmet, welches seine Hauptarbeit der Herausgabe der deutschen Nuntiaturberichte des 16. Jahrhunderts verwendet; hier ist zur Zeit besonders Privatdozent Dr. Ph. Dengel an Ort und Stelle beschäftigt. Im übrigen möchte hier dankend auch der lebenswürdigen Unterstützung gedacht werden, die österreichische Gelehrte allzeit von seiten des Bibliothekars dieses Institutes, Prof. Dr. Pogatscher, des ausgezeichneten Kenners italienischer Institute und Literaturverhältnisse, gefunden haben und finden. Lebhaften Fortgang haben die Arbeiten der beiden gewissermaßen offiziellen Vereinigung zur Pflege der neuen österreichischen Geschichte genommen: der „Kommission für neuere Geschichte Österreichs“ und der „Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs“. In drei von den vier Arbeitsgruppen der „Kommission“ (Staatsverträge, Herrscherkorrespondenz, Verwal-

tungsgeschichte, Archivalienaufnahme) ist ein teilweiser Abschluß erzielt worden, indem von den „Staatsverträgen“ und der „österreichischen Zentralverwaltung“ je der erste Band, jener die österreichisch-englischen Verträge bis 1749, bearbeitet von A. J. Pribram, dieser die Urkundenstücke der Jahre 1491 bis 1681 enthaltend,* und dazu ein erstes Heft der „Archivalien zur neueren Geschichte Österreichs“, Aufnahmen aus Privatarchiven in Böhmen, ausgegeben wurden. Auch die Bearbeitungen der Herrscherkorrespondenzen, Ferdinands I. durch W. Bauer und Maximilians II. durch V. Bibl sind kräftig weitergediehen und nähern sich die Arbeiten Bauers für die Frühzeit Ferdinands I. dem Abschluß. Die „Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs“, eine Vereinigung von Aristokraten und Gelehrten, hat archivalische Publikationen und — als Festgabe für die Teilnehmer am Wiener Archivtage — „Beiträge zur neuen Geschichte Österreichs“, mehrere kleine, aber gehaltvolle Aufsätze von angesehenen Autoren vorgelegt; in dem — im ersten Bande schon erschienenen — Tagebuche des Fürsten Joseph Khvenhüller (1742 bis 1776),** besonders aber in dem großen Wallensteinwerke von Hallwich wird sie Veröffentlichungen von höchstem Belange zu bieten in der Lage sein. Die „historische Gesellschaft“ an der Universität Wien, bestehend seit November 1905, setzt sich die Pflege des Vortragswesens und die Herstellung einer engeren Verbindung zwischen Hochschule, Mittelschule und Archiv zum Hauptziele. Fürst Franz von und zu Liechtenstein, der Vorsitzende der „Kommission“ und der „Gesellschaft“ hat seinen Verdiensten um die österreichische Geschichtsforschung ein neues und nicht geringes beigefügt durch den Ankauf der großen, etwa 10.000 Bände meist vergriffener Geschichtswerke haltenden Bibliothek des verstorbenen russischen Biographen der Zarin Katharina II. Bilbasow. Sie wird nun zum Grundstock eines noch auszugestaltenden Institutes für osteuropäische Geschichte an der Wiener Universität werden, für dessen Errichtung Wien, die Vermittlungsstadt zwischen Germanen, Romanen und Slawen, wohl besonders geeignet erscheint. Zur Leitung der neuen Anstalt ist Professor Jireček, der bekannte Geschichtsschreiber der Bulgaren und vortreffliche Kenner der Balkangeschichte, berufen worden, dem der Privatdozent für osteuropäische Geschichte Hans Übersberger beibegeben ist.

Es ist ein großes Verdienst der „Gesellschaft für neue Geschichte“, daß sie das Interesse des gebildeten Laientums auf die Fragen des Archivwesens zu lenken bemüht ist, ja dies zum vornehmsten Ziele ihres Strebens macht. Noch läßt

* Über die „Staatsverträge“ und die „österreichische Zentralverwaltung“ wird noch besonders berichtet werden.

** Auch hierüber folgt ein besonderer Bericht.

im Drange der Zeit ja eine großzügige Archivpolitik auf sich warten; noch sind wir weit entfernt von den wohl vor allem dringenden Reformen, einer einheitlichen Leitung des staatlichen Archivwesens, einer nur halbwegs entsprechenden Inventarisierung der heimischen Archivbestände, wohl auch einer sozialen Hebung der Stellung des Archivpersonales. Auch hier liegt die Macht in der Eintracht. Die publizistische Tätigkeit, die verschiedene Archive entfalten, scheint bei aller Anerkennung des aufgewendeten Eifers doch kein glücklicher Gedanke. Einzig ausgenommen die großangelegten „Mitteilungen“ unseres Kriegsarchivs und des tschechischen Landesarchivs, das eine besondere Stellung im Geschichtsbetriebe der Tschechen einnimmt, vermehren diese Archivmitteilungen nur den ohnehin längst überladenen historischen Zeitschriftenmarkt. Nicht unsere Fachzeitschriften zu vermehren, vielmehr zu vermindern wäre der Mühe wert. Statt vielen kleinen wenige große Zeitschriften! Ob unter diesen auch eine „archivalische österreichische Zeitschrift“ sein oder ob nicht, gleich den bibliographischen auch die archivalischen Mitteilungen zu einem „Beiblatt der Mitteilungen des Institutes“ und diese so in Wahrheit zu einem Zentralorgan deutsch-österreichischer Geschichtswissenschaft gemacht werden sollten, wäre noch wohl zu erwägen. Übrigens scheint zu hoffen, daß das Interesse der Staatsverwaltung sich in der Tat diesen fernabliegenden Dingen gründlicher zuwenden wolle, wie denn auch die Anteilnahme der Fachgenossen selbst für das Archivwesen sich gesteigert hat und in dem regen Besuche des im September 1906 in Wien abgehaltenen sechsten deutschen Archivtages zum Ausdruck kam. In Verbindung mit einer Tagung des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine verlief diese Versammlung fachlich und gesellschaftlich ungemein anregend und wird wohl jedem Teilnehmer in lieber Erinnerung bleiben. Im allgemeinen wird man sagen müssen, daß das Archivwesen von den autonomen Verwaltungen eifriger und sorglicher gepflegt wird als vom Staate, wobei billigerweise die engere Begrenzung der Interessen und der geringere Bedarf nach Kosten nicht außer Acht bleiben sollen. Institute wie das steiermärkische, das böhmische, das mährische Landesarchiv können als Musteranstalten gelten. Daß die Munizipal- u. Hof- u. Reichs- und Deutschmeisters Erzherzog Eugen ein neu und stattlich eingerichtetes Archiv des deutschen Ritterordens hat ersähen lassen, ist hier schon gewürdigt worden. Mag endlich die Hoffnung ausgesprochen sein, daß die unter lebhafter Anteilnahme von Presse und Parlament unternommenen Schritte der Staatsverwaltung und Gelehrtenwelt, die reichen Bestände des Hofkammerarchivs vor ungerechtfertigten fremden Ansprüchen sicherzustellen und die richtige und zutreffende Form der Verwaltung für diese wert-

vollen historischen Schätze zu finden, endlich zu erfolgreichem Ende kommen.

Der eifrigen und erfreulichen Pflege der Landesgeschichte in deutschen und nichtdeutschen Ländern kann nur wiederholte Anerkennung gezollt werden. Mögen sich hiemit zuweilen politisch-nationale Absichten verbinden, so soll doch nicht gesagt sein, daß die Wissenschaftlichkeit darunter leidet. Es kommt hier nicht, dieses oder jenes Kronlandes besonders zu gedenken und es sei hier nur einiger besonders bedeutsamer Erscheinungen landesgeschichtlichen Charakters gedacht: des Fortganges der vom Wiener Altertumsverein herausgegebenen monumentalen „Geschichte Wiens“, dem (abgeschlossen 1907) zwei Abteilungen des dritten, die Zeit des Spätmittelalters abschließenden Bandes zugewachsen sind, des Erscheinens des vierten Bandes der von August v. Jaksch herausgegebenen, in ihrer Art mustergültigen „Monumenta historica duocatus Carinthiae“ (Geschichtsdenkmale von Kärnten) und des ersten Bandes der „Geschichte Salzburgs“ von Widmann, die sich nun als dritte österreichische Landesgeschichte im Rahmen des großen von Lamprecht geleiteten Unternehmens der europäischen Staatengeschichten ihren beiden Vorgängerinnen, den Geschichten von Niederösterreich und Böhmen, anschließt. Wenig Beifall dürfte hingegen die — nach einem Vierteljahrhundert — erfolgte Fortsetzung des „Oberösterreichischen Urkundenbuchs“ zu einem neunten Bande finden; die Uferlosigkeit der Anlage wird jedem durch die einfache Tatsache klar, daß für die Urkunden von vier Jahren (1576 bis 1580) ein Raum von 924 Seiten verwendet werden mußte. Die halbdrollige Fälschungsgeschichte des Badener Lokalforschers Gustav Calliano weist übrigens auch auf die Gefahren hin, die aus dem Übermaße von Heimatliebe bei dilettantischen Sammlern erwachsen können, vor allem zu ihrem eigenen, aber doch auch zum Schaden der historischen Wissenschaft.

Für die historischen, darstellenden Einzelwerke, die das Jahr 1906 in Deutschösterreich zeitigte, sei auf die früheren* und künftigen Chroniken verwiesen und nur noch einmal Fourniers Napoleonwerk und Pastors Papstgeschichte als die bedeutsamsten davon hervorgehoben. Unter den Toten des Jahres 1906 beklagen wir vor allem Hans v. Zwiedined-Sädenhorst, der nach einem Jahre qualvollen Leidens am 22. November im Alter von 62 Jahren zu Graz gestorben ist. Einer Offiziersfamilie entstammend, widmete er sich dem Studium der Geschichte und wandte sich, zunächst Mittelschullehrer, seit 1875 der akademischen Laufbahn zu; gleichzeitig leitete er durch zwanzig Jahre die steiermärkische Landesbibliothek des Joaneums. An dem historisch-wissen-

* „Österreichische Rundschau“ X, S. 219 bis 224 und XI, S. 223 bis 230.

schaftlichen wie auch geselligen Leben Österreichs hat er, eine vielseitig beanlagte Natur, den lebhaftesten Anteil genommen, war in hervorragender Weise als akademischer Lehrer, als Mitglied der in den letzten Jahren entstandenen Körperschaften zur Pflege der neueren Geschichte Österreichs tätig und war eine der führenden Persönlichkeiten des regen steiermärkischen Geschichtslebens; ein gewandter Veranstalter wissenschaftlich-geselliger Vereinigungen und ein höchst anregender Teilnehmer an denselben, war er zugleich eifriger Alpinist und Musiker. Seine Arbeitsfähigkeit war erstaunlich. Er war vor allem moderner Historiker, hier wieder vornehmlich auf dem Gebiete deutscher Geschichte des 17. und 19. Jahrhunderts tätig. Mannigfaltigen Arbeiten zur Geschichte der Zeit des dreißigjährigen Krieges aus den Jahren 1878 bis 1885 (über Christian von Anhalt, den Fürsten Eggenberg, die venezianische Politik jener Jahre) folgten in den Jahren 1887 bis 1905 seine zwei Hauptwerke, beide im Rahmen der von ihm ins Leben gerufenen „Bibliothek deutscher Geschichte“: „Deutsche Geschichte im Zeitraum der Gründung des preussischen Königiums 1648 bis 1740“ (zwei Bände) und „Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Gründung des neuen Reiches 1806 bis 1871“ (drei Bände); daneben eine lange Reihe kleinerer Schriften besonders zur deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts. Kurz vor seiner Todeskrankheit erschien als sein letztes Werk ein kurz gefasstes Lebensbild der Kaiserin Maria Theresia. Auch eine Geschichte Venedigs, die er 1898 vorgelegt hat, ist kurz orientierend gedacht und die Betrachtung überwiegend der modernen Zeit zugewandt. Bis in die letzte Zeit arbeitete der unermüdete und arbeitsdurftige Mann, schon todeskrank, an einer großangelegten Biographie des Erzherzogs Karl, deren ersten von drei Teilen ihm noch leidlich fertigzustellen glückte. Zwiervedes Art entsprach es mehr, größere Zeitspannen zu darstellenden Werken zusammenzufassen, als Einzelfälle kritisch zu durchdringen; dabei kamen die Vorzüge seiner temperamentvollen und freimütigen Schreibweise immer wieder, vielleicht manchmal allzu lebhaft, zur Geltung. Ein trefflicher Gelehrter und überaus gewinnender Mensch, der seines Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlte, wird er Fremden und Freunden in Erinnerung bleiben. Zu Ausgang des Jahres konnte noch der achtzigste Geburtstag Theodor v. Sickels unter lebhafter Anteilnahme aller seiner Schüler und der ganzen historischen Welt Deutschösterreichs feierlich begangen werden. Auf der neunten Versammlung deutscher Historiker zu Stuttgart im April 1906 war unter den Vortragenden Österreich vertreten durch Oswald Redlich, der anschaulich und lebendig über historisch-geographische Probleme sprach, und Ludo Hartmann, der mit der Sicherheit des Sachmannes sich über

italienische Wirtschaftsgeschichte im frühen Mittelalter verbreitete.

Tschechen.

Nach der deutschen nimmt die tschechische Geschichtsliteratur und historisch-wissenschaftliche Betätigung den ersten Rang ein.* Das Jahr 1906 wurde für sie insofern zum Festjahre, als die zwei vornehmsten nationalen Historiker, Jaroslav Goll und Jaromír Čelakovský, ihr sechzigstes Lebensjahr vollendeten. Die alte tschechische Schule, der Palacký die Grundsätze vorgezeichnet und die in Tomeš 1905 ihren Führer verlor, vertrat einen ausschließlich patriotisch-nationalen Standpunkt, verlor aber darüber die Fühlung mit der europäischen und namentlich der deutschen Geschichtsforschung und Methode; ihre Anschauungen, am wirksamsten durch Josef Kalousek und in dem Časopis Českého Muzea (Zeitschrift des böhmischen Museums), von altersher dem Organe der älteren Schule, vertreten, sind heute noch nicht überwunden, müssen aber immer mehr jenen der neuen Schule Raum geben, die Jaroslav Goll, an Wail und Ranke gebildet, ins Leben gerufen hat und deren willig anerkanntes Haupt er heute ist. Es ist Golls Verdienst, die tschechische Geschichtsschreibung aus ihrer nationalen Vereinseitigung herausgeführt und die Geschichte seines Volkes nach den Maßstäben europäischer Entwicklung zu betrachten und zu bewerten gelehrt zu haben. Zum Organe der jungen Schule wurde die seit 1893 erscheinende „Tschechische historische Zeitschrift“, der Český časopis historický, deren Bestand bei aller strengen Wissenschaftlichkeit doch auch einen national-politischen Sinn hat: möglichst unmittelbare Verbindungen zu den anderen Geschichtsliteraturen zu finden und der deutschen Vermittlung je mehr je lieber zu entraten. Natürlich, daß der Jahrgang 1906 eine Festgabe zu Ehren Golls aus der Feder fast aller seiner Schüler und damit auch fast aller namhaften tschechischen Historiker enthält.** Einer der eifrigsten Mitstreiter in diesem Kampfe, Anton Rejzek, der begabte Forscher auf dem Gebiete neuerer Geschichte, ist manches Jahr durch die Politik seinem eigentlichen Berufe entzogen gewesen und liegt nun zum Schmerze seiner Freunde, deren er nicht bloß innerhalb seiner Nation zählte, an schwerem Siechtum krank darnieder. Eine Ausnahmestellung nimmt, keiner der beiden Schulen zugehörig, Ja-

* Außer freundschaftlichen privaten Mitteilungen sind für diese Darstellung vornehmlich einige Aufsätze in der „Čechischen Revue“ (Sušita, Jaroslav Goll; Demel, Jaromír Čelakovský; Šimát, Das böhmische Landesarchiv und die Landespublikationen; Čechische Revue I, SS. 17 ff., 379 ff. und 820 ff.) herangezogen worden.

** Es sind u. a. Jaromír Bidlo, Gustav Friedrich, Kamil Krofta, Kubař Niederle, Joh. F. Novák, Páclav Novotný, Josef Pelát, J. V. Šimát, Jos. Sušita.

romir Čelakovský, der Rechtshistoriker der Tschechen ein, im Gegensatz zu Goll literarisch ungemein produktiv und dabei eifriger politischer Streiter. Die erste Zeitschrift der Tschechen Mährens, der „Časopis Matice Moravské“, (Zeitschrift des mährischen historischen Vereines) tritt in das vierte Dezennium ihres Bestandes ein. Von Einzelarbeiten des Jahres 1906 mag der dritte Band der überbreit angelegten Bibliographie České Historie (Bibliographie zur böhmischen Geschichte) von E. Šibrt und Truhlářs Handschriftenkatalog der Prager Universitätsbibliothek hervorgehoben werden. Eine größere darstellende historische Arbeit ist in diesem Jahre meines Wissens nicht erschienen.

Eine sehr angesehene Stellung nimmt das große böhmische Landesarchiv ein, dessen Verwaltung zur Zeit ausschließlich Gelehrten tschechischer Nation anvertraut ist. Es ist der Mittelpunkt einer sehr lebhaften Publikations-tätigkeit, über welche die 1906 erstmalig erschienenen „Mitteilungen des f. böhmischen Landesarchives“ eingehend berichten. Wie die Franz Josefs-Akademie und die königlich böhmische Gesellschaft der Wissenschaften richtet auch das Landesarchiv hierbei sein Augenmerk auf Quellensammlungen. Wie die „Akademie“, das „Historický Archiv“, die „Gesellschaft“, das nun im dreißigsten Bande erscheinende „Archiv Český“, so gibt das genannte Archiv heraus: den auf sechs Teile berechneten „Codex diplomaticus regni Bohemiae“ und die „Monumenta Vaticana res gestas Bohemias illustrantia“, deren erste Bände erschienen sind und die lange Reihe der „böhmischen Landtagsverhandlungen“ (bisher zehn Bände von 1526 bis 1604). Auch die päpstlichen Nuntiaturberichte sollen, soweit sie für böhmische Geschichte von Belang sind, in dieses Programm aufgenommen werden. Man begreift, daß bei so regem Eifer der Ruf nach weiterer Ausgestaltung des Landesarchives laut wird. Möchte dabei im Auge behalten werden, daß die Deutschen Böhmens bei aller Anerkennung der gebotenen Leistungen diese Anstalt doch nicht als ein einseitig tschechisches Institut werden gelten lassen können und die Forderung nach Beiziehung auch deutscher Gelehrter werden erheben müssen.

Slowenen und Kroaten.

Hinter den Leistungen der Tschechen stehen die von den anderen slawischen Völkern und Völkerteilen unseres Reiches vollführten Arbeiten beträchtlich zurück. Über den Geschäftsbetrieb bei den Slowenen Krains und Untersteiermarks geben die „Mitteilungen des Musealvereines von Krain“ (Izvestja muzejakoga društva za Kranjko) in Laibach und die „Zeitschrift für Geschichte und Volkskunde“ (Časopis za zgodovino in narodopisje) des sloweni-

schen Geschichtsvereines in Marburg Aufschluß. Jene erfreuen sich in ihrem deutschen Teile auch der Mitarbeit deutscher Gelehrter — Arnold v. Luskin, Anton Mell — der slowenische Teil enthält diesmal fast ausschließlich kirchengeschichtliche Aufsätze und Notizen. Diese — zuerst erschienen 1904 — bringt u. a. bemerkenswerte Ausführungen Strefeljs über untersteirische Ortsnamen, die er, so weit sie germanisiert wurden, auf die altslowenische Form zurückführt. Neben der „Zeitschrift“ läßt der Marburger Verein auch eine „historische Bibliothek“ erscheinen, die durch belehrende Ausführungen den historischen und wohl auch nationalen Sinn fördern soll.

Für den Geschäftsbetrieb bei den österreichischen Kroaten fehlen mir leider für dieses Jahr nähere Nachrichten, so daß ich aus der Chronik des Vorjahres lediglich wiederholen kann, daß das Zentrum der kroatischen historischen Studien Ugram ist, der Sitz der südslawischen Akademie (Ingoslavenska akademija), eines Landesmuseums und eines Landesarchives, dazu einer „Kroatischen archäologischen Gesellschaft“, 1851 gegründet, über deren rege, heute von Professor J. Brunnsmid geleitete literarische Tätigkeit eine Notiz der „Mitteilungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung“ Näheres mitteilt.*

Polen, Ruthenen (Ukrainer) und Rumänen.

Zu meinem Leidwesen bin ich auch hier ohne Nachrichten geblieben und bemächtige mich auf das im Vorjahre Gesagte zu beziehen.** Die „Geschichte des ukrainischen Volkes“ des Ruthenen Hruschovskij ist in ihrem ersten Bande ins Deutsche übertragen worden, hat aber indessen durch den Landsmann des Autors, Professor Miłkowicz in Czernowit, eine sehr scharfe Verurteilung erfahren.*** Diese gipfelt in dem alles bedeutendem Satze, daß „die Geschichte des ruthenischen Volkes noch nicht geschrieben“ sei. Dem Vernehmen wird diese Kritik nicht ohne Gegeneinwände bleiben. Uns will es scheinen, als würde sich gegen die Triftigkeit der von Miłkowicz geltend gemachten Bedenken immerhin einiges vorbringen lassen. In Czernowit ist zur lebhaften Befriedigung der dortigen wissenschaftlichen Kreise das Archiv der Landesregierung der Benutzung erschlossen und zunächst seine Verwaltung Professor Miłkowicz anvertraut worden.

Italiener.†

Als Zentren der historischen Studien bei den österreichischen Italienern erscheinen wie natür-

* 28, S. 396 bis 398.

** „Österr. Rundschau“ VII, S. 263.

*** 28, S. 527 bis 535.

† Vorwiegend nach Mitteilungen meines verehrten Freundes Professor Dr. Piero Sticotti in Triest.

lich Triest und Trient. Hier erscheinen das „Archivio Trentino“ (22. Band), und die Zeitschrift „Tridentum“ (10. Band) weiter südwärts, in Rovereto, die „Atti dell' „Accademia degli aggrati“, weiter nördlich, auf vorgeschobenem Posten, in Bozen, ein „Archivio per l'alto Adige con Ampezzo e Livinalongo“. Die Stadt Triest hat ihren Archivar Utilio Hortis mit dem Ehrenbürgerrechte geehrt. Hier erscheint als gemeinsames Werk der „Minervageellschaft“ und des AltertumsMuseums die angesehenen Zeitschrift des „Archeografo Triestino“ (31. Band), während die Arbeiten zur Herausgabe einer archäologischen Karte und eines „Codice epigrafico“ von Istrien ihren Fortgang nehmen. Auch die Prähistorie des Küstenlandes ist Gegenstand sorgfältiger Studien. In Parenzo, der Hauptstadt von Istrien und dem Sitze eines ansehnlichen Landesarchivs, und in Capodistria erscheinen gleichfalls historische Zeitschriften und ebenso sind in Dalmatien Zara und Ragusa Verlagsorte italienischer periodischer Fachschriften. Über die umfassenden archäologischen Forschungen auf küstenländischem Boden unterrichten außer den italienischen Zeitschriften auch die „Mitteilungen der Zentralkommission“ und die „Jahreshefte“ des Wiener archäologischen Institutes. Von Einzelwerken seien Benussi's „Manuale di geografia, storia e statistica della regione Giulia“, Caprini's reich illustrierte Kunstgeschichte von Istrien („L'Istria nobilissima“) in zwei Bänden und Razzis „Storia di Ra-

gusa“ (mit Einleitung und Anmerkungen von Belcich) hervorgehoben.

* * *

Zum Schlusse einige wenige Worte über die Stellung der Allgemeinheit zu Geschichte und geschichtlichen Studien. Vornehmlich ist geschichtliches Interesse und Streben nach historischer Erkenntnis doch ein Gut der mittleren Volkskreise; auf ganz unvorgebildete Schichten mit historischen Vorträgen wirken zu wollen, bietet kaum überwindliche Schwierigkeiten. Der historische Vortrag kann, soll er wirksam sein, der Voraussetzung gewisser Grundkenntnisse nicht entbehren. Ob das Interesse an der Geschichte zunimmt? Die Ausweise der volkstümlich-wissenschaftlichen Veranstaltungen geben darüber keinen ganz deutlichen Aufschluß. Man entnimmt ihnen, daß seit einem Jahrzehnt die Besuchszahl für Literar- und musikgeschichtliche Kurse ungemein gestiegen, für rein historische Kurse wenigstens nicht gesunken ist. Auf den Salzburger Hochschulkursen 1906 fanden Vorträge allgemeingeschichtlichen Charakters rege Teilnahme; im übrigen waren die Themen nicht unbezeichnend; Goethein sprach über die Gesellschaft Jesu, Wirth entwickelte eine Übersicht über die Weltgeschichte, Rathgen sprach über Japan und Oncken über die Vereinigten Staaten. Im ganzen besteht kein Grund, sich über den Anteil des Publikums an den Fragen der Geschichtswissenschaft sehr hoffnungsvoll oder hoffnungslos auszusprechen.

Professor Dr. H. Kretschmayr.

Feuilleton.

Burgtheater.

Von J. Minor.

(Sonntag, 22. Dezember, in neuer Besetzung: Julius Cäsar, Tragödie in fünf Akten von Shakespeare; W. Schlegels Übersetzung, redigiert von Conrad.)

Schon längst hat die Rolle des Antonius, seit dem Tode Emmerich Roberts verwaist, auf Herrn Kainz gewartet; endlich ist sie ihm auch zugefallen. Schon in der äußeren Erscheinung eher ein knabenhafter Antinous als ein männlicher Antonius, stattet er auch diese Rolle mit den scharfen und drastischen Zügen aus, die er allen seinen Gestalten zu verleihen gewohnt ist. Aus dem Lebemann wird ein Wüßling; aus dem Redner, der sein volles Herz hinter der List und Klugheit verhehlen muß, wird ein geriebener Komödiant. Und wenn dieser Antonius dann doch nicht bloß an der Leiche Cäsars in echte und ungeheuchelte Tränen ausbricht, sondern auch seinem Gegner Brutus einen tief empfundenen Nachruf widmet, dann findet man das Band für so widersprechende Eigenschaften bei dem Schauspieler fast noch weniger als bei dem Dichter, der den Antonius nur in den großen

Szenen deutlich zu motivieren bestrebt ist, sonst aber aus dem Zwiellicht hervortreten und in dem Zwiellicht enden läßt. Hat Herr Kainz also auch schwerlich einen einheitlichen und überzeugenden Charakter geschaffen, so hat er doch die großen Szenen mit seiner ganzen Kraft und Kunst herausgearbeitet und, der Tradition geflissentlich aus dem Wege gehend, in der Auffassung und in der Technik ganz neue Bahnen betreten. Den Fluch an der Leiche Cäsars wird man noch niemals in so hinreißendem Tempo und aus einem Atem, die Reden auf dem Forum dagegen noch nie so absichtlich zerstückelt und zerhackt gehört haben; und auf die Variation und die Steigerung des „ehrenwerten Mannes“ verzichtet Kainz ganz von vornherein, indem er die Wendung gleich beim erstenmal nach einer starken Pause wegwerfend mit verächtlichem Ingrimmspricht. Neben ihm auf gleicher Höhe standen nur Herr Hartmann als Casca und Frau Kömpler-Bleibtreu als Portia. Herr Devrient bringt für die problematische Figur des Cäsar bloß äußere Eigenschaften mit; die imperatorische Größe der historischen Gestalt, die auch bei Shakespeare mehr vorausgesetzt als dargestellt

und wenig er mit Umsicht zu machen. Wenn Sirenen steht es im Festspiel und der Dichter prangen ohne Gewichte und last über das Ganze und unbedachte Schicksal seiner Götter. Es steht nichts unter ihm und es geht auch keine nachkommende Kraft von ihm aus. Der Mitmenschen stellen der einzige moderne Schauspiel der den Charakter nicht zu Ehren bringen können, so nicht Emmerich Robert über in ihrem Jahre ein einziger Stütze zu werden. Herr Sirenen kommt eher im Hellen sein; er ist nur dieser sein Bewusstsein und er ist aus seinem eben nicht sein will, mehr ein Schicksal als ein Opfer. Das soll sein Vorwurf für den nächsten Dichter sein, der zu dieser Stelle eben nicht paßt. Die Verwandtschaft des Stützes mit Hamlet, mit Macbeth und mit Faust ist ja oft genug betont worden; das Burgtheater hat eben für diese ganze Sippe auch für den Hamlet nach den richtigen Dichtern und glaubt über diese Effizienz des Repertoires einfach fortzuschreiben zu können. Faust-Gregori war diesmal Cassius; diese beiden Rollen gleichzeitig neben einander spielen, das kann auch die größte künstlerische Persönlichkeit nicht, das kann nur ein Techniker ohne starke Individualität. Herr Gregori ist immer noch Persönlichkeit genug, daß ihm der Cassius besser gelingt als der Faust. Den Choleriker hat er sogar stark und deutlich herausgearbeitet; schade nur, daß die Leidenschaft bei ihm stets einen kleinlichen und philiströsen Ausdruck annimmt und immer ins komische Genre umzuschlagen droht. Daß übrigens auch diesem intelligentesten unserer Burgschauspieler mitunter etwas Menschliches passiert, hat der erste Monolog gezeigt. Es darf nicht heißen: „Wir stürzen bald ihn, oder (mit dem fusse stampfend) dulden alles“; sondern der Sinn ist: „Wenn wir ihn nicht bald stürzen, so haben wir alles zu erdulden.“ Daß der immer schläfrige und lautenspielerische Lucius, der aber doch als ein echter Römerjunge später mit Titinius Wache stehen muß, von einer Dame (Fräulein Rub) gespielt wird, und zwar sehr gut, tadeln wir nicht; es ist aber gegen das neue Prinzip des Burgtheaters.

Der Julius Cäsar ist seit dem ersten Burgtheatererfolg Laubes und den Wanderzügen der Meininger gewissermaßen das Prunk- und Probestück der Regie, die hier lieber mehr als zu wenig tut. Um so mehr Anerkennung verdient es, daß sich der Regisseur des Burgtheaters, Herr Chimig, nirgends zu Übertreibungen hat verleiten lassen. Dank vor allem, daß man uns die Dauervorstellung des ganzen Stückes erspart hat und bei den alten bewährten Strichen geblieben ist! Es ist mit dem spät gedruckten und schlecht überlieferten Cäsar überhaupt eine eigene Sache. Die Shakespearephilologen beschäftigen sich leider nur mit der sogenannten Effertheorie, nämlich

mit der Frage, ob der Dichter unter dem Einfluß des Stützes, dem der Stoff verstanden habe oder nicht, in überreichen dabei, daß der Tod der Dichters dem Stütze, der eben dem Cäsar davon Kunde gegeben hat, gleich dem Tod der Dichters als eine Veranlassung ergreift und daß der Dichter dem Dichters der Dichters in diesem Sinne besonders unangenehm ist: so wird II: Cäsar unter dem zu verstandenen Verstandenen mehr gewusst und IV: Cäsar Dichters eben nur mit Stütze, sondern von Cäsar, also vor und mit Dichters und Cäsar. Die Dichters hat das Dichters an der Dichters Dichters der beiden letzten Dichters festgehalten und zum ersten Male danken wir dem Dichters Dichters bei den Dichters Dichters und einem solchen Dichters Dichters. Dichters Dichters auch der gute Gedanke, bei Dichters Dichters Dichters Dichters zu liegen, wodurch dem Dichters der Dichters Dichters der Dichters Dichters Dichters und der Dichters auf die Dichters Dichters Dichters während man sonst vor den Dichters Dichters Dichters kaum etwas sieht oder hört. Im übrigen möchten wir uns freilich nicht mit allen Einzelheiten der Inszenierung einverstanden erklären. Wenn Cäsar auf einem hohen Singswagen einherfährt, braucht er sich nicht zu erkundigen, wer unten im Gedränge ruft, und noch weniger kann es ihm Cäsar sagen, der auf der anderen Seite mitten im Gedränge steht. Daß die Bürger bei der Erwählung des Cäsars auf die Rednerbühne hinaufstürmen, entspricht wohl den Gebräuchen in der Nähe des Franzensringes, aber nicht denen eines parlamentarischen Volkes, wie es die Römer und die Engländer zu Shakespeares Zeit waren.

Trotz alledem war es ein großer Erfolg und ein Ehrenabend des Burgtheaters, das sich nach geraumer Zeit wieder vor eine große Aufgabe gestellt sah. Das Publikum des Sonntags gleich einer geladenen Batterie und quitierte von Anfang bis zu Ende mit wahren Beifallsstürmen. Es verlangt mit Recht nach mehr Shakespearen, als ihm das heutige Burgtheater bietet.

Zur Psychologie des Parlamentarismus.

Die Sprache leistet dem Menschen verschiedene Dienste: Als innere, stille Sprache dient sie zur Klärung und Festhaltung der Gedanken; als äußere Sprache, als Rede vor allem zur Mitteilung. Bei der Mitteilung kann es sich wieder um zweierlei handeln: Um Überredung oder um bloße Aussprache. Der Zweck der Überredung ist ganz klar: Man hat ein praktisches Ziel vor Augen; man braucht hierzu die aktive Mithilfe anderer oder wenigstens ihres nichtstörenden Passivität; man muß förderliche Kräfte heranziehen oder hinderliche unschädlich machen,

und man erreicht dies dadurch, daß man andere von der eigenen Meinung überzeugt. Aber auch die bloße Äußerung hat schon einen großen, wie man sagen könnte, hygienischen Wert für die Seele. Das bloße Aussprechen verschafft schon eine Erleichterung, auch wenn es ohne Erfolg bleibt. Ja, an den Erfolg wird dabei häufig gar nicht gedacht. So merkwürdig der Sachverhalt auf den ersten Blick auch scheint, es ist tatsächlich so, als ob sich mit dem ausgesprochenen Wort von der Seele etwas löste. Es ist schon befreiend, für ein Ereignis oder Erlebnis das richtige Wort zu finden; die Aussprache dieses Wortes, die Mitteilung wirkt aber geradezu erlösend. Bei kleinen und bei großen Geistern, bei solchen, die alltägliche kleine Schmerzen in schlecht gefügten Redewendungen klagen, oder bei solchen, denen ein Gott gegeben hat zu sagen, was sie leiden, ist der Sachverhalt der nämliche.

Die Wohltat der Aussprache hat zu mancherlei offiziellen und nichtoffiziellen Institutionen den Anstoß gegeben. Die Beichte ist vor allem anderen keine kirchliche Einrichtung, sondern ein hygienisches Mittel für die Seele, ähnlich wie das Fastengebot für den Körper. Die Absolution erfolgt eigentlich schon im Augenblick der Aussprache. Die Verschwiegenheit des Priesters hat nur den Zweck, die Aussprache auch solcher Dinge zu ermöglichen, die ohne Beichtstuhl zu sagen unbehaglich oder riskiert wäre. Darum wird ja auch außerhalb des Beichtstuhles so viel „unter dem Siegel der Verschwiegenheit“ vertraut. Von den nichtoffiziellen Institutionen ist der Klatsch, der Plausch zu nennen. Bei dem vielen Schaden, den er anrichtet, kann uns immer zum Troste dienen, daß wenigstens diejenigen seelisch gesund bleiben, welche ihm huldigen. Die allermodernste Psychotherapie, die Hypnotisierung, wie sie von Freud und Breuer eingeführt wurde, ist nichts anderes als eine kunstvolle Ausbildung des Sich-Aussprechens, wobei das Hinwegräumen aller Hindernisse, die sich der Aussprache entgegenstellen, eine große Rolle spielt. Erst die Forschungen der genannten Männer haben gezeigt, zu wie schweren Schäden es führen kann, wenn eine seelische Erregung nicht den Weg nach außen findet. Es ergeht der Seele ganz wie dem Leib: Durch Unwissenheit, Unvorsichtigkeit oder Zufall kann etwas Unverdauliches in sie hineinkommen. Die offene Seele befreit sich vom Unverdaulichen durch die Aussprache.

Die Aussprache ist in allen Lebenslagen gut und wünschenswert, sie wird aber zu einem dringenden Gebot, unter Umständen zu einem Gebot der Selbsterhaltung, wenn es sich um besonders lebhafteste Seelenregungen, z. B. um Affekte handelt. Unterdrückter Ärger, Wut, Verstimmung, kann zu körperlicher Erkrankung führen. Instinktiv sucht jedermann in solchen Gemütslagen nach einer Entladung. Es gibt hier von mehreren Arten. Man

kann sich rein mechanisch austoben. Ein Bismarck hat bekanntlich das probate Mittel nicht verschmäht, seinem Ärger an einem unschuldigen Gegenstand Luft zu machen und sich durch dessen Zerkümmern vor eigenem seelischen Schaden zu bewahren. Ein etwas feineres Mittel sind die Tränen, in dieser Funktion auch von Bismarck wohlgekannt. Nach dem Sich-Austoben und Sich-Ausringen kommen als rein psychische Formen des Abreagierens das Sich-Ausschreien, Ausschimpfen, Aussprechen, je nach Charakter, Bildung und Sachlage.

Wenden wir diese Erkenntnisse bei der Betrachtung des Parlaments an, so können wir kurz sagen: Es hat zum Teil den — wenn auch ganz unbeabsichtigten — Zweck einer mittelbaren Aussprache der Staatsbürger. Wer hat nicht einen grimmigen Ärger, einen bitteren Groll oder wenigstens eine Verstimmung gegen den Staat, gegen das herrschende System, gegen die bestehenden Verhältnisse, gegen andere Volksklassen auf dem Herzen! Wie soll er nun seiner Bedrängnis Luft machen? Zum Teil fehlt es ihm hierzu schon an der obersten Voraussetzung: er findet für seine Beschwerden nicht das treffende Wort, er weiß nicht recht, woran er leidet, zu seinem Leiden kommt noch die Qual der Unklarheit. Klarheit über einen unerträglichen Zustand macht diesen schon um vieles erträglicher. Da kommt der Volksmann und formuliert die Beschwerden. Man muß nur in Versammlungen gesehen haben, wie die Menge über ein treffendes Wort erlöst aufjauchzt, um zu begreifen, was für eine Wohltat schon das bloße helle Bewußtsein ist. Aber weiter als bis zur Klarheit bringt es der gewöhnliche Staatsbürger nicht. Ein Kontorist kann seinem Bureauchef ordentlich die Meinung sagen, allein die verantwortlichen Machthaber des Staates sind dem unwilligen Bürger entrückt. Hier ist nun der Volksvertreter ein willkommener Mittelsmann. Er hat zwar in erster Linie die Pflicht, die Interessen des Volkes zu vertreten und an deren Verwirklichung tätigen Anteil zu nehmen, allein wie selten ist dies so einfach möglich. So macht er wenigstens seinem und hiermit dem allgemeinen Unmut Luft, schleudert den Ministern oder den Vertretern anderer Volkskreise Grobheiten, bissige Bemerkungen entgegen, haut mit plumpem Wort oder sticht mit feinem Wig, kurz, er befreit sich auf alle mögliche Weise — die unparlamentarischen, zum Teil rein mechanischen Weisen, wie etwa die Zerkümmern von Pultdeckel, gar nicht eingerechnet — von seiner Erregung. Und man muß nur wieder einen Zeitungsleser gesehen haben, wie er die schneidige Rede „seines“ Abgeordneten freudestrahlend, zungenschnalzend liest, wie ein erbittertes, etwa gar durch den Ordnungsruf qualifiziertes Wort verbreitet wird, um den ungeheuren Dienst zu verstehen, welchen das Parlament dem gewöhn-

lichen Manne durch die Möglichkeit einer mittelbaren Aussprache leistet. Wenn man dem Parlament vorwirft, daß es nichts erreicht, so könnte man dasselbe von allem Reden auf der Welt sagen. Man übersieht dabei nur, daß mit dem bloßen Reden schon sehr viel getan ist, nämlich für die Gesundheit der Volksseele, und das ist doch wahrlich nichts Geringes. „Das Reden, damit geredet ist“, wird zwar verächtlich beurteilt, ist aber so zweckmäßig wie gar viele Dinge, die sich trotz ihrer anscheinenden Wider Sinnigkeit nicht aus der Welt schaffen lassen.

Namentlich von einem jungen Parlament, dem russischen z. B., wäre es geradezu töricht, Arbeit zu verlangen. Zur Arbeit taugt nur der Leidenschaftslose. Erst muß sich die leidenschaftliche Erregung gelegt haben, ehe an vernünftiges Handeln zu denken ist. Und kann man sich für Leidenschaften eine harmlosere Entladung denken als in Worten? Hätte man in Rußland beizeiten und genugsam reden lassen, so hätte die Erregung nie jenen Grad erreicht, wo sie nur mehr im Zerkümmern einen hinlänglichen Abfluß findet.

Es könnte jemand bemerken, die Aussprache

sei ein trauriger Ersatz für das Erreichen, man entwürde das Parlament, wenn man es als ein psychohygienisches Institut auffasse u. dgl. Allein, welcher Art ist denn der Unmut, der sich dort äußert? Welcher Art sind die Volkswünsche, die den Abgeordneten antreiben? Oft genug, gelinde gesagt, töricht, kindisch. Solche Wünsche immer gleich ernstlich in Erwägung zu ziehen, wäre ebenso töricht und kindisch. Aber ein Wunsch, wie er auch sei, bleibt ein Wunsch und seine Unterdrückung schafft Unmut. Es wäre eine weitere Torheit, die törichten Wünsche und Beschwerden nicht einmal sich äußern zu lassen. Reden lassen und nichts drauf geben, dadurch kann sich der Staatsmann oft als der weiseste Arzt der Volksseele bekunden. Wenn eine Institution nicht die Bestimmung erfüllt, die man ihr gegeben hat — was liegt daran! Wenn sie nur überhaupt einen Zweck hat, sei's auch bloß ein unbeabsichtigter Nebenzweck. Da man nie ganz erreicht, was man anstrebt, ist es eine erwünschte Entschädigung, wenn man nebenbei etwas erreicht, was man nicht angestrebt hat.

Privatdozent Dr. Hermann Swoboda.

Rundschau und kleine Mitteilungen.

1. Dezember. In Lemberg finden Demonstrationen und eine Protestversammlung gegen die preussische Polenvorlage statt. — Franz v. Fallinger (geb. 1842) in Bogen †.

2. Internationale Konferenz für Ausstellungswesen in Paris. — 38. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Verhandlung über einen zu Obstruktionszwecken vom Abgeordneten Stojan eingebrachten Dringlichkeitsantrag, betreffend Demonstrationen gegen die Lebensmittelteuerung. — Josef Gänther (Josef Mayr), Dichter und Schriftsteller (geb. 1844), in Innsbruck †.

3. Die „Wiener Zeitung“ veröffentlicht die kaiserlichen Handschriften, durch welche KSM. v. Kaiser sein Amt entzogen und KML. Friedrich v. Georgi zum Landesverordnungsminister ernannt wird. — 39. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Verhandlung über einen Dringlichkeitsantrag des Abgeordneten Professor Masaryk betreffend die Rede Dr. Kuegers gegen die Universitäten. — Eröffnung einer Enquete im Ackerbauministerium, betreffend die Teuerung der Lebensmittel. — Internationale Sanitätskonferenz in Rom. — Rußland tritt der Brüsseler Zuckerkonvention bei.

4. 40. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Debatte über den Dringlichkeitsantrag des Abgeordneten Professor Masaryk.

5. 41. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Antrag des Professors Masaryk, wonach die Regierung aufgefordert wird, Garantien zu geben, daß „die Lehr- und Lernfreiheit, die Freiheit der Wissenschaft, die Glaubens- und Gewissensfreiheit gegen alle parteipolitischen Angriffe geschützt werde“, wird einstimmig angenommen.

6. Eröffnung der Herbstsession des Staatseisenbahnrates. — Komponist Franz Mögele (geb. 1853) in Wien †. — 42. Sitzung des Abgeordnetenhauses. Der Dringlichkeitsantrag des Abgeordneten Choc, betreffend die Herabsetzung der Zuckersteuer wird dem Budgetausschuß zugewiesen. Verhandlung über den Antrag der Abgeordneten Chlari und Genossen, betreffend die dringliche Behandlung der Ausgleichsvorlagen.

7. August Effenmenger (geb. 1850) in Wien †. — Konstituierende Versammlung der Geologischen Gesellschaft in Wien.

8. In Stanislaw findet ein Protestmeeting gegen die preussische Polenvorlage statt. — Generalversammlung der Vereinigung der österreichischen Richter in Wien.

9. Eröffnung einer Enquete über die Reform des bürgerlichen Unterrichts im Unterrichtsministerium. — 43. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Debatte über die dringliche Behandlung der Ausgleichsvorlagen. — Der Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses hält in Mafso eine Rede, in der er ausführt, daß nur die „Anhänger des alten korrupten Systems mit dem Ausgleich unzufrieden“ sein könnten, und daß dieser vollkommen dem Ziele entspreche, die Unabhängigkeit des Landes auszubauen. — Feierliche Inauguration des neuen Rektors Professor Kozak an der Universität in Czernowitz.

10. Reichstagskongreß der österreichischen Hoteliers in Wien. — 44. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die dringliche Behandlung der Ausgleichsvorlagen wird mit allen Stimmen gegen die der tschechischradikalen, der Südslawen und der russophilen Ruthenen angenommen.

11. Europäische Fahrplan-Konferenz in Wien. — V. Österreichischer Ingenieur- und Architektenkongreß in Wien.

45. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Debatte über die Ausgleichsvorlagen. — Das ungarische Abgeordnetenhaus votiert mit 149 gegen 37 Stimmen das Ermächtigungsgesetz.

12. Der kroatische Landtag wird eröffnet und nach kurzer pärmischer Sitzung aufgelöst. — Hundertjahrfeier der k. k. Landwirtschaftsgesellschaft in Wien. — 46. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Debatte über die Ausgleichsvorlagen.

13. Kanonikus Josef Hulla wird zum Bischof von Budweis ernannt. — 47. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Mit 246 gegen 140 Stimmen wird beschlossen in die Spezialdebatte über die Ausgleichsvorlagen einzugehen.

14. Bei der Immatrikulation ruthenischer Studenten an der Lemberger Universität kommt es zu heftigen Tumulten. — Eröffnung der Auswandererkonferenz im Handelsministerium in Wien. — Der dalmatinische Landesausschuß begreißt telegraphisch den Präsidenten des kroatischen Landtages. — 48. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Spezialdebatte über die Ausgleichsvorlagen. — Österreichischer Automobiltag in Wien.

15. Königin-Witwe Karola von Sachsen (geb. in Wien 1833) in Dresden †. — 25jähriges Jubiläum

des Vereines für Stadtinteressen und Fremdenverkehr in Wien.

16. Der 15. schlesische Wahlkreis wählt den Sozialdemokraten Daszynski mit 6246 Stimmen in den Reichsrat. — 49. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Das Mantelgesetz der Ausgleichsvorlagen sowie eine Resolution, in welcher die Regierung aufgefordert wird, auf die ungarische Regierung zugunsten der Einhaltung des Nationalitätengesetzes einzuwirken, werden angenommen. Präsident Dr. Weiskirchner verwahrt sich gegen die Vorwürfe des ungarischen Ministerpräsidenten, der sein Verhalten gegen die Redner über ungarische Angelegenheiten einer unberechtigten Kritik unterzogen habe. Die Versuche der Austreuer, wegen der Vorfälle an der Lemberger Universität zu obstruieren, führen zu großen Tumulten, während welcher die Sitzung unterbrochen werden muß und in deren Verlauf der Abgeordnete Dr. Bentovic durch einen vom Abgeordneten Dr. Daszynski geschleuderten Pulstbeutel verletzt wird. — Senator Josef Kiebel (geb. 1840) in Wien †. — Hofrat Anton Freiherr von Klaps (geb. 1830) in Wien †.

17. Der ungarische Ministerpräsident gibt einer Deputation von Abgeordneten der Unabhängigkeitspartei gegenüber und dann im Abgeordnetenhaus seiner Entrüstung über die Einmischung des österreichischen Parlamentes in ungarische Angelegenheiten Ausdruck. — 50. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Annahme des Quotengesetzes. Dritte Lesung und Annahme der Ausgleichsvorlagen. Ministerpräsident Freiherr von Beck erklärt, daß die Regierung der Anforderung, betreffend die Einhaltung des Nationalitätengesetzes in Ungarn, nicht nachkommen könne und bittet das Haus, sich künftig einer Ingerenz auf innere Angelegenheiten Ungarns zu enthalten. Der Antrag des Abgeordneten Choc, über diese Erklärung des Ministerpräsidenten die Debatte zu eröffnen, wird angenommen. — Kirchenmaler Karl Jobst (geb. 1836) in Wien †.

18. 8. Sitzung des Herrenhauses: Wahl in die Delegation. Der Gesetzentwurf, betreffend die Haftung für Schäden aus dem Betriebe von Kraftfahrzeugen (Berichtserstatter: Hofrat Prof. Gránhut) wird in zweiter und dritter Lesung angenommen. — 51. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der dringlichen Behandlung des Subgeprovisoriums wird zugestimmt. In der außerordentlichen Abend Sitzung werden die Wahlen in die Delegation vorgenommen. — Das ungarische Magnatenhaus nimmt das Ausgleichsentscheidungs-gesetz und den Gesetzentwurf über die Inartikulation des Sozialgesetzes an.

*

Politische Übersicht. Der Beginn des Jahres 1908 bedeutet einen historischen Moment für die österreichisch-ungarische Monarchie. In den letzten Tagen des alten Jahres ist es gelungen, die Ausgleichsvorlagen in den Parlamenten Österreichs und Ungarns zu erledigen und mit ihrer Sanctionierung durch den Monarchen ist nach jahrelangen Bemühungen endlich wieder Ordnung in die Verhältnisse zwischen den beiden Reichshälften getreten. Die Monarchie hat ihre gesetzliche Grundlage wiedergefunden, sie steht geeint dem Ausland gegenüber, und in Österreich und in Ungarn kann man nun ruhig und für ein Dezennium gesichert an den Ausbau wichtiger innerer Institutionen schreiten. Diese Arbeit ist um so notwendiger und wichtiger, als hohe Aufgaben bevorstehen. Kein Eingeweihter kann verkennen, daß das große Werk, das der rastlosen und zielbewußten Arbeit der beiden Ministerpräsidenten und ihrer eifrigen Mitarbeiter zu danken ist, nur der Ausgangspunkt sein kann, um in Frieden eine durch-

greifende Neuregelung der rechtlichen Grundlagen der Monarchie vorzubereiten.

Große Aufgaben harren in erster Linie der österreichischen Volksvertretung. Es ist ein weit ausblickendes, großzügiges Arbeitsprogramm, das Freiherr von Beck in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 19. Dezember entrollte. Er betonte hierbei, wie notwendig für eine gedeihliche Fortentwicklung die endliche Verständigung der Nationalitäten, insbesondere der Friede zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen sei. Und der Moment für eine solche Verständigung ist jetzt günstiger denn je. Die wichtigste Staatsnotwendigkeit, der Ausgleich mit Ungarn ist geschlossen und Kaiser Franz Josef I. feiert in diesem Jahre die 60. Wiederkehr des Tages, an dem er den Thron seiner Ahnen bestieg, die Leitung der Geschicke seiner Völker übernahm. Wenigen war es gegeben so lange an der Spitze eines Staates zu stehen und wenige Regenten haben so schwere Tage durchlebt wie er. Er hat den Nationalitätenhader in allen seinen Graden und Phasen mitgeföhlt und er sehnt wie keiner so heiß das Glück herbei, seine Völker in Frieden und einträchtiger Harmonie nebeneinander und miteinander arbeiten zu sehen.

Doch erst in den letzten Tagen wieder hat das österreichische Abgeordnetenhaus das Bild einer namenlosen Herzfahrenheit gegeben und die Parteien haben gezeigt, wie weit entfernt sie noch von der Grundbedingung erfolgreicher politischer Tätigkeit, von der Disziplin sind. Wüste Szenen mußten wir miterleben, wie sie ärger selbst hier noch nicht stattgefunden, Ausbrüche toller Leidenschaft, unglaublicher Rohheit. Über nicht genug daran, man faßte auch jene törichte Resolution gegen Ungarn, die notgedrungen ein ganz anderes Ziel treffen mußte, als gegen das sie gerichtet war. Gewiß sollten die Magyaren schon im Interesse ihrer eigenen Selbsterhaltung endlich den Nationalitäten geben, was diesen gebührt, ihnen gewähren, was recht und billig ist, aber das österreichische Abgeordnetenhaus ist nicht der Ort, dies zu fordern, die österreichische Regierung nicht die Stelle, dies zu bewirken und am allerwenigsten war der Moment der Beratung des Ausgleichs ein geeigneter Zeitpunkt zu demonstrativen Enunziationen. Jene Resolution war, meritorisch ein Schlag ins Wasser, formell eine Verlegenheit, die die Majorität ihren eigenen Vertrauensmännern im Kabinett bereitete.

Es wäre zu viel verlangt, sollte mit dem allgemeinen Wahlrecht auch gleich gesunder demokratischer Geist, taktisch richtiges politisches Vorgehen bei uns ihren Einzug feiern. Die Freiheit erfordert aber vor allem die Selbstzucht, die Zucht des einzelnen und der Gesamtheit. Die Parteien müssen ihrer Anhänger sicher sein; in großen Fragen darf es keine Sonderwünsche geben. Das

Abgeordnetenhaus selbst aber muß durch eine gründlich reformierte Geschäftsordnung sich selbst wiedergegeben werden. Vom Präsidentenstuhl, von der Ministerbank und von vielen Einsichtigen unter den Abgeordneten ist der Ruf nach einer Reform der Geschäftsordnung ausgegangen und mit Recht wurde betont, daß gerade die Vorgänge der letzten Zeit kategorisch zu einer solchen zwingen. Diese Reform erscheint uns denn auch als die wichtigste und unaufschiebbare aller künftigen Arbeiten des Hauses.

In Ungarn hat das Ministerium Wederle einen großen Erfolg errungen: es hat den Ausgleich parlamentarisch durchgebracht. Selbst die Erhöhung der Quote wurde mit einer gewaltigen Majorität angenommen. Es wäre aber verfrüht daraus zu schließen, daß der Unabhängigkeitsgedanke an agitatorischer Kraft verloren habe. Nur ruhiges Besinnen kann die Magyaren uns näher bringen, freilich sollte man es jetzt auch in Österreich vermeiden, unnötigerweise das heiße Blut, das sie nun einmal haben, noch mehr zu erhitzen.

Der kroatische Landtag ist aufgelöst und das Land befindet sich in einer Art ex-lex-Zustandes, da die Indemnität nicht votiert wurde. Die Neuwahlen müssen schon in kurzer Zeit beginnen. Ihr Ausfall wird von Bedeutung sein — weit über die Grenzen Kroatiens hinaus.

Gootz.

*

Wiener Theater. Die paar Leute, die den lächerlichen Weihnachtsmarkt unter der Flagge einer Musik- und Theaterausstellung auf dem Gewissen haben, sind bei der Wahl des Titels doch sicherlich von der Voraussetzung einer besonders gesteigerten Teilnahme der Wiener für alles, was Theater oder Musik heißt, ausgegangen, und wie richtig sie spekuliert hatten, dafür zeugt das mehr als hundertköpfige Komitee, das ihnen aufgefressen ist. Und nur unter der gleichen Voraussetzung ist die Möglichkeit von Theatergründungen zu verstehen, wie die des Intimen Theaters, dessen erste Direktion endlich zusammengebrochen ist und zur großen Direktionskrise im Raimundtheater ein kleines Satyrspiel geliefert hat. So traurig all diese Erscheinungen an sich sein mögen, so wenig berechtigen sie zu dem Klageruf: „Wien war eine Theaterstadt“, und bevor man ihn gedankenlos nachplappert, sollte man sich doch wohl erst fragen, wieso es denn kommt, daß trotz alledem immer wieder

neue Theaterprojekte auftauchen und greifbare Formen annehmen. Dies spricht doch eher für das Gegenteil. Ein starkes Theaterleben treibt immer größere oder kleinere Sensationen und Skandale an die Oberfläche, und je schneller ein verfehltes Unternehmen zusammenkracht, desto größer ist die Gewähr, daß die künstlerische Idee, die es ungenügend verkörperte, zu den erforderlichen Mitteln und der rechten Form gelange, um mit Erfolg in die Erscheinung treten zu können.

Also keine Aufregung über die mannigfachen Skandalaffären, von denen die letzten Theaterwochen begleitet waren. Was dem einen unerwünscht kommt, damit wäre dem anderen oft sehr gedient. So wäre dem Deutschen Volkstheater bei der Erstaufführung von Anton Ohorns zweitem Klosterstück „Der Abt von St. Bernhard“ ein kleiner Theaterstempel gewiß ebenso willkommen gewesen, wie bei seinem ersten, den „Brüdern von St. Bernhard“. Doch das Haus war zu gut vermietet und Anton Ohorn konnte nach jedem Akte unbehelligt den Beifall seiner evangelischen Gesinnungsgenossen einstreichen. Die Opposition kam erst am nächsten Morgen zu Worte, und sie verrichtete ihre kritische Arbeit in den Blättern aller politischen Richtungen mit einer einmütigen Vehemenz, die kein gutes Haar an dem Stücke und seinem Verfasser ließ. Ohne Zweifel: der „Abt von St. Bernhard“ ist ein poesieverlassenes Tendenzstück, dem die „Brüder von St. Bernhard“ den einzigen Reiz des Klostermilieus so gründlich vorweggenommen haben, daß für die Fortsetzung nichts mehr übrig blieb als eine unsäglich naive Handlung. Man tut aber Anton Ohorn Unrecht, wenn man ihn deshalb schlechtweg für einen gewinnstüchtigen Gesinnungsspekulanten erklärt. Soweit ich ihn kenne, ist er in seiner Art ein Idealist. Zugegeben: ein Idealist mit Schenkklappen, der überdies zu spät auf die Welt gekommen ist und sich einbildet, ein Dichter zu sein; ein Idealist, der noch immer in den freigeistigen Sonntagsgedanken eines schwärmerischen Gymnasialisten deliriert und dilettiert, wiewohl er schon längst das trockene Brot eines Mittelschullehrers ist. Wir indes, die wir dem Gymnasium entwachsen sind und das Leben mit anderen Augen anzuschauen gelernt haben, sind in den letzten Jahren so oft unfreiwillige Zeugen von spekulativen Kulturkampfstücken geworden, daß wir auch von der bengalischen Selbstbeleuchtung Ohorns nichts anderes fortzunehmen vermögen, als den brenzligen Geruch, den sie in unserer Nase hinterläßt.

„Österreichische Rundschau“, XIV., 1.

Redaktionschluss 28. Dezember 1907.

Ausgegeben 1. Januar 1908.

Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumetz, Dr. Karl Glossy,

Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.

Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junfer.

Von Anton Ohorn zu Raoul Auernheimer und zu den beiden Franzosen Francis de Croisset und Maurice de Waleffe, die den letzten Premierenabend des Deutschen Volkstheaters bestritten haben, führt keine gangbare Brücke. Ihre beiden Stücke wollen nicht reformieren, nicht religiöse Konflikte aufwühlen, sondern nur amüsieren. Und sie treffen dies auf mehr oder minder angenehme und wichtige Art. In der dreiaktigen Komödie der Franzosen „Das gewisse Etwas“ wird eine amerikanische Milliardärstochter von ihrem Gatten, einem Pariser Salonlöwen, der sich durch ihre Millionen gleich dem „schönen Rigo“ erkaufen fühlt, so lange der Erziehung zur Pariserin empfohlen, bis ihr das „gewisse Etwas“, das er an ihr vermisst, beigebracht ist und bis auch ihm das „gewisse Etwas“, ohne das ein echter Pariser Ehemann nicht gedacht werden kann, auf der Stirne erblüht. Der satirische Kern könnte kräftiger herausgearbeitet sein, und Wiederholungen der gleichen Situation schwächen schließlich die belustigende Wirkung ab, die im ersten Akt so verheißungsvoll eingesetzt hat. Eine ähnliche Gefahr des Herabgleitens war bei Auernheims einaktigem Lustspiel „Koketterie“ von vornherein ausgeschlossen, da es nur eine ganz kurze Duoszene ist, ein dialogisiertes Feuilleton, das mit kluger Ökonomie direkt auf die Schlusspointe lossteuert. Eine schöne Frau kommt zu einem berühmten Schriftsteller auf ein verbotenes Schäferstündchen. Beide aber sind so mondän, daß sie vor lauter Koketterie mit ihren Empfindungen nur spielen und schließlich unverrichteter Dinge auseinandergehen. Einige fein geschliffene epigrammatische Wendungen im leicht hin wandelnden Dialog wurden viel belacht. In dem freundlichen Erfolg der beiden Stücke hatte auch die gute Darstellung des Deutschen Volkstheaters redlichen Anteil.

Mit der Aufführung des Schwanks „Kavallerieattacke“ von Heinrich Stobiger und Fritz Friedmann-Frederich hat das Raimundtheater wieder eine lästige Verpflichtung aus der Ära Lantenburg abgeschüttelt. Herr Cyrolt, dem eine gute Rolle über das beste Stück geht, hat in der Hoffnung auf einen persönlichen Erfolg auch diese Berliner Wichtigkeit sich auf den Leib lokalisiert, ohne dadurch ihre gehirnerweichende Wirkung abschwächen oder ihre Bühnenbrauchbarkeit für das Raimundtheater erhöhen zu können. Über das Schwankerzeugnis selbst ist kaum mehr zu sagen, als daß „Husarenfeber“ im

Vergleich damit ein ersplassiges Kunstwerk ist. Da hatte das Theater in der Josefstadt weit mehr Glück, wiewohl es sein Vertrauen auch nur auf eine oft und durch lange Zeit hindurch bewährte Schablone setzte. Aber diese Schablone ist so alt, daß sie beinahe in Vergessenheit geraten war und darum dem jüngeren Geschlecht wie etwas Neues und Ungewöhnliches erschien. So lebte denn das einst so beliebte Kaiser Josef-Stück aus den Tagen, da noch der selige Johann Fürst im Prater das dramaturgische Szepter schwang, in der Gestalt einer lebhaften Niese-Operette wieder auf, und es geschah das Wunder, daß dieselben Leute, denen sonst im Hause Jaros die Kost nicht pikant genug vorgesetzt werden kann, sich mit sichtlicher Freude an der spekulativen Art ergötzte, wie hier der große Volkskaiser in eine platonische „Amourschaft“ verwickelt wird, um dann aus ihr unter schmerzlichen Verzicht auf sein persönliches Glück als Menschheitsbeglückter und Heiratsvermittler hervorzugehen. Schon im alten Fürstentheater war ihm diese Rolle in den verschiedensten Varianten zugewiesen worden. Einmal erschien das Geschick einer Schusters-tochter mit seinem volkstümlichen Wirken verknüpft, das anderemal das eines Wäschermädels vom Sechschimmelberg oder gar einer „Greißlerischen“ von der Brigittenau. Im jüngsten Falle ist es eine resolute Försterstochter, die es ihm angetan hat. Darum der Titel „Die Förster-Christi“. Neu an der dramatischen Wiederaufstrotzung der Popularität Kaiser Josefs ist nur das musikalische Kleid, das Herr Georg Jaros, ein Bruder des Direktors, dem altäckerischen Handel umgeworfen hat. Das heißt: „neu“ auch nur im Sinne der äußeren Form. Denn die Musik, durch die Herr Georg Jaros das alte Schablonenstück in eine Operette umwandelte, ist nichts anderes, als die Frucht eines fabelhaften Gedächtnisses für alles, was im Umkreis von Wien an volkstümlicher Weise gefallen hat, und einem Reminiszenzenjäger böte sie reichliche Gelegenheit zur Quellenforschung. Das Beste aber an dem geschickt kompilierten Werke ist jedenfalls, daß Frau Niese darin das ganze Pfauenrad ihrer eigenartigen Naturlaute und Kunststücke aufschlagen kann. Wie oft man diese auch einzeln schon anderswo gehört und gesehen haben mag, in ihrer Gesamtheit imponieren sie immer wieder als Ausdruck einer reichen Persönlichkeit, und es gewährt stets eine künstlerische Freude, eine solche sich voll ausleben zu sehen.

Theodor Untropf.

Redaktion: Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telefon 10.817.

Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends

Verlag: Wien und Leipzig. K. u. F. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.

Papier: Schöglmühl.

Julian Dunajewski.

Ein Nachruf von Stanislaw Grafen Carnowski.

(Aus dem Manuskript übersetzt von Bernard Scharlitt.)

Was Julian Dunajewski in seinem Wirkungskreise für Österreich zu tun in der Lage war, das hat er, wie niemand vor ihm, getan. Er hat Ordnung in die österreichischen Finanzen gebracht und das Gleichgewicht im Budget hergestellt; er hat mit einem Worte Österreich von allen Anstrengungen und Rettungsversuchen eines hart am Ruin stehenden Zahlungsunfähigen frei gemacht, der eine Last durch die andere los zu werden, eine Schuld durch die andere zu tilgen bestrebt ist, er hat es der Sorge enthoben, vom Alpdruck befreit und ihm die Fähigkeit und Freiheit der Bewegung und Bestimmung gegeben.

Daß es ein Pole war, der solches vollbracht, ist ein schlagender Beweis für die politischen Fähigkeiten unserer Nation, ist eine Tatsache, auf die wir stolz sein und uns immer wieder berufen dürfen, so oft unsere Feinde uns verhöhnen und von „polnischer Wirtschaft“ faseln.

Dunajewski besaß einen überaus klaren und nüchternen Geist, der jeder Sache oder Frage auf den Grund zu kommen, sie im Kern zu erfassen strebte, und sie auch rasch, bestimmt und sicher zu erfassen imstande war. In ökonomischen, politischen und ethischen Dingen erschaute und brachte er immer das Wesentlichste zum Vorschein, das, was der Natur der Sache nach, für das endgültige Ergebnis, für die gute oder schlechte Wendung einer Angelegenheit entscheidend werden konnte. Als Ökonomist und Jurist hat er mit der Philosophie der Politik sich gewiß nur wenig beschäftigt, dagegen an den genannten Disziplinen seinen praktischen, sowie seinen Sinn für die Wirklichkeit ausgebildet und geschärft; die Erfahrung und Praxis hingegen brachten seinen politischen Verstand zur Entwicklung und ließen ihn zur vollen Reife gelangen.

Von Natur logisch und nüchtern, hat Dunajewski sich durch die Erfahrungen des Lebens die Fähigkeit des raschen Durchdringens und Verknüpfens von Ursachen und Wirkungen, des augenblicklichen Erfassens einer gegebenen politischen Situation mit all ihren Licht- und Schattenseiten, all ihren Gefahren und vorhandenen Erfolgsmöglichkeiten erworben. Sinn für die Wirklichkeit, Kenntnis der Grenzen des Möglichen, der eigenen Kraft und der Mittel, welche sie anzuwenden gebietet, sowie der Ziele, welche sie zu erreichen ermöglicht, das war eine der Haupteigenschaften seines Geistes, eine der Grundlagen seiner politischen Begabung. Man könnte sie den politischen Verstand nennen. Dieser, anscheinend häufig vorkommend, von höheren Fähigkeiten unabhängig und mit ihnen nicht immer verbunden, ist dennoch unentbehrlich, wenn jene wirksam sein soll. Denn eine noch so gewaltige, ja geniale Intelligenz wird ohne ihn vom Wege abirren und das Ziel niemals erreichen. Dunajewski besaß diesen gesunden Verstand in nicht geringerem Maße, als andere

schaftlichen wie auch geselligen Leben Österreichs hat er, eine vielseitig beanlagte Natur, den lebhaftesten Anteil genommen, war in hervorragender Weise als akademischer Lehrer, als Mitglied der in den letzten Jahren entstandenen Körperschaften zur Pflege der neueren Geschichte Österreichs tätig und war eine der führenden Persönlichkeiten des regen steiermärkischen Geschichtslebens; ein gewandter Veranstalter wissenschaftlich-geselliger Vereinigungen und ein höchst anregender Teilnehmer an denselben, war er zugleich eifriger Alpinist und Musiker. Seine Arbeitsfähigkeit war erstaunlich. Er war vor allem moderner Historiker, hier wieder vornehmlich auf dem Gebiete deutscher Geschichte des 17. und 19. Jahrhunderts tätig. Mannigfaltigen Arbeiten zur Geschichte der Zeit des dreißigjährigen Krieges aus den Jahren 1878 bis 1885 (über Christian von Anhalt, den Fürsten Eggenberg, die venezianische Politik jener Jahre) folgten in den Jahren 1887 bis 1905 seine zwei Hauptwerke, beide im Rahmen der von ihm ins Leben gerufenen „Bibliothek deutscher Geschichte“: „Deutsche Geschichte im Zeitraum der Gründung des preussischen Königiums 1648 bis 1740“ (zwei Bände) und „Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Gründung des neuen Reiches 1806 bis 1871“ (drei Bände); daneben eine lange Reihe kleinerer Schriften besonders zur deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts. Kurz vor seiner Todeskrankheit erschien als sein letztes Werk ein kurz gefasstes Lebensbild der Kaiserin Maria Theresia. Auch eine Geschichte Venedigs, die er 1898 vorgelegt hat, ist kurz orientierend gedacht und die Betrachtung überwiegend der modernen Zeit zugewandt. Bis in die letzte Zeit arbeitete der unermüdete und arbeitsdurstige Mann, schon todeskrank, an einer großangelegten Biographie des Erzherzogs Karl, deren ersten von drei Teilen ihm noch leidlich fertigzustellen glückte. Zwinedecks Art entsprach es mehr, größere Zeitspannen zu darstellenden Werken zusammenzufassen, als Einzelfälle kritisch zu durchdringen; dabei kamen die Vorzüge seiner temperamentvollen und freimütigen Schreibweise immer wieder, vielleicht manchmal allzu lebhaft, zur Geltung. Ein trefflicher Gelehrter und überaus gewinnender Mensch, der seines Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlte, wird er Fremden und Freunden in Erinnerung bleiben. Zu Ausgang des Jahres konnte noch der achtzigste Geburtstag Theodor v. Sickels unter lebhafter Anteilnahme aller seiner Schüler und der ganzen historischen Welt Deutschösterreichs feierlich begangen werden. Auf der neunten Versammlung deutscher Historiker zu Stuttgart im April 1906 war unter den Vortragenden Österreich vertreten durch Oswald Redlich, der anschaulich und lebendig über historisch-geographische Probleme sprach, und Rudo Hartmann, der mit der Sicherheit des Sachmannes sich über

italienische Wirtschaftsgeschichte im frühen Mittelalter verbreitete.

Tschechen.

Nach der deutschen nimmt die tschechische Geschichtsliteratur und historisch-wissenschaftliche Betätigung den ersten Rang ein.* Das Jahr 1906 wurde für sie insofern zum Festjahre, als die zwei vornehmsten nationalen Historiker, Jaroslav Goll und Jaromír Čelakovský, ihr sechzigstes Lebensjahr vollendeten. Die alte tschechische Schule, der Palacký die Grundsätze vorgezeichnet und die in Tomeš 1905 ihren Führer verlor, vertrat einen ausschließlich patriotisch-nationalen Standpunkt, verlor aber darüber die Fühlung mit der europäischen und namentlich der deutschen Geschichtsforschung und Methode; ihre Anschauungen, am wirksamsten durch Josef Kalousek und in dem Časopis Českého Musea (Zeitschrift des böhmischen Museums), von altersher dem Organe der älteren Schule, vertreten, sind heute noch nicht überwunden, müssen aber immer mehr jenen der neuen Schule Raum geben, die Jaroslav Goll, an Waiz und Ranke gebildet, ins Leben gerufen hat und deren willig anerkanntes Haupt er heute ist. Es ist Golls Verdienst, die tschechische Geschichtsschreibung aus ihrer nationalen Vereinsamung herausgeführt und die Geschichte seines Volkes nach den Maßstäben europäischer Entwicklung zu betrachten und zu bewerten gelehrt zu haben. Zum Organe der jungen Schule wurde die seit 1895 erscheinende „Tschechische historische Zeitschrift“, der Český časopis Historický, deren Bestand bei aller strengen Wissenschaftlichkeit doch auch einen nationalpolitischen Sinn hat: möglichst unmittelbare Verbindungen zu den anderen Geschichtsliteraturen zu finden und der deutschen Vermittlung je mehr je lieber zu entzogen. Natürlich, daß der Jahrgang 1906 eine Festgabe zu Ehren Golls aus der Feder fast aller seiner Schüler und damit auch fast aller namhaften tschechischen Historiker enthält.** Einer der eifrigsten Mitstreiter in diesem Kampfe, Anton Rejzek, der begabte Forscher auf dem Gebiete neuerer Geschichte, ist manches Jahr durch die Politik seinem eigentlichen Berufe entzogen gewesen und liegt nun zum Schmerze seiner Freunde, deren er nicht bloß innerhalb seiner Nation zählte, an schwerem Siechtum krank darnieder. Eine Ausnahmstellung nimmt, keiner der beiden Schulen zugehörig, Ja-

* Außer freundlichen privaten Mitteilungen sind für diese Darstellung vornehmlich einige Aufsätze in der „Čechischen Revue“ (Sušita, Jaroslav Goll; Tomeš, Jaromír Čelakovský; Šimát, Das böhmische Landesarchiv und die Landespublikationen; Čechische Revue I, SS. 17 ff., 379 ff. und 820 ff.) herangezogen worden.

** Es sind u. a. Jaromír Šidlo, Gustav Friedrich, Kamil Křofa, Kubař Niederle, Joh. S. Novák, Václav Novotný, Josef Peřák, J. V. Šimát, Jol. Sušita.

statten, anstatt sie hierfür zur Verantwortung zu ziehen, nur ihre eigene Stellung und ihr eigenes Recht untergraben. Dunajewski verstand es ausgezeichnet, sich mit den gegebenen Umständen vertraut zu machen und diesen sich anzupassen; er konnte und wollte jedoch niemals sich dazu verstehen, das Recht, das Interesse und die Sicherheit des Staates und der Untertanen den gegebenen Umständen, den momentanen Bedürfnissen und Rücksichten zu unterordnen, und ließ dies auch, so lange er hierzu die Macht hatte, nicht zu.

Und weil er dies vermochte, war er imstande zu regieren. Er war sich dessen bewußt, daß, wer regieren will, regieren soll, auch fähig sein muß Nein zu sagen, und zwar nach zwei Seiten hin: den gesetzgebenden Körperschaften und der Krone gegenüber. Und zwar muß dieses Nein auf eine starke und sichere Rechtsgrundlage und auf das Staatswohl sich stützen, es muß zugleich aber auch standhaft, unerschütterlich und unbeugsam sein. Die Geschicklichkeit, eine sehr gute Eigenschaft, vermag allein, aus eigener Kraft nichts zu vollbringen, nichts zu sichern und zu festigen. Eine wirksame, zukunftssichere Politik muß auf einer sicheren Basis von Grundsätzen aufgebaut sein, welche sowohl aus der Natur der Dinge, als auch aus jener der Regierung und der Gesellschaft hervorgehen.

Dunajewski hat als Minister, zu regieren verstanden, es aber auch verstanden, sich vorher nicht um das Portefeuille zu bewerben und es wichtiger, aus seiner Überzeugung hervorgehender Gründe wegen, gleichgültig, ruhig und würdig, niederzulegen.

Es ist merkwürdig, wie spät er seinen wahren, ganzen Wert enthüllt hat. An der Jagellonischen Universität und in der Stadt Krakau als ein sehr kluger Mann und ausgezeichnete Professor der Nationalökonomie bekannt, ahnte niemand, daß er ein so exceptioneller Mensch sei. Er war schon 40 Jahre alt, als er zum erstenmal in den Landtag gewählt wurde, wo er auch nicht gleich vom ersten Momente an frappierte und imponierte. Er war kein Freund der großen Effekte und mied sie immer, seine Reden faszinierten daher nicht, wiewohl sie stets inhaltsreich und klug waren. Erst als er sich jener Fraktion angeschlossen hatte, die man die „Kraukauer Partei“ genannt hat, gab er sich als Politiker, Organisator und Gelehrter ersten Ranges zu erkennen. Es war dies im Grunde keine „Partei“, sondern nur eine kleine Gruppe von Männern, die eine gleiche Gesinnung hinsichtlich der Lage des Landes und seiner Bedürfnisse, sowie der daraus erwachsenden Pflichten vereinigt hatte. Und unter diesen Gleichgesinnten nahm Dunajewski die erste Stelle ein und war bis zu seinem Tode ihr Führer, ihr Leiter, der Mittel und Wege wies, und dessen heller Geist und felsenfester, kristallklarer Charakter des größten Vertrauens aller sich erfreute. Eine Partei waren wir nicht, weil wir aus zu wenig Gliedern bestanden; aber er war unser Haupt. Und das Gute, das durch uns getan, oder das Schlechte, das durch uns abgewendet worden sein mag, ist immer zum größten Teile sein Verdienst gewesen, weil er uns beraten, gewiesen und geleitet hat.

In vollem Glanz und in ganzer Kraft trat Dunajewski jedoch erst im Reichsrate hervor. Zunächst als Ökonomist und als Kenner der Finanzangelegenheiten, sodann als Politiker und Redner. Dunajewskis Reden sind historische Dokumente, welche über die österreichischen Verhältnisse Aufklärung geben; sie sind

nicht minder aber für den, der sie zu lesen und über sie nachzudenken versteht, eine Schule der Politik, und zwar keine philosophische und abstrakte, sondern eine praktische, unter Anwendung der Grundsätze, der Tatsachen und Regeln einer guten und weisen Politik an Beispielen und Ereignissen erhärtete. Diese Reden sind hervorragende und stolze Denkmäler des polnischen Gedankens und der polnischen Begabung; sie sind aber auch Denkmäler der parlamentarischen Rhetorik, der Argumentationskunst, der klaren Aus- und Beweisführung des eigenen und der siegreichen, die höchste Vollendung erlangenden Widerlegung des gegnerischen Gedankens. Um so erstaunlicher ist es daher, daß Dunajewski den Lauf seiner Gedanken, die Folge seiner Beweisführungen nur im Kopfe zurechtgelegt hatte, sich niemals jedoch des niedergeschriebenen Wortes bediente, mit alleiniger Ausnahme von Ziffern, die er zu zitieren hatte. Noch merkwürdiger aber, daß demungeachtet die Form immer eine sorgfältige und der Ton, auch während des erbittertsten Kampfes, niemals ein leidenschaftlicher, der Geschmack hingegen immer ein guter war. Niemals ließ sich Dunajewski zu einem Aufbrausen, zu Wutausbrüchen oder gar zur Kränkung des Gegners hinreißen; er begnügte sich damit, diesen durch Widerlegung aller seiner Argumente zu entwaffnen und ihn gleichsam entblößt in der artigsten Weise zur öffentlichen Schau hinzustellen. Dieses Sich-im-Zaume-Halten und diese Selbstbeherrschung standen jedoch der Lebhaftigkeit und Stärke des Gefühls durchaus nicht im Wege. Es ist vielfach behauptet worden, Dunajewski sei ein kühler Redner gewesen, der nicht genug auf die Gefühle, namentlich die patriotischen gewirkt habe. Das war die Ansicht jener, die das Gefühl ohne Phrasen und Deklamation nicht zu begreifen und zu erkennen vermögen.

Dunajewski hat in der That weder den Regierungen gedroht, noch über Barbarei und Niedertracht gezeffert; er hat dagegen das Verhältnis des polnischen Volkes und jenes des österreichischen Interesses zu den Nachbarstaaten kräftiger gezeichnet und darüber viel mehr zu denken aufgegeben, als dies durch eine anscheinend gefühlvolle und pathetische Rhetorik hätte geschehen können. Im Verhältnisse jedoch zu den österreichischen Regierungen, in der Verteidigung der Rechte und Interessen Galiziens, nicht minder aber auch des österreichischen Staatswohles, war seine Kritik offen, kühn und zuweilen unbarmherzig ironisch und zermalmend. Er machte aber auch immer Eindruck und seine Reden trugen zum Sturze der früheren Kabinette und ihrer parlamentarischen Mehrheit nicht wenig bei. Mit seinen Reden hat er sich selbst an die Cete emporgehoben. Durch einen Regierungswechsel wurde er Finanzminister.

Die Art und Weise, in welcher er die Finanzen Österreichs in Ordnung gebracht, gehört der Geschichte an, für welche hier nicht der Raum ist und wofür uns übrigens auch die nötigen Kenntnisse fehlen. Wir beschränken uns daher auf eine kurze Bemerkung. Ein österreichischer Finanzminister hat die Pflicht, allen Ländern dieses Staates die gleiche Fürsorge und den gleichen Schutz, angedeihen zu lassen. Dunajewski hat dieser Pflicht gehorcht und sie immer mit peinlicher Genauigkeit erfüllt. Für ihn gab es kein besonders privilegiertes oder favorisiertes Land; es fühlte im Gegenteil jedes einzelne an sich, daß es den wohlwollendsten Schutz und die beste Fürsorge beim Minister fand. Denn Dunajewski war Minister, um als solcher Gutes zu wirken, und er hat sein Portefeuille erst in dem

Augenblicke zurückgelegt, wo er sich nicht mehr in der Lage sah, ein Vorhaben der Regierung, das nach seiner Überzeugung schädlich war, zu verhindern.'

Er zog sich mit der seiner Würde und seinem Charakter geziemenden Einfachheit und Ruhe ins Privatleben zurück. Es gab Leute, die es nicht begreifen und glauben konnten, daß ein Finanzminister sich in diesem Amte nicht ein Vermögen gemacht haben sollte. Eine darauf bezügliche charakteristische Anekdote verdient hier erwähnt zu werden. Kurze Zeit nach der Demission Dunajewskis kam ein hoher Ministerialbeamter nach Krakau und ließ sich dort alles Sehenswürdige zeigen. Nachdem er alles besichtigt hatte, meinte er schließlich: „Und jetzt zeigen Sie mir das Palais Dunajewskis.“ „Das Palais Dunajewskis?“ Man zeigte ihm ein bescheidenes, einstöckiges Haus mit einem kleinen Vorgarten, das Dunajewski noch vor seinem Amtsantritt erworben hatte. „Wie“, fragte der Ministerialbeamte, „kein Palais? Spricht man doch in Wien davon, daß er sich ein Palais gebaut habe.“

Wenn Dunajewski im Kabinette Taaffes verblieben wäre, dann würde die Geschichte des österreichischen Staates andere Bahnen eingeschlagen haben. Graf Taaffe wäre nicht in so leichtsinniger Weise mit der Ankündigung der Wahlreform herausgeplatzt und diese würde sich, entsprechend erwogen, in normaler und ruhiger Weise vorbereitet haben; es hätte nicht verlorene Jahre mit einem Niedergange der Regierungskraft, des parlamentarischen Systems und des Staates gegeben.

Dunajewskis Lebensabend verlief nicht in Untätigkeit. Nach einer elfjährigen fieberhaften und überaus angestrengten Tätigkeit im Ministerium bedeuteten die Landtagsangelegenheiten fast eine Erholung für ihn. Trotz seines hohen Alters gab Dunajewski sich ihnen mit der ihm eigentümlichen Aufopferung hin und war daher auch immer derjenige, ohne den nichts vorgenommen wurde, auf den die Augen aller stets gerichtet waren. In allen Angelegenheiten wurde bei ihm angefragt, weil man wußte, daß niemand weiser zu raten imstande sei. Er führte den Vorsitz in der Budgetkommission und alle Sorgen um die Landesfinanzen, alle Gefahren und Vorbeugungsmittel konzentrierten sich um ihn. Er hat auch bis zuletzt seinen prinzipiellen Programmgedanken weder vergessen noch aufgegeben.

Seine letzten Lebensjahre waren durch die Ereignisse getrübt. Die Zustände in Rußisch-Polen, die gegen die Polen gerichteten preussischen Gesetze, das Chaos in Österreich, dies alles schmerzte ihn um so tiefer, als das hohe Alter ihm die Möglichkeit benahm, so oft und so fest aufzutreten, als es sein Wunsch war. Gegen sein Lebensende war er daher trauriger geworden, in bezug auf Lebhaftigkeit und Schärfe des Geistes jedoch immer der Gleiche geblieben.

Es ändern sich die Zeiten, die Formen, die Institutionen — unverändert bleibt jedoch die menschliche, sowie die Natur der Gesellschaft und es ändert sich daher auch die politische Wahrheit nicht. Was in der Politik bei den Römern und Griechen gut oder schlecht, klug oder töricht, heilbringend oder verderblich gewesen, ist es auch heute und wird es bleiben bis ans Ende unserer Welt. Wie zweimal zwei immer vier und niemals fünf oder drei sein werden, so wird ein politisches Wirken, das von momentanen Eindrücken, Parteileidenschaft, Nachgiebigkeit, Angst oder Selbstsucht geleitet ist, immer schlecht enden müssen. Das Beispiel Dunajewskis, die aus diesem Lebensgange hervorgehende Lehre, wird daher immer zu erwägen

und anzuwenden sein. Seine Zeit und namentlich er in ihr, haben viel Gutes gewirkt. Ob die jetzt beginnende neue Zeit eine bessere sein wird? Walte es Gott und gebe diesem neuen Geschlechte so tatkräftige, fluge, rechtliche und würdige Männer, wie es Dunajewski gewesen.

Die österreichische Revolution.

Don Universitätsprofessor Dr. Heinrich Kretschmayr.

In seinem anregenden Buche über die Gründung des Deutschen Reiches sagt Ernest Denis: „Il est parfaitement évident que nos déductions rétrospectives sont arbitraires, en ce sens que nos explications ont uniquement leur origine dans notre connaissance de la réalité vivante. Il n'est guère contestable par exemple, qui si la Prusse avait été écrasée à Sadowa, la signification historique de Frédéric II et du Grand Électeur eût été diminuée au profit de Marie-Thérèse et de Joseph II.“ * Das ist ein gutes und beherzigenswertes Wort. Die Historiker haben eine Neigung nicht für Hector zu zeugen. In den vielen und abervielen Darstellungen der letzten Menschenalter deutscher Geschichte wird die Sache Österreichs von vornherein verloren gegeben; immer wieder die Deklamationen über den Länderhunger des Hauses Habsburg und seinen Verrat an der deutschen Sache, den besonders strebsame Leute am liebsten gleich mit Rudolf von Habsburg beginnen lassen. Auf die innere Geschichte des Reiches, auf die Notwendigkeiten seiner politischen Lage fällt kaum ein Blick, die österreichischen Staatsmänner müssen ganz und gar im Riesenschatten Bismarcks verschwinden. Seit mehr denn 40 Jahren ist Anton Springers glänzender Versuch, die Geschichte des vorrevolutionären Österreich zu schreiben, nicht wieder ernstlich unternommen worden.

Seit mehreren Jahren ist nun doch einiger Wandel geschaffen. Es erschienen die Werke Heinrich Friedjung über den Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland und über Österreichs Politik im Krimkriege; der französische Professor Louis Eisenmann schrieb vor drei Jahren sein Werk über den Ausgleich, die beste Darstellung der inneren Geschichte Österreich-Ungarns seit dem Jahre 1848. Und wenn trotz der mannigfach überholten Darstellung Springers, der lebhaften, aber äußerlichen Ausführungen in Zwiédineck-Südenhorsts deutscher Geschichte und der verdienstvollen, aber mit Material überladenen Bücher Helferts die Geschichte der österreichischen Revolution noch zu schreiben blieb, so schließt sich jetzt auch diese Lücke. Als ersten Band einer auf zwei Bände berechneten Geschichte Österreichs von 1848 bis 1860 legt Heinrich Friedjung eine Geschichte von Revolution und Reformen der Jahre 1848 bis 1851 vor.**

Das Buch ist auf jener doppelten Grundlage archivalischer Studien und persönlicher Mitteilungen gearbeitet, die auch das Werk über den Kampf um die Vor-

* Ernest Denis, La fondation de l'empire Allemand. Paris, Armand Colin, 1906. S. 107. — Über dieses Buch wird in der „Chronik“ noch besonders berichtet werden.

** Heinrich Friedjung, Österreich von 1848 bis 1860. Zwei Bände. Erster Band: Die Jahre der Revolution und der Reform 1848 bis 1851. Stuttgart und Berlin, Cotta, 1908. XVIII und 512 S.

herrschaft so wertvoll macht. Die Archive und Registraturen der Ministerien des Äußern und Innern, das ungarische Nationalmuseum und wichtige Privatsammlungen sind dem Verfasser erschlossen worden; mit ihm darf auch der Leser für dieses Entgegenkommen dankbar sein. Denn nur so ließ sich ein treues Bild des revolutionären Österreich zeichnen als wir gewohnt sind zu sehen, nur so die Gestalten mancher verkannten Söhne unserer Heimat auf den gebührenden Platz stellen. Wir fürchten dabei nicht, daß der Geschichtsschreiber, lebhaft aber maßvoll, sie „überlebensgroß“ gesehen habe. Gewiß, er ist mit anderen der Meinung, solche mit tausend Beziehungen auf die Gegenwart wirkende Geschichte könne noch weniger als jede andere ohne Haß und Liebe geschrieben werden. Aber er fügt bei, der Historiker müsse trotz Leidenschaft und Teilnahme die Menschen und Dinge nach ihrer eigensten Natur zu schildern vermögen; „dann erkennt man die Wahrheit auch durch den Schleier, den seine Neigungen über sie gebreitet haben“. Diese Neigungen gelten dem wohl erkennbaren Ideale eines auf freiheitliche Weltanschauung und parlamentarische Verfassung unter deutscher Führung, aber mit wohlervogener Würdigung der Nationalinteressen aller Völkerstämme aufgebauten Großösterreich; eines Ideales, das in den geschilderten Jahren besser und vollkommener zu erreichen gewesen wäre als heute. Aber ihre Schleier sind, wie der Verfasser verspricht, durchsichtig genug geblieben, um durch sie auf den Grund der Ereignisse sehen zu können. Jeder unvoreingenommene Leser wird dies bezeugen können.

Gleich die einleitenden Bemerkungen über das System Metternich, so ziemlich in allem das Gegenteil dessen, was dem Darsteller recht und erstrebenswert scheint, erfreuen — im Gegensatz etwa zu dem leidenschaftlichen Poltern Zwiédineds — durch verständiges Maß. Metternichs Grundgedanke, daß der Luft- und Pesthauch nationaler Zersetzung von Österreich ferngehalten werden müsse, scheint ganz richtig. Nur durfte er nicht, wie er tat, alle Staaten Europas nach dem Grundriß einrichten wollen, den er für Österreich für geeignet hielt, nicht, wie ihm in den Eitelkeiten seiner letzten Jahre gefiel, sein System für eine Weltordnung ansehen. Er war ein großer Diplomat und mochte seine deutsche und italienische Politik verfehlt sein, so verfocht er sie mit Geschick und nicht ohne Größe. Er war kein Absolutist schlechtweg; in England wäre der streng konservative Mann überzeugter Parlamentarier gewesen. Aber er war vollends „kräfteblind“ für alle Fragen wirtschaftlicher und sozialer Reform; daß er auch hier das „*Quia non movere*“ auf seine Fahne schrieb, ist seine große Schuld.

In den vierziger Jahren war die Empfindung der Unhaltbarkeit der Zustände allgemein geworden. Frankreich gab wie so oft den Anstoß zu revolutionärer Bewegung. Metternich fiel. Am 15. März 1848 wurde von Kaiser Ferdinand die „Konstitution des Vaterlandes“ gegeben; ein verantwortliches Ministerium, ein Reichstag wurden berufen. Das besitzende liberale Bürgertum, der Träger der Unruhen, konnte befriedigt sein. Aber bald drängten radikale, demokratische Gruppen darüber hinweg; Handwerker und Arbeiter, dazu Studenten. Die kaiserliche Familie mußte im Mai Wien verlassen. Erzherzogin Sophie, die Schwägerin des Kaisers, bisher nicht ohne Interesse für eine konstitutionelle Umformung des Reiches, sagte fortan solchen Gedanken ab. Ein erstes liberales Ministerium machte einem zweiten Platz. Indessen, die Bewegung flaute ab. Der Versuch des böhmischen Hochadels, ein erster

seiner Art, die Tschechen gegen das deutsche Wien, die Burg des Zentralismus, in Bewegung zu setzen, mißlang zwar. „Es gehört zu den entscheidenden Ergebnissen der Revolution, daß der Schwerpunkt des Staates nach wie vor in Wien blieb und daß das Zentralparlament den unbestrittenen Vorrang behielt.“ Aber die Siege Radekſys in Italien gaben dem kaiserlichen Hofe neuen Mut. Im August kehrte der Kaiser nach Wien zurück. Mehrere Wochen später führten die zur Unterdrückung Ungarns angeordneten Militärvorkehrungen zur Oktoberbewegung des Jahres 1848. Nicht bloß ein wüster politischer Kausch; die Wiener Demokraten hatten die Empfindung, daß das gegen Ungarn gezückte Schwert sich hernach gegen Wien kehren würde. Sie wollten Ungarn um so weniger unterdrückt sehen, als ihnen dessen Selbstständigkeit die leichtere Erfüllung ihres deutschnationalen Ideales, das Aufgehen Deutsch-Österreichs in Deutschland, zu verbürgen schien. Der, wenn auch noch nicht klar wie in Westeuropa empfundene soziale Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat brachte zudem die Massen auf die Beine. Die Bewegung entbehrt nicht eines großen Zuges; Friedjung will es nicht mit den Geheimräten und Professoren halten, denen die Revolutionäre nie tapfer genug sind; lieber mit Karl Marx, dem die „spontane, isolierte Erhebung der Wiener“ den Vorzug vor den „prunkenden Siegen des ungarischen Feldzugs“ zu verdienen scheint. Aber freilich, indem es sich erhob, focht Wien nur für die Ungarn, die in diesen Wochen Zeit zur Organisation gewannen, und indem es sich solchermaßen „zum Mauerbrecher gegen die Reichseinheit hergab, handelte es offenbar gegen seinen eigenen Vorteil. Freiwillig stieg die Metropole zum Range einer Grenzstadt herab, die Schwärmerei für Volksfreiheit verirrte sich zur blutigen Aufopferung für fremde Ansprüche“.

Ungarn war lange Monate schon vor dem Frühjahr 1848 in Bewegung. Was hier die Sache besonders verdarb, war, daß es dem Feuer ihrer Führer gelang, den Palatin, sozusagen den Vizekönig, ein Mitglied des Kaiserhauses, Erzherzog Stephan, für die magyarisch-nationale, der Reichseinheit feindliche Sache zu gewinnen, ja zu augenscheinlichen Überschreitungen seiner Machtbefugnis in deren Interesse fortzureißen. Am 7. April 1848 trat das nationale Ministerium Ludwig Batthyany an die Spitze der Geschäfte und eine im April ausgearbeitete Verfassung, die Ungarns volle Selbstständigkeit und in Ungarn die volle Herrschaft des Magyarentums verbürgte,* fand die dem Kaiser abgedrängte Sanktion. Zugleich begann der seither immer neu entbrennende Streit über die beiden Reichsteilen gemeinsamen Fragen: Übernahme eines Teiles der Staatsschuld, Beitrag zu den gemeinsamen Auslagen (Quote), den kaiserlichen Oberbefehl über die Armee. Das erste wurde verweigert, obwohl den ungarischen Ständen niemals ein Budgetrecht zugestanden und obwohl bisher jedes Parlament die vom Absolutismus kontrahierten Schulden übernommen hatte. Die Armeeartikel wurden, wie so viele ungarische Gesetze, derart formuliert, daß beide Teile, Krone und Stände, Recht und zugleich Unrecht hatten und die Auslegung nach Macht und Ohnmacht des einen von den beiden verschieden sein mußte. Der Hof, lange schwankend, unternahm nichts Entscheidendes, setzte sich aber mit den Südslawen und deren Führer, dem Banus Jellačić von

* Sie enthielt u. a. die Bestimmung, daß nur der zum Reichstagsmitgliede gewählt werden könne, der der magyarischen Sprache mächtig sei. Wird man nicht diese 1867 abgeschaffte Bestimmung wieder aus dem Grabe erstehen sehen?

Slowakei und vor allem in Siebenbürgen mitgeteilt wird, läßt genugsam erkennen, wie auf Seite der „Freiheit“ strafbarer Frevel und Missetat wahrlich nicht gespart wurden.

Mit Ungarn wurde zugleich Italien überwunden.* War Österreich aber so weit, dann war es klar, daß es auch seine Stellung in Deutschland nicht opfern, vor dem Andringen der Kleindeutschen, der erbkaiserschen Partei nicht zurückweichen werde. Aber wie die österreichische Politik sich über ihre Haltung zu dem Verlangen nach deutscher Einheit selbst nicht klar war, so hatten auch die österreichischen Abgeordneten auf dem Tage von Frankfurt den schwierigsten Stand. Mit Grund weist Friedjung die geringschätzhige Art zurück, mit der nach gut heimatlichem Brauche Zwiedineck hiebei seine Landsleute behandelt. Nicht ohne Ironie verfolgt er die wunderlichen Wege der Politik Friedrich Wilhelms IV. Dabei sind mehrfältige Irrtümer und Willkürlichkeiten in Heinrich von Sybels bekannter Darstellung dieser Verhältnisse berichtigt. Doch erscheint auch Friedjung widerspruchsvoll, wenn er einmal den Antrag des Österreichers Mühlfeld auf bloß völkerrechtliche Verbindung Österreichs mit Deutschland „die richtige Diagnose der Krankheit der Nation“ nennt und hernach nicht ohne Schärfe die Schäden des kleindeutschen Programms für Deutschösterreich erörtert. Offenbar ist es einmal das deutsche, einmal das österreichische Empfinden, das aus ihm redet! Und so wie ihm nach zwei Menschenaltern erging es noch viel mehr den Zeitgenossen und die deutsche Frage wurde zur Zirkelquadratur. Aber schließlich sieht er mit Springer, Mühlfeld und Gagern doch keine andere als die kleindeutsche Lösung und verübelt es Friedrich Wilhelm hart, daß er die dargebotene Krone ablehnte. Doch nicht mit Recht? Friedjung führt für sich die großen Historiker an, vor allem Ranke, der laut zur Annahme riet. Aber die Politik der Professoren hat zumal seit Bismarck die Schätzung verloren. Wie anders als durch Krieg wollte der König die Krone festhalten? Und wäre das, selbst wenn siegreich für die neue Reichsgewalt, der rechte Krieg zur rechten Zeit gewesen? Wir können es nicht glauben.

Widersprüche, wie sie mühsam verdeckt in der gesamtdeutschen Politik Österreichs bestehen mußten, klangen auch im Innern; und hier waren sie jedem Auge offenbar. Auf der einen Seite das einsichtslose Walten einer starren Militärdiktatur und die unüberwindliche Finanznot eines unter der Überfülle seiner politischen Ziele halb zusammenbrechenden Reiches; auf der anderen Seite die großartige Umgestaltung des alten zu einem neuen Staate durch die tiefeingreifenden Reformen der hervorragendsten Talente, die je in Österreich ein Ministerium gebildet. Es führte den Namen nach dem Fürsten Felix Schwarzenberg, der nach Wiens Fall die Regierung übernommen hatte und bis zu seinem Tode im April 1852 führte. Hart und unsympathisch, aber eine rechte Herrschernatur, furchtlos und kalt, voll Initiative, bei unzureichender Bildung doch nicht ohne kluge Wertschätzung fremden Könnens, als Diplomat ein würdiger Nachfolger Metternichs, als Staatsmann ähnlich diesem urteilslos in der Geringschätzung der populären Kräfte. So wird er einer der Hauptführer am Rückwege zum Absolutismus. Neben ihn trat als Minister des Innern Franz Graf Stadion, erfahrungs- und ideenreich, der Staatsmann

* Es erscheint etwas verwunderlich, daß über die selbstige Kadeßkys so nahezu gar nichts gesagt wird. Man erwartete wohl eine Andeutung, warum der Verfasser es so hält.

der Mittelmassen, des Bürgertums, der Schöpfer der Märzverfassung von 1849, in dessen Person die Idee des bürgerlich-liberalen Einheitsstaates Österreich am verheißungsvollsten zum Ausdruck kam. Es war ein Unglück für Österreich, daß schwere Krankheit den ausgezeichneten Mann schon im April 1849 seinen Arbeiten für immer entzog. Aber auch seine Kollegen und Nachfolger erschienen dem englischen Gesandten als ein prächtiges Kabinett, bestehend aus „lauter Premierministern“: da war der Westfale Karl von Bruck, der Handelsminister, von kleinsten Anfängen emporgekommen, wägend und wagend, ein kühner Großkaufmann von bestem alten Hanseatentypus, „das Bild des erobernden Germanen“; Schmerling, der Justizminister, tatkräftig und hochmütig, schlagfertiger Redner und unerschrockener Streiter für seine Anschauungen; Leo Thun, dessen Verdienste um die — bereits ausgearbeitete — Unterrichtsreform hier allerdings bescheidener als üblich eingeschätzt werden, dessen Amtszeit aber gleichwohl als die glänzendste Periode österreichischer Unterrichtsverwaltung erscheint; endlich und vor allem die überaus eigenartige Persönlichkeit Alexander Bachs; als Revolutionär und Demokrat emporgekommen, den richtigen Konservativen immer als „Barrikadenminister“ verdächtig; frühreif, kühl und klar, beweglichen Geistes; durchaus Verstandesmensch; mutvoll, energisch; ein Mann des Ehrgeizes, der Tatenlust, der Macht und aus Machtbegierde grundlos; liberal und konservativ, Parlamentarier und Absolutist, bis das starkste aller österreichischen Systeme nach ihm den Namen trug. Das reformatorische Wirken dieser Männer zu verfolgen, gilt Friedjung mit Recht für eine seiner Hauptaufgaben und seine Ausführungen darüber machen unseres Erachtens den Hauptwert seines Werkes aus.

Im März 1849 war der erste österreichische Reichstag aufgelöst und unbekümmert um die von ihm beschlossene Verfassung die Ausarbeitung der Regierung, die „Märzverfassung“ Stadions, als zu Recht bestehend verkündet worden. Seit Joseph II. der „kräftigste Ausdruck der Idee des einheitlichen Reiches“. Bei geringer Zuteilung persönlicher Bürgerrechte war doch die konstitutionelle Form gewahrt. Aus direkten Wahlen sollte ein allumfassendes Reichsparlament entstehen. Es war das Ideal Stadions. Dieser war es auch, der für die Länder auf Grundlage eines Kuriensystems, als dessen Schöpfer somit mit Unrecht Schmerling gilt, die Landtagsverfassungen und Landesordnungen ausarbeitete. Charakteristisch ist für alle diese Verfassungswerke die Beiseiteschiebung des Adels, in dem Stadion und Schwarzenberg, sonst grundverschieden, beide mit gutem Blick und vollem Recht das Haupthindernis der Reichseinheit sahen, und die Begünstigung des Besitzenden, damals fast noch ausnahmslos deutschen Bürgertums* als des verlässlichsten Kittes für eben diese Reichseinheit. Aus den Vertretern des mobilen Kapitals, der Intelligenz und eines Teiles des mittleren Adels, der sich den starren Auffassungen seiner Kaste entrang, begann sich die Verfassungspartei der Folgejahre herauszubilden. Für den Ausgleich der Nationen mit dem Einheitsstaate hatte zuerst der Deutschböhme Ludwig Edhner die formel der nationalen Autonomie gefunden; Graf Stadion so gut wie der Tscheche Palacky, dessen Schätzung hier auf das gebührende Maß zurückgeführt erscheint, nahmen den Gedanken auf. Freilich schwankte

* Friedjung stellt hierbei die Haltlosigkeit des landläufigen Urteils fest, daß das Vordringen des Deutschtums durch die Reformen Joseph II. zum Stillstand gebracht worden sei; vielmehr sei dies noch zwei Menschenalter, bis in die vierziger Jahre hinein nachweislich der Fall gewesen.

das Tschechentum auch damals schon unsicher zwischen den beiden Polen des historischen Staatsrechts des 1620 zusammengebrochenen Nationalstaates und des modernen Auskunftsmediums eben der nationalen Autonomie. „Dieser Gegensatz arbeitet in dem Geiste jedes einzelnen denkenden Sohnes des tschechischen Volkes.“ Aber damals war augenscheinlich die moderne Strömung die stärkere und ein offenkundiger Widerstand der Tschechen gegen den Reichsgedanken nicht zu befürchten* und begannen sich auch in Ungarn magyarische Kreise damit zu befreunden. Die Reformen in Handel, Justiz und Verwaltung, die für das ganze Reich durchgeführte bäuerliche Grundentlastung konnten die Anhänglichkeit an das Reich nur erhöhen.

Das größte Vermächtnis der österreichischen Revolution ist über politischen Fragen gerne übersehen, kaum je ernstlich gewürdigt worden; die Reformen der Jahre 1848 bis 1851, lebendig und segenvoll in ihren Wirkungen bis zum heutigen Tage. Vom 1. Juli 1851 an umschloß eine einzige Zolllinie das ganze große Reich; die alte Zwischenzolllinie zwischen Österreich und Ungarn war verschwunden, das System der indirekten Steuern und Monopole und zugleich eine brauchbare Finanzverwaltung auch auf Ungarn übertragen.** Eine imposante Aktion, der nach dem Willen des Handelsministers Bruck eine zweite noch größere folgen sollte: die Zollunion mit Deutschland. Wir wissen, daß dieser Plan an dem Widerspruche Preußens gescheitert ist. Ob zum Heile der deutschen Volkswirtschaft, scheint dem Verfasser mindestens zweifelhaft. Ein zollgeeintes Österreich und Deutschland würde die Balkanhalbinsel — und darüber hinaus doch wohl auch die Welt der Levante? — vollständig in sein handelspolitisches Machtbereich gezogen haben. Immerhin, mit der Zolleinheit Gesamtösterreichs, der Herabsetzung der Postsätze, den großen Eisenbahnbauten der Ära Bruck waren „die Fundamente“ für die Handelspolitik Österreich-Ungarns „engerammt“.

Wie für die Handelspolitik wurden auch für die Organisation der Verwaltung, der Justiz, des Unterrichtes die Grundlagen gelegt. Am 14. Juni und 26. Juni 1849 ergingen die Gesetze über die Gerichtsverfassung und über die Verwaltungsbehörden. Die alten bunten Gerichtsherrlichkeiten verschwanden vor der alleinigen Gerichtsbarkeit des Staates, die umständliche kollegiale Geschäftsbehandlung der Verwaltungsbehörden wich der persönlichen Entscheidung des Oberhauptes; aus den Räten wurden Organe; die Justiz wurde vollständig von der Verwaltung getrennt, Geschworenengerichte zur Urteilschöpfung berufen, den Gemeinden eine ausgiebige Selbstverwaltung gewährt. Das Unterrichtswesen wurde auf eine höhere Stufe gehoben. Der Organisationsentwurf für die österreichischen Gymnasien, die Arbeit Eggers und Bonih', „eine der reifsten Schöpfungen der Staatspädagogik des Jahrhunderts“, wurde Gesetz. Es ist die Domäne und sind die Verdienste Schmerlings und Bachs, Leo Thuns und seiner Helfer.

Das größte Werk des Absolutismus aber war die treulich übernommene Durchführung der von dem ersten Reichsräte beschlossenen bäuerlichen Grundentlastung.

*) Mit Recht wendet sich Friedjung an dieser Stelle gegen die unzuverlässige Einseitigkeit des Buches von Ernest Denis, *La Bohême depuis la Montagne Blanche*. Paris 1903.

** Auf die einleuchtenden Bemerkungen über die angebliche Ausbeutung Ungarns durch das Zwischenzollsystem (österreichische Industrieprodukte waren geringer besteuert als ungarische Naturprodukte) sei hierbei ausdrücklich aufmerksam gemacht.

Sie bedeutete die „Staatsunmittelbarkeit“ des bauerlichen Elementes, vor allem der nichtdeutschen Völkerschaften. Denn für die deutschen Bauern war auch dort, wo sie wie in Ungarn in der Diaspora lebten, die persönliche Freiheit keine Frage mehr und auch Frohnden und Dienste gab es nur ganz wenige. „So hoch überragte der deutsche Stamm an politischer und sozialer Gefittung die anderen Nationalitäten der Monarchie“ und so sehr kam es diesen zu statten, mit einem fortgeschrittenen Volke staatlich vereint zu sein. Mit Fug und Recht ist der großen Wirksamkeit Kaiser Josephs II. für die Bauernbefreiung gedacht und die nicht ungern ignorierte Tatsache hervorgehoben, wie Österreich in der Agrarreform dem sonst vorausseilenden Preußen seit dieses Kaisers Tagen vorangegangen und wie demgemäß die Grundbesitzverteilung auch heute in Österreich gesunder ist als wenigstens im ostelbischen Preußen.

Mit einem Worte: Die Revolution von 1848 hat nirgends so tief gewirkt als in Österreich; sie hat den Staat umgeformt. Die Reformen Stadions und Bachs, Brucks, Schmerlings und Thuns machten den geistigen und wirtschaftlichen Stillstand des vorangegangenen Menschenalters wett. Nur eines fehlte noch: die Verwirklichung der Reichsverfassung, die Berufung des Reichsparlaments, das dem Schöpfer der Verfassung immer als die Bekrönung des Werkes gegolten hatte. Eben dies aber war nicht der Fall. Es schien den maßgebenden Personen vielmehr im Interesse des Reiches gelegen, zum Absolutismus zurückzukehren. Ein verhängnisvoller Entschluß! Wenn man es wenigstens gehalten hätte, wie 1627 in Böhmen und 1687 in Ungarn, wo gefügige Landtage beschloßen, was die höchste Gewalt wünschte, wenn man es nur mit einem Parlamentarismus nach Tudorsystem versucht hätte. Aber auch dies war dem Ministerpräsidenten, dem die Verfassung immer nur als Lockmittel gegolten, zu viel. Und er wußte hinter sich die geschlossenen Mächte der Armee, der Hochbureaucratie und der Kirche; dazu den festen und unbengsamen Willen der Kaiserin-Mutter Erzherzogin Sophie, die erbittert über den ihres Empfindens unverzeihlichen Undank des Volkes sich allen konstitutionellen Ideen verschloß. In dem im Dezember 1850 ernannten Präsidenten des neu geschaffenen, in allen Gesetzfragen mitberatenden Reichsrates, Kübeck, dem Freunde Metternichs, fand Schwarzenberg den rechten Mann, die Streiche gegen die parlamentarischen Ordnungen zu führen, die er selbst nicht führen wollte. Mit Kübeck drängte sich die Auffassung des Vormärz zwischen Krone und Minister. Schon wenige Wochen nach seinem Hervortreten schied Schmerling, ein halbes Jahr darauf Bruck aus dem Amte. Nun arbeitete er offen auf die Beseitigung der Verfassung hin und gewann dafür die Krone. Schwarzenberg aber stellte sich ohne Bedenken für den Staatsstreich zur Verfügung. Nach mannigfachen Bedenken und Versuchen, die Rückkehr zur Selbstherrschaft doch zu verhindern, folgte auch Bach. Bald sollte sein Name Signatur und Programm sein. Und die Rückkehr war vollständig. Am 31. Dezember 1851 veränderte ein Gesetz nicht nur die Aufhebung der Verfassung, sondern auch der meisten Reformgesetze, die gegeben zu haben der Ruhm des Ministeriums Felix Schwarzenberg ist. Nur an die wirtschaftlichen und sozialen Ergebnisse der Revolution hat der Absolutismus nicht geführt; die Durchführung der Grundentlastung empfand er als unbedingte Pflicht.

Am Staate selbst verging er sich um so mehr. Es ist kein Zweifel, daß bei den vorgesehenen direkten Wahlen die Rumänen, Slawen und Deutschen Ungarns,

so wenig die rücksichtslos umbildende Zentralregierung ihre Treue durch Entgegenkommen lohnte, sich zur Abstimmung eingefunden hätten; die Magyaren selbst waren uneins, ob sie die Vertretung des Königreiches lediglich den anderen Völkern überlassen wollten. Der gute Wille auch der Tschechen schien nicht zweifelhaft. Zudem gebot die Regierung über den verlässlichen kaiserlichen Beamtenapparat zur Durchführung der Wahlen. „Der Augenblick war so günstig wie nie, um das Reich durch eine neue Klammer, durch eine festgefügte Volksvertretung zu umspannen und zu befestigen. Diese Gelegenheit wurde versäumt. In dem neuen Österreich befand sich alles im Werden, im Zustande der Kristallisation; in diesem Zeitpunkte mußte das Zusammenschließen der Atome zu festen Gebilden gefördert werden.“ Dies aber unterblieb. Man widerrief die Verfassung und die Gelegenheit sie in solcher Vollkommenheit wieder zu erwecken kam nicht wieder.

Über schauspielerische Begabung.

Von Alfred Freiherrn v. Berger.

In jedem Zeitalter, in welchem die geistige Kultur eine gewisse Ausdehnung in die Breite und in die Tiefe gefunden hat, scheint es von mannigfaltigen künstlerischen Talenten, dichterischen, malerischen, musikalischen, schauspielerischen nur so zu wimmeln. Wer auf einem weithin sichtbaren Posten steht, an den kommen, wie Nachtfalter an eine Straßenlaterne, ganze Schwärme junger Seelen, die sich für Talente halten, angezogen und verlangen von ihm Beachtung und womöglich Förderung. Besonders übel ist in dieser Hinsicht der Theaterleiter dann, namentlich wenn er im Rufe guten pädagogischen Willens steht.

Leider aber ist das allermeiste von dem, was sich für Talent hält, in Wirklichkeit gar nicht Talent, sondern nur Widerschein und Erzeugnis der Leistungen und Schöpfungen echter künstlerischer Genies, die auf die unzähligen für Kunst empfänglichen Menschen einen starken Reiz zur Reproduktion ausüben, der alsdann mit dem Urtrieb zum künstlerischen Schaffen verwechselt und für ein Symptom wahren Talents gehalten wird. In Wahrheit aber ist dieser Reiz nichts als ein Zeichen lebhafter Empfänglichkeit und regen Verständnisses für Kunstwirkungen. Kunst genießen ist eben nicht etwas lediglich Passives, sondern eine reproduktive Tätigkeit. Wer „Faust“ oder „Hamlet“ liest, erzeugt in sich dadurch, daß er diese Werke zu begreifen und nachzuempfinden sucht, seinen persönlichen „Faust“ oder „Hamlet“, und dieser Drang, „auch so etwas zu machen“, kann so weit gehen, daß der begeisterte Leser sich nicht damit begnügt, die gelesene Dichtung still in sich zu reproduzieren, sondern dasjenige, was er sich aus ihr herausgelesen hat, in Form eines vermeintlich selbständigen Werkes objektiv darzustellen versucht. Dann bildet er sich ein, auch etwas wie „Faust“ oder „Hamlet“ oder „Nora“ oder „Die Weber“ gemacht zu haben und ahnt gar nicht, daß sein Werk nichts ist als ein Produkt literarischer Kultur und Empfänglichkeit, keineswegs eine Urschöpfung; daß er nicht ein Talent ist, sondern nur ein literarisch gebildeter Mensch, wie die vielen Tausende, die damit zufrieden sind, von anderen Geschaffenes schweigend aufzunehmen und zu genießen. Goethe nannte Menschen dieses Typus Dilettanten. Zu

allen Zeiten bilden sie die breite Masse der Literatur. Sie schreiben, komponieren, malen und spielen, weil andere schreiben, komponieren, malen und spielen; sie würden, wenn es noch keine Poesie, Musik, Malerei und Schauspielerei in der Welt gäbe, diese Künste nicht aus sich heraus erfinden als das einzige Ausdrucksmittel einer in ihrem Selbst sich regenden, nach Äußerung ringenden eigenartigen Anschauung und Empfindung des Lebens und der Welt. Nur das allein aber ist Talent. Die Klarheit dieses Sachverhaltes aber wird dadurch verdunkelt, daß in Zeiten verbreiteter Kultur auch das wahre Naturtalent in seinen ersten Äußerungen reproduzierend, also imitativ sich betätigen wird. Aber bei ihm ist die Reproduktion nur wie eine Puppe, die es alsbald zer Sprengt, um fortan aus erster Hand der Natur zu schaffen, nicht aus der Kunst, sondern aus der Natur selbst zu schöpfen.

Am sinnfälligsten läßt sich diese Erscheinung der Vielfältigung der künstlerischen Urerscheinung in einem Gewimmel imitativer Spußgeister, die nur sind, weil jene da ist, auf dem Gebiet der Schauspielkunst beobachten, schon deshalb, weil die Schöpfungen dieser Kunst mit einer gewissen Auffälligkeit und mit der unmittelbaren Gewalt der Persönlichkeit auf die Menge wirken. Daher erzeugt jede originelle schauspielerische Persönlichkeit sofort eine Myriade Imitatoren, unter welche ich nicht nur die plumpen Kopisten rechne, sondern auch die vielen Kryptokopisten, die, ohne ihrem Ideal sklavisch nachzuahmen, doch nur deshalb Schauspieler geworden sind, weil Sonnenthal, Mitterwurzer, die Wolter oder die Hohenfels faszinierend, zur Reproduktion anreizend, auf sie gewirkt haben, nicht, weil sie ein Ur-eigenes in sich haben, für welches sie kein Äußerungsmittel hatten, als es zu spielen. Solchen Schauspielern merkt man es an, daß sie nichts Eigenes zu sagen haben, was freilich durch die Tatsache, daß ihnen der Dichter seinen Inhalt leiht, täuschend verdeckt wird.

Das echte Schauspielertalent aber gibt uns, während es nur den Gehalt der Dichtung zu geben scheint und glaubt, noch mehr: nämlich den Gehalt seiner eigenen Persönlichkeit, der allerdings mit dem Gehalt der Dichtung so ineinanderfließt, daß sich Beides nicht mehr scheiden läßt. Aber wer so ein Ureigenes nicht hat, ist kein Talent im strengen Wortsinne, sondern im günstigsten Fall ein virtuoser Techniker, im minder günstigen ein Routinier oder eine „Utilité“.

In keiner Kunst sind die großen Urtalente seltenere Erscheinungen als im Theater.

Ich habe in meinem Leben nur ganz Wenige kennen gelernt. Tommaso Salvini war so einer. Im Munde eines solchen klingen die Worte einer Rolle wie neu, wie zum erstenmal gehört. Seelentiefen der gespielten Gestalt tun sich auf, wo sonst nichts vorhanden zu sein schien, neue Gedanken und Empfindungen vibrieren mit, Banalitäten erscheinen wie tief sinnig, ja, es ist, als ob die abgebrauchtesten Worte ihren poetischen Ursinn wieder empfangen. . . .

Und warum kommt das so selten vor auf dem Theater? Vielleicht, weil, wer eine große, tiefe und neue Empfindung des Welt- und Menschenwesens in sich trägt, meistens eine freiere, dauerndere Äußerungsform für seine Gehaltsfülle suchen und finden wird, als es die Schauspielkunst ist. „Wer gut nachahmen könnte, ahmt nicht leicht nach“, hat Eichtenberg gesagt, was man so variieren könnte: Wer am besten spielen könnte, hat meistens Besseres zu tun als zu spielen.

Wer eine Ahnung hat von den gröberen und feineren physiologischen Vorbedingungen, die zum großen Schauspieler gehören, ohne daß sie allein ihn schon ausmachen, der wird sich nicht wundern, daß man die Verschmelzung dieser verwickelten Vorbedingungen mit einer Seele, die überdies den starken Trieb haben muß, ihren Reichtum gerade mimisch auszuströmen, zu einer genialen schauspielerischen Persönlichkeit nur ganz ausnahmsweise antrifft. Und selbst wenn ein Mensch in seinem Kern eine solche Persönlichkeit wäre, wie viele äußere Umstände müssen zusammentreffen, damit sie den Weg zur Bühne finde? Damit sie sich selbst entdecke? Denn es ist nicht wahr, daß eine starke Befähigung von vornherein mit dem Bewußtsein ihres Vorhandenseins verbunden ist, und auch mit der Neigung zu ihrer Betätigung ist die Befähigung nicht notwendig ausgestattet. Ich habe — ich bitte dies ohne satirischen Nebeninn zu verstehen — Menschen, die große Schauspieler sein könnten, häufig in anderen Berufsgebieten gesehen, beinahe hätte ich gesagt, häufiger als im Theater.

Nicht ohne Grund habe ich das Idealbild des großen, genialen Schauspielers energisch in den Vordergrund gerückt. Denn es ist so sehr in Vergessenheit geraten, daß der populäre Begriff vom Wesen der Schauspielkunst ein allzu niedriger geworden ist, weil er nicht von den höchsten, allen anderen Künsten ebenbürtigen Leistungen dieser Kunst abstrahiert ist, sondern von den alltäglichen, massenhaft vorhandenen, die man in der Tat nicht als Kunst, sondern nur als eine höhere Fertigkeit schätzen kann. In anderen Künsten ist man nicht so ungerecht.

Daß ich in dem engen, mir vergönnnten Rahmen eine erschöpfende psychologische und physiologische Analyse des schauspielerischen Talents gebe, wird niemand erwarten. Ich muß mich auf einzelne Beobachtungen beschränken.

Mit dem, was man gemeiniglich Intelligenz zu nennen pflegt, hat das schauspielerische Talent wenig zu schaffen. Sehr oft hört man von ausgezeichneten Schauspielern beiderlei Geschlechts behaupten, daß sie eigentlich das, was sie spielen, nicht recht verstehen (d. h. daß sie die Charaktere und deren Entwicklungen, die sie mittelst ihrer eigenen Persönlichkeiten höchst lebendig verkörpern, nicht in klarer Rede psychologisch zu analysieren vermögen, sondern daß ihr Schaffen einem gewissen instinktiven Empfinden entspringe. Es ist etwas Wahres an dieser Behauptung. Als Regisseur macht man sogar oft, besonders bei schwierigen Stücken, die Erfahrung, daß die besten Künstler den Sinn der Reden, die sie zu sprechen haben, nur schwer und halb begreifen, ja, daß ihnen zuweilen das nur grammatische Verständnis der Sätze Mühe kostet. Aber dieses Defizit an rein intellektuellem Begreifen, worin ihnen mancher nüchterne Literaturgelehrte, in dem keine schauspielerische Ader pulsiert, unendlich überlegen sein mag, wird aufgewogen durch eine andere Art Begreifens, die etwas völlig anderes ist als intellektuelles Verstehen des Sinnes und als psychologische Auslegung der Rede. Es ist dies ein intuitives Erfassen der Rede als eines mimischen Ausdruckszeichens der Leidenschaft, des Affekts, überhaupt des seelischen Zustandes, der sich in dieser Rede äußert. Hat ein solcher Schauspieler erst einmal die Situationen erfaßt, in welchen er sich in den Szenen eines Stückes befindet, und die Grundgeberde des darzustellenden Charakters, so ist es ganz gleichgültig, ob ihm logisch hell wird, was er zu sagen hat, denn der elementare, noch gar nicht

zu Worten artikulierte Naturlaut des Lachens, Lächelns, Särmens, der jeder dramatischen Rede zugrunde liegt, regt sich sofort in seinen Nerven und er vermag die Rede, ohne ihren Sinn logisch ganz zu fassen, vielleicht mit widersinnigen Bemerkungen, mimisch wahr zu sprechen, so daß uns der Schrei der Leidenschaft, dessen Rationalisierung und Versprachlichung die betreffende Rede ist, mit erschütternder Naturgewalt ergreift. Von diesem mimischen Sinn der Rede haben die tiefsten literarischen Kenner eines Stückes gewöhnlich keine Ahnung und er läßt sich auch nicht durch Worte verdeutlichen, sondern man kann ihn nur dadurch mitteilen, daß man die Rede spielt oder lebt, nicht dadurch, daß man sie sinngemäß vorträgt. Dem, der zur Poesie nur ein intellektuelles Verhältnis hat, mögen Schauspieler, die es nicht haben, dumm erscheinen, während diese in Wahrheit das Wesen der dramatischen Rede, ihren Kern, ihr Ding an sich, wortlos, sozusagen nicht mit dem Kopf, sondern mittels ihres ganzen Körpers erfassen. Das hatte z. B. die Wolter im höchsten Grade. Der gedankliche Sinn der Sapphoreden mag ihr immer dunkel geblieben sein, aber in das Wesen und in die Situation der Sappho versetzte sie sich mit solcher Intensität in die leidenschaftliche Liebe, in die eifersüchtige Raserei der um ihrer Sklavin willen verschmähten stolzen Frau, daß sie die Reden Sapphos an ihrem Wurzelnerv ergriff und in die Töne, mit welchen sie sie sprach, die ganze volltönige, wortlose Musik der Leidenschaft zu ergießen vermochte. Überhaupt, wer im Drama nicht das erlebt, was nicht Wort ist, nicht Gedanke, nicht Sinn, nicht Poesie, sondern unmittelbar aus der Brust der Natur hervorbrechender Schrei, Jubel, Zorn oder Wehlaut, der sich der Worte, der Gedanken, des Sinnes und der Poesie nur bedient, um sich dem Intellekt verständlich zu machen, der hat zur lebendigen Bühne, wie zur Schauspielkunst, kein Verhältnis, der ist und bleibt Philologe. Vollblutschauspieler haben überhaupt keinen Weg, um dies ihr Erleben der Gestalt, die sie zu spielen haben, von sich zu geben, als sie zu spielen. Wenn sie nebenher auch sagen können, was sie meinen, so entziehen sie nur der mimischen Entladung Nervenkraft. Mit dem ganzen Körper, mit Auge, Hand, Antlitz, Mund, Bein und Haut, versteht der echte Mime, nicht mit dem Kopf, und mit dem Körper kann man verstehen, auch ohne mit dem Kopf zu verstehen.

Das geborene schauspielerische Temperament memoriert nicht den Text einer Rolle und sucht ihn so gut zu sprechen, wie ihn der Dichter sich gesprochen gedacht haben mag, sondern taucht mit dem gesamten Gemeingefühl seiner leiblichen und seelischen Persönlichkeit in die Urempfindung des darzustellenden Charakters hinab, die im Dichter war, ehe er die Worte hatte, aus welcher der Dichter selbst die Worte wie aus einem Brunnen, geschöpft hat. Das schauspielerische Temperament muß vor allem die stabile grundgebende des Charakters, der in einem Drama durch eine Reihe von leidenschaftlich bewegten Situationen hindurchgeführt wird, in sich selbst verwirklichen, so lebendig, so solid, daß er sie auch im Affekt festzuhalten und dem Affektausbruch die individuelle Note des Charakters zu geben vermag. Das schauspielerische Verstehen, z. B. des Hamlet, ist nicht eine Summe von psychologischen Reflexionen über den Charakter Hamlets, sondern es besteht in der hamletisch umgestimmten Färbung des eigenen Selbst, es ist einem körperlichen Gefühl ähnlicher als einem Gedanken.

Am deutlichsten wird dieser innerliche Akt des Schauspielers bei Gestalten, zu deren Charakterzügen gewisse körperliche Eigentümlichkeiten gehören, wie etwa bei Richard III. das Hinken, die erhöhte Schulter, die abschreckende, unheimliche Häßlichkeit der Züge, die scharfe, krächzende Stimme. Indem der Schauspieler mittelst seines eigenen Körpers, mittelst der durch Schminke und Maske unterstützten Muskeln seines Gesichts, mittelst der Sprachorgane u. dgl. die äußere Erscheinung Richard III. annimmt, gewinnt er eine sichere, sozusagen körperliche Grundempfindung des Wesens Richards. Er verwandelt sein eigenes Selbstgefühl in das Richards, wie ein Gesichtsmimiker seine eigenen Züge in die des Gesichts, das er imitieren will, verzieht. Derjenige hat schauspielerisches Talent, bei dem dieses Verziehen der eigenen Selbstempfindung in die einer anderen Persönlichkeit intuitiv zur Quelle detaillierten Nachempfindens und Darstellens dieser anderen Persönlichkeit wird. Der beste Ausgangspunkt für dieses mimisch-intuitive Erfassen fremder Persönlichkeiten ist immer die körperliche Erscheinung. Wenn man, indem man die fremde Erscheinung körperlich imitiert, leiblich spürt, wie einem zu Mute ist, wenn man so aussieht, wie dieser andere, der Eindruck auf die Nerven des Beobachters macht, aussieht, so geht einem, wenn man schöpferisches, schauspielerisches Talent hat, ohne psychologische Reflexionen, auf, wie dieser Mensch weinen, lieben, zürnen würde. Die Zentralkraft des schauspielerischen Talents ist diese Fähigkeit der mimisch-intuitiven Erkenntnis, des Vermögens, auf Grund des Anschauens das Ichgefühl des anderen annehmen und sich so seiner Persönlichkeit so intensiv bemächtigen zu können, daß man sie in mannigfaltigen Situationen naturwahr zu spielen vermag. Diese Fähigkeit haben viele, die keine Schauspieler sind und die ihre Resultate daher nicht künstlerisch, sondern praktisch verwerten. Der durchdringende Menschenblick beruht auf ihr.

Als praktischer Menschenblick wird sie gewöhnlich nur auf wirkliche Menschen angewendet.

Der geborene Schauspieler wird sie allerdings gewöhnlich auch gegenüber den Menschen haben, mit denen ihn das wirkliche Leben zusammenführt, und seine Phantasie wird ein Album voll mimischer Gefühlsabdrücke fremder Persönlichkeiten sein; aber schöpferischer Schauspieler wird er erst dadurch, daß er auf Grund des Studiums eines Dramas von den unwirklichen Phantasiegestalten desselben eine den Eindrücken wirklicher Menschen an Realität und Deutlichkeit ebenbürtige mimische Sensation empfängt, die ihn befähigt, sie so lebendig zu verkörpern, als ob er sie gesehen und mit ihnen intim verkehrt hätte.

Das wird von Laien so häufig verwechselt: die Fähigkeit, reale Menschen zu imitieren, und die Schöpferkraft, imaginäre Gestalten mimisch zu schaffen. Das sind zwei Fähigkeiten, nicht eine und dieselbe.

Der Schluß von der Gabe der Imitation auf schauspielerisches Talent ist untrifftig. Die naturalistische Schauspielkunst, die über unsere Theater ergangen ist, lief darauf hinaus, das imitative Talent an die Stelle des mimisch-schöpferischen zu setzen und hat dadurch dieses empfindlich geschädigt.

Das Vermögen, die im ätherischen Materiale der Worte vieldeutig schwebende poetische Gestalt im derberen Stoff der eigenen Persönlichkeit zu verwirklichen und bis zur konkreten Individualität fortzuführen, darin besteht das schauspielerische

Talent. Die dazu erforderliche Grundkraft ist eine starke, ganz eigentümlich geartete Phantasie, die vielleicht am richtigsten durch das Prädikat „autosuggestiv“ bezeichnet wird. Der Schauspieler muß sich in das vom Dichter entworfene menschliche Selbst der von ihm darzustellenden Gestalt und deren Situationen so lebendig hineinfühlen, daß ihm, fast, als ob er diese Gestalt wirklich wäre, die ihr vom Dichter in den Mund gelegten Worte, ihre Aktionen, verbunden mit tausendfältigen Ausdruckszeichen, die der Dichter vielleicht gar nicht vorgeahnt hat, von selbst in der dem Charakter und seiner Situation entsprechenden Form kommen. Und zwar muß er diese Autosuggestion mittelst seines Willens beherrschen.

Unleugbar ist diese eigentümliche Schauspielerphantasie verwandt derjenigen, welche der dramatische Dichter nicht entbehren darf. Aber es liegen doch wesentliche Unterschiede vor. Der echte dramatische Dichter muß bis zu einer gewissen Grenze die schauspielerische Verwirklichung der von ihm gedichteten Gestalten vorempfinden, aber sie ist doch nicht sein eigentliches Objekt. Er mag einen Ton hören, in welchem er sich eine Rede gesprochen denkt, die Bewegung schauen, ja, im eigenen Arm spüren, welche sie begleiten soll. Aber er kann ihr eine bis ins allerindividuellste Spielanweisung nicht mitgeben, und er tut auch gut, dies zu unterlassen, weil er dadurch vielleicht einen das Herz noch tiefer erschütternden Ton, eine noch sprechendere Geberde dem genialen Schauspieler gewissermaßen unterbinden und ersticken würde. Sache des Dichters ist vor allem, das „Was“ der Reden, durch die seine Gestalt ihr Wesen ausprägt, zu finden, während ein großer Teil das „Wie“, nämlich, die rhetorische und mimische Äußerungsform zu finden, dem Schauspieler obliegt. Der Dichter charakterisiert vornehmlich durch Worte, der Schauspieler durch seine Erscheinung, durch Mienenspiel, Blick, Geberde, Stimme, Tonfall, Redeausdruck, durch alles, was er aus sich selbst hinzutut, was sich nicht aufschreiben läßt. Das sind zweierlei Talente.

Ein Anzeichen großer Schauspielkunst: daß die vom Dichter vorher ausgedachten, vom Schauspieler memorierten Worte, wie aus dem Charakter und seiner Situation entsprungene Improvisationen der Leidenschaft klingen.

Dies führt zur deutlichen Einsicht in das innerste Geheimnis der Schauspielkunst: Nur derjenige hat schauspielerisches Talent, wer eine memorierte Rede so zu sagen vermag, als ob sie nicht dem Gedächtnis, sondern der Empfindung und der sie begleitenden Denktätigkeit entspränge. Voraussetzung dieses Könnens ist starke Fähigkeit der Autosuggestion.

Aber — und hiermit rühre ich an ein für den Schauspieler unermesslich wichtiges Gebiet — die stärkste Autosuggestion nützt nichts, sie kann ihre die Rede befeelende Kraft nicht ungehemmt äußern, wenn nicht das Gedächtnis die Rede bis zu einem Grade beherrscht, der ihre Reproduktion ohne die geringste geistige Anstrengung ermöglicht. Man kann nicht vollkommen natürlich und lebendig sprechen und spielen, wenn gleichzeitig immer nebenher die ablenkende innere Arbeit des sich Besinnens auf das, was man zu sprechen und zu spielen hat, geleistet werden muß. Ein viel größerer Teil der Mängel und Unarten, die schauspielerische Leistungen entstellen, als Laien anzunehmen geneigt sein dürften, entstammt einzig und allein dieser Ursache: der unzulänglichen Beherrschung des Rollentextes durch das Gedächtnis, den dadurch erzeugten inneren Verlegenheiten und den Versuchen, sie zu

überwinden und zu meistern. Wenn die Seelenkräfte des Schauspielers für das Spiel völlig frei und verfügbar sein sollen, so darf durch die Gedächtnisarbeit nur ein solches Minimum derselben absorbiert werden, daß der Spielende die Empfindung hat, als kämen ihm die Worte von selbst — so von selbst, wie der Mensch sie in einer Situation der Wirklichkeit findet. Diese gedächtnismäßige Beherrschung des Textes ist weit mehr als das gewöhnliche „Auswendigwissen“, es ist eher ein „Inwendigwissen“, ein Besitzen des Textes nach Sinn und Wortlaut mittels jener Organe der Seele, durch die wir das Unvergeßbare, das mit dem Kern unseres Selbst Verwachsene, Eines Gewordene aufbewahren. Das Gedächtnis senkt seine Wurzeln, durch die es Kraft einsaugt, tief in das Gemütsleben, und so, wie ich es hier meine und vom Schauspieler fordere, merken wir uns überhaupt nur dasjenige, was dem Herzen sehr nahe geht. Daher muß der Schauspieler seine Rollen nicht mit der Oberfläche des Gedächtnisorgans, wo das „Memorierte“ haftet, festhalten, sondern mit jenen innersten und tiefsten Schichten und Regionen, wo das Gedächtnis in das Gemüt übergeht. Sitzen sie so tief in seinem Innersten, in engster Nachbarschaft und Fühlung mit den anderen unvergeßbaren Dingen, die den Kern unseres Selbst bilden, dann wird ihm die autosuggestive Identifizierung seines Selbst mit dem darzustellenden Charakter, die bei oberflächlichem Studium der Rolle immer etwas Gewalttames, etwas von künstlicher Verstellung, behält, leicht und natürlich gelingen. Man könnte daher den Besitz eines derartigen Gedächtnisses, wie ich es hier zu charakterisieren versucht habe, mit Recht den sichersten Kriterien schauspielerischer Begabung zuzählen.

Man kann einen Charakter als Schauspieler nur dann leben, wenn er zu einem Stück unseres inneren Lebens geworden ist.

Meiner Überzeugung nach ist eine Erneuerung und Verjüngung der heute arg darniederliegenden höheren Schauspielkunst (zu welcher ich den imitativen modernen Realismus nicht zähle), unter anderem nur durch eine grundsätzliche Steigerung der Intensität der Rollenbeherrschung möglich.

Zum Schlusse möchte ich den vielleicht für manche Leser befremdlichen Unterschied betonen zwischen der Begabung, die erforderlich ist, um überhaupt ein Schauspieler zu sein, und der Begabung, die dazu gehört, um ein guter, ein ausgezeichnet, ein genialer Schauspieler zu sein. Dieser Unterschied fällt ungefähr zusammen mit der Grenzlinie zwischen dem, was an der Schauspielkunst lehrbar und lernbar ist, und zwischen dem, was Naturgabe, Gottesgeschenk, Genie ist.

In unseren Theatern gibt es nicht nur mittelmäßige und gute Schauspieler, sondern auch sehr viele Leute, die überhaupt gar keine Schauspieler sind. Wer die Bühne künstlerisch reformieren will, muß diese Schädlinge erbarmungslos auszurotten suchen. Heute ist ihre Zahl Legion.

Was ich mit dem angedeuteten Unterschied meine, wird am klarsten werden durch einen Vergleich der Schauspielkunst mit der Sprachkunst des Dichters oder Schriftstellers, und wahrscheinlich handelt es sich um mehr als einen bloßen Vergleich, denn die Schauspielkunst ist ihrem Wesen nach die bis zum höchsten Grade gesteigerte Kunst der Sprache, insofern man deren Begriff nicht einengt auf die Lautsprache des Mundes, die Sprache im strengsten Wortsinne, sondern alles ein-

bezieht, wodurch der Mensch die Bewegungen seines Innern nach außen auszudrücken und mitzuteilen vermag. In diesem Sinne ist der Schauspieler die verkörperte Sprache mit jedem Organ seines Leibes.

Auf dem Gebiete der Sprachkunst, welche Stala von der alltäglichen Fertigkeit des durchschnittlich Gebildeten, seine Gedanken oder einen Tatsachenkomplex orthographisch und grammatisch richtig, in verständiger Anordnung faßlich mitteilen zu können, bis zur stilistischen Kunst eines Meisters, für den es überhaupt nichts zu geben scheint, das er nicht sprachlich zu gestalten fähig wäre, für den die Sprache zum Instrument geworden ist, dem er einen Ausdruck für den kaum mehr zu fassenden Gedanken, für die dunkelste, flüchtigste Stimmung mit unfehlbarer Sicherheit zu entlocken weiß!

Und doch ist die solide Basis auch für die verwegenste und genialste Sprachvirtuosität die Beherrschung der grammatischen Fundamente. Man muß überhaupt deutsch sprechen können, um fähig zu sein, mittels der deutschen Sprache Wunder des Mitteilens vollbringen zu können. So muß man überhaupt spielen können, um diese Fähigkeit bis zu den äußersten Grenzen menschlichen Könnens steigern zu können. Wenn ein junger Mensch mich fragt, ob er schauspielerisches Talent hat, so werde ich ihn mir zuerst daraufhin ansehen, ob er die Eigenschaften besitzt, um überhaupt spielen zu können. Das Vorhandensein oder Fehlen dieser Elementareigenschaften läßt sich mit einiger Sicherheit feststellen. Körperliche Erscheinung, Ausbildung des Sprechens, Ausdrucksfähigkeit des Körpers, insbesondere des Gesichtes, Richtigkeit und Anmut der Bewegungen, dies und manches andere, was unentbehrlich ist, um überhaupt spielen zu können, läßt sich bis zu einem gewissen Grade kontrollieren. Mittels dieser sorgfältig gepflegten Elementareigenschaften kann er es zum korrekten Schauspieler bringen, der ungefähr einem Manne zu vergleichen ist, der ein anständiges Konzept verfassen kann. Ob mehr in ihm steckt und ob dieses Mehr, sobald er überhaupt sprechen und spielen gelernt hat, schauspielerisch zur Erscheinung kommen wird, darüber ist die Prognose zweifelhaft. Die Hauptsache dürfte sein, ob er die vorhin erwähnte autosuggestive mimische Phantasie im hohen Grade besitzt. Wenn er sie hat, so wird sein Spiel in der Sturm- und Drangzeit seiner Entwicklung meistens ein wunderliches Gesamtbild ergeben. Das günstigste Symptom ist ein „Zu viel“ in jeder Richtung, das übelste eine frühreife Korrektheit und farblose Routine.

Die Krankheit unserer Tage ist: Streben nach höchsten und letzten Zielen der Schauspielkunst bei Unsicherheit in ihren elementaren Fundamenten. Das Ergebnis sind die Scheinindividualitäten. Die modernen Verschmelzungsprodukte von Raffinement und Hilfslosigkeit.

Den vorstehenden Betrachtungen ist die Vorstellung einer aus der intuitiv-mimischen Phantasie entspringenden Schauspielkunst zugrunde gelegt. Diese Art Schauspielkunst, die ihre Schöpfungen fast ohne Mitwirkung psychologischer Reflexion, wie ein Naturgebilde, hervorbringt, halte ich für die ursprüngliche und echte, zu welcher sich die der Reflexion entflammende Schauspielkunst wie die chemische Imitation eines Edelsteins zu dem von der Natur selbst geschaffenen verhält. Wenn es keine natürlichen Rubine gäbe, so würde es auch keine künstlich nachgemachten

geben. Im gegenwärtigen Zeitalter drohen die kalt erzeugten künstlichen Imitationen echter Schauspielkunst die echte zu überwuchern. Wie in allen Künsten, ist auch im Theater die Seelenkraft der schöpferischen Phantasie im Absterben begriffen. Hinter allem nervös-ieberischen Getue, allem Gesunkener von Naturweichheit und feinen und allerfeinsten Stimmungsreizen, versteckt sich Nüchternheit und Kälte, die sich als erfinderisch nur im Erfinden raffinierter Surrogate erweist, die über das Fehlen der Hauptsache, der starken, quellenden Phantasie und Empfindungsfülle hinwegtäuschen sollen. Verhehlte Nüchternheit ist für den modernen Schauspielertypus charakteristisch.

Dies verrät sich auch in der Wirkung viel gerühmter moderner schauspielerischer Leistungen. Sie können aufregen, aber sie lassen kalt. Denn nur, was der Phantasie und dem Gefühl entstammt, vermag Phantasie und Gefühl zu bewegen. Damit allein ist es nicht getan, daß ein geistreicher Schauspieler treffende Ausdruckszeichen für einen Charakter und seine Gemütsbewegungen erfindet und sie mit virtuoser Technik exekutiert, wenn diese Ausdruckszeichen nicht auch in unserem Gemüt die Seelenbewegungen, die sie versinnlichen sollen, kräftig mitschwingen machen, so daß wir nicht nur erkennen, daß die Bühnengestalt dies oder das empfindet, sondern daß wir mit ihr empfinden, mit ihr großen, leiden, lieben und weinen.

Über intellektuelle, im besten Falle mit Nachäffungen echter Gemütsbewegungen durch die Nerven, diese Affen des Herzens, verbundene Wirkungen bringt es die moderne, reflektierend erzeugte, herzlose Schauspielkunst nicht hinaus, weil sie eben nicht aus dem Herzen und aus der Phantasie hervorgeht.

Auf kaltem Wege erzeugten schauspielerischen Schöpfungen fehlt es, auch wenn ihr Erzeuger aus einem reichen Vorrat von Menschenbeobachtung und psychologischem Scharfsinn schöpft und über eine mannigfaltige Technik gebietet, an der eigentlichen, sich mühelos in die beseelten Details erstreckenden Naturwahrheit und Lebendigkeit. Diese verleiht ganz allein eine mächtige intuitive Phantasie. Wenn einer sie besitzt, so ist es, als ob die bauende, Leben ausbrütende und gestaltende Schöpferkraft der Natur selbst in ihm wohnte, als ob sich in ihm, wie draußen in der Natur, von selbst lebendige Geschöpfe formten. Was ein solcher hervorbringt, hat die ruhige Selbstverständlichkeit, die durchgeführte Organisation echter Naturgebilde. Das künstliche Erzeugnis der reflektierenden, technisch virtuellen Schauspielkunst aber betont stechend einzelne Züge und vernachlässigt alles andere, was man mit einem euphemistischen Ausdruck „impressionistisch“ nennen mag. Daher verlangt auch die künstliche Kunst der Modernen allerlei raffinierte Stimmungserregungen durch äußere Mittel.

Was künstlich ist, verlangt geschlossenen Raum.

(Faust, 2. Teil.)

Ich lege Wert darauf, das banale Mißverständnis zu vermeiden, als ob ich vom Schauspieler verlangte, daß er, während er spielt, die Gemütsbewegungen empfinde, die er ausdrückt. Ich will nur sagen, daß das schauspielerische Kunstwerk, wenn es Leben haben soll, aus intensivem, durch die Phantasie vermitteltem Nachfühlen der zu spielenden Gemütsbewegungen entspringen sein muß. Aus diesem phantasierten (nicht wirklichen) Nachfühlen schöpft er die Töne und sonstigen Ausdruckszeichen, die er durch Studium, durch Zimmer- und Bühnenproben seinem

Nervenapparat so fest einprägt, daß er sicher auf ihr Eintreten im Moment, da er ihrer bedarf, zählen kann. Wo einem beim einsamen Lesen oder Sprechen Tränen gekommen sind, dort meldet sich der Tränenreiz auch beim öffentlichen Spielen. Körper und Seele sind so untrennbar verschmolzen, daß, wie die Bewegung der Seele ihr körperliches Ausdruckszeichen (the embodiment of the feeling, wie der englische Psychologe Alexander Bain es nennt) hervorbringt, auch das Ausdruckszeichen ein Echo des Gefühls, dem es dient, im Spielenden hervorbringt. Zum schauspielerischen Temperament und Talent gehört es geradezu, daß diese Wechselwirkung noch viel empfindlicher und reger ist als bei normalen Menschen. Wenn ich nicht modische Mißdeutungen besorgte, so würde ich hinzufügen, daß das echte schauspielerische Talent Verwandtschaft mit der hysterischen Anlage aufweist, so daß, nach Abzug der Übertreibung, die Definition der Schauspielkunst als einer zweck- und sinnvoll verwerteten Hysterie nicht ganz ohne Berechtigung ist.

Schauspielerische Begabung, namentlich, wenn man sie nach den praktischen Bedürfnissen des Theaters beurteilt und abschätzt, ist in höchst mannigfaltigen Spielarten möglich.

Es gibt auch in der Schauspielkunst Ähnliches, wie auf dem Gebiet der Gesangs Kunst: Talente, die eigentlich nur auf einer körperlichen Eigenschaft beruhen, welche, obwohl sie dem Zuschauer die Illusion gewährt, Symptom und Ausdruck eines Seelischen, Tieferen zu sein, in Wirklichkeit mit der Seele des Spielers nicht den geringsten Zusammenhang hat. Mancher Mensch hat das Glück, so gebaute Sprechorgane zu besitzen, daß die Rede in seinem Munde nicht nur unseren Ohren wohlklingend klingt, sondern durch irgend einen Timbre auch unser Herz vibrieren macht. Trotzdem ist es sehr wohl denkbar, daß der von der Natur solchermaßen begabte Schauspieler selbst nicht das geringste von den Empfindungen ahnt, mit welchen uns der Klang seiner Stimme überrieselt. Ähnlich geht auch zuweilen von Antlitz, Gestalt und Bewegung eine ähnliche Wirkung aus, die der Beschauer geistig deutet, ohne daß sie in Wahrheit dem Geiste entspringt. Wird doch auch das echte und ursprüngliche innerliche schauspielerische Talent, wenn es nicht von dem rein körperlich verursachten Reiz der „äußeren Mittel“ unterstützt wird, selten zu einer seinem geistigen Gehalt entsprechenden äußeren Geltung kommen. Daraus läßt sich ermaßen, ein wie großer Teil des Eigenschaftskomplexes, den man „schauspielerisches Talent“ nennt, rein körperlich ist und mit dem Geist nichts zu tun hat. Es gibt auf diesem Gebiet eben das Phänomen *mimicry*, d. h. die glücklichen körperlichen Qualitäten, welche die Illusion geistigen Ursprungs und Gehalts wecken. Auf die Dauer freilich wird die Täuschung durchsichtig, und eine Stimme, in welcher Seele vibriert, weil der Sprechende eine Seele hat und sie in die Rede zu legen weiß, klingt feineren Ohren doch anders als eine Stimme, in welcher Seele nur deshalb vibriert, weil die Sprechorgane des Redenden so und nicht anders gebaut sind. Aber für den Erfolg ist es leider oft gleichgültig, ob Illusion oder Realität vorliegt. Auch wird die Illusion nur geschätzt, weil man sie für die Realität hält. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß das Publikum für die seelischen Ursprung nur vor-
spiegelnde, sich den Sinnen einschmeichelnde Schauspielkunst bedenklich dankbar ist, während es sich gegen die dem Geist entstammende spröde verhält, wenn nicht die

sogenannten glänzenden Mittel mithelfen. Jungen Menschen, die es zur Bühne treibt, muß man dies eindringlichst vorhalten.

Ja, sogar solche Schauspielerqualitäten, die uns beinahe zwingen, sie geistig zu deuten, sind oft viel körperlicher, als man annehmen möchte.

Wenn jemand einen hinreißenden Ausdruck gewisser Affekte hat, eine sprechende Gewalt der Geberde, des Redeausdruckes, ein gutes Teil davon ist Natur, nicht Kunst. Man hat das oder hat das nicht. Erheucheln läßt sich das nicht, wenn es einem nicht im Blut liegt. Wer je mit dem italienischen Volk in Berührung gekommen ist, der weiß, daß gar manches italienische Weib, die mit ihrer Nachbarin über einen zerbrochenen Topf zankt, Medeaaposen, Medeatöne, Medeageberden findet, die man an allen deutschen Heroinnen vermißt. Diese Ausdruckskraft ist etwas Angeborenes, es liegt in der Rasse, in der Persönlichkeit, durch Kunst läßt sich das steigern und veredeln, nicht erzeugen. In deutschen Landen ist diese angeborene natürliche schauspielerische Urkraft wenig verbreitet, und, wo sie da ist, besteht ein großer Teil der Erziehung in ihrer Unterdrückung. Sie ist der Rohstoff, der zur Schauspielkunst umgeformt werden kann.

Auch der echte Schauspieler, der seine Gestalten aus seinem Innern schöpft, wird nur einen mehr oder minder schmalen Ausschnitt aus der Fülle des Menschlich-möglichen umspannen. Seine Seele wird nur gewisse Charaktertypen und Leidenschaften mimisch zu erfassen, seine körperliche Persönlichkeit, wie sie sich in den Sinnen des Publikums abspiegelt, wird nur gewisse Charaktere und Leidenschaften mimisch-plastisch auszudrücken fähig sein.

Sehr oft ist das seelische, innerliche Element des Talents in Mißverhältnis zum körperlichen, sich nach außen betätigenden.

Das sich nach außen betätigende Element, ich nenne es kurz die leibliche Persönlichkeit, wiewohl es weit mehr umfaßt als die leibliche Erscheinung, zieht dem inneren künstlerischen Triebe scharfe Grenzen. Manches Schauspielerleben hat in diesem Konflikt zwischen innen und außen seine Tragik. Einer kann den Tear im Geist mimisch durchdringen. Was hilft's ihm, wenn er ein Knirps ist oder wenn er im leidenschaftlichen Affekt komisch wirkt? Aus solcher innerer Disharmonie dürfte zuweilen ein Komikertalent mit tragischen Untertönen erwachsen.

Der Drang des ins Unendliche strebenden Geistes, der die Wände des körperlichen Gefäßes, in die die grillenhafte Natur ihn gebannt hat, zersprengen möchte, liegt den so oft an begabten Schauspielern beobachteten Gelüsten zugrunde, zu spielen, was jenseits ihrer Grenzen liegt.

Schauspieler, die, innerlich und äußerlich, wie ganz große Dichter, die gesamte Menschennatur umspannen, kommen nur höchst selten vor. Die allermeisten sind Fragmentisten.

Gedankenleben.

Von August Strindberg.

Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering.

Der sechste Sinn. Das materielle Auge kann Bilder spiegeln, das innere Auge kann sie auffassen. Es gibt also zwei Arten Gesicht, ein äußeres und ein inneres.

Von den Sinnen soll der Geruch der unmittelbarste sein, wenn es sich um Überführung von Eindrücken handelt. Aber es scheint auch zwei Arten Geruchswahrnehmungen zu geben. Swedenborg sagt, ein falscher Mensch rieche nach saurem Magensaft, aber nur für dich, gegen den er falsch ist. Das ist also eine subjektive Geruchswahrnehmung, aber von großem objektiven Wert bei Beurteilung von Menschen. In diesem Fall scheint das Geruchsorgan mit Ätherwellen zu verfahren. Da aber alles sein Gegenstück hat, verbreiten gute Menschen Wohlgeruch und böse Menschen Niasgestank. Heiligenlegenden erzählen, daß Leichen von Menschen, die Körper und Seele rein gehalten haben, bei der Auflösung einen Duft von lieblichen Blumen verbreiteten.

Genug, die Seele hat ihren Duft, der verschieden ist je nach der Beschaffenheit. Diesen sechsten Sinn glaubte der Wollenreformer Jäger entdeckt zu haben, nachdem er angefangen, seinen äußeren und inneren Menschen zu pflegen und zu üben.

Jetzt will ich von meinen Erfahrungen sprechen. Die begannen jedoch erst, nachdem ich das große Segfeuer durchgemacht, das den Unrat meiner Seele verbrannte; und nachdem ich mittels Selbstbestrafung und Askese mich aus dem schlimmsten Schlamm herausgearbeitet hatte. Rohseide pflegt man durch Kochen zu „degommieren“ ehe sie gesponnen wird; so scheinen meine Nervenstränge durch das Leiden des Lebens schließlich „geschält“ zu sein und das Verfahren durchgemacht zu haben, das man das „Schönen“ der Seide nennt.

* * *

Exteriorisierte Sensibilität. Es ist mir einmal passiert, als ich eine Spinne in ihrem Netz sah, daß sie ihre Sensibilität exteriorisierte; oder mit anderen Worten eine Nervensubstanz aus sich heraus kaspelte, mit der sie in Berührung bleibt, mit der sie fühlt, wenn die Fliege kommt und wenn sich das Wetter ändert. Raspail, der in seinen herrlichen Arbeiten manchen Tiefblick hinter die Vorgänge der Natur getan, hat an einer Stelle auch über das Netz der Spinne philosophiert. In anderen Arbeiten über transzendente Naturwissenschaft hat man Zweifel ausgesprochen, daß der Zweck des Spinnengewebes nur sei, als Fanggerät zu dienen. Ich selber habe einmal 24 Radian im Netz der Kreuzspinne gezählt, das einem Stundentkreis gleicht. Dabei habe ich mich gefragt, ob das Netz auch eine Art Uhr sei, wie es zugleich ein Barometer und ein Fanggerät ist.

Nun hat es den Anschein, als habe ich selber auf gleiche Weise meine Sensibilität exteriorisiert. Ich fühle es aus der Entfernung, wenn jemand an mein Schicksal rührt; wenn Feinde mein Dasein als Person bedrohen; aber auch wenn man gut von mir spricht oder mir Gutes wünscht. Ich fühle es auf der Straße, ob ich Freund oder Feind treffe; ich habe die Operation eines mir ziemlich gleichgültigen Menschen durchlitten; ich habe zweimal einen fremden Todeskampf mit folgenden körperlichen und seelischen Leiden durchgemacht; das letzte Mal ging ich in sechs Stunden durch drei Krankheiten; als der Abwesende durch den Tod befreit war, stand ich gesund auf.

Das macht das Leben qualvoll, aber reich und interessant.

* * *

Unbewußter Bildtrieb. Ich unterschrieb einmal einen Vertrag mit einem Kaufmann. Als ich die Nacht hindurch geschlafen, merkte ich, daß er mir unrecht getan hatte. In zornigen Gedanken ging ich hinaus, um meine Morgenwanderung

zu machen. Als ich zurück kam, wollte ich meine Kleider wechseln und warf mein Taschentuch auf den Tisch. Als ich mich angekleidet hatte, bemerkte ich, daß das Taschentuch von sehr nervösem Anfassen zerknüllt war und nun dort, wo es lag, einen Abguß vom Kopf des Kaufmanns bildete, einer Gipsbüste gleich.

Frage: Hatte meine Hand unmittelbar ein Bild von meinen Gedanken gegeben?

Keinen ist ein sehr bildbarer Stoff; auf Taschentüchern, Laken, Kopftüchern findet man oft vortreffliche Skulpturen. Wenn ein verheirateter Mann mit seiner Frau von einem Ball nach Haus kommt, sollte er ihr Taschentuch betrachten, das sie den ganzen Abend in der Hand gehabt hat; dann könnte er vielleicht sehen, mit wem sie am liebsten getanzt hat. In Indien soll der Buddhapriester Vishnu 208 Reinkarnationen auf die Art darstellen, daß er die Hand in einen leinenen Sack steckt und von innen schnell einen Elefanten, eine Schildkröte usw. aus dem Leinen des Sackes formt.

Wenn Veronikas Schweigtuch Christi Gesicht wiedergab, ist das nicht unwahrscheinlicher, als daß mein Kopftuch morgens Gesicht zeigt, die dem meinen nicht gleich sind.

Ich habe von indischen Vasen gelesen, die so modelliert sind, daß man erst ein Chaos sieht, das Wolken, Därmen oder dem Gehirn gleicht. Nachdem sich das Auge gewöhnt hat, beginnt die Entwirrung: alle geschaffenen Dinge, Pflanzen und Tiere treten vor, nehmen Form an. Ob alle Beschauer das gleiche sehen, weiß ich nicht. Aber ich glaube, der Bildhauer hat ohne Absicht gearbeitet, unbewußt, planlos.

* * *

Projektionen. Aber es gibt auch Projektionen, die ich nicht erklären kann. Möglich ist, daß Dichter und Künstler allein diese Fähigkeit besitzen, im alltäglichen Leben ihre inneren Bilder so zu projizieren, daß sie halbe Wirklichkeit annehmen. Es ist ja ein sehr gewöhnlicher Fall, daß Sterbende Abwesenden ihre Gestalt zeigen. Auch lebende Personen können sichtbar auftreten, aber nur vor denen, die sie in ihren Gedanken tragen. Meinen eingeweihten Freunden pflegte ich auf der Straße diese Erscheinung zu zeigen.

Ich beobachtete einen Unbekannten, der einem abwesenden Bekannten glich. Sofort vervollständigte mein Auge das Bild, radierte das Ungleiche aus.

— Seht dort geht X, sagte ich.

Meine Freunde sahen die Ähnlichkeit, verstanden, daß es nicht X war; begriffen, wie ich es meinte; stimmten ohne Überlegungen ein.

Wenn wir kurz darauf X trafen, waren wir erstaunt und versuchten den Un erklärlichen im letzten Teil der Erscheinung gegenüber keine Erklärung.

Eines Tages aber ging ich eine Straße hinunter und „sah“ meinen Freund, Doktor N, der 50 Meilen von meinem Ort wohnt. Er war es; und doch war er es nicht. Die kleine Gestalt war dieselbe, wenn auch etwas schwankend, unsicher. Das Gesicht ebenfalls, mit dem graugelben Ton, wenn auch fast gespensterhaft; mit tiefen Furchen, die den Ovallinien des Gesichtes folgten; mit dem gezwungenen Lachen des Grams.

Als ich nach Haus kam, las ich in der Zeitung, der Mann sei tot.

* * *

Figurierungsbilder. Eines Abends ging ich an einem bekannten Theater vorbei, während drinnen gespielt wurde. Draußen war kein Mensch zu sehen. Da erblickte ich auf dem Trottoir einen Schauspieler, der vor dreißig Jahren gestorben war, nachdem er zuerst wahnsinnig geworden, aus Gram, daß er sich an diesem Theater nicht zur Geltung hatte bringen können. Sein Gesicht war wie das meines verstorbenen Doktors durch diese parallelen Runzeln gefurcht, die von der Schläfe bis zum Kiefer liefen. War er's oder war er's nicht? fragte ich mich und ließ die Frage offen.

Ein andermal fuhr ich in fremdem Land mit der Bahn. Auf einer Station hielt der Zug drei Minuten. Auf dem Bahnsteig, am hellen Tag, ging ein Mann auf und ab, der einen Farbenkasten in der Hand hatte und nervös, leidend ausah, auch schlecht gekleidet war.

„Das ist er,“ dachte ich. Wie ist er hierher gelangt? Warum ist er so heruntergekommen?

Diese drei Minuten durchlitt ich alle Qualen der Ungewißheit und des bösen Gewissens, denn ich hatte eine gewisse Schuld an seinem Unglück und an seinem Elend. Der Zug fuhr weiter, und ich habe nie erfahren, ob er es war. Unwahrscheinlich war es jedoch.

Ein andermal fuhr ich auch mit dem Zug. Auf einer abgelegenen Station kam ein Mann in meinen Abteil und setzte sich mir gegenüber. Ich hielt ihn für einen Bekannten; er sah mich aber mit fremden Augen an. Da senkte ich meine Blicke. Sofort betrachtete er mich mit einem ironischen Lächeln, das ich wieder kannte. Das ist er, dachte ich, aber er will mich nicht begrüßen. So wurde ich einige Stunden gequält. Mein Gewissen machte alles durch, was ich dem Mann schuldete. Ob er es wirklich gewesen, weiß ich nicht, aber es hatte dieselbe Wirkung.

* * *

Das Auftreten des Unbewußten. „Wo ist die Kage?“ ist ein bekanntes Spiel mit Linien, unter denen neben anderen die Kage vorkommt. Aber dieses Bild ist bewußt ins Linienpiel hineingebracht, mit der Absicht, die Leute zu unterhalten; auch um auf einfache Art ihre Gemüter zu beruhigen, die sich schon veranlaßt sahen, an Gespenster zu glauben. „So einfach ist das! Und so macht man Visionen!“ Auf diese Weise sind Böhme, Swedenborg, Baader, Kerner im Handumdrehen erklärt.

Leonardo pflegte seine Schüler die Gesichter zeichnen zu lassen, die sie auf halb durchsichtiger Leinwand sahen; die alle Schweden auf ihren blauen Rouleaux sehen können.

Kerner erfand eine Art des Zeichnens, die er Klecksographie nannte. Er faltete ein Papier in zwei Hälften, öffnete es und machte in der Falte einen großen Tintenklecks. Wenn er dann die Tinte zwischen den Papieren presste, entstand eine Figur die oft überraschte. Sie konnte die innersten unbewußten Gedanken des Experimentators darstellen; sogar solche, die er nicht als die Seinen anerkennen wollte, aber mußte.

Darin liegt vielleicht eine Erklärung der einfacheren Wahrsagerkünste, die noch heute geübt werden, und zwar oft mit Erfolg, der jedoch davon abhängig zu sein scheint, daß eine Harmonie zwischen dem, der weisagt, und dem, dem geweissagt wird, herrscht.

* * *

Unerklärliche Logik der Ereignisse. Da wir nun gesehen haben, wie die Seelen der Menschen aufeinander wirken können, unbewußt, ohne daß der Absender seine Kraft kennt und der Empfänger von seiner Fähigkeit weiß, will ich einige Fälle von Einfluß erzählen, ohne den Zusammenhang zu erklären. Da es aber einen Zusammenhang zwischen scheinbar getrennten Ereignissen gibt, scheint ja der Zufall ausgeschlossen zu sein.

Ich pflegte des Morgens einen Reiter zu treffen, dem ein Reitknecht folgte. Es war ein mächtiger Mann; aus dessen Blicken ich zu ersehen glaubte, daß er mich hasse, tödlich sogar. Die Ursache aber wußte ich nicht. Ich vermied gern die Reiterallee; er brauchte ja nur mit Zügel und Schenkel einen Unglücksfall anzustellen, so war ich geliefert. Eines Morgens ging ich am Ufer entlang. In einem Augenblick sah ich diese Szene: ein fremder Reiter kommt mir entgegen; zwei Damen mit einem Hund ebenfalls. Die Damen lachen, der Hund stürzt auf den Reiter, aber ohne zu bellen. Ich sah, das Pferd würde sich bäumen, wenn der Hund Laut gab; dann mußte ich niedergemeßelt werden, wenn ich mich nicht auf der rechten Seite hielt. Die Bergwand auf der einen, die See auf der anderen Seite, ging ich aufs Geratewohl nach der See zu. Der Hund gab Laut, gerade als das Pferd an mir vorbei kam. Ich hatte die rechte Seite gewählt und war gerettet.

Einige Zeit später nahm ich dieses Ereignis als Motiv zu einer Erzählung, indem ich es ausmalte. Als die Erzählung niedergeschrieben war, las ich in der Morgenzeitung, daß der mächtige Reiter, der mich hasste (nicht der fremde), zu Schaden gekommen sei, indem sich sein Reitpferd zur Seite warf, ungefähr an der angegebenen Stelle. Als ich später den einsamen Reitknecht traf, schien er mich mit zornigen Blicken zu betrachten, als verschulde ich den Schaden seines Herrn, oder als...

* * *

Gedankensünde, Willensünde, Wunschünde. Ich glaubte auch den Zorn der Enttäuschung in den Blicken des Stallknechtes zu lesen. Über das Thema zu phantasieren hatte ich ja das Recht, da ich Dichter bin. Dachte also: Hatte der mächtige Reiter wirklich die Absicht gehabt, mich niederzureiten, und ist er das Opfer des Rückschlags seines bösen Willens geworden? Aber mir fehlten Faktoren: ich mußte wissen, wer der fremde Reiter und wer die lachenden Damen waren. Doch ist es nicht sicher, daß diese Tatsachen mir geholfen hätten, denn ich kannte nicht des Feindes Gefühle mir gegenüber und die aktiven Personen waren vielleicht unbewußte Vermittler. Daß es einen inneren Zusammenhang in der verwickelten Geschichte gibt, ist sicher, daß meine Gedanken, die geschriebenen und ungeschriebenen, in die Ereignisse eingegriffen haben, davon bin ich überzeugt. Wollte aber jemand die Rolle meines Feindes ausforschen und ihn fragen, ob er mich hasse, würde er es sicher leugnen. Die Menschen halten sich für ihr innerstes Gedankenleben nicht für verantwortlich.

Das ist dieses Doppelspiel, das wir führen; und es dauert lange, ehe man entdeckt, daß die Gedanken Handlungen des Gemüts sind; daß die Worte Energieformen von unerhörter Kraft sind. Die Vorstellung des Volkes hat die Ausdrücke beibehalten: Gedankensünde, Willensünde, Wunschünde. Goethe hat in den Wahlverwandtschaften diese Fragen berührt und unerlaubte Verbindungen geschildert, die nur in der Phantasie stattfanden. Und ich habe allen Anlaß zu glauben, daß

Jüngling und Mädchen in ihren gestörten Träumen mehr von fremden Phantasien als von ihren eigenen angefallen werden. Das ist die Bedeutung der Worte Incubus und Succubus, die der Autor der „Magie des Mittelalters“ nie begriffen hat.

* * *

Das Leben im Verborgenen. Alle diese unerklärlichen Feindschaften, Antipathien, Scheidungen, Eifersuchtsdramen, geheimnisvollen Mordgeschichten haben alle ihre Wurzeln in dem verborgenen Gedankenleben des Menschen.

Der treue Gatte kann auf seine Treue schwören, während er in Gedanken intim mit einem anderen Weib lebt. Seine Frau fühlt es und wird von „unbegründeter“ Eifersucht gequält.

Der Dieb wird ertappt, aber der Urheber des Diebstahls geht frei aus.

Mutter und Sohn wohnen zusammen; ihre Gedanken beginnen zu spielen; der eine suggeriert den anderen. Wenn dann das Verbrechen geschieht, ist es so wohl vorbereitet, daß nur die letzte Formalität eintritt. Wenn es aber an den Tag kommt, beschuldigen sie sich gegenseitig; und sie haben recht. Niemand weiß, wie es zugegangen ist; und sie haben recht. Der Richter aber hat sich nur nach Tatsachen und schematischen Gesetzesbestimmungen zu richten.

Wer weiß heute, wie der bekannte Brudermord entstand? Der Mörder selbst hat sechs verschiedene Bekenntnisse angegeben, die vielleicht alle richtig sind; falls sie nicht das Hauptmotiv verbergen sollten, das der Schuldige sich nicht einmal selber eingestehen konnte.

Ich kenne einen Mann, der nach einer langen sogenannten Freundschaft, ohne sichtbaren Grund, von einem unauslöschlichen Haß gegen den Freund ergriffen wurde. Die Menschen verurteilten den Undankbaren hart. Aber ich allein kenne die Ursache seines Hasses. Er fühlte sich von der unreinen Begierde des Freundes verfolgt. Dagegen reagierte er und reinigte sich durch einen gesunden kräftigen Haß, den er als Schirm zwischen sich und dem Perversen aufstellen mußte. Davon konnte er aber nicht sprechen, denn er hatte keine „Beweise“.

* * *

Übertragungen. Ein anderer Fall: Meine Gedanken begannen sich einmal um den Bau einer eigenen Hütte zu drehen; ich hatte den Platz abgesteckt, ohne die Gegend zu kennen. Er sollte auf einem hohen Berg liegen, den ich jeden Morgen sah. Aber ich war nie auf dem Berg gewesen und wußte nicht, wie ich dahin kommen solle. Kurz darauf brach eine große Feuersbrunst unterhalb des Berges aus. Dann las ich in der Zeitung, daß man vom selben Berg aus eine Bahn und Fähre anlegen wolle. In meiner Bekanntschaft entdeckte ich einen Architekten, der eine Villa unterhalb des unbekannten Berges besaß. Schließlich erfuhr ich, daß der Grund und Boden meines geplanten Hauses einem Schulkameraden von mir gehörte. Mit einem Wort, der Berg rührte sich; die Gedanken vieler Menschen waren durch Feuersbrunst und Eisenbahn in Bewegung gesetzt. Dieses Energiezentrum hatte mich aus der Entfernung beeinflusst. So denke ich mir den Verlauf; aber es ist möglich, daß andere unbekannte Faktoren vorhanden sind.

In einer Erzählung rührte ich an das grabesstille Leben und leise Wesen einer benachbarten Familie. Einen Tag, nachdem dies niedergeschrieben war, veranstaltete die Familie einen Ball in der Wohnung unter der meinen; es war ein höchst

munteres Leben bis gegen Morgen. Es schien, als hätten sie mein Manuskript gelesen und wollten zeigen, daß ich mich geirrt. Aber so war es wohl nicht. Wie es gewesen ist, weiß ich nicht; aber Übertragung scheint von dem einen oder anderen Teil stattgefunden zu haben.

Ein Wort.

Von Karl Freiherrn v. Levetzow.

Weit zurück, hunderte von Jahrtausenden zurück liegt die Tragödie des Genies, von der ich berichten will. Wenn sie auch ein Stück unserer Geschichte ist kein Chronist hat sie verzeichnet; denn Weltfrühlingsdämmerung liegt über ihr.

So soll späte, fromme Urenkeldantbarkeit einen Augenblick den Schleier lüften, und auch diese Legenden zu anderen Legenden reihen, die von Blutzeugen, Helden und Heiligen der Menschheit künden.

Auf einer herrlichen, farbenprächtigen, kraftstrotzenden Insel im südlichen Meere ist die folgenschwere Tat geschehen; wo in tropischer Urwaldschönheit riesige Mangobäume mit tellergroßen, roten Tulpenblüten aufstreben zwischen Bananen, Palmen, Drachenbäumen, Lianen und Riesenfarren, wo auf den lauen Gewässern ungeheure weiße Lotosblumen ihre armdicken mannhohen gelben Staubgefäße wiegen . . .

Große, kluge, doch schläfrige Mammutelefanten brechen da majestätisch durch das verschlungene Dickicht und baden behaglich schnaufend, königlich selbstbewußt und sicher in den kühnenden Seen.

Flamingos wie helle Flammen, Paradiesvögel wie Feuerräder, Kolibris wie fliegende Funken bevölkern die Luft. Aber auch kaskadende Boaschlangen hängen, verstellt schlaff, wie Festons, von den Ästen herab, auf Beute lauernd; wilde, blutrünstige Tiger, Leoparden, Pantherkaten und Wölfe streichen bald einzeln, bald in Rudeln auf Raub und Mord aus.

In solcher Umgebung lebte auch eine Affenherde oder, besser gesagt, ein Affenvolk; denn sie waren zu Tausenden. Alte und Junge, Kleinere und Größere lebten da zusammen. Meistens saßen sie auf der großen Lichtung in der Mitte der Insel beieinander, jagten und balgten sich und aßen reife Bananen, die sie in beiden Vorderhänden festhielten und mit den Zähnen sorgsam schälten, ehe sie in die hellgelbe, süße Frucht bissen. Oder sie wiegten sich in den hängenden Lianen, kletterten auf den Ästen der Mangobäume und warfen fauchend heimtückische Kokosnüsse auf die vorbeitrollenden Mammute, um sie zu ärgern.

Nachts schliefen sie nur kurze Zeit und die Morgen Sonne weckte sie zu neuem geschäftigen Nichtstun, Herumspringen, Turnen und Naschen.

Die meisten unter ihnen lebten familienweise. Vater, Mutter und Kinder hockten beieinander als gute Staatsbürger; als fromme Affen fühlten sie sich beglückt in der tugendhaften Beschäftigung, sich gegenseitig zu laufen. So übten sie die erste aller Tugenden; sie war ihre Hauptunterhaltung, abgesehen von einigen anderen, deren Aufzählung allzu phantastisch anmuten würde.

Und sie hatten auch schon eine Sprache. Sehr primitiv natürlich, aber immerhin eine Sprache. Nur drei Schreie sozusagen, als Ausfluß der Blutempfindung: Einen Schrei der Liebe, einen Schrei des Hasses, einen Schrei der Furcht, des Schreckens.

Denn Liebe gab es auch damals schon und auch Haß, wie heute; Furcht und Schrecken aber lauerten ringsherum in tausend Gestalten; — und dann find Affen auch abergläubisch; noch abergläubischer als Hunde . . .

Aber ich will ja die Legende des Genies erzählen!

Da war denn nun einer von ihnen ein ganz merkwürdiges Tier: Ein Einzelaffe. Er war immer abge sondert von den anderen; sehr alt, doch noch rüstig. Es gab kaum ein besseres Gebiß als das seine, obwohl er schon über neunzig Male die Regenzeit durchlebt hatte.

Er hatte früher einmal dieselben Lebensgewohnheiten gehabt wie die anderen; aber mit der Zeit war er immer seltsamer und sonderlicher geworden; besonders seit ihm oben auf dem Schädel die Götten ausgingen und er schäbig wurde.

Vor etwa zwanzig Regenzeiten war er auch noch in seiner Gruppe gefessen, ein Urahne unter Kinder und Kindeskindern; denn viele tausend Male hatte er den Schrei der Liebe ausgestoßen. Aber ebenso oft hatte dann später auch der Schrei des Hasses durch sein Gebiß gezischt und der Schrei der Furcht aus seiner Kehle geröchelt.

Seine Gruppe war mehr und mehr zusammengeschmolzen.

Die alte Äffin hatte ihm der Tiger geraubt und die jüngere, die später bei ihm hockte und ihn lauschte, war von einer Riesenschlange umschlungen und erstickt worden. So ging es fort und fort. Ein Schrei des Hasses, ein Schrei der Furcht und des Schreckens folgte dem anderen, bis der Alte fast ganz allein blieb von seiner Art; denn viele Junge hatten sich auch abgetrennt und waren über die Mangobäume und Eianen hinweggeklettert, zu anderen Eichtungen und Frucht-bäumen.

So ward er müde, mürrisch, trübsinnig und brütend. Es waren auch viele Jüngere im Volke aufgewachsen, die rascher, gelenkiger und stärker waren als er. Sie nahmen ihm die frischen Früchte weg, die er sich zugerichtet hatte. Sie bissen und würgten ihn sogar, wenn er den Schrei der Liebe vor einer jungen Äffin ausstieß wollte; ihm aber war all das nicht mehr der Mühe und Müdigkeit wert, sich deswegen herumzubeißen und es zu ertrogen.

Da war er denn weggezogen. Man hatte ihn herausgebissen aus der Eichtung.

So lebte er jetzt allein auf einem der großen Bäume am Rande.

Ganz hoch oben im Wipfel hatte er sich sein Schlafnest gebaut; weit über dem Eianengewirr, weit über den Kronen des ersten, niedrigeren Baumschlages; dort, wohin keine Schlange, kein anderer Affe sich je verstieg.

Von dort über sah er die ganze Eichtung, gesichert, allein, ungestört; und wie er früher zu den Wipfeln der Kokos- und Dattelpalmen hinaufgeklettert war, um seine Nahrung zu holen, so stieg er jetzt zu ihnen hinab. Aber auch nur von Zeit zu Zeit, und niemals tiefer als es notwendig war; denn der Weg war steil und mühsam zu seinem Horste.

Er hatte vieles vergessen in der Zeit dort oben; aber in seinen Augen, die suchend aus tausend Falten und Runzeln hervorblinzelten, lag nun etwas wie brütendes Erinnern und Nachdenken.

Seine Sprache hatte er behalten, doch sprach er nur mehr allein. Selten stieß er den Schrei der Furcht aus, denn er war gesichert. Nur wenn etwa in der Regenzeit ein böses Gewitter sich über dem Urwald entlud, oder wenn unter einem wütenden Teifun neben ihm Riesenbäume zusammenkrachten, da schrie er den Schrei der Furcht; aber sein Schrei war anders geworden als der der übrigen Affenhorde, lauter und größer: Denn er rang gegen Sturm und Donner, allein.

An schönen Tagen, wenn sich unten auf der Lichtung die Sippschaft jagte, balgte und neckte, da piffte oft den ganzen Tag lang der Schrei des Hasses in kurzen Pausen immer wieder aus seiner Brust. Auch dieser hatte sich verändert. Er war lauter und schriller und ungestümer geworden, denn er sollte bis hinunter gehört sein. Oft rief er ihn den ganzen Tag in scheltender, ohnmächtiger Wut auf die Horde hinab, bis er müde und atemlos ward und erschöpft einschlief.

Doch in mondclaren Nächten, wenn unten das Volk noch wach war und Affen und Affinnen sich knurrend und schnalzend verfolgten und lockten, oder eng aneinander geschmiegt kauerten, um sich im nächtlichen, kühlen Tau zu erwärmen, da brach bei ihm der Schrei der Liebe wieder hervor.

Dieser aber hatte sich am meisten verändert.

Es war noch immer der alte Ton, aber er war viel langgezogener geworden, fast wie gesungen; viel sanfter und dennoch lauter, viel tiefer und schwingender, schwebend umfassend. Es war etwas darin, das wie Sehnsucht klang. Das war so seltsam in der Tropennacht, daß oft das ganze Volk oder einzelne Gruppen in ihrem Treiben innehielten, um zu schauen, woher es kam; daß die Mammutelefanten erstaunt, befremdet aufhorchten und die Rüssel witternd in der Luft wiegten, daß Flamingos, Paradiesvögel und gespenstische weiße Ura aufgeschreckt durch die Wildnis flatterten.

So rief er oft die ganzen Mondnächte lang, bis der Urwald an den schwebenden, schwingenden Ton gewöhnt war, bis der Ton mit dazu gehörte; mit zur Mondnacht und mit zum Urwald.

* * *

Eines Abends, als der Alte den ganzen Tag Haß gepfiffen hatte und schließlich bei Sonnenuntergang eingeschlafen war, erwachte er nach einer Zeit plötzlich wie aufgeschreckt.

Er sah hinunter nach der Lichtung, die im klaren Mondschein dämmerte, auf der sorglos die ganze Affensippe sich noch belustigte.

Schon wollte er, noch halb träumend, den Ruf der Liebe ertönen lassen, da blickte er so unwillkürlich noch einmal nach der anderen Seite, über die Wipfel hinweg, bis an den Strand der seichten Meerenge, die die Insel vom Festlande trennte.

Der leuchtete sonst silberweiß zu ihm herauf. Aber heute war er schwarz und dunkel wogend von struppigen Fellen. Ein unzählbarer Rudel von grauen Wölfen erfüllte den Strand, denn es war ihre hungrige Wanderzeit. Erst war ein unruhiges Durcheinanderrennen in dem Rudel, ein fernes zankendes Bellen in ver-

schiedenen Tönen; dann aber kam Ordnung in die wirre Masse, die sich wie auf ein Zeichen in das Gestrüpp und den Urwald stürzte, in der Richtung nach der Mittelwiese hin. In dem Alten erstickte der Ruf der Liebe. Er wußte, sie werden über das Affenvolk auf der Lichtung herfallen, denn der reißende Hunger treibt sie, und Affenfleisch ist süß und zart.

Da beginnt es mächtig in ihm zu arbeiten, ein Unbekanntes, Rätselhaftes, Neues. Er keucht, und seine zottige Brust hebt und senkt sich krampfhaft, während seine Zähne fletschen und sein Mund in seltsamen Grimassen zuckt.

Und plötzlich beginnt er von Ast zu Ast zu springen, obwohl er in seiner Abgeschiedenheit das Klettern schon fast verlernt hat. Immer tiefer, immer tiefer hinab. Mehr fallend als gleitend langt er unten an, und so schnell ihn die ermatteten Glieder tragen können, galoppiert er auf allen Vieren mitten unter das Volk, das schaut und freischt und voll Haß auf den unerkannten Eindringling losstürzen will.

Aber er richtet sich auf den Hinterhänden hoch auf; es keucht und röchelt und gurgelt in ihm, dann ringt sich laut und klar ein niegehörter Schrei aus seiner Kehle, der schauernd die ganze Wildnis durchhallt; gemischt aus seinem klagenden großen Liebesruf, seinem tiefsten Haß und seiner größten Furcht, — ein neuer unerhörter Schrei; das vierte Wort der ersten Sprache: Der Warnungsruf, der „Gefahr für Alle“ bedeutet. — — —

Das Volk ist anfangs nur erschrocken vor ihm zur Seite gesprungen; ein erstaunter, neugieriger Kreis hat sich um ihn gebildet; aber er stößt von neuem und immer wieder, immer lauter und eindringlicher, mit seiner letzten Kraft den unerhörten, neuen Schrei aus. Und plötzlich blüht es in tausend Augen rund herum auf; allmählich dämmert es in tausend dumpfen Gehirnen; nun fliegt durch die Menge ein wogendes Begreifen und Verstehen, das gleich zu einem panischen Schrecken wird.

Alles flieht auseinander. Im Nu ist die Lichtung leer, die Affen schon in den Eianen und klettern immer höher in die Hochstämme, wo sie gesichert sind.

Als die Wölfe auf die Lichtung herausbrachen fanden sie nur mehr den Alten allein, der mühsam, vom Klettern und Rufen erschöpft zu fliehen trachtete, aber zusammenbrach, ehe er den ersten rettenden Eianenstrang erreichte. Er fiel, noch immer rufend, von tausend heißhungrigen Zähnen zerrissen. — Über von allen Bäumen herab ertönte nun, erst wie versuchend unsicher, dann immer deutlicher und ähnlicher, mit seinem Todeschrei noch zusammenfließend, furchtbar gewaltig, der neue Schrei aus der Seele des ganzen Affenvolkes; harte Früchte, Äste und Baumstämme hagelten plötzlich wie ein Bergsturz herab, daß die Wölfe erschreckt die Flucht ergriffen und den toten Affengreis zurückschlefen.

Während sein altes müdes Blut in das Gras der Lichtung sickerte, erklang noch immer aus tausend Kehlen der neugelernte Ruf, alles überhallend, beherrschend gewaltig, über den aufhorchenden, erschauernden Urwald!

Dies ist die Legende von dem Finder des vierten Wortes; ihm zur Ehre in frommer Dankbarkeit niedergeschrieben — und zur tröstlichen Erbauung den Viel-viel-Späteren, deren Sehnsucht hoch über der Lichtung in fernen, wilden Gipfeln schmerzlich auf neue Worte finnt.

Die Entwicklung vom Herrn zum Unternehmer.

Von Dr. Wilhelm v. Medinger.

I.

Wer bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts Besitzer eines Landgutes, Inhaber eines Handelshauses oder einer Fabrik war, galt als Herr seines Eigentums, wie auch als Herr seiner unter ihm dienenden Beamten und Arbeiter.

Entstanden war das Herrentum durch die hervorragende Befähigung einzelner Männer zur Führerschaft einer Menschengruppe. In Zeiten der Not hatte sich das Volk der höheren Einsicht und größeren Tatkraft Einzelner freiwillig oder gezwungen untergeordnet, dieses Verhältnis wurde dann von den Fürsten anerkannt und befestigt, und es bildete sich aus ihm nach und nach das Grundherrentum heraus. Ursprünglich hielten sich in demselben außerordentliche Pflichten und besondere Rechte die Waagschale. Mit der Zeit aber erweiterten und verhärteten sich die Rechte, während sich die Pflichten mangels zwingender Gewalten verringerten und aus kategorischen zu moralischen wurden. Die kriegerische Bestimmung des Grundherrn hörte durch die Einführung der Soldheere auf. Seine materielle Übermacht und seine geistige Überlegenheit wurden frei, und er wandte sie an, um sich zur Führerschaft des Volkes auf den Gebieten der Zivilisation und Kultur aufzuschwingen. Er wurde zum Förderer von Kunst und Wissenschaft, zum Gesetzgeber und Politiker, sowie innerhalb seines Dominiums, zum Richter, Kirchen- und Schulpatron, Pfleger von Ordnung und Sitte, Helfer in Unglück und Not. Die Aufgabe des Grundherrn war, für die Öffentlichkeit zu wirken. Privatwirtschaftliche, auf das Hüten und Vermehren des eigenen Besitzstandes gerichtete Tätigkeit stand im Hintergrund, galt sogar als verächtlich. Äußerlich unbeschränkt und frei war das Handeln des Herrn lediglich von seinem eigenen Fühlen und Denken bestimmt. Sein Leben entsprach den Anforderungen, die an seinen Stand gestellt wurden, wenn moralisches Empfinden darin dominierte und ihn dazu brachte, daß er seine materielle Macht benutzte, um teils immaterielle Güter zu schaffen, teils für seine Untergebenen zu sorgen und ihnen zu helfen. Zwar zeitigte jene weitgehende Freiheit oft Hartherzigkeit und Unterdrückung, aber sie brachte auch die Gestalt des weisen, gütigen und edlen Herrn in die Erscheinung.

Die Stellung des Handels- und des Fabriksherrn war zwar nicht so souverän wie die des Grundherrn, doch da sie dem Wesen nach zum Teil von dieser abstammte, wies sie zahlreiche verwandte Züge auf. Vor allem herrschte auch bei ihr ein hohes Maß persönlicher Freiheit. Der Herr hatte mit Gesetz und Behörde noch wenig zu tun, und andererseits überragte er seine Untergebenen an Macht und Bildung so weit, daß diesen gegenüber nur sein Herrenwille zu sprechen hatte. Wenn er seine moralische Mission richtig empfand und ausführte, war er nicht bloß der Meister und Ernährer seiner Beamten und Angestellten, sondern auch deren Erzieher und Berater, Mentor im Privatleben, Hausvater in der Familie jedes Einzelnen. Durch seine materielle Übermacht wie durch seinen tiefgehenden Einfluß war er somit in der Lage, sowohl selbst jene hohe Befriedigung zu genießen, die nur ein altruistisches Wirken verschafft, wie auch für die allgemeine Zivilisation und Kultur Großes zu leisten.

Aber es entstand eine neue Auffassung der Menschenrechte. Der Glaube an die Berufung Einzelner zu selbstherrlichem Handeln und hochherzigem Sorgen

für viele schwand. Das Volk fühlte sich mündig und zur Selbstbestimmung berechtigt. Die Fürsorge für seine Zivilisation und Kultur konnte bei der allgemeinen Streikung der Ansprüche nicht mehr dem Gewissen und der Urteilskraft Einzelner überlassen bleiben. Die Befähigung, Herr im wahren Sinne des Wortes zu sein, hatte sich auch nicht vererbt, wie der Besitz selbst. Die Ungleichheit in der Auffassung und Erfüllung der Herrenpflichten gelangte zum allgemeinen Bewußtsein, und das Volk ruhte nicht, bis aus unsicheren Gewissenspflichten klare Gesetzesparagrafen gemacht waren. Es wurde den Herren immer mehr von ihren traditionellen Pflichten abgenommen, und statt ihrer beluden sich der Staat und die autonomen Behörden damit. Dem Wirken des Herrn war damit der ideale Zweck entzogen, und es sank zu einer mehr privatwirtschaftlichen, auf eigenen materiellen Vorteil gerichteten Tätigkeit herab. Seine Tüchtigkeit wirkt nur mehr indirekt erziehend und fördernd auf seine Umgebung. Wenn er sich auch aus ererbter Gewohnheit noch vielfach bemüht, ihr ein Führer und Herr, seinen Untergebenen ein Wohltäter und Lehrer zu sein, so wird ihm von der Öffentlichkeit doch die Berufung dazu nicht mehr anerkannt. Er hat auch durch seine Gebundenheit und durch den Entzug seiner einstigen Strafgewalt nicht mehr die Macht, jene alte Mission richtig durchzuführen. Der Charakter des Standes hat sich geändert: aus dem Herrn ist ein Unternehmer geworden.

Herr und Unternehmer! Die beiden Worte bezeichnen dieselbe Klasse und oft dieselbe Art von Männern, und doch sind sie verschieden wie Tag und Nacht. Das erste Wort erwärmt und leuchtet; es läßt uns das Haupt erheben und den Blick aufwärts richten. Man denkt bei seinem Klange an das Höchste und Edelste, dessen der Mensch fähig ist, an eine freie und harmonische Persönlichkeit, an geniale Geisteskraft und Reichtum des Herzens, an festen Willen und ernstes, vielseitiges Schaffen, an Strenge, gepaart mit Geduld. — Wie kalt und finster, arm und nüchtern erscheint uns daneben das vom rechnenden Verstand erdachte Wort „Unternehmer“! Zwar liegt auch in ihm die Vorstellung von weiter Vorausschau, von Wagemut und Willen zu aufregender Arbeit. Aber der Inhalt des Wortes wird bestimmt von dem Gedanken an starren Egoismus, und dadurch erkaltet unsere Sympathie. In seinem Begriffe sind scharfe Beschränkung durch argwöhnische Gewalten, skrupelloser Kampf gegen die Konkurrenz und ein nicht mehr auf gegenseitige Treue, sondern auf fixe Verträge gegründetes Verhältnis zu den Untergebenen enthalten, und er erinnert dadurch an alle traurignüchternen Erscheinungen unseres modernen Lebens.

Das Wirken eines tüchtigen Herrn war ein besonnenes und ruhiges Walten; der zutage tretende Altruismus ließ den ihn begleitenden Egoismus vergessen. Die Tätigkeit des modernen Unternehmers dagegen ist ein nervenzerstörendes Riskieren und Spekulieren, ein Ausnutzen von Menschenkraft, Besitz und Konjunktur zu eigenem Gewinn, ein Hasen und Jagen, ein dankloses, ewiger Enttäuschungen gewärtiges Sichabmühen. Der Herr war erkennbar an einem gemessenen, freien, vornehmen Auftreten. Um Herr zu werden, brauchte es eine kraftvolle Persönlichkeit; der Aufstieg aus den dienenden Klassen zum Herrentum war schwer und dauerte lange, oft war er das Werk vieler Generationen. Unternehmer dagegen kann man auch ohne lange Vorbereitung, mit Rechengeschick und Glück sogar über Nacht werden. Mit dem Besitz des Unternehmers wächst dann nicht immer seine Mühe, die ihm gestatten würde, nach immateriellen Zielen zu streben, dadurch bei der Erziehung Ver-

schäumes nachzuholen und seine Persönlichkeit zu einer harmonischen auszubilden. Gewöhnlich wachsen mit seinem Vermögen vielmehr nur Sorgenlast und Unruhe, mit seiner scheinbaren materiellen Unabhängigkeit die tatsächliche Gebundenheit, und mancher Mächtige gleicht mehr einem Sklaven seines Eigentums als einem Herrscher darüber.

Es erscheint uns heute beinahe unfassbar, wie ruhig und kritiklos die Menschheit früherer Jahrhunderte auch die krasseste Ungleichheit in Besitz und Recht hinnehmen konnte. Um dies zu verstehen, müssen wir uns ganz vergegenwärtigen, wie damals, dank der herrschenden christlichen Weltanschauung, Demut auf Seite der Armen und Rechtlosen, Gnade auf Seiten der Mächtigen und Bevorrechteten walteten. Die Demut machte jede Bürde leicht, verwandelte die Not in eine Tugend und verhalf selbst dem Schwächsten zum Gefühl einer gewissen Stärke. Die Gnade andererseits verhinderte die Ausartung des Herrtums in Willkür und erhielt dem Besitzenden Liebe und Vertrauen der Besitzlosen. Gnade üben zu können, darauf war der Herr stolzer als auf seine Privilegien und sein Vermögen, als gnädiger Herr, wie der alte Titel sagte, wollte er erkannt werden, nicht bloß als reicher und mächtiger Herr. Ebenso lag der Stolz der dienenden Klassen nicht in der Behauptung von Rechten, sondern in ihrer Untertänigkeit, Ergebenheit und Treue. Beide, Herr wie Diener, betonten somit moralische Werte und stellten rechtliche in den Hintergrund.

Hierin hat sich eine tiefgreifende Umwandlung vollzogen. Die einstige Freiheit des Besitzenden wird durch ein Netz von Gesetzen gefesselt, dessen Maschen immer enger werden und immer weniger Bewegung gestatten. Ansprüche und Pflichten, diese beiden Heere, die einst weit voneinander Halt gemacht hatten, und zwischen denen Gnade und Demut als Boten vermittelnd herüber, hinüber geslogen waren, sind hart aneinander gerückt. Zwischen ihnen ist kein Spielraum mehr für die moralische Persönlichkeit des einzelnen; die geringste Bewegung bringt mit einer der beiden Schlachtreihen in Konflikt.

Pflege von Kultus und Unterricht, Fürsorge für die Kinder, Erhaltung von Kranken und Arbeitsunfähigen, Unterstützung von Witwen und Waisen, Hilfe bei Unglück und Teuerung, alles was einst der Hochherzigkeit der Besitzenden überlassen war, wird zu einer fixen Belastung und verliert den Charakter der Wohltat. Damit schwindet die Lust am Geben wie die Freude am Empfangen. Die Beziehungen zwischen Besitzenden und Besitzlosen werden zu rein juristischen und ihre Regelung besorgt nicht mehr das Herz, sondern der Verstand.

Freilich hat auch der moderne Unternehmer die Möglichkeit, Wohltätigkeit zu üben. Aber wie verschieden ist die heutige Wohltätigkeit von der einstigen! Nichts läßt diesen Unterschied klarer erkennen, als wenn wir uns vorstellen, wie zu Zeiten der Naturalwirtschaft ein Armer am Tische des Hauses gespeist oder von der Herrin beschenkt wurde, und wie dagegen der heutige Wohltäter etwa einen Check zugunsten des Bankkontos einer Zeitung schreibt, die eine Sammlung zu irgend einem humanitären Zwecke durchführte. Allerdings werden heute vielleicht hundert Kronen gesandt, wo man seinerzeit einen Teller Suppe reichete. Das direkt gespendete Almosen aber brachte die Menschen einander nahe, es baute, wenn auch nur für einen Augenblick, eine Brücke zwischen den weitesten Klassengegensätzen; der Geber stieg von seiner Höhe herab, der Empfänger fühlte sich erhoben und

beide reichten sich, einerseits den Stolz, andererseits den Neid vergessend, die Hände. Die humanitären Vereine, die sich heute mit der Verteilung und Verwertung wohlthätiger Spenden beschäftigen, haben zu einer praktischen und gerechten Armenpflege zweifellos sehr viel geleistet. Aber sie haben sich leider zwischen Geber und Empfänger gestellt und halten beide voneinander entfernt. Der von einem Verein Unterstützte oder Erhaltene kennt die Person seines Wohltäters nicht und kann ihm daher gar nicht mehr dankbar und freundschaftlich gesinnt sein. Dadurch, daß ferner der Staat immer mehr die Leitung der wohlthätigen Aktionen in die Hand nimmt und sich auch zahlend daran beteiligt, wird jedwede Hilfe vollends zur gesetzlichen Regel.

Der von Unglück oder Krankheit Betroffene fordert schließlich die Unterstützung ebenso kategorisch, wie der von Brandschaden Heimgesuchte seine Versicherungssumme anspricht. Die Führer der Sozialdemokratie, denen an der Ausschaltung jeglichen Gefühls aus dem Verkehr zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gelegen ist, haben konsequenterweise die Annahme von Geschenken verboten, und so kommt es, daß auch ein aus Nächstenliebe und nicht als Bestechung gebotenes Geschenk zurückgewiesen wird. Beim Besitzenden andererseits entspringt Wohlthätigkeit nur mehr selten der unmittelbaren Anschauung des Elends und dem Mit-Leiden mit dem Unglücklichen. Sie wird für ihn zu einer Funktion des Verstandes, zum Gebot einer vielleicht gesellschaftlichen, nicht aber ethischen Pflicht. Ja für manche ist sie bereits nichts anderes als eine geschickte Annonce ihres Namens und ihrer Zahlungsfähigkeit. Daher fällt es auch niemand mehr ein, zur Lösung der sozialen Frage den Besitzenden Wohlthätigkeit zu empfehlen und die Besitzlosen auf empfangene Wohltaten hinzuweisen, kurz Gnade und Demut zu erwecken. Diese Methode sozialer Beschwichtigung, die, einst vom Christentum gezeigt, Jahrhundertlang den Frieden unter den Menschen erhalten hat, besitzt heute keine Wirksamkeit mehr.

Wenn wir nun nach den Ursachen für die Entwicklung vom Herrn zum Unternehmer und für die Änderung des Verhältnisses zwischen Besitzenden und Besitzlosen überhaupt forschen, so tritt uns als wichtigste das Aufrücken des Volkes zu einem höheren Grad von Verstandesbildung entgegen. Früher war der Zustand der Gesamtbevölkerung einem Jungwald vergleichbar, aus dem einzelne schwindelnd hohe Baumriesen hervorragten. Zu weit mußten die kleinen Bäumchen emporschauen, als daß der Neid in ihnen rege werden konnte; sie blickten vielmehr mit Ergebenheit und scheuer Bewunderung auf, und jede Gruppe war stolz auf ihren gewaltigen Herrn, der ihr Schutz gewährte und in ihr kleinliches Dasein die Vorstellung der Größe trug. Je mehr nun den Besitzlosen die Quellen der Verstandesbildung überlassen wurden, je mehr die Welt ihnen durch den neu belebten Verkehr erschlossen wurde, desto rascher rückte die Durchschnittsintelligenz zu einem gewissen Mittelmaß auf. Das plötzliche, rasche Wachstum ließ in den früher bescheidenen kleinen Bäumen den Geist der Rivalität erwachen, Neid und Haß keimten in ihnen auf, und sie blickten nur mehr feindlich hinauf zu den Gewaltigen, deren weitverzweigte Krone sie nicht mehr als Schutz, sondern als Beengung empfanden. Schließlich verlangten sie danach, daß die Höhen ausgeglichen würden — ging es nicht durch eigenes Erheben, so wenigstens durch Behinderung des weiteren Wachstums jener herausfordernden Riesen.

Ein anderes Agens in der Entwicklung vom Herrn zum Unternehmer war der Durchbruch des kapitalistischen Wirtschaftssystems: der Übergang des Handwerks in Industrie und Großindustrie sowie die Ausbildung extensiver Bauernwirtschaft zu intensivem Gutsbetrieb. Der Meister konnte mit seinen Gesellen noch in enger Fühlung leben, ihre Persönlichkeiten erfassen und individuell behandeln. Der Grundherr konnte seinem Gefinde ein Patriarch sein; sein Beispiel wirkte auf seine Untergebenen, denn es war allen bekannt und vertraut; die gegenseitige Sympathie gründete sich auf die Erinnerung langer, oft Generationen alter Nachbarschaft und Lebensgemeinschaft. — Gegenüber einer Masse von Arbeitern aber, die infolge der Freizügigkeit und des modernen Verkehrs noch stetig wechselt, wird auch die mächtigste Persönlichkeit eines Herrn wirkungslos und sinkt zur bloßen Zahlmacht herab.

So lange die Arbeitsnachfrage gegenüber dem Arbeitsangebot gering gewesen war, erschien der Besitzende schon allein durch die Beschäftigung der Bevölkerung als ihr Wohltäter und behielt den alten Herrnscharakter. Durch die größere Intensität der Landwirtschaft und das Aufblühen der Industrien vervielfältigte sich jedoch die Arbeitsgelegenheit. Sobald der Besitzende infolge geringer Rentabilität seines Betriebes die geforderten Löhne nicht zahlen konnte oder überhaupt keine Leute mehr bekam, gelangte er in die Abhängigkeit von der Arbeiterschaft und sein Herrnsansehen ging damit verloren. Sein Streben konnte nicht mehr auf die Beschäftigung möglichst vieler Hände, sondern mußte auf die weitestgehende Arbeitersparnis gerichtet sein; aus willigen und verbündeten Helfern wurden für ihn die Arbeiter zu Quälgeistern, von denen er sich durch raffinierte Ausnutzung von Naturkräften zu befreien gezwungen sah. Dadurch kam in die frühere Interessengemeinschaft ein feindseliger Zug und verlor der Herr auch die Vertretung seiner Angestellten in Staat und Gesellschaft.

Beschleunigt wurde jene Umwandlung ferner durch den Ausbau der Arbeitsteilung. Früher konnte der Herr jeden Handgriff seines Betriebes beherrschen, er war in jedem Arbeitsraum, in Wald und Feld zu Hause und dadurch bei jedem seiner Arbeiter als Meister angesehen und beliebt. Je größer, intensiver und komplizierter jedoch sein Betrieb wurde, desto mehr mußte er sich von der Stätte der Produktion zurückziehen, desto größere Funktionen mußte er Beamten überlassen, die zwischen ihn und seine Arbeiter traten. Schließlich mußte er sich ganz der kommerziellen Führung widmen, die von bezahlten Kräften ja schwerer zu besorgen ist, als die technische Leitung und die daher den Chef am dringendsten braucht. Der Fabrikant sah seine Arbeitsräume immer flüchtiger, der Gutsherr kam immer seltener auf seine Felder und beherrschte die technischen Vorgänge daselbst immer weniger. Der Herr wurde nach und nach ganz an seinen Schreibtisch verbannt. Seine zweifellos unendlich wichtige Arbeitsleistung vollzieht sich dort fern von dem Auge der Menge, welche naturgemäß von einer nicht miterlebten Arbeit geringschätzig denkt. Die Tüchtigkeit des Chefs bleibt nur den ihn umgebenden Beamten bekannt; nur in ihrem kleinen Kreise lebt sein altes Ansehen fort. — Die weitgehende moderne Arbeitsteilung hat gewiß durch einseitige Anstrengung nicht bloß den Arbeiter schwer geschädigt, sondern auch den Herrn. Man könnte sogar mit einer gewissen Berechtigung der traurigen Reihe notorischer Berufskrankheiten noch die „Unternehmerkrankheit“

hinzufügen. Nur mehr mit aufregenden kommerziellen Abschlüssen, mit scharfer Konkurrenz und beständigem Kalkulieren beschäftigt, sanken viele Unternehmer zu Zahlenmenschen herab. Sie verloren den Zusammenhang mit dem frisch pulsierenden Leben des Volkes und die Freude an einem ruhigen, gleichmäßigen Dasein; sie gelangten ganz unter die Herrschaft ihrer Nerven und verbrauchen ihren Fond an Lebenskraft unheimlich rasch. Daher bedeutete die Verwandlung in den Unternehmer für den Herrn einen ähnlichen Verlust an Menschenwürde, eine Deffizierung, wie für den Handwerker und Bauern die Verwandlung in den Proletarier.

Das Recht des Besitzers, über sein Eigentum als Herr zu schalten, wurde immer enger eingeschränkt und dadurch sein Zusammenhang mit dem Besitze selbst gelöst. Wo früher nur sein Wort gegolten hatte, dort erhebt sich jetzt ein ganzes Konzert von Stimmen. Vom Staate aufgestellte Inspektoren ordnen an, wie der Betrieb zu führen sei; Revisoren blicken in die früher wie ein Heiligtum geheim gehaltenen Bücher und fordern Aufschluß und Rechenschaft; Kartelle kontingentieren die Produktion und setzen die Preise fest; Arbeiterorganisationen machen dem Unternehmer immer weitergehende Vorschriften, überwachen jeden seiner Schritte und schließlich korrigiert noch die Presse an ihm herum. Der Herr fühlt sich nicht mehr allein verantwortlich für alles; infolgedessen hängt er an seinem Besitze nicht mehr mit jener Liebe, die früher keinen Gedanken an Veräußerung aufkommen und Generationen einer Familie dasselbe Unternehmen treu hüten und bewahren ließ. Eigentum und Persönlichkeit, früher vollkommen miteinander verwachsen, sind nicht mehr eins. Ihre beiden Entwicklungen divergieren. Der Herr sagt sich innerlich von seinem Besitze und, durch Kränkungen verbittert, von seinen Leuten los, und spinnt sich ganz in seine Familie und in seine Gesellschaftsphäre ein. Je mehr ihm das Steuer entgleitet, desto teilnahmsloser blickt er auf den weiteren Kurs des Unternehmens. Er fühlt sich darin nicht mehr als stolzer und freier Eigentümer, sondern als ein durch Instruktionen gebundener und auf Cautiemen gestellter Beamter. Und ebenso wie ein Beamter zögert er schließlich nicht, seinen Posten aufzugeben, wenn ihm ein vorteilhafterer winkt. Mit geringem Schmerz verkauft er seinen Besitz oder verwandelt ihn, als Vorbereitung dazu, in eine unpersonliche Aktiengesellschaft, sobald der rechnende Verstand die Chancen für günstig hält. So gehen Werke, die noch das Gepräge ihres einstigen Gründers und originellen Herrn tragen, in den hereinbrechenden trüben Fluten der Vergesellschaftung unter. Schließlich nimmt ihnen eine fühllose Menge von Aktionären jeden Rest eines individuellen Charakters.

Der schlimmste Zersetzungsfaktor für die ethischen Beziehungen zwischen Herrn und Bediensteten endlich ist der offene Kampf in Form von Strife, Boykott und Aussperre gewesen. Denn wo einmal die Waffen gekreuzt worden sind, bleibt immer ein Rest von Bitterkeit zurück, der wahre Freundschaft nicht mehr aufkommen läßt. Erst durch den Kampf wurde die soziale Frage, die als Gewissensproblem so alt ist, wie unsere Kultur, zu einer brutalen Machtfrage.

Herr zu sein war das Ideal der Menschen früherer Zeiten. Es brachte einem tüchtigen Herrn selbst sein ganzes Leben hindurch Befriedigung und behielt die Anziehungskraft auch für seine Söhne und Enkel. Unternehmer dagegen, ist es meist nur verlockend, zu werden, selten es zu sein und zu bleiben. Da heute jedermann ein Herr ist, ist keiner mehr ein rechter. Mit der Selbständigkeit ist keine besondere

Ehre mehr verbunden, und daher wird die Unlust dazu allgemein. Die Existenz eines mittleren Beamten ist vielfach bereits sicherer als die eines kleineren Unternehmers. Der Großunternehmer selbst wird seiner rechnenden, danklosen Tätigkeit oft überdrüssig und würde sich gerne von ihr zurückziehen, wenn ihn der Gedanke an seine Kinder nicht zum Ausharren bestimmen würde. Diese aber und vollends seine Kindesfinder haben nur mehr selten Neigung zum Unternehmerberuf; sie geben einem sicheren Rentengenuß den Vorzug vor einem zwar höheren aber riskanteren Unternehmergewinn. So sehen wir, daß sich die Abkömmlinge reicher Unternehmer mit wenigen Ausnahmen früher oder später einem arbeitslosen Dasein ergeben. Dabei verkümmern dann ihre Fähigkeiten und verfallen ihre Kräfte. Aus ihrem Leben schwindet der Ernst, falls es ihnen nicht gelingt, sich aus den Niederungen eines mondainen Treibens auf die stillen Höhen von Kunst und Wissenschaft zu retten.

Ebenso wie der Grundherr in früheren Zeiten selbstherrlicher gewesen war als der Handels- und der Fabriksherr, so ist auch heute in Land- und Forstwirtschaft der Herr noch nicht so vollkommen zum Unternehmer geworden wie in Industrie und Handel. Auf dem Lande ist die Tradition von der feudalen und handwerksmäßigen Wirtschaftsordnung noch lebendig, der Kapitalismus hat sich noch nicht voll entfaltet, die Bevölkerung fluktuiert wenig, auch sind die staatlichen und autonomen Behörden noch nicht imstande, alle altruistischen Funktionen des Besitzenden zu übernehmen. Ferner ist das Herrenrecht des Menschen auf die Scholle das älteste und heiligste. Das ausschließliche Recht des einzelnen auf den Boden und seine Produkte wird daher noch wenig angezweifelt und angefeindet, während man dem Eigentümer ein dominierendes Bestimmungsrecht in industriellen Betrieben und ein alleiniges Anrecht auf Güter, die von Arbeitern und Maschinen erzeugt werden, nicht zuerkennen will. Es scheint mithin der Herr- oder der Unternehmercharakter vorzuherrschen, je nachdem, ob die Naturkraft oder die Kraft der Menschen in einem Betriebe dominiert. — Die landwirtschaftliche Tätigkeit spielt sich unter freiem Himmel ruhig ab, es herrschen in ihr nicht die gespannte Aufmerksamkeit, die nervöse Hast und die verhängnisvolle Einseitigkeit, wie in der Großstadt und in rein maschinellen Betrieben; es bleibt den Menschen noch Muße, um die alte Fühlung miteinander zu pflegen. Darum schauen auch Städter und Fabrikant, denen es materiell doch viel besser geht, mit einem gewissen Neid auf den Grundbesitzer und streben viele Industrielle, trotz ihres Berufsstolzes danach, am Abend ihres Lebens ein Gut ihr eigen zu nennen, um wenigstens dort das in Stadt und Fabrik verloren gegangene herzliche Verhältnis zu den Menschen und das alte Herrenansehn zu genießen.

Die Entwicklung vom Herrn zum Unternehmer steht in dünn bevölkerten und wenig zivilisierten Ländern vielfach noch auf Stufen, die anderwärts schon vor Dezennien überschritten worden sind. Und sogar innerhalb desselben Gebietes ist der Prozeß in verschiedenen Industriezweigen ungleich weit gediehen. Doch daß die Entwicklungstendenz in allen Ländern und Berufsarten dieselbe ist, steht wohl außer Zweifel, und die vollkommene Abschaffung des Herrentums ist nur mehr eine Frage der Zeit. Der Vorstoß, der in den letzten Jahrzehnten dahin gemacht wurde, war ein so gewaltiger, daß die Ersetzung jedes persönlichen Regimes durch den anonymen Gesellschaftsbetrieb sogar nahe bevorzustehen scheint.

II.

Doch wenn nur das kleine Häuflein der Besitzenden allein durch die unänderliche Entwicklung vom Herrn zum Unternehmer Schaden genommen hätte, die Menschheit brauchte sich darum wahrlich nicht zu grämen. Ist jene Wandlung aber nicht etwa ein Symptom für eine Veränderung im Zusammenhange aller Menschen untereinander, ist sie nicht ein Zeichen für einen Verlust an Kultur?

Es ist auffallend, daß in der letzten Zeit vielfach das Streben zutage tritt, zwischen Zivilisation und Kultur scharf zu unterscheiden. Dies war auch hoch an der Zeit. Die Vorkämpfer der sogenannten Aufklärung und unter ihnen namentlich die Journalisten haben für ihr Wirken, das zweifellos ein vorwiegend zivilisatorisches war, den Ehrentitel der Kulturverbreitung usurpiert und dadurch eine allgemeine Begriffsverwirrung verursacht. Unsere Weltanschauung erkennt aber in der Zivilisation, wenn sie eine gewisse Stufe erreicht hat, zwar eine Vorbedingung der Kultur, nicht aber diese selbst. Zu Ländern und Epochen mit hoher Zivilisation blicken wir noch nicht mit Neid und Sehnsucht auf. Selbst im Tierreich gibt es ja auch Zivilisationen mit scharfer staatlicher Disziplin, komplizierter Arbeitsteilung und raffinierter Naturnutzung. Der Mensch aber ist zu höherem geboren, als zum Erfassen praktischer Zweckmäßigkeit und zum Erfinden lückenloser Gesetze. Das ihm allein eigene Gebiet ist das Reich der Schönheit und der Kunst, die Welt des philosophischen Gedankens und des religiösen Gefühls. Die Vollendung des Menschen und sein einziges Vorbild ist das in diesen Sphären schöpferische Genie. Nur eine Zeit, die geniale Künstler, Dichter und Philosophen ihr eigen nannte, war eine Zeit echter Kultur. Und die höchste Erscheinung solcher Epochen war das Bezwingen niederer Triebe des Intellekts durch die Erhebung der moralischen Persönlichkeit zur Selbstverleugnung. Gnade und Demut sind der Kern aller Religionen und Mythen. Der Glaube an Begnadung und das Gefühl der Demut waren allen wahrhaft genialen Menschen gemeinsam. Der darin wohnende enthusiastische Zustand der Seele ist die Vorbedingung für jede Schönheitsempfindung und für jedes Begreifen genialer Werke; und ebenso ist er auch der erhabenste Darstellungsgegenstand aller Kunst und Poesie.

Die Entwicklung vom Herrn zum Unternehmer und der ganze Komplex damit verbundener Wandlungen, die sich, unverschuldet von einzelnen Ständen, mit Naturnotwendigkeit vollzogen haben, förderten wohl die Zivilisation und brachten sie zu einer nie erreichten Blüte. Die Herrschaft der Menschheit über die Natur, wie der Wohlstand des einzelnen sind gewachsen und der scharfe Kontrast zwischen Überfluß und Mangel wird durch die allgemeine Regelung und Versicherung ausgeglichen. Rechts- und Besitznivellierung zeitigen aber noch keine genialen Persönlichkeiten. Solche sind vielmehr aus dem Zustande materieller und rechtlicher Ungleichheit am reichsten hervorgegangen. Armut und Unterdrückung haben sie in ihrem Aufschwung nicht gehemmt, sondern eher beflügelt; sie brauchten kein vom Staate gewährleistetes Existenzminimum, vielmehr erweckten gerade übergroße Widerstände übermenschliche Fähigkeiten.

Durch die starre Gesetzmäßigkeit, der alles Leben unterworfen wird, geht seine Schönheit verloren, ebenso wie die Anmut einer Gegend durch ein geradliniges Straßennetz, durch intensive Bodenbearbeitung und gleichmäßige Besitzverteilung

schwindet. Wie ein Kunstwerk, um zu wirken, der Kontraste bedarf, so liegt der Reiz zu leben in der Ungleichheit der Schicksale; denn die Anschauung der Gegensätze bringt den Verstand zum Schweigen und läßt das Gefühl zu Worte kommen. Ist es daher dem einzelnen benommen, sich himmelhoch über die Allgemeinheit zu erheben und sich zur Führerschaft emporzuschwingen, so wird die schlummernde Energie einer zu hoher Vollendung befähigten Persönlichkeit nicht geweckt und die höchsten Höhen menschlicher Entwicklung bleiben unerreicht. Bäst der Herr seine übergeordnete Stellung und seine Freiheit ein, so erlischt damit ein Ziel für das Aufwärtstreben und die Selbsterziehung der Menschen. Mag diese Freiheit auch von vielen mißbraucht worden sein, so bleibt sie doch das Lebelement für die Schönheit des Handelns unter der Vorherrschaft des Gefühls. Die motorische Kraft für alle kulturellen Leistungen sind einzig und allein moralische Gewalten. Diese sterben aber in unserer heutigen Zeit ab, und statt ihrer erstarrt der rechnende Verstand. Die Ethik löst sich in juristische und mathematische Denkopoperationen auf. Das Fluidum unserer Zeit ist der Scharfsinn. Dieser verhöhnt den Glauben an Gnade und verlacht das Gefühl der Demut. Der Sinn für Metaphysisches und die Liebe des Volkes zum Genie, deren Frucht die wahre Kultur ist, gedeiht in dieser Atmosphäre nicht.

Das Geheimnis genialer Künstler, Philosophen und echter Gelehrten war, daß ihnen Kunst, Weltanschauung und Welterkenntnis als einziges Ziel vorschwebten; und eine kulturell hochstehende Zeit erfaßte und teilte dieses Geheimnis mit ihnen. Geniale Männer und, gewissermaßen, auch geniale Epochen waren vorwiegend unpraktisch. Das Streben unserer Zeit aber ist fast ganz auf Güter der Zivilisation gerichtet. Nützlichkeit wird zum allgemeinen Maßstab. Was wirtschaftlich nicht wägbare ist, hat kein Gewicht. Weder in der Politik, noch im Geschäftsleben, noch im Verkehr der Menschen untereinander wird nach Hochherzigkeit und Niedertracht gefragt; überall handelt es sich nur um Gesetzmäßigkeit oder Ungesetzmäßigkeit, um Geschicklichkeit oder Unflugheit. Moralische Werte kommen außer Geltung. Aus einer Kunst wird das Leben zu einem Gewerbe.

Darum weicht die einstige Begeisterung für die Errungenschaften des letzten Jahrhunderts immer mehr einer tiefen Niedergeschlagenheit und Enttäuschung. Man beginnt die kulturellen Opfer zu überschauen, die der Aufschwung der Zivilisation gekostet hat: Die Freizügigkeit und die Verbesserung der Verkehrsmittel haben die Völker zu einem Chaos vermengt, nehmen einem jeden seine Eigenart und verbreiten die individualitätslose und daher kulturell unproduktive Type des Kosmopoliten. Die Erforschung und die Beherrschung der materiellen Welt lassen die Begeisterung für Ideale schwinden. Der lange Friede tötet die Anlage zum Heroismus, macht schwächlich und richtet den Willen vorwiegend auf wirtschaftliche Güter. Der Ausbau der Wissenschaften zeitigt keine allesüberschauende Philosophen, sondern in engen Grenzen einseitig arbeitende Spezialisten. Die Popularisierung der Kenntnisse ist mit einer Abstumpfung des moralischen Empfindens, die Bereicherung des Verstandeslebens mit einer Verarmung des Gemüts verbunden. Durch die Verbreitung der Presse verkümmert selbständiges, tiefes Denken. Überall triumphiert die Quantität über die Qualität. Der tolle Wechsel von äußeren Ereignissen und Sensationen macht unfähig zu innerem Erleben. Der wirtschaftliche Kampf raubt

Ruhe und Harmonie. Durch die Erhebung der Majorität zur Alleinherrscherin zerreißt das beseeligende Band der Treue und werden die Menschen in juristische Fesseln geschnürt. Die Abschaffung des Herrentums endlich und sein Übergang in das Unternehmertum ersticken Hochherzigkeit und Edelmüt und lähmen das Streben nach Vollendung der moralischen Persönlichkeit, dem höchsten, einzigen Glück des Menschen.

Mit wachsender Sorge blicken wir in die Zukunft. Wird der unerseßliche Wert des Genius für die Kultur von der Menschheit endlich wiedererkannt werden, oder soll das Schauspiel, dessen ohnmächtige Zeugen wir sind, mit einer Übersutung der Persönlichkeit durch die Masse enden? Wird der Schrei nach Kultur, der heute immer lauter ertönt, in letzter Stunde ungeahnte Kräfte erwecken, oder ist er nicht vielmehr der sehnfüchtige Ruf des Kranken nach dem entweichenden Leben?

Die Ästhetik der Technik und ihr Recht.

Von Professor Max Seliger.

In den bildenden Künsten und Gewerben gelten heute Ästhetik und Technik als zwei ganz verschiedene und geradezu entgegengesetzte Begriffe. Anstatt unter Ästhetik eines Werkes das künstlerisch Schöne in seiner Gesamtheit zu verstehen, wird dabei nur an das Geistige, an die Erfindung des Werkes, an seine abstrakte Form gedacht, dagegen bei der Technik an den konkreten Herstellungsprozeß. Mit Unrecht. Die Ästhetik umfaßt sowohl die geistig gewollte, als auch die technisch geschaffene Form. Die Ästhetik des fertigen Werkes ist ein Produkt dieser beiden Faktoren. Man kann deshalb mit Recht von einer Ästhetik der Technik sprechen.

Diese Ästhetik umfaßt die Formelemente, die mit dem Entwurf der Form noch nicht vorhanden sind, die erst bei der konkreten Gestaltung des Werkes in die Erscheinung treten. Will man das Geistige und Materielle besonders unterscheiden, so mag man die Ästhetik der Dispositionsform als die primäre, höhere, und die des stofflichen Bildens als die sekundäre, niedrigere bezeichnen.

Über die Schranken der Technik kann der Bildner nicht hinweg, er ist an Stoff und Werkzeug gefesselt. Daher wird die Stoffbehandlung und die Werkzeugführung am Werke erkennbar sein und die Technik die Formgebung beeinflussen müssen. So z. B. bei der Gußform. Hier kommt die Ästhetik der Technik, erstens in der Hohlform, zweitens in der Gußmasse, drittens im Gießen zur Geltung. Je nachdem die Gußform geschaffen und behandelt, die Masse zusammengesetzt und beim Guß gehandhabt wird, ist die ästhetische Form desselben Motivs verschieden.

Manche Techniken stellen dem Bildner starke Hindernisse entgegen, und beeinflussen dadurch die gewollte Form erheblich. Wenn das Motiv primitiv ist, kann es erst durch die Technik ästhetisch werden. Der Durchbruch einer Keinen- oder Spitzennäharbeit, einer Klöppelei, Stickerie oder Filigranarbeit enthält oft so einfache geometrische Motive, daß diese auf Papier gezeichnet kunst- und reizlos wirken würden. Erst durch persönliche Ausführungstechnik erhalten sie ästhetische Kraft. In dem Vortrag der Technik, dem „Wie“ der Fädenverbindungen und Knotenbildungen usw. liegt ein geistiges Eigentum der Stickerin, Klöpplerin usw. Der Entwurf eines eisernen Leuchters kann als Zeichnung oder Modell schön, die fertige Schmiedearbeit dennoch

häßlich sein; und umgekehrt kann aus einer unvollkommenen Zeichnung ein vorzüglicher Kunstschmied ein vollendetes Werk erschaffen. Einzelne Techniken, wie z. B. das Guillochieren der Graviermaschine für die Ornamentik der Wertpapiere fordern scharfes Nachdenken und eine gewisse, zwar beschränkte, aber beinahe fortwährende Erfindertätigkeit. Wir kennen auch Museumsstücke, z. B. der Keramik, in denen der Kunstwert und die Ästhetik fast ausschließlich in der Technik liegen. Ich erinnere an die gegossenen Glasuren, an die opaleszenten Glasflüsse bei Gefäßen von einfachster, kunstloser Handwerksform. Oder an die durch Abkühlungsprozesse scheinrissig (*craquelé*) geäderten Glasuren der chinesischen und japanischen Keramik. Hier kommt oft so gut wie gar keine abstrakte Erfindung für den Kunstwert in Betracht, sondern nur die Ästhetik der Technik, deren Herstellungsschwierigkeit oder Seltenheit.

Die Technik beeinflusst auch die Disposition, da dasselbe Formmotiv in verschiedenen Techniken anders gestaltet werden muß. In Kreuzstichstickerei würde eine und dieselbe Blume anders geformt werden als in Spitzennähetechnik, in Holzintarsia, in Steinmosaik, in Verbleiungstechnik usw. Oft ergibt sich die ästhetische Konzeption und ihre Form lediglich aus der Technik. Manchem Künstler entspringen erst aus dem Material, gewissermaßen erst in der Werkstatt durch Betrachtung der Ausführungstoffe und -Prozesse die Ideen über die Gestaltung des Materials. Die Werke eines Lalique, der Clou der Pariser Weltausstellung 1900, wären rein theoretisch als papierene Entwürfe nie erzeugt worden. Sie sind ein aus dem Material geborenes Produkt der Technik.

Die Technik hat in ihrer Ästhetik ein geistiges Eigentum. Für die Ästhetik in der bildenden Kunst und im Kunstgewerbe ist durch das Kunstschutzgesetz ihr Recht anerkannt worden. Nach dem Gesagten kann die Technik ein ähnliches Recht beanspruchen, es läßt sich mit den ihr innewohnenden ästhetischen Zügen begründen.

Zudem hat sie Anteil an der höheren Ästhetik, denn sie tritt niemals allein auf, sie ist an die Form gebunden, mehr als diese an die Technik.

Als rein ästhetische, gewissermaßen theoretische Form können wir alle Vorwerke (Modelle oder Entwürfe) ansehen, die noch nicht in der Technik, für die sie gedacht, ausgeführt sind. Die Zeichnung zu einem Hause ist noch abstrakte ästhetische Form. Erst der Bau selber gibt dieser ästhetischen Idee die wahre, konkrete Form. Diese könnte immer mehr ästhetische Reize als der Entwurf der Form enthalten, schon weil die Elemente der Ausführungstechniken hinzukommen. Den Entwurf des Hauses und das fertige Gebäude schützt das Kunstschutzgesetz; es schützt aber nicht direkt und sicher die Ausführungstechnik. Auch nicht die Ästhetik einer neuen Glasurtechnik, wenn nicht ein Patent angemeldet ist. Die Schaffung eines Mit- oder Sonderrechtes für die Technik ist schon deshalb zu wünschen, weil Ästhetik und Technik meist verschiedene Urheber haben, den Künstler und Ausführer. In den seltensten Fällen herrscht bei der Herstellung Personalunion. In der Regel schafft den ästhetischen Anteil der Künstler, die Ausführungstechnik der Hand- oder Maschinenwerker und der Fabrikant. Bei fast allen kunstindustriellen Massenwerken, wo mit Formen, Stempeln und Platten gearbeitet wird, herrscht diese Arbeitsteilung. Sie ist oft sehr mannigfach. Immer sind mehr Personen bei der Technik beteiligt als bei der höheren Ästhetik. Bei dieser kommt in der Regel nur Einer in Betracht, der Künstler, bisweilen ist er noch der Dirigent aller technischen Entwicklungsstufen.

Ein Recht der Technik könnte die gesunde Entwicklung der bildenden Künste und Gewerbe fördern, der Schönheit und Echtheit jeder Technik zum Heile sein, und der wirtschaftlichen Lage jeder Technik zum Schutze gegen Imitationsgelüste dienen. Wie die persönliche Kraft eines Künstlers dem Werke wertvolle ästhetische Züge schenken kann, so haben ganze Berufsstände in ihrer Technik gemeinsame Ausdrucksweisen und Formzüge, die die Ästhetik ihrer Werke mit ausmachen und die deshalb auch schutzwürdig sind.

Ein solches berufliches fachtechnisches Schutzrecht könnte verhindern, daß manche Techniken leicht verdrängt oder entwertet werden. Mit der rein moralischen Pflicht glaube ich, kommen wir nicht weiter. Die Begriffe von ehrlichen und un-gefälschten Techniken, vom geistigen und technischen Raube sind sehr unsicher. Sogar in den Kreisen der Techniker selber herrscht Unklarheit darüber, was in ihrem Gebiete unlautere Nachahmung sei. Ich möchte es einer Technik verbieten, daß sie eine andere so nachbildet, daß der Schein erweckt wird, als sei sie dieselbe. Es soll nicht verschleiert werden, daß eine Nachbildung vorliegt. Die Nachbildung einer Photographie, eines Stiches, Lichtdruckes oder einer Lithographie durch eine Neg- oder Tonätzung (Autotypie) lasse ich gelten. Sie ist zur Zitierung in anderen Maßstäben bequem und willkommen! Ich wünsche aber erkennen zu können, daß ich nicht mehr eine Urtechnik vor mir habe. Dazu hilft das erkennbare Neg der Rasterlinien, die meist schon das bloße Auge sieht. Ein Kornrafter würde nicht so aufklärend wirken. Es imitiert natürliches Stein- und Staubkorn und ist nicht meßbar, kein so ausgesprochenes Kunstprodukt menschlicher Intelligenz. Der Tiefdruckprozeß der Radierung und des Kupferstiches bedingt den in weiches Papier eingepprägten Eindruck des Plattenrandes. Werden auf derart vorgeprägte Papiere autotypische Nachbildungen von Radierungen gedruckt (obwohl die Drucktechnik der Autotypie weiches Papier und die Einprägung des Plattenrandes nicht erfordert), so werden über die Ästhetik der Autotypie irrige Vorstellungen verbreitet, zugleich gegen die Radierungstechnik aber unlauter gehandelt und dem Laien die Orientierung erschwert. Ein Gipsabguß, der durch Bemalung und Lackierung wie eine echte Bronze erscheint, ist eine Fälschung. Ihm wohnt etwas Gefährliches inne. Die Ölgemäldereproduktion durch Tiefdruckverfahren, die noch die Pinselstriche körperlich nachbildet, hat für mich etwas Ungehöriges. Dieses Verfahren will nicht nur das Ölgemälde nachbilden, es will auch die Originaltechnik geben, das Original völlig ersetzen. Derartige Reproduktionen in dem Maßstabe des Urbildes haben aber für den Laien etwas Verblüffendes. Darum sind sie den Urbildern besonders schädlich! Dagegen ist eine lautere und vollkommene Reproduktion im autotypischen Dreifarbendruck möglich! Das Raster zeigt sofort, daß man eine Nachbildung hat, und wurde das Ölgemälde seitlich beleuchtet, so kommt auch seine Technik und die Handschrift des Künstlers durch die Schatten und Lichter der plastischen Pinselstriche deutlichst zum Ausdruck. Ist die Reproduktion viel kleiner als das Original, so ist die Nachbildung dem Urbilde gänzlich ungefährlich. Das Vorgehen in diesem letzten Beispiele spiegelt eine gute Sitte, zeigt Selbstbewußtsein und Aufklärungskraft für den Laien. Der plastische Ölrелефdruck aber will den Unwissenden glauben machen, er habe etwas ebenso gutes als das Urbild. Das ist falsche Kultur. Originalwirkungen haben Anspruch auf Schutz!

Die Originaltechniken könnten fordern, daß ihre Nachbildungen durch andere Techniken mittels einer Angabe auf der Nachbildung kenntlich gemacht würden. Kein Denkmal sollte in gleichem Maßstab kopiert und nachgebildet werden dürfen, besonders nicht in der Urtechnik. Freie Nachschöpfungen in anderen Maßstäben und Techniken oder Gipsabgüsse könnten mit Erlaubnis des Urbildschöpfers oder, falls er tot ist, des Besitzers des Urbildes zugelassen werden. In ähnlicher Weise schützen einige Galeriedirektionen heute ihre Originale, indem sie das Kopieren in gleichem Maßstabe verbieten.

Urbilder oder Urtechniken sollten durch billigere, oberflächlich gleich scheinende Techniken nicht ersetzt werden dürfen. Die werbende Kraft einer Technik wird geschmälert, sobald mit einem anderen, meist billigeren Verfahren die Merkmale der Technik vorgeführt werden. Der Kenner wird nicht leicht getäuscht werden, er wird die Kennzeichen der Originaltechnik alsbald vermissen. Aber der arglose Laie glaubt und wird betrogen. So ist der Urtechnik in dem Imitator und Fälscher ein heimlicher Feind entstanden.

Es wäre töricht und kurzfristig, wenn eine neue Technik nicht danach strebte, ihre eigenen Züge, ihre noch nicht dagewesenen Beweglichkeiten oder Anwendbarkeiten gegenüber den vorhandenen Techniken zum Ausdruck zu bringen. Bei dem Suchen nach dem Stil der eigenen Technik würde ihr die Entwicklung der eigenen höchsten technischen Schönheit gelingen und zugleich würde sie kameradschaftlich gegen ähnliche oder verwandte Techniken handeln. Hierzu würde jede neue Technik durch ein Recht der bisherigen gezwungen sein. Bei der Ausübung imitierender Technik kommen immer zwei Wirkungen in Betracht, die Gefährdung des künstlerischen Erblühens der eigenen und die wirtschaftliche Beeinträchtigung von nachbarlichen Techniken.

Angenommen ein Lithograph kopiere eine Radierung in Kreidemanier. Ist seine Nachbildung vortrefflich, so hält sie der Laie für eine Radierung und kauft sie für eine Radierung. Wenn alle Lithographen so handelten, würde die Nachfrage nach Lithographien allmählich verstummen. Die Ästhetik der Lithographietechnik würde nicht zum Ausdruck gebracht, die Lithographie würde nicht mehr erkennbar und dann nicht mehr begehrt sein können. Dieser Lithograph wütet gegen sich, seine Kunst und seine Kollegen!

Nun könnte erwidert werden: „Dann soll keine Technik durch eine andere überdeckt werden. Es darf nicht vergoldet, vernickelt, versilbert usw. werden!“

O nein! Der Einwand trifft nicht zu. Aus Gründen der Haltbarkeit kann eine Technik die Hilfe einer anderen in Anspruch nehmen. Diese Hilfe kann aber auch durch selbständige Vorführung der helfenden Technik, gewissermaßen ohne Selbstschändung dieser, gegeben werden! Nur soll immer die nachbildende als solche erkennbar bleiben. Es kann Gips, Metall oder geringwertiges Holz durch Farbe geschützt oder mit seiner Umgebung in Harmonie gebracht werden. Da aber möglich ist, die Farbe als Anstrich oder Bemalung in eigener Technik und lauter mit der Werbekraft der Ästhetik der eigenen Technik allein zu zeigen, verwerfe ich die Imitation von Holz oder Marmor. Diese Stoffe können als Imitationsmalerei nur schlechter als im Urmaterial wiedergegeben werden, Leben und echter Glanz fehlt ihnen! Der Vergolder gefährdet nicht die Qualität für die Massen, weil echtes Gold wert-

voller und dauerhafter ist als andere Stoffe. Unehntes und Bronze kann an Dauer und Schönheit nicht konkurrieren.

Die Imitation verhindert die Belehrbarkeit des Publikums! Auch haben die Imitationen nicht die Eigenschaften, die äußerlich vorgetäuscht werden. So erwecken z. B. die gemalten Stein- und Metallimitationen irrige Vorstellungen über die Festigkeit. Das Dienstmädchen hält den bronzierten Gipsabguß für Bronze, übt geringere Vorsicht und stößt Stücke heraus. Der auf Gipsputz gemalte Marmor im Treppenhause erhält schon durch leichte Berührung weiße Risse und verrät seine unwahre Natur. Der Imitationsgeist prägt falsche Münze, schafft entfittlichende Werte. Ich sehe in der Imitation auch eine Sünde gegen die eigene Technik, insofern diese nicht jede Gelegenheit wahrnimmt, ihre eigene Anziehungskraft zu entwickeln. Der Stubenmaler könnte die Zeit und Kraft, die er auf die Herstellung von Stein- oder Holzimitationen verwendet, besser dazu aufwenden, Muster oder Bilder mit seiner Technik zu erschaffen. So würde er seinen Zweck auch erreichen, dabei aber ungleich edler und stolzer handeln! Sehr bekannte Beispiele für törichte und schädliche Imitationen sind die in der Buchbinderei jetzt breit üblichen, auf Papier geprägten Reliefs von Häuten und die auf Metallplatten aufgewalzten Hornwirkungen.

Ich möchte die Imitation durch ein Recht der Technik verhindern. Dann ist Aussicht vorhanden, daß das Handeln jeder Technik von zwei Seiten überwacht wird, jede Technik wird dann ihr Recht verteidigen können.

Es gilt das Rechts- und Stilgefühl in den Techniken schärfen, einen Geist der Nächstenliebe beim Schaffen zu entwickeln und einen übelgestimmten Schein auszuglätten. Wir haben heute in dem jüngsten Kunstschutzgesetz ein immaterielles Eigentumsrecht anerkannt. Dieses geistige Besitzerrecht der Urheber oder Schöpfer des Werkes liegt nicht nur in der Konzeptionsform, sondern in jedem Formstadium der Gestaltung. Es liegt auch in persönlich gestalteter Technik auch in den gemeinsamen, eigenartigen Arbeitsritten ganzer Berufskreise. Es gibt eine Fachästhetik in der Technik. Wie die höhere Ästhetik, so übt auch die Technik eine werbende Kraft auf die Kaufkraft aus. Darum sollte die Technik sich ihre ästhetischen Züge gesund erhalten, ausbilden und schützen, aber auch in ihren Arbeitsritten das Recht der Technik des anderen und der anderen Fachkreise achten! Man kann sich heute nicht genug darin tun, bei der Erschaffung unseres Kunstgewerbes, unserer Kunstindustrie dem Nachbarn oder dem ersten Erfinder die Ernte seiner Erfindung, seiner besten Gedanken, technischen oder ästhetischen Anziehungsmittel fortzunehmen und dabei den Laien zu täuschen über den wahren Wert seines Besitzes und seiner Kultur. Gehört zur rechten Bildung nicht auch, daß man für wenig Geld nicht große Arbeitsleistungen und kostbare Stoffe verlangt, und daß man unechte, nur scheinbar wertvolle Arbeit nicht zu besitzen strebt? Leider huldigt die Technik heute vielfach einer falschen Ästhetik und stellt ihr eigenes Licht unter den Scheffel, statt es hell leuchten zu lassen. Es ist Zeit, der konkreten Imitation eine ethische Bedeutung beizumessen und ernstlich an ihre Beseitigung zu denken. Auch die Werke unserer Hände und Maschinen sind Offenbarungen unseres Geistes, Spiegelbilder unserer Kultur, es ist nicht gleichgültig, mit welcher Gesinnung sie erzeugt sind und welchen Geist sie während ihres oft langen Lebens täglich ausstrahlen und dem aufkommenden Geschlechte überliefern dürfen.

Heutzutage werden ästhetische Begriffe als schwer faß- und sehr dehnbar angesehen und mit einer gewissen Scheu berührt. Über Geschmack kann man nicht streiten, sagt das Sprichwort. Diese Geschmacksfragen sind aber im hohen Grade Fragen der Sitten und deshalb für jeden diskutierbar. Auch das jüngste Kunstschußgesetz betrachtet die Kunst mit ethischer Brille und die Zeit dürfte vorüber sein, die die Kunst außerhalb der allgemeinen Moral stellt. Wie in jenem neuen Gesetz die Kunst nicht mehr in freie hohe und in angewandte, niedere eingeteilt, sondern in gleichwertige Arten gruppiert ist, so ist auch die Sondernormal für die Kunst nicht kulturdienlich. Als die Kunst früher absichtlich diente, entfaltete sie schönste Blüten. In jüngster Zeit glaubte sie frei, nur für sich selbst da sein zu müssen, zwecklos und unangewandt. Sie wurde weltfremd und erstrebte keine Verschmelzung mehr mit dem Leben. Der neuzeitliche Freiheitsraum hat die Kunst kaum verbessert und gestärkt. Die Darstellung des Nackten wird hiervon nicht berührt. Nicht der Stoff oder das Motiv bringen die Kunst in Konflikt mit der Moral, sondern die Art der Darstellung.

Beim Kapitel der Imitation ist auch der Fälschung zu gedenken. Noch ist der bewußte Fälscher von Museumsstücken nicht strafbar. Nur der Händler ist wegen Betruges zu fassen! Das unlautere Nachbildungsverfahren selbst ist nicht unter Strafe gestellt! Wir hören immer wieder, daß Museumsdirektoren den Fälschern zum Opfer fallen. Dabei handelt es sich oft um hohe Werte! Die Meister im Fälschen sitzen allerdings meist außerhalb der deutschen Lande. Es kursieren recht witzige Geschichten, wie Kopien durch Säuren, Eingraben usw. echt und antik gemacht, wie Gemäldenachbildungen in Originale verwandelt werden!

Es wäre des Schweiges der Edlen wert, Wege zu finden, wie die Originalwerke, besonders die als Einzelwerk gedachten, bestellen oder verkaufen dem Urheber oder Besitzer zu schätzen sind. Ebenso festzustellen, wieweit der tiefere Sinn des Kunstschußgesetzes, die Kultur zu fördern auch durch einige jetzt noch zulässige Nachbildungsverfahren nicht aufgehoben wird. Manche dieser erlaubten Nachbildungsmöglichkeiten sind nicht geeignet, die wünschenswerte Entwicklung der Kunst zu fördern! Zu den wichtigen und feinen Problemen, die hier noch der Lösung harren, gehört die Frage über Maßstab, Technik und Treue von Original und Nachbildung; die Kenntlichmachung von Original und Nachbildung, von Vorwerk (Entwurf, Modell) und Werk, und manches andere.

Mir erscheinen die hier berührten Probleme genau so wichtig als die über die Mäßen gewürdigten einer neuen Form, eines neuen Stils. Als wesentliches Element müßten dem neuen Stil doch Aufrichtigkeit und Echtheit der Technik angehören! Er ist nicht nur in rein formaler, sondern auch in ethischer Hinsicht wünschenswert! Wir suchen ihn noch aus anderen Gründen, als daß wir der älteren historischen Formen überdrüssig und nach Abwechslung begierig sind! Die Formen vom Ende des vorigen Jahrhunderts dienten den neuen Zwecken nicht mehr echt, vor allem wurden sie uns zu schlecht wiedergeboren. Der Schund wucherte bei der Gewerbefreiheit in Deutschland weit und dreist empor, daß es nur wenig Echtes in den Häusern der ganz Reichen und in den Museen gab. Die Ethik des jüngsten Stils hat allen Besserempfindenden die Sehnsucht nach einer neuen im Zeitgeist und im Material echten Form geweckt, denn der letzte Stil war in ästhetischer und technischer Hinsicht ein wahrhafter Imitationsstil!

Derrière Geist, besonders in archaischer Begreifung, lebt aber noch in der Kunst des jetzigen Stils und ist die künstlerische Immaturität noch durchschimmernd aus vor der Entwürfe und nicht mit der Technik des Werkes beschäftigt und aus der Kunst! und alle Personen, die zur Kunst gehören in Deutschland unterdrückt werden während die kirchliche Kunstformen überdrückt wird! Derlei unserer Schicksal - entscheidung in der Schule ist der Deutsche durchschimmernd für das Leben der Nation erfolglos und blind. Wie können wir nicht jemand danach wie ein Ding gemacht ist aber nahe jeder liegt sich selbst die schlechteste Arbeit in die Hand drücken!

Auch in der regierenden Straßenreform begreifen wir jenen unangenehmen Jagen des jetzigen Stils und der bei einer Gestaltung ähnlichen unwilligen Kampfesweise. Der Geist in der Form der Schlamm des heutigen Geschichtsbildes und in der kunstindustriellen Produktion gleichen einander. In beiden ist ein Wandel zu reinem Wert zu wünschen.

Besonders stark im Reklamewesen herrscht jetzt das „Nieder mit dem Nachbarn!“ Der Dreißiger sagt, er darf die erfreulichen Werke der besseren Elemente, selbst kostbare Kunstwerke der Behörden durch aufdringliche Sichtbarkeit, durch stürzenden Maßstab, durch schreiende Farbe überwirken, Museum und Denkmal mit seiner Geldbeutel ethisch vergewaltigen. Der „ästhetische Schutzmann“ an der Straße ist so nötig wie der „Denkmalschutz“, der vorläufig auch nur ein Schutz des Denkmals selbst nicht auch ein Schutz für das Denkmal, mit dem Recht auf eine würdige Umgebung ist! Wie wir jetzt auch schon die Naturdenkmale, die Landschaft schützen, so ist zu erwarten, daß wir im Schützen noch weiter gehen. Vielleicht bis zum Schutz aller Wirkungen in nationalen körperlichen Werken, der im Interesse aller Völker läge. In dieser Richtung würde der Schutz aller Teile eines mit seiner Umgebung organisch zusammenhängenden Kunstwerkes, eines Kunstwerkeskomplexes liegen. Nach den drei großen Ausstellungen in Chicago 1893, Paris 1900, St. Louis 1904, besonders nach der Dresdener Ausstellung 1906 hat es den Anschein, als ob unsere deutsche Wohnungskunst gesündere Formen und selbstbewusstere Technik zu zeigen strebe. Wir dürfen danach auf Besserung hoffen. Bei einer bewußten Stellung zu diesen Problemen vermag jeder diesen erfreulichen Zug zu einer höheren und breiteren Kultur zu stärken.

Die Technik bedarf heute nicht so sehr einer höheren Geschicklichkeit und Fruchtbarkeit als edlerer Haltung. Einst sollen von den Zünften zur Warnung für die Produktionsberechtigten auf den Marktplätzen minderwertige Arbeiten verbrannt worden sein! Die Technik schützte den Abnehmer und sich selber. Wie anders ist es heute, wo sie das Publikum vorschiebt für ihre Sünden. Dem Laien beugt sich jetzt der Sachverständige. Wenn aber die Technik unter eine gewisse Linie hinabgeht, muß sie bewußt unhaltbar und betrügerisch arbeiten!

Eine Zeitungsanzeige eines Warenhauses vor mir meldet: „Zum Einheitspreise von 93 Pfennig sind folgende Waren zu haben.“ Unter anderen: 1 Wandbild in elegantem Holzrahmen; 1 Kammgarnitur (1 Nackenkamm, 2 Seitenkämme); 2 Nadeln; 1 Spange reich mit Similisteinen besetzt; Rauchservice verkupfert; Armband versilbert; 2 seidene Kravatten; 4 elegante Tülldeckchen; 1 gestickte Kommodendecke; 1 elegante Wandetagere mit Gobelin!! 1 echt französischer Gobelin! 1 elegantes Sofaflissen mit Volant; 1 Blumentisch goldbronziert usw.

Leider ist noch immer ein großer Teil unserer Industriewaren nicht würdig des deutschen Volkes und seines Exportes. Die Kultur der vielen Wenigbemittelten wird nicht genug gewürdigt! Das Durchschnittsbild der Mehrheit zeigt aber die wirkliche Kulturhöhe eines Volkes.

Jedermann hat die Möglichkeit und ein Recht von ethischen Gesichtspunkten aus an die ästhetischen Probleme heranzukommen. Dadurch könnte eine Pseudoästhetik und Pseudotechnik am ehesten aus der Welt gefegt werden. Zum Siege des Echten und Eigenen möchten diese Gedanken mithelfen und zu einer Kunsttechnik und Ästhetik der Nächstenliebe und des Selbstbewußtseins führen. Auch die Schulen sind der Ort, dabei mitzuwirken; durch neuerliche Hinzunahme der Lehre der Technik in die Schul- und Versuchswerkstätte werden sie jetzt dazu befähigt. Auch die bisher übliche Trennung von allgemeiner Ethik und Ästhetik ist nicht durchführbar. Schon das jüngste deutsche Kunstschutzesetz mischt sie und diese Verschmelzung scheint mir aus praktischen Gründen auch wünschenswert, sie erleichtert den Kulturfortschritt, während eine Sonderethik in der bildenden Kunst die Gesundheit der Kultur und Kunst schädigt.

Metternichs Leibarzt.

Von Stefan Hod.

(Mit einem ungedruckten Briefe Grillparzers.)

Friedrich Jäger v. Jaritzthal, der berühmte Ophthalmolog, der treue Arzt und Freund des Kanzlers Metternich, hat Memoiren hinterlassen, von denen jüngst mehrfach die Rede war und deren Veröffentlichung eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntnis der österreichischen Geschichte von 1809 bis 1848 bedeuten würde. Vorläufig ist uns diese Quelle noch verschlossen, diese Aufzeichnungen täglicher vertrauter Gespräche mit dem Fürsten Metternich, diese Berichte über die Kriegsjahre 1809 und 1813 von einem loyalen, aber scharfsägigen und wahrheitsliebenden Beobachter. Nicht nur für den Historiker hätten diese Memoiren Interesse. Ein reiches Bild des gesellschaftlichen Lebens im vormärzlichen Wien wird entworfen und die Familiengeschichte führt zurück in die Zeit des Rokokos, in ein Milieu voll anmutiger romantischer Abenteuer, und erzählt uns von sonderbaren Menschen und von deren verworrenem, aber stets sanft und gütig ins Glück führendem Geschehe. Von diesem Teile der Selbstbiographie hat mir ein freundlicher Zufall einige Kunde gegeben, nicht aus den frühigen, schwer lesbaren Lettern, mit denen Friedrich Jäger seine Tages- und Jahreshefte füllte, sondern aus dem beredten Munde seiner Tochter, der die Vergangenheit noch wirkende Gegenwart ist in ihrem stillen, erinnerungsfrohen Alter.

In einem gartenreichen Vororte Wiens steht ein altersbraunes Häuschen unter breit-ästigen Kastanien. Und zu ebener Erde gegen den Garten zu wohnt in grünlammerigen Stuben voll lieben alten Hausrats Friedrich Jägers Tochter. An den Wänden hängen die Bilder ihrer Eltern und Geschwister, anmutige, geistreiche Alt-Wiener-Gesichter, in den Truhen und Schubladkästen drängen sich Erinnerungszeichen an ferne, schöne, heitere Tage. Und an ihrem Arbeitstischchen sitzt die freundliche alte Dame, in deren braunen Augen es noch hell aufblitzt, wenn sie mit solch einem weichen, vollen Organe,

wie es den Wienerinnen aus der kaiserlichen Zeit des älteren Strauß eigen gewesen zu sein scheint, von ihren Ahnen, von der eigenen Jugend erzählt. Alles steht ihr so lebendig vor Augen, daß es auch für den Hörer deutliche Gestalt annimmt, und ich weiß, daß ich nur andeutungsweise Form und Inhalt ihrer Erzählung wiedergeben kann, daß der Reiz des Unmittelbaren, Persönlichen in meiner Darstellung sich verlieren muß; aber ich will mich bemühen, die Worte der Erzählerin, so gut ich es kann, treulich zu wiederholen, ohne die Lücken zu ergänzen, ohne nachzuprüfen und etwaige Irrthümer zu verbessern.

„Wir Jäger stammen aus Württemberg. Aus einer alten Arztfamilie. Alle Jäger waren Ärzte und — Jäger. Leidenschaftliche Jäger. Und alle waren Brauseköpfe. Mein Großvater Christian Friedrich war Leibchirurg beim Herzog Karl, bei dem, der die Karlschule begründet hat. Wir haben nachforschen lassen: es ist in den Akten ein anderer als Leibarzt des Herzogs genannt. Der Großvater mag wohl so eine Art zweiter Leibarzt gewesen sein. Der Herzog war auch aufbrausend und jähzornig und da sind die beiden oft aneinander geraten. Aber des Herzogs Frau, das war ein Engel, die hat immer wieder eine Versöhnung zustande gebracht. So war mein Großvater einmal mit auf einer Sanjagd. Aber er hat nicht mitjagen dürfen, das war nur für den Herzog und die Hofkavaliere. Er war also bei den Hunden, die noch angekoppelt waren. Da bricht auf einmal ein Wildschwein aus dem Busch, mitten in die Meute hinein. Mein Großvater springt vom Pferd, packt den Hirschfänger und erlegt das Tier. Indessen aber geht sein Pferd durch, und der Herzog sieht das Pferd ohne Reiter. Er glaubt, dem Großvater sei was geschehen, und reitet zurück. Wie er aber das tote Tier und den Großvater daneben sieht, da kommt er in Zorn und schreit: „Wie konnte Er sich unterstellen, das Tier zu erlegen?“ Und alle Einwände des Großvaters waren umsonst, er war wieder einmal in Ungnade. Das ist denn dem Christian Jäger bald zuviel geworden, und wie er mit dem Herzog in Venedig war und sie sich wieder einmal gestritten hatten, da hat er seine Sachen gepackt und hat eine Gondel gemietet, um zu fliehen. Aber kaum war er eine halbe Stunde gefahren, da hört er einen Schuß und noch einen und einen dritten, und da legt der Gondolier das Ruder nieder und sagt: „Ich darf nicht weiterfahren. Es ist jemand durchgegangen. Es werden alle Gondeln aufgehalten und durchsucht.“ So blieb dem Großvater nichts übrig, als auszusteigen und heimzukehren.

Aber ein anderes Mal nach einem solchen Wutausbruch des Herzogs, da hat er sein Pferd gesattelt wie zu einem Spazierritt und hat alle seine Sachen zurückgelassen und ist über die Grenze. Und so ist er ohne Ziel und ohne Geld in die Welt hinausgeritten ins Hohenlohische hinein. Und wie er so durch Kirchberg an der Jagt durchreitet, da hört er plötzlich aus einem Fenster den Jägerischen Familienpfiff. Den Pfiff hab' ich auch noch gekannt, damit hat der Vater uns Kinder angerufen. Wie also der Großvater aufschaut, sieht er am Fenster einen Jugendfreund stehen, einen Maler. Der hat ihn nun gefragt, woher und wohin, und hat ihm erzählt, daß er hier am fürstlichen Hofe beschäftigt sei. Und der Großvater hat von seinem Mißgeschick und von seiner Flucht erzählt. Und da sagt ihm der Maler, so halb im Scherz: „Das trifft sich ja sehr gut. Es ist gerade der Leibchirurg des Fürsten, der Doktor Drechsler gestorben. Die Stelle kannst du jetzt kriegen. Und du kannst sogar auch die Witwe heiraten. Freilich hat sie fünf Kinder.“ Und so ist es geschehen. Der Großvater ist hohenlohischer Leibchirurg geworden und hat richtig auch

die Witwe Drechsler geheiratet und noch fünf Kinder mit ihr bekommen; das waren also fünf Jäger und fünf Drechsler. Und zwei Buben Drechsler und zwei Buben Jäger, alle vier sind Ärzte geworden.

Der jüngste Jäger, Christian Friedrich, ist mein Vater gewesen. Der hat schon als kleines Kind sich für die Medizin interessiert und sein Vater hat ihn zu den Krankenvisiten mitgenommen. Mit neun Jahren ist er schon bei einer Sektion dabeigewesen und hat gezeigt, wo die Milz sitzen müsse. Früh hat er dem Großvater in der Prager geholfen. Und früh hat er sich für die Landwirtschaft interessiert; Arzt oder Ökonom, etwas anderes hätte er nicht werden mögen. Er hat dann in Würzburg studiert und ist endlich nach Wien gekommen, um sich hier weiterzubilden. Nach und nach sind alle vier Brüder hergezogen und hier praktische Ärzte geworden.

Mein Vater hat den Feldzug 1809 mitgemacht und über die Zustände im Hauptquartiere des Erzherzogs Karl finden sich sehr interessante Aufzeichnungen in seinen Memoiren. Dann hat er bei dem berühmten Augenarzt Josef Beer studiert und ist bald sein Assistent geworden und sein Schwiegersohn.

Dieser Großvater Beer hat auch seine Geschichte. Er war der älteste von vielen Geschwistern. Sein Vater, der hat ein Gelübde abgelegt, nach dem hätte er Geistlicher werden sollen. Aber wie er 15 Jahre alt war, da hat sich sein Vater zum Sterben hingelegt und hat sich von seinem Gelübde entbinden lassen und seinem Sohne gesagt: „Mein lieber Josef, jetzt mußt du für Mutter und Geschwister sorgen.“ Der Großvater hat leidenschaftlich gezeichnet und gemalt, und in der Mittagspause, wenn er sich von seiner schweren Arbeit hätte ausruhen sollen, da hat er sich in die Galerie einsperren lassen und dort Bilder kopiert. Und diese Kopien hat der Fürst Liechtenstein gesehen und hat ihn in Italien ausbilden lassen wollen. Und da sagt ihm der Großvater Beer: „Ich danke, Durchlaucht, — aber ich will nur Arzt werden.“ Er hat also Medizin studiert und sich schon früh für Augenheilkunde interessiert. Der Professor der Augenheilkunde, Barth, war aber ein seltsamer Kauz. Er war ein sehr bedeutender Arzt und ist einmal, wie der Kaiser Josef sehr krank war, zu ihm gerufen worden und hat ihn geheilt. Und da war die Kaiserin so froh, daß sie befohlen hat, ihm 1000 Dukaten auszuzahlen. Er ist also mit dem Zahlmeister gegangen und der hat ihm auf einem Marmortische die Dukaten ausgezahlt. Da ruft der Barth auf einmal: „Und der Marmortisch gehört auch mir!“ Und seither war er wie übergeschnappt. Der Geiz ist in ihn gefahren; der elegante, verschwenderische Mann, der nur im Viererzug gefahren war, wohnte nun auf der Landstraße in einer unterirdischen Gartenwohnung mit einem halb blöden Burschen; er ist auf einem Leiterwagen ausgefahren, vor den Ochsen gespannt waren, in einer langen Kutte, den runden Hut vorn an seinen Rock geknüpft. So hat meine Mutter ihn oft gesehen. Er hat mit niemandem verkehrt. Viele Kranke hat er noch behandelt, und mit Erfolg. Nur wollte er niemandem seine Methoden zeigen und nahm keinen Schüler an. Aber er hat doch wissenschaftlich fortgearbeitet und wollte einen anatomischen Atlas herausgeben. Und um die Tafeln ins reine zu malen, hat er einen Maler gesucht. Und da hat der Großvater Beer sich gemeldet, aber nicht gesagt, daß er ein Arzt ist. So hat er bei dem Barth Augenheilkunde studiert. Die Tafeln sind noch jetzt in der Liechtenstein-Galerie zu sehen. Als aber Großvater schon einen Ruf als Operateur

hatte, da ließ ihm Barth seine Anerkennung sagen. Endlich ist der Großvater Professor für Augenheilkunde geworden und hat den Fürsten Metternich behandelt, wie der ein schweres Augenleiden bekam. Der Fürst war noch nicht ganz gesund, als er mit dem ganzen Hofe nach Neapel fuhr. Er wollte den Großvater mit haben, aber der lehnte es ab und empfahl ihm seinen Schwiegersohn, meinen Vater. So ist der denn sein begleitender Arzt und bald sein Leibarzt geworden.

Das war ein fröhliches Leben im Hause des Fürsten! Ich bin als junges Mädchen oft dort gewesen und da haben wir meistens musiziert. Auf allen Reisen war der Vater mit und er hat den Fürsten hochgeschätzt, so gut er seine Fehler erkannt hat. Mein Vater war ein lauterer Kindergemüt. Sein Beruf hat ihn ganz ausgefüllt, aber er ist immer mit offenen Augen in der Welt herumgegangen. Und er hat so gern gesprochen! Da hat er uns dann stundenlang erzählt von seinen Eltern und seiner Jugend und dann wieder von den Erlebnissen des Tages.

Wir haben kein großes Haus geführt, aber wer bei uns verkehrt hat, der kam, wann er wollte. Sehr befreundet waren wir mit der Jenny Lind. Die ist oft bis spät in die Nacht bei uns gewesen und war mir wirklich eine liebe Freundin. Und da ist es lebendiger bei uns geworden. Wie die Bienen sind die Verehrer ein- und ausgeflogen. Mein spezieller Freund war der Stifter. Ich weiß nicht, wie er zuerst zu uns gekommen ist. Vielleicht hat ihn der Vater beim Fürsten kennen gelernt, dessen Sohn er unterrichtet hat. Wie oft ist er an diesem kleinen Tischchen bei mir gegessen und hat erzählt! Und so erzählt, daß man alles bis ins kleinste sehen konnte. Und wenn er nicht in Wien war, da hat er uns geschrieben und uns von seinem Leben berichtet. An einen Abend erinnere ich mich wie heute. Da ist Adalbert Stifter an diesem Tische gegessen und um ihn wir jungen Leute, unter uns die Jenny Lind, und da hat er uns die Geschichte vorgelesen von den zwei Kindern, die sich im Gebirge verirren, in Schnee und Eis, am Weihnachtsabend. Und die Jenny Lind ist aufgestanden und ins Nebenzimmer gegangen und hat dort geweint und geschluchzt. Und da ist der Stifter zu ihr und hat ihr die Hand genommen und hat gesagt: „Das macht mich stolzer und glücklicher als alle Erfolge und Lobpreisungen.“

Grillparzer ist nie zu uns gekommen. Aber der Vater hat ihn öfter besucht und auch in anderen Häusern getroffen. Er hat ihm ja in Italien fast das Leben gerettet und Grillparzer hat ihm's nie vergessen. Aber es war schwer, mit dem Grillparzer auszukommen; denn er war sehr empfindlich und meinem Vater ist bald ein heftiges Wort ent schlüpft, wenn's auch nicht böse gemeint war. Einmal kommt mein Vater am Abend nach Hause und sagt: „Heute hab ich mich mit dem Grillparzer gezanft.“ Es hat sich um eine hochgestellte Person gehandelt, um Metternich oder einen anderen von den regierenden Herren; Grillparzer hat sich recht heftig geäußert und mein Vater hat ebenso heftig erwidert. Aber am nächsten Tage hat es meinem Vater sehr leid getan und er hat sich hingesezt und an Grillparzer geschrieben. Und der hat ihm gleich geantwortet. Da haben Sie den Brief.“

Und die Erzählerin holt aus einer Truhe ein sorgfältig verwahrtes Blatt Papier. Vier Seiten, über die letzte quer die Adresse geschrieben mit Grillparzers zierlichen flüchtigen Schriftzügen:

„Seiner
des Herrn Regierungsrathes und Doktors der Arzneikunde Friedrich von Jaeger
Wohlgeboren.“

Ich lese den Brief, der Zeugnis gibt von der vornehmen Gesinnung des Schreibers wie des Empfängers. Um Metternich kann es sich natürlich schon nach dem Datum des Briefes nicht handeln. Er lautet:

„Hochverehrter Herr!

Wenn Sie glauben, mich vorgestern Nachmittags beleidigt zu haben, so fühlte ich meinerseits mich den ganzen gestrigen Tag durch Selbstvorwürfe beunruhigt, die über meine eigene Schuld mir jede zweite vergessen ließen. Es ist das Unglück unserer Tage, daß ihre Fragen so tief in die Gemüther eingreifen, daß man heftig wird, ohne es zu wissen und zu wollen. Für jeden Fall aber war meine Achlosigkeit die größere, da außer der Hochachtung auch die Dankbarkeit mich hätte zurückhalten sollen.

Übrigens bitte ich überzeugt zu seyn, daß ich an Patriotismus und Loyalität Niemand in Oesterreich nachstehe, so wie daß meiner Meinung über diese oder jene, höher gestellte Person nicht ein Zweifel an deren Fähigkeit oder gutem Willen, sondern die Überzeugung von der Unermeßlichkeit ihrer Aufgabe zu Grunde liegt, welcher vollkommen zu genügen außer dem Maße menschlicher, nicht spezifisch ausgebildeter Kräfte zu liegen scheint.

Mit der Bitte um Entschuldigung und der Versicherung ausgezeichneter Hochachtung ergebenst

am 12. Februar 1852.

Grillparzer.“

Wie der traurige Ausklang eines frohen Liedes ließt sich nach den heiteren Erzählungen aus dem Vormärz dieser Brief aus der Reaktionszeit, aus einer Periode schwankender Konzentrationsversuche der Regierung, müder Gleichgültigkeit oder verbitterter Gereiztheit der Regierten; einer bösen Zeit, die dort Anastasius Grün in die Einsamkeit seiner Wälder trieb, hier zwei Männer treuer und vornehmer Gesinnung entzweite und ihnen heftige, beleidigende Worte einblies. Aber der Brief Grillparzers weist doch wieder in die glücklichere Zukunft. Patriotische Männer, gerade, edle Menschen, wie diese beiden, waren die Bürgen für ein Besserwerden; die Umwandlung Oesterreichs in einen Verfassungsstaat ist das Werk dieser loyalen Oppositionellen, dieser guten Oesterreicher, die ihr Vaterland so heißer liebten, je bitterer sie es tadelten, — das alte Oesterreich, das heute verloren scheint, das wir so innig zurückwünschen.

So ein Stück von dem alten Oesterreich scheint mir meine gütige Erzählerin in ihrem stillen Winkel, da ich von ihr Abschied nehme. Die Bilder an den Wänden haben nun für mich Leben gewonnen, Großvater Jäger blickt fest und froh in die Welt, und Friedrich Jäger scheint den Mund zum Erzählen aufzutun. Ein später Sonnenstrahl stiehlt sich in das Zimmer und huscht über das Arbeitstischchen, an dem einst Stifter saß, hin gegen den schweren Schubladkasten, der die Briefe der guten und bedeutenden Menschen bewahrt, die dem Hause Jäger teuer waren. In diesen stillen Stuben lebt noch das alte kleine und so große Wien.

Die Deutschen in Ungarn.

Von Hans Weber-Eutkow.

Professor Kaindl macht in seiner „Geschichte der Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen“* auf die wenig bekannte Tatsache aufmerksam, daß sich in den gegenwärtig zur ungarischen Krone gehörenden Ländern früher deutsche als magyarische Siedlungen befanden. Karl der Große, so führt Kaindl aus, dessen trefflichen Darstellungen wir uns im folgenden anschließen, hatte zum Schutze seines Reiches nach Osten um das Jahr 800 zwei Marken, die Friaul und die Ostmark, gegründet. Die Ostmark umfaßte neben bedeutenden Teilen von Nieder- und Oberösterreich auch die einstige römische Provinz Pannonien, das ist Ungarn südlich und westlich von der Donau bis an die Donau. Zur Stütze der fränkischen Herrschaft dienten in diesen Gebieten die Ansiedlung von Deutschen und die Christianisierung der noch heidnischen einheimischen Bevölkerung, die aus Avarn und Slawen bestand. Die geistlichen Körperschaften und Laien, die vom Karl dem Großen mit reichem Grundbesitz ausgestattet wurden, zogen ihre Hörigen aus der deutschen Heimat nach Ungarn herbei. Damals besaßen die Bischöfe von Salzburg und Passau, Regensburg und Freising die Klöster Kremsmünster und Mattsee ausgedehnte Besitzungen in Pannonien; damals entstanden, zum Teil auf den Ruinen römischer Städte, die deutschen Siedlungen fünffkirchen, Ödenburg, Altenburg, Güns u. a.

Aber es war diesen Gründungen keine ruhige Entwicklung gegönnt. Swatopluk, der Beherrscher des benachbarten großmährischen Reiches, fiel in den Jahren 883 und 884 mit einem zahlreichen Heere in Pannonien ein und suchte einen großen Teil dieses Landes „nach der Art eines Wolfes“ mit Mord und Brand heim. Diese Verwüstungskriege dauerten lange Jahre und später nahmen an ihnen auch die Magyaren teil, die sich zu Ende des 9. Jahrhunderts in den Ebenen an der Theiß und Donau dauernd niederließen. Der Erzbischof von Salzburg beklagte das traurige Los seiner Kirchenprovinz in dem folgenden, im Jahre 900 an den Papst gerichteten Schreiben: „Die Magyaren haben die Einwohner teils in Gefangenschaft geschleppt, teils umgebracht oder im Kerker vor Hunger und Durst umkommen lassen, unzählige in die Verbannung getrieben, vornehme Männer und Frauen in die Sklaverei geschleppt. Die Kirchen Gottes haben sie angezündet und alle Gebäude zerstört, so daß in ganz Pannonien, unserer größten Provinz, auch nicht eine Kirche mehr zu erblicken ist.“ In den folgenden Jahren fiel das großmährische Reich und die Ostmark unter dem Ansturm der Magyaren. Damit waren diese die Herren des deutschen Siedlungsgebiets in Pannonien geworden.

Einen neuen Aufschwung gewann das Deutschtum in Ungarn, als sich die Magyaren nach der Niederlage von Augsburg (955) der abendländischen Kultur einfügen mußten. Deutsche Priester kamen wieder in das Land, um das Christentum zu predigen, und Geisa, der Großherr der Magyaren, vermählte seinen Sohn Stephan, der später Ungarns erster apostolischer König werden sollte, mit der bayrischen Prinzessin Gisela. Deutsche mußten die Lehrer und Ratgeber Stephans gewesen sein, denn die Einrichtungen, die er in Ungarn einführte, weisen deutlich auf deutschen

* Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern von Raimund Friedrich Kaindl. Zweiter Band. Geschichte der Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen bis 1763, in der Walachei und Moldau bis 1774. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1907.

Ursprung hin. Der Aufstand des magyarischen Adels, der gleich zu Beginn der Regierung Stephans ausbrach, wurde mit Hilfe der Deutschen niedergeworfen, worauf Stephan noch mehr Deutsche in das Land zog. In der Ermahnungsschrift an seinen Sohn Emerich schrieb er später: „Halte die Gäste (die Deutschen) gut und in Ehren, denn sie bringen fremde Kenntnisse und Waffen in das Land; sie sind eine Zierde und Stütze des Thrones, denn ein Reich von einer Sprache ist schwach und gebrechlich.“

Nach diesen Worten zu schließen, handelte es sich vor allem um die Herbeiziehung von Rittern und Kriegern, aber im Laufe der Zeiten gewann auch das deutsche Bürger- und Bauerntum Eingang in Ungarn. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts begann eine zahlreiche Wanderung westdeutscher und niederländischer (flandrischer) Ansiedler nach dem Osten, die zur Gründung deutscher Kolonien in Schlessien, Polen und Ungarn führte. Ein Hauptförderer dieser Bewegung war Heinrich der Löwe, mit dem Geisa II. (1142 bis 1161) in Verbindung stand. Deutsche Bürger und Bauern wurden unter Zusicherung bestimmter Freiheiten und Verleihung des deutschen Rechts besonders in Siebenbürgen und Oberungarn, aber auch in anderen Teilen des Landes angesiedelt und erfuhren seither von den ungarischen Königen, die häufig mit deutschen Fürstentöchtern vermählt waren, besondere Förderung.

Der Mongolensturm von 1241 und 1242 hat wie in Polen so auch in Ungarn die deutschen Ansiedlungen schwer geschädigt; das Land war zum großen Teile in eine Wüste verwandelt. Da griff König Bela IV. zu demselben Mittel, das auch in Polen angewendet wurde, um die tiefen Wunden zu heilen. Er förderte das Städtewesen und die Massensiedlung von Deutschen. Seinem Beispiele folgten die späteren Könige aus dem Hause der Arpaden. Den Zeiten Kasimirs des Großen in Polen entspricht in Ungarn die gleichzeitige Periode Ludwigs des Großen. Dieser verfügte, daß Adelige und Geistliche von ihrem Besitz in den Städten auch alle bürgerlichen Lasten tragen sollten. Später erfolgte die Aufnahme der Städte in die Reihe der ungarischen Stände. Im Jahre 1402 waren auf dem Reichstag in Preßburg, auf dem Albrecht V. von Österreich zum Erben des Königreiches Ungarn bestimmt wurde, neben den Prälaten, Baronen, Edeln und Großen auch die Städte vertreten und die Siegel von Preßburg und Odenburg erscheinen auf den Urkunden neben jenen der anderen Stände.

Was Kaindl über die Zustände in den Städten Ofen und Pest sagt, dürfte von allgemeinem Interesse sein. „Im Jahre 1217 wohnten in Alt-Ofen wie in Pest Deutsche, denn diese Orte hatten damals bereits deutsches Recht, was in jener Zeit deutsche Siedlung voraussetzt. Pest scheint sich rascher entwickelt zu haben, denn zur Zeit des Mongoleneinfalls wird dieser Ort ein großes und reiches deutsches Dorf genannt. Es erhielt im Jahre 1244 einen großen Freibrief, die goldene Bulle, in dem es auch das erste Stapelrecht in Ungarn bekam, ein Zeichen, daß sich hier unter deutschem Einfluß ein sehr reger Handel entwickelt hatte. Vom linken Donauufer griff diese Ansiedlung schon damals auf das rechte hinüber. Am Fuße des Bloßsberges, der damals Pester Berg genannt wurde, entstand als Hafen von Pest der Ort Kleinpest (Pest minor), der schon in dem Freibrief von 1244 genannt wird. Im Jahre 1246 werden in einer Urkunde Heinrich, der Sohn des Olbrant, Willam, Herbot und der Gloßengießer und Richter Heinrich als Deutsche von Groß-

Pest (Teutonici de majore Pest) genannt; gleichzeitig erscheinen die Sachsen von Klein-Pest (Saxones de minore Pest). . . . Später kam Pest in Abhängigkeit von Ofen und nur mit Mühe gelang es in den Wiederbesitz einzelner Rechte. Ofen war ursprünglich eine ganz deutsche Stadt. Schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts begegnen uns hier die hervorragenden Bürger Walthar und Werner. Am Anfang des 14. Jahrhunderts treten uns in den ungarischen Chroniken Ladislaus Wernher und Petermann als einflußreiche Richter der Stadt entgegen. Das berühmte Ofener Stadtrechtsbuch aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts ist in deutscher Sprache abgefaßt und enthält allerlei Bestimmungen, die den deutschen Charakter der Bürgerschaft bekunden. So heißt es im Abschnitt, der über die Wahl der Richter handelt: „Der Richter soll sein ein deutscher Mann von allen seinen vier Ahnen.“ Die Deutschen Ofens wählten damals zehn Ratsherren, die Magyaren aber nur zwei. Der Stadtschreiber mußte „von deutscher Art und Gepurdt von allen seinem Geschlechte“ sein. Ebenso galt bei der Wahl des Geldrichters die Bestimmung, daß er „aus deutscher Art sei“. Dementsprechend berichtet noch im Jahre 1433 Bertrandon, der oberste Stallmeister des Herzogs Philipp des Guten von Burgund, nachdem er Ofen persönlich kennen gelernt hatte, folgendes: „Die Stadt wird von Deutschen regiert, sowol in Justiz als Kommerzachen als auch in Ansehung der verschiedenen Gewerbe.“

Zahlreich sind die Ursachen, die zu dem allmählichen Niedergang des Deutschtums in Ungarn führten. Der magyarische Adel sah die Sonderrechte der deutschen Bürger äußerst ungern und verletzte sie, sobald sich Gelegenheit hierzu bot. Die deutschen Siedlungen hatten durch drückende Verpflichtungen, durch das willkürliche Vorgehen der königlichen Beamten, durch Kriegsnöten schwer zu leiden und oben-dreïn faßte der ungarische Landtag Beschlüsse, durch die die deutschen Bürger an Vermögen und Rechten arg geschädigt wurden.

Kaindl weist in dieser Hinsicht auf die Rede hin, in der Albert Huet, seit 1578 Sachsengraf, die Rechte seines Volkes verteidigte. Er hielt sie auf Beschluß der Universität (d. i. der Gesamtheit) der Sachsen am 10. Juni 1591 zu Karlsburg in Gegenwart des Fürsten Siegmund Bathory, der Räte und der Großen. Der Sachsen Rechte, führte er aus, würden angefochten, ihr Hab und Gut geplündert, und zwar um so gewissenloser, als man aus ihren Städten, wohlgebauten Häusern, großen Dörfern, Burgen und Kirchen den Schluß ziehe, daß ihr Reichtum unermesslich sei. Sie seien aber bereits völlig ausgefogen und erschöpft. Dies gereiche dem Fürsten nicht zur Ehre, dem die Städte allein zu eigen seien. Darum solle der Fürst nicht gestatten, daß so Viele sich erheben, die da sprechen: „So will ich's, so befehle ich's; wir sind Edelleute, ihr unedel!“ Wollte Gott, daß sie edel wären von schönen Tugenden! Wenn jeder gemeine Edelmann seine Hörigen schirme, warum schütze der Fürst nicht seine Untertanen, seine lieben Getreuen? . . . Das verspottete bürgerliche Handwerk nähre nicht nur seinen Mann, sondern werfe auch dem Fürsten einen reichlicheren Zins ab, als ihn die anderen Nationen bezahlen; deshalb wollten seine Stammesgenossen lieber die Namen Kürschner, Schuster und Schneider, als Diebe, Mörder und Räuber tragen. Sie seien als Gäste gekommen, aber von König Geisä eingeladen, jetzt seien sie nicht mehr Fremdlinge, sondern Bürger des Landes, Untertanen und Getreue des Fürsten, die zur Zeit der Not auch die Waffen zu führen verstünden. —

Schweres Unheil brachten die Einbrüche der Türken, die vom magyarischen Adel gegen den eigenen König in das Land gerufen wurden; ferner die durch die Reformation verursachten Glaubenskämpfe. Der Wiener Hof, der in der deutschen Bevölkerung eine natürliche Stütze gegen den aufständischen Adel hätte sehen sollen, suchte die protestantischen Deutschen mit Gewalt und Grausamkeit zur römischen Kirche zu bekehren. Berühmt ist das Blutgericht von Eperies (1687), wo General Antonio Caraffa zahlreiche Protestanten einem qualvollen Tode überlieferte. Damals wurden hingerichtet: Sigmund Zimmermann, Andreas Keuzer, Kaspar Raufcher, Gabriel Keuzer, Georg Fleischhacker, Georg Schönleben, Friedrich Weber, Daniel Weber. Der Name des Caraffa wurde zu einem Fluchwort in Ungarn, obwohl er nur das Werkzeug der schwachen, von den deutschfeindlichen Magyaren irreführten Regierung war. Magyarische Große, die selbst Rebellen waren, schwärzten die deutschen Protestanten Ungarns bei Leopold I. als gefährliche Leute an, um sie zu demütigen und zugleich dem Wiener Hofe abwendig zu machen. Dem Deutschtum abholden magyarische Bischöfe und Priester waren es, die die Regierung zu den Verfolgungen der deutschen Protestanten hinrißen. Diesen Priestern handelte es sich nicht so sehr um die Bekehrung, als vielmehr um die Vertreibung und Unterdrückung der deutschen Protestanten in Ungarn. Vergebens hatten sich umsichtige Männer, zu denen auch der Erzbischof von Wien, Emerich Sinelli, gehörte, gegen die gewaltsame Bekehrung ausgesprochen. Die Folge des verkehrten Vorgehens der Regierung war, daß die Deutschen Ungarns ihr entfremdet wurden und sich, als der Aufstand Rakoczys im Jahre 1703 ausbrach, auf seine Seite schlugen. Nur einzelne Städte, wie Preßburg und Ödenburg, waren damals österreichisch geblieben.

Diese Entwicklung der Verhältnisse hält Kaindl für um so bedauerlicher, als gerade damals die deutschen Waffen nach der glücklichen Abwehr der zweiten Türkenbelagerung Wiens (1683) mit glänzenden Erfolgen für die Wiedereroberung des türkischen Anteils von Ungarn tätig waren; Ofen war bereits 1686 genommen worden. Die magyarische Adelspartei, die in ihrem Kampfe gegen den König über Land und Leute so großes Unglück gebracht hatte, lag ebenso wie die Macht der Türken, die sie in das Land gerufen hatte, völlig darnieder; daher wäre es damals am Platze gewesen, das Vertrauen der Bevölkerung, insbesondere der Deutschen, zu gewinnen und in ihr eine Stütze der österreichischen Herrschaft zu suchen. So aber hatte die Gegenreformation das Deutschtum in Ungarn, vor allem in den oberungarischen Städten, überaus geschwächt und zu seiner Entnationalisierung beigetragen; die Regierung war ihrer Stützen beraubt, die widerspenstige national-magyarische Partei war gestärkt.

Aber trotz dieser mißlichen Verhältnisse gelangte das Deutschtum zu neuem Aufschwung und auf den Trümmern der Städte, aus denen das deutsche Schwert die Türken vertrieben hatte, entstanden durch deutschen Fleiß und deutsche Bürgertugend neue Wohnstätten.

Diese Arbeit war aber keine geringe, denn überall in Ungarn, insbesondere aber in den den Türken abgenommenen Teilen, sah es überaus traurig aus. Um zu erkennen, was aus den einst blühenden deutschen Städten unter der Herrschaft des Halbmondes geworden war, genügt es eine Beschreibung Ofens aus dem Anfang

des 17. Jahrhunderts zu lesen. „Überall nur Mist, Dünger, verreckte Tiere, Unflat. Oben in der Festung ist auch nur Schmutz und Kot zu sehen. Vor den Häusern hier und dort Greislerstände, Gartküchen, Barbierstuben, Straßenlöcher. Die Häuser sind teils dachlos, teils haben sie verwitterte Dächer. Die Fenster sind mit Kot, Ziegeln, Stroh zugestopft. Die Häuser sind ganz aus der Form gekommen; Schimmel, Ruß und Moos verunstalten die ehemaligen Paläste. Auf dem Markt, bei den Kaufleuten, bekommt man außer gemalten Töpfeln und anderen Kleinigkeiten gar keinen Bedarfsgegenstand. Alles ist außerordentlich teuer. Die Kirchen sind zerfallen und zu Viehställen geworden. Nirgends ist auch nur eine neue Dachschindel zu sehen, die Marmorsäulen aus den Kirchhöfen liegen auf dem Markt in den Winkeln herum, hier als Bank, dort als Greislertisch gebraucht. Leichname liegen auf der Gasse. Alles, was zerbricht, bleibt dort liegen wo es hinfällt. In der unteren Stadt ist alles drunter und drüber; kaum ein Gebäude steht aufrecht, mit Ausnahme von zwei oder drei türkischen Moscheen. Die untere Stadt ist beinahe unbewohnt.“ Beim Anblick von Pest ruft derselbe Reisende aus: „O armes Pest, dich sollte man lieber Pestilenz nennen. Hier ist nicht ein ganzes Haus. Alle sind beinahe der Erde gleichgemacht. Wenig verkommenes Volk bewohnt diese Stadt.“

Diesem beklagenswerten Zustand konnte nur durch erneuerte Kolonisation, vor allem durch deutsche Ansiedlungen abgeholfen werden. Zu diesem Auskunfts-mittel wurde schon mitten im Kriegstumult, da zu gleicher Zeit in Oberungarn Caraffa gegen deutsche Protestanten wütete, gegriffen, und fortan bildete die Kolonisation einen stets an Bedeutung gewinnenden Zweig der Staatsgeschäfte. Schon 1689 hatte die mit der Einrichtung Ungarns betraute Kommission als geeignete Ansiedler vor allem Deutsche genannt, „damit das Königreich oder wenigstens ein großer Teil davon nach und nach germanisiert, das hungarische, zu Revolution und Unruhen geneigte Geblüt mit dem deutschen temperiert und mithin zur beständigen Treue und Liebe ihres natürlichen Erbkönigs und Herrn aufgerichtet werden möchte“. Auch eine Denkschrift von 1720 rät der Regierung, daß sie Südungarn in ausgedehntestem Maße mit Deutschen besiedle und so „durch Untermischung teutscher Colonieen die Revolten des Pöbels leichter zu verhindern trachte“. In Beherzigung dieser Erkenntnis wurden nicht nur deutsche Beamte und Geistliche, sondern auch deutsche Bürger und Bauern nach Ungarn berufen. Die österreichischen Herrscher, insbesondere Maria Theresia und Josef II., förderten die deutsche Ansiedlung in stets zunehmendem Maße. Von den kaiserlichen Behörden taten sich bei dieser Unternehmung seit den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts der Hofkriegsrat (Kriegsministerium) und die Hofkammer (Finanzministerium) hervor. An dieser Kulturarbeit beteiligten sich auch die siegreichen Feldherren, die reiche Besitzungen, besonders im Pester und Baranyer Komitate, erhalten hatten, allen voran Prinz Eugen. Ihnen schlossen sich viele geistliche und weltliche Gutsbesitzer an, die zahlreiche Deutsche ins Land zogen, um die verödeten Ortschaften zu bevölkern und ihre Güter bebauen zu lassen. Der größte Teil der Ansiedler kam aus den reichsdeutschen Ländern. Als ihre Heimat werden Bayern, Franken, der oberrheinische und der fränkische Kreis, Württemberg, Breisgau, die österreichischen Vorlande, Lothringen, Baden-Durlach, Hessen, Nassau, die Rheinpfalz, das Rheinland, Westfalen und Braunschweig genannt.

Welche Bedeutung die deutsche Arbeitskraft für das Land hatte, ist damals auch von einsichtigen Magyaren anerkannt worden. So stellt Bal in seinem großen historisch-geographischen Werke über Ungarn, das um 1735 erschienen ist, deutschem Fleiße und deutscher Arbeitskraft eine Reihe der glänzendsten Zeugnisse aus. Aber man merkt an mehr als einer Stelle, daß seine Landsleute nicht immer diese Gesinnung teilten, und daß er deshalb die Deutschen gegen sie in Schutz nahm. Auf dem Krönungslandtag von 1741 ereignete sich ein sehr bezeichnender Vorfall. Als Graf Erdödy, Bischof von Erlau, deutsch zu sprechen anfang, unterbrach ihn der Bischof von Vesprim mit den Worten: „Was für ein Dämon spricht hier deutsch? Am Ende fängt man im ungarischen Landtag an französisch zu sprechen und in 25 Jahren wird man hier keine Silbe mehr magyarisch hören.“

Wie Kaindls Geschichte der Deutschen in Galizien erbringt auch seine Geschichte der Deutschen in Ungarn den Beweis, daß, sobald es galt, diese Länder nach schweren Niederlagen und entsetzlichen Verwüstungen zu neuem Aufschwunge zu bringen, Deutsche in das Land gerufen wurden, und daß diese ihrer schwierigen Aufgabe stets vollkommen gewachsen waren.

Chronik.

Luftschiffahrt.

Graf Zeppelin hat in der letzten September- und der ersten Oktoberwoche v. J. mit seinem rekonstruierten Flugschiffe (Modell Nr. 3) über dem Bodensee eine Reihe von Aufstiegen unternommen, die durchwegs ohne Unfall verliefen und in der deutschen Presse ungeheures Aufsehen erregten. Die Wogen der Begeisterung gingen turmhoch! Graf Zeppelin wurde schon als Nationalheld gefeiert und sein Flugschiff als die glänzendste Erfindung des Jahrhunderts gepriesen. — Auch der prinzipielle Gegner des Zeppelinschen Flugschiffsystems wird ja dem greisen Erfinder die aufrichtigste Bewunderung zollen und die größten Sympathien entgegenbringen. Unter den widrigsten Verhältnissen hat Graf Zeppelin mit eiserner Energie an seiner Idee festgehalten und es gelang seiner unermüdblichen Propaganda immer wieder neue Mittel aufzubringen, um sein Werk fortzuführen. Nach Überwindung unendlicher Schwierigkeiten konnte Graf Zeppelin vor neun Jahren an den Bau seines ersten Flugschiffmodells schreiten. Zwei Jahre später wurde dieses zum ersten Male in die Lüfte gesteuert. Die Experimente brachten aber keinen durchschlagenden Erfolg, die Gesellschaft, welche die Mittel zum Bau des Flugschiffes aufgebracht hatte, löste sich auf. Damit schien das Schicksal des Zeppelinschen Flugschiffes besiegelt. Der Erfinder verlor aber nicht den Mut. Vier Jahre später gelang es ihm, die Mittel zum Bau eines neuen verbesserten Modells zu beschaffen. Auch über diesem zweiten Flieger waltete kein

günstiger Stern. Schon beim zweiten Aufstiege wurde der Ballon nach der Landung vom Winde zerstört. Wieder war kein endgültiges Resultat erzielt und es blieb unentschieden, ob und welche praktische Verwendbarkeit das Zeppelinsche Riesenluftschiff besitze. Auch die Katastrophe seines zweiten Flugschiffes konnte dem Erfinder den Glauben an die lösende Kraft seines Systems nicht rauben. Ein dritter Ballon wurde gebaut. Nach weniger als Jahresfrist stand ein neues Luftschiff zum Aufstiege bereit. Es ist dies das Modell, das Ende September in einer Reihe von Fahrten erprobt wurde. Erfreulicherweise verliefen diesmal alle Aufstiege ohne Unfall und Graf Zeppelin blieb vor dem Schicksale bewahrt, ein Märtyrer seiner Idee zu werden. Hätten die Versuche mit dem neuen Flugschiffe infolge irgendwelcher Zufälligkeiten etwa wieder mit einer Katastrophe geendigt, dann wäre die weitere Fortführung der Studien mit dem Zeppelinschen Riesenluftschiffe gewiß ernstlich in Frage gestellt gewesen, denn es wäre dem Grafen wohl kaum mehr gelungen, neue Mittel zum Bau eines vierten Modells zu beschaffen. Die glücklich abgelaufenen Aufstiege des „Zeppelin Nr. 3“ haben in ganz Deutschland einen wahren Taumel der Begeisterung erregt. In großem Maßstabe und geschickt inszenierte Reklame tat das Ihrige, um die Geister völlig zu hypnotisieren. Die Ergebnisse der Aufstiege wurden ins riesenhafte aufgebauscht. Man stellte die Leistungen des Zeppelinschen Luftschiffes sofort in eine Parallele mit dem französischen Motorballon von Julliot-Lebandy, ja

manche Heißsporne, bei denen die nationale Begeisterung das kritische Urteil trübte, fanden es gleich ganz selbstverständlich, daß der „Julliot“ minderwertig sei gegenüber dem „Zeppelin“. Es wurde ausgerechnet, daß das Flugschiff des Grafen Strecken von 2000 bis 3000 km ohne jede Zwischenlandung zurückzulegen imstande wäre. Verwirrend mußte es auf den Laien wirken, wenn er mit Bezug auf den „Zeppelin“ z. B. Sätze las, wie den folgenden: „Ist dieses noch ein Aérostat, ein Ballon mit Motor, oder ist es nicht vielmehr eine Art Aéroplan, eine Flugmaschine mit Hilfsballon?“ Oder Aussprüche wie: „Das ist kein Ballon mehr, das ist ein wirkliches Schiff!“ Wohl gemerkt die zitierten Sätze stammen nicht aus der Feder irgendeines Zeitungsreporters, sondern sie finden sich in einem Aufsatz des Assistenten des Grafen. Die „Assistenz“ des betreffenden Herrn beschränkte sich freilich bloß darauf, daß er die Presse mit tendenziösen Reklameartikeln versorgte. So lange die Versuchsreihe mit dem neuen Flugschiffmodell nicht abgeschlossen war, schien es im Interesse des unermüdbaren Forschers, dessen uneigennütigen Bestrebungen um die Förderung der Motorluftschiffahrt niemand in Zweifel ziehen wird, wünschenswert, über das Treiben seiner Anhänger, das wohl nicht immer seinen persönlichen Intentionen entsprochen haben dürfte, einfach stillschweigend hinwegzusehen. Jetzt, wo die Zukunft des Zeppelinschen Unternehmens gesichert ist, indem aus Reichsmitteln die Versuche unter der Leitung des Erfinders fortgesetzt werden, ist es jedoch an der Zeit, endlich in aller Ruhe die Ergebnisse der bisherigen Aufstiege zu analysieren und kritisch zu besprechen. Es sind die Fragen zu beantworten: Welche Bedeutung ist den bisherigen Leistungen des Zeppelinschen Luftschiffes zuzumessen? Gestatten diese schon einen Schluß zu ziehen auf die praktische Verwendbarkeit des Flugvehikels? Ist es richtig, wenn behauptet wird, der „Zeppelin“ hätte die Leistungen des „Julliot“ übertroffen? Was folgt für die gegenseitige Wertigkeit des „Zeppelin“, „Parseval“ und des deutschen Militärballons von Major Groß? Um über diese Fragen ein begründetes Urteil abgeben zu können, muß etwas weiter ausgeholt werden. Es nützte dem Leser ja gewiß nur wenig, wenn er bloß die Meinung des Schreibers kennen lernen würde, ohne diese auch eingehend motiviert zu sehen.

Mit Rücksicht auf die drohende Begriffsverwirrung in der Aeronautik muß zunächst genau definiert werden, was wir unter einem sogenannten „lenkbaren Ballon“ oder einem „Motorballon“ zu verstehen haben. Da die Aeronautik leider noch keine fruchtbringende Terminologie besitzt, läßt sich eine solche Definition freilich nicht in wenigen Worten geben. Jedermann kennt den gewöhnlichen kugelförmigen „Luftballon“ oder „Ballon“ (jedenfalls genannt; früher hieß man sie auch Aérostats,

Luftkugeln, Luftmaschinen, wohl auch allgemein Luftschiffe usw. Die mit erwärmter Luft gefüllten Ballons nannte man im 18. Jahrhundert nach ihrem Erfinder „Montgolfières“, die mit Wasserstoffgas gefüllten bezeichnete man gleichfalls nach ihrem Erfinder, als „Charlières“. Die Montgolfières kamen wegen ihrer Feuergefährlichkeit, ihres geringen Auftriebes und einer Reihe von anderen Umständen sehr bald außer Gebrauch. Aufstiege von Montgolfières wurden in neuerer Zeit nur mehr höchst selten, und zwar von Ballonartisten ausgeführt, die entweder die Kosten des Füllgases ersparen wollten oder an Orten Aufstiege veranstalteten, wo kein Leuchtgas zu haben war. Mit dem Verschwinden der Montgolfières kam auch die Bezeichnung Charlière für die Gasballons außer Gebrauch und man sprach einfach nur mehr von „Ballons“. Gegenwärtig verwendet man den gewöhnlichen kugelförmigen Ballon hauptsächlich zur Ausführung von sportlichen und wissenschaftlichen Luftfahrten. Auch der einfache Kugelballon ist „lenkbar“, aber nur in lotrechttem Sinne also nach oben oder nach unten, er ist aber nicht lenkbar in horizontaler Richtung.

Man weiß aus der elementaren Physik, daß die Ursache des Aufsteigens und Schwebens eines Luftballons die gleiche ist wie das Schwimmen eines Schiffes. Schon Archimedes fand, daß ein in Wasser eingetauchter Körper einen scheinbaren Gewichtsverlust erleidet; dieser rührt vom Unterschied des Wasserdruckes gegen die obere und die untere Seite des eingetauchten Körpers her. Das Archimedische Gesetz gilt aber nicht bloß für Wasser, sondern für jedes Medium. Auch in der Luft erleidet jeder Körper einen scheinbaren Gewichtsverlust, der gleich ist dem Gewichte der verdrängten Luftmenge.

Vor der Füllung mit Gas wird der Stoff des Ballons zusammengeklappt und flach auf dem Boden ausgelegt, um die in der Hülle vorhandene Luft auszutreiben. Nun wird Gas eingefüllt. Zu den gewöhnlichen Ballonfahrten verwendet man zur Füllung an Stelle von Wasserstoff das billigere und überall leicht erhältliche Leuchtgas. Ist der Ballon vollständig mit Gas gefüllt, so verdrängt er eine seinem Inhalte entsprechende Luftmenge. 1 m^3 Luft wiegt an der Erdoberfläche rund 1.3 kg . Zu den gewöhnlichen Fahrten werden Ballons von 1200 m^3 Inhalt verwendet. Man kann mit einem solchen Ballon unter günstigen Umständen über 24 Stunden in der Luft bleiben und bis zu 7000 m Höhe aufsteigen. Ein 1200 m^3 Ballon verdrängt mit Gas gefüllt, eine Luftmasse von 1200 m^3 im Gewichte von 1560 kg . Da 1 m^3 Leuchtgas an der Erdoberfläche rund 0.4 kg wiegt, beträgt das Gesamtgewicht des Füllgases 480 kg . Dazu kommt noch das Gewicht der Ballonhülle im Betrage von rund 250 kg sowie des Ballonkorbes samt Ausrüstung, wofür man rund

150 kg aussetzen kann. Summiert man alle obigen Gewichtsposten, so erhält man die Zahl 880. Diese stellt die zu tragende tote Last dar, welche von dem scheinbaren Gewichtsverluste, dem Auftriebe, des Ballonkörpers abzuziehen ist, um den wirklichen, freien Auftrieb zu erhalten. Da der scheinbare Gewichtsverlust des Ballons 1560 kg beträgt, die gesamte tote Last aber nur 880 kg wiegt, bleibt ein freier Auftrieb von 680 kg übrig. Soll der Ballon mit angehängtem Korb knapp über dem Boden in Schwebelage bleiben, so kann der Korb noch mit 680 kg belastet werden. Diese Nutzlast, der sogenannte Ballast, wird gewöhnlich in der Form von Sand mitgenommen. Rechnet man 2 Mann Besatzung zu je 70 kg Gewicht, so könnte in unserem Beispiele der Korb noch mit 540 kg Sand belastet werden. Dieser Ballast stellt nun das Mittel dar, den Ballon in lotrechttem Sinne lenkbar zu machen. Durch Auswerfen von Sand kann man den Ballon bis zu einer gewissen Maximalgrenze nach Belieben senkrecht nach oben „steuern“. Um dem Ballon auch nach entgegengesetzter Richtung, d. i. lotrecht nach unten Bewegungsfreiheit zu geben, ist die Hülle an ihrem obersten Punkte mit einem kreisrunden Ausschnitt versehen, der durch Klappen verschlossen ist. Von diesen Klappen, dem Ventil, läuft eine Schnur bis zum Korb hinab. Zieht der Luftschiffer an dieser Schnur, so öffnen sich die Klappen und es entweicht Gas. Dadurch nimmt das verdrängte Luftvolumen ab und der Auftrieb des Ballons sinkt.

Da das tote Gewicht jetzt größer wird als der freie Auftrieb ist, muß der Ballon sich senken. Hat er die gewünschte Fahrhöhe erreicht, so kann man durch Auswerfen von Ballast wieder den Fall beliebig bremsen oder selbst die absteigende Bewegung des Ballons in eine aufsteigende umwandeln. In lotrechttem Sinne kann also auch ein gewöhnlicher Kugelballon in einfachster und bequemster Weise gesteuert werden. Durch Auswerfen von Ballast, beziehungsweise Betätigung des Ventils kann man ohne Schwierigkeit einen Ballon in einer gewünschten Fahrhöhe erhalten. Da das ausgelassene Gas während der Fahrt nicht ersetzt werden kann, ist klar, daß man nur in den dringendsten Fällen Ventil ziehen wird, wenn man eine möglichst lange Fahrdauer erzielen will. Auf die Technik der Ballonführung näher einzugehen ist hier nicht der Ort. Es sollte bloß dargelegt werden, daß jeder gewöhnliche Kugelballon im vertikalen Sinne lenkbar ist. Wenn man vom Problem der „Lenkbarmachung“ des Ballons spricht, so kann sich dieses bloß auf die Steuerung in horizontaler Richtung beziehen. Obwohl die physikalischen Sätze, auf denen die ganze Aerostatik basiert, vollkommen elementar sind, herrscht doch selbst in den gebildeten Laienkreisen über diese so einfachen Dinge noch eine ganz merkwürdige Unklarheit. Aus diesem Grunde wurde die Physik

des Kugelballons im vorausgehenden in möglichst anschaulicher Weise entwickelt.

Schwieriger ist es, die Bedingungen der Lenkbarkeit in horizontaler Richtung klarzulegen. Wir wollen wieder vom gewöhnlichen Kugelballon ausgehen. Dieser läßt sich so ausbalancieren, daß er in gleichbleibender Höhe bei windstiller Luft über einem bestimmten Orte der Erde ruhig ohne jede Bewegung in der Luft schweben bleibt. Es gibt in unseren Breiten freilich nur wenige Tage im Jahre, an denen so völlige Luftruhe herrscht, daß ein aufgelaßener Ballon ganz ruhig, über demselben Orte in Schwebelage bleiben würde, ohne in horizontaler Richtung abgedriftet zu werden. In den meisten Fällen ist die Atmosphäre mehr oder minder stark bewegt, wenigstens in größeren Höhen über der Erdoberfläche. Bei bewegter Atmosphäre wird aber ein in einer gewissen Höhe in der Luft schwebender Ballon in der Richtung des Windes abgedriftet. Die bewegte Luft, der Wind, übt erfahrungsgemäß auf die Körper, gegen welche sie anströmt, einen Druck aus. Dieser Winddruck wird um so größer, je größer die gebotene Fläche und je größer die Strömungsgeschwindigkeit des Windes ist. Wegen der großen Oberfläche eines Ballons ist der Druck des Windes selbst bei kleinen Strömungsgeschwindigkeiten schon sehr erheblich. Da der Ballon frei in der Luft schwebt, indem sein Gewicht durch den freien Gasantrieb vollkommen ausbalanciert ist, genügt schon ein sehr geringer Druck, um die Ballonkugel horizontal zu verschieben. Durch den Winddruck wird ersichtlich dem zunächst als ruhend gedachten Ballon eine horizontale Bewegung erteilt. Sowie die Geschwindigkeit des Ballons gleich geworden ist der Windgeschwindigkeit, hört der Winddruck gegen die Ballonoberfläche auf; denn der Winddruck ist abhängig vom Geschwindigkeitsunterschiede eines bewegten Körpers und der Strömungsgeschwindigkeit der Luft. Wo keine Geschwindigkeitsunterschiede bestehen, tritt folglich auch kein Winddruck auf. Daraus folgt, daß jeder Ballon nach längerer oder kürzerer Zeit die Geschwindigkeit der strömenden Luft annimmt; er treibt dann in der Richtung und mit der Geschwindigkeit des Windes. Der Ballon ist darum ein Spielball des Windes, der ihn trägt und treibt, wohin es ihm beliebt. Soll ein Ballon auch im Winde sich über einem bestimmten Orte der Erdoberfläche erhalten können, ohne in horizontaler Richtung abgedriftet zu werden, so muß auf ihn eine Kraft wirken, die dem Winddruck gleich ist und die entgegengesetzte Richtung besitzt. In der möglichst zweckmäßigen Erzeugung dieser Gegenkraft, die dem Winddruck das Gleichgewicht hält, liegt nun eigentlich das Problem der „Lenkbarmachung“ des Luftballons. Man suchte zunächst durch Ruder, Schaufelräder und Luftschrauben, die durch Menschenkraft angetrieben wurden, den gewünschten Vortrieb des Ballons zu erzielen. Es zeigte sich aber bald, daß

die menschliche Kraft nicht ausreichend ist, um einem kugelförmigen Ballon eine Eigengeschwindigkeit zu erteilen, die ihn befähigen würde, auch nur gegen sehr schwache Luftströmungen anzukämpfen. Auch erwies sich die Kugelform wegen ihres großen Winddruckes nicht für geeignet, mit möglichst geringen Antriebskräften erhebliche Eigengeschwindigkeiten zu erzielen.

Schon die Brüder Montgolfier beschäftigten sich mit der Idee, ihre „Luftmaschine“ „lenkbar“, d. h. deren horizontale Bewegungen unabhängig zu machen von der herrschenden Windrichtung. Sie dachten bereits an die Verwendung von geneigten Flächen und konstruierten einen sehr abgeplatteten Aérostaten, der in einem elliptischen Ring suspendiert war, so daß die Halteseile eine Neigung im gewünschten Sinne ermöglichten. Joseph Montgolfier verwendete 40.000 Franken auf seine Versuche, es gelang ihm aber bloß ein kleines Modell zustande zu bringen. Schließlich betrachtete er das Problem der absoluten Lenkbarkeit für eine „Chimäre“ und hielt es nur für möglich, aus der Kenntnis der verschiedenen Luftströmungen, deren Richtung mit zunehmender Höhe sich meist ändere, Nutzen zu ziehen. Um zu einem gewünschten Ziele zu gelangen, hätte man bloß eine möglichst günstige Luftströmung aufzusuchen. Es ist klar, daß auf diese Weise eine absolute Lenkbarkeit nicht erzielt werden konnte. In Wien wehen z. B. erfahrungsgemäß in der großen Mehrzahl der Fälle Winde aus westlichen Richtungen, während östliche Luftströmungen verhältnismäßig selten sind. Man wird deshalb einen östlich gelegenen Ort leicht erreichen können. Die Landung eines Ballons westlich vom Aufstiegsorte kommt aber bei uns nur ungemein selten vor. Auch die genaueste Kenntnis der Luftströmungen läßt darum nur wenig erhoffen für die zielsichere Führung des Ballons. Wirklich lenkbar kann ein Ballon aus diesem Grunde nur durch Anwendung maschineller Hilfsmittel gemacht werden.

Auch der Physiker Charles befaßte sich schon mit der Frage der Lenkbarmachung des Ballons. Er meint, die Frage könne „bloß durch schrittweise Erprobungen, Beobachtungen und möglichst wiederholte Versuche gelöst werden“. Man sieht, daß der geniale Erfinder des Gasballons schon völlig klar dachte über das Problem der Lenkbarmachung. Er betrachtete die Frage der Steuerung nicht als eine „Erfindung“, die irgend einem gottbegnadeten Genie als reife Frucht in den Schoß fallen würde, sondern sah in ihr eine mühsame Forschungsarbeit. Die Entwicklungsgeschichte des „lenkbaren Ballons“ hat Charles auch Recht gegeben. Die gegenwärtig erfolgreichste Motorballontype von Julliot-Lebandy ist nicht das Geistesprodukt eines einzelnen Mannes, sondern vielmehr das Endglied einer langen Entwicklungsreihe.

Das ungeheure Aufsehen, das die Erfindung des Luftballons in der ganzen Welt erregte, brachte

es mit sich, daß Personen der verschiedensten Berufsclassen sich mit dem Problem der Lenkbarmachung beschäftigten. Es wurden die abenteuerlichsten Projekte erdacht, die meist um so größeres Aufsehen in Laienkreisen erregten, je abstruser sie waren. Die wissenschaftlichen Kreise, welche anfangs der Lenkungsfrage großes Interesse entgegenbrachten, zogen sich, dadurch degnüßigt, von der Sache immer mehr zurück und überließen das Terrain so ganz den Phantasten und Charlatanen. Als ein Beispiel für viele sei erwähnt, daß um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Paris das Projekt eines ehemaligen Strumpfwirkers ungeheures Aufsehen erregte. Ernest Pétin hieß dieser merkwürdige Mann, der es zustande brachte, durch ein abenteuerliches Projekt ganz Frankreich in einen Taumel der Begeisterung zu versetzen. Lecornu schreibt in seinem großen Werke über die Geschichte der Luftschiffahrt im Hinblick auf Pétins Projekt: „Alle Welt glaubte an die völlige Lösung des Problems und die Aufregung des Publikums war auf das Höchste gestiegen.“ Pétins famoses Projekt bestand im wesentlichen aus vier großen Kugelballons, die durch ein mächtiges Gerüst aus Holz verbunden waren. In der Mitte des Apparates befanden sich auf jeder Seite große Halbkugeln aus Stoff, die als Fallschirm beim Abstieg wirken sollten. Am Holzgerüst waren weiter geneigte Flächen angebracht, die schief gestellt werden konnten während des Auf- und Abstieges. Den Antrieb der ganzen Maschine sollten zwei Schrauben besorgen. Diese waren unterhalb der Fallschirmkugeln montiert und sollten durch Turbinen getrieben werden, die durch die von den Fallschirmen komprimierte Luft in Rotation gesetzt wurden. Diese wenigen Heilen genügen wohl, um die Unsinnigkeit des Projektes und dessen technische Unrealisierbarkeit darzulegen. Lecornu nennt das Projekt Pétins „das armseligste, das man erdenken kann“ und meint, man sieht „beschränkt zu sehen, wie sich für ein so klägliches Hingespinnst die öffentliche Meinung begeistern konnte“. Pétin ist nach dem gleichen Autor „kaum imstande gewesen, die Auftriebskraft seiner Ballons zu berechnen“, auch hätte er „überhaupt keine streng gefestigten Ideen über sein System gehabt“, sondern „traf jeden Augenblick Abänderungen an den wesentlichen Organen“.

Man muß in der Geschichte der automobilen Luftschiffahrt eben streng zwischen zwei Gruppen von Erfindern unterscheiden: Man muß die Projekte der Dilettanten, der bedauerlichen armen Käuze, die an der „Ballomanie“ litten und in dem Wahne lebten, das „Problem der Lenkbarkeit“ des Ballons gelöst zu haben, während sie meist über die einfachsten physikalischen Grundsätze sich nicht völlig klar waren, trennen von den Arbeiten der wirklichen Sachaeronaute, die über die erforderliche fachtechnische und wissenschaftliche Bildung verfügten, um mit Erfolg an die Lösung des

so schwierigen Problems herantreten zu können. In Pétin haben wir soeben den Typus für einen Erfinder der ersten Art kennen gelernt. Als Forscher der zweiten Gruppe sei der französische Ingenieuroffizier Meusnier genannt, der schon ein Jahr nach der Erfindung des Ballons durch den Akademiker Brisson der Pariser Akademie der Wissenschaften eine Denkschrift über die „Lenkung der Aérostats“ überreichen ließ, in der schon die wesentlichen Grundbedingungen der Lenkbarkeit vollkommen klar auseinandergesetzt werden. Als solche erkennt Meusnier die zugespitzte Form des Ballons, die Verwendung eines Luftballonets zur Erhaltung der prallen Form des Ballons und die Anwendung eines Schraubenpropellers. Es ist kein Zweifel, daß die Motorluftschiffahrt ein ganz anderes Tempo der Entwicklung eingeschlagen hätte, wenn Meusnier bereits die leichten Motore, welche die Automobilindustrie uns gegenwärtig zur Verfügung stellt, hätte haben können. Zur Zeit Meusniers konnte von einer transportablen Arbeitsmaschine überhaupt noch nicht die Rede sein. Auch das geniale Projekt Meusniers blieb deshalb noch mehr als ein halbes Jahrhundert lang ein bloßes Papierprojekt. Erst mehr als sechs Jahrzehnte später schien die prinzipielle Möglichkeit der Realisierung eines Motorballons durch die Erfindung einer leichten Dampfmaschine gegeben. Im Jahre 1851 nahm der französische Ingenieur Henry Giffard ein Patent auf die Verwendung einer kleinen Dampfmaschine, die bei einer Leistung von drei Pferdekraften nicht mehr als 45 kg wog, zum Antrieb eines Ballons. Ein Jahr später konnte Giffard bereits den ersten Versuch mit einem nach seinem Patent konstruierten Motorballon ausführen. Die geringe Antriebskraft reichte freilich nicht hin, um eine nennenswerte Eigengeschwindigkeit zu erzielen. Immerhin war gezeigt, daß das Problem der Lenkbarmachung des Ballons in erster Linie ein Motorproblem darstellt. Die Fortschritte der Motorluftschiffahrt hatten seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Tat auch gleichen Schritt mit der Entwicklung des Motorbaues. In den von Meusnier projektierten und von Giffard in den wesentlichen Punkten ausgeführte Motorballontypen lehnt sich die große Mehrzahl aller späteren Konstruktionen an. Der gerade Weg der Entwicklung führt von Giffard über Hänlein, Renard, Santos-Dumont zu Julliot-Lebaudy. Die bei der Erprobung ihrer Motorballons tödlich verunglückten Erfinder Wölfert, Bradsky und Severo sind bloß als Außenseiter zu betrachten. Ihren Projekten mangelte von vornherein die nötige fachmännische Durcharbeitung. Das Endglied der von Meusnier ausgehenden Entwicklung, der Motorballon von Julliot, stellt gegenwärtig auch die in jeder Hinsicht sorgfältigste durchgebildete und gebrauchsfähigste Luftschiffstyp dar. Der gleichen Type gehören auch

die vor kurzem erprobten deutschen Militärluftschiffe von Major Parseval und Major Groß an. Über die Leistungen dieser beiden Motorballons läßt sich wegen der zu geringen Zahl von Probefahrten noch kein begründetes Urteil abgeben. Jedenfalls ist es verfrüht, aus den bisherigen Experimenten einen Schluß zu ziehen auf deren Wertigkeit gegenüber dem Julliot-Ballon, wie dies von deutschen Autoren bereits geschehen ist. Vom nationalen Standpunkte aus mag man es ja begreiflich finden, wenn die Deutschen hinter ihren Nachbarn jenseits der Vogesen nicht gerne zurückstehen möchten, allein der kritische Forscher kümmert sich in Sachen der Wissenschaft nicht um nationale Empfindlichkeiten. So gerne Schreiber dieser Zeilen als Deutscher den deutschen Militärballons den Vorzug vor dem französischen Kriegsluftschiffe von Julliot-Lebaudy geben möchte, kann er dies auf Grund seiner Überzeugung leider nicht tun, er ist vielmehr der Meinung, daß die deutschen Militärdronen noch ein schweres Stück Arbeit vor sich haben werden, wenn sie die Leistungen Julliot's erreichen, geschweige denn übertreffen wollen.

Ein spezifisches Merkmal aller bisher besprochenen Motorballontypen liegt darin, daß der Gasbehälter keinerlei Verstärkungen besitzt. Er erhält seine pralle Form bloß durch Zusammendrückung des füllgases, die dadurch erzielt wird, daß man mittels eines Ventilators in einen im Ballon eingeschlossenen Sack Luft einbläst. Die so eingeführte Luft drückt gegen das füllgas und komprimiert dieses, wodurch die Außenhaut des Ballons straff gespannt wird. Den Gegensatz zu diesen unverstärkten Ballons bilden die Motorballons mit verstärkter Hülle. Von älteren Projekten gehört zu dieser Type die „Luftlokomotive“ von Prosper Meller; von neueren Konstruktionen die Motorballons von David Schwarz und Graf Zeppelin. Prosper Meller, ein englischer Mechaniker, veröffentlichte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Projekt eines Motorballons, dessen Gaskörper die Form eines ungeheuren Zylinders mit kegelförmig zugespitzten Endteilen besaß. Die Ballonhülle sollte aus Eisenblech hergestellt werden. Der Antrieb sollte durch acht Paare von Luftschrauben erfolgen, die am Ballonkörper selbst angeordnet waren, und zwar ein wenig unterhalb dessen Mittellinie. Eine gewisse äußerliche Ähnlichkeit mit dem Motorballon des Grafen Zeppelin ist der „Luftlokomotive“ von Prosper Meller nicht abzusprechen. Sieht man aber genauer zu, so zeigt sich freilich auch gleichzeitig, wie weit oft der Weg von einer Idee bis zu deren Realisierung ist und um wie viel höher darum die Leistung eines Erfinders einzuschätzen ist, der seiner „Idee“ auch den Odem des Lebens einflößte, sie in die Wirklichkeit übersetzte als jenes, der sein Geistesprodukt bloß auf bedrucktem Papier in die Welt hinausflattern ließ,

ohne sich um dessen Realisierung [zu] sorgen. Der erste Versuch, zur Herstellung des Gasbehälters Metallblech zu verwenden, datiert bereits aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die beiden französischen Aeronauten Dupuis-Delecourt und Marey Monge ließen eine aus Kupferblech getriebene Hohlkugel von 10 m Durchmesser mit einem Kostenaufwand von fr. 25.000 herstellen. Die Idee, welche sie bei diesem kostspieligen Versuche leitete, war, einen absolut gasdichten Behälter zu erhalten. Der Erfolg entsprach nicht den gehegten Erwartungen. Ein neuer Versuch, zur Herstellung des Gasbehälters Metallblech zu verwenden, wurde im Jahre 1893 von dem österreichischen Ingenieur David Schwarz in Petersburg unternommen. Durch den Gasdruck wurde die Hülle gesprengt und dadurch der Ballon unbrauchbar gemacht. Mehrere Jahre später wurde der Versuch in Berlin wiederholt. Der Ballontörper bestand aus einem Versteifungsgerüste aus Aluminiumträgern, die mit 0,2 mm starkem Aluminiumblech überzogen waren. Diesmal kam das Flugschiff, dessen Tragkörper einen Inhalt von 3700 m³ faßte, wirklich in die Luft, verunglückte aber schon bei der ersten Fahrt und wurde nach der Landung durch den Wind und den Vandalismus der Zuseher vollständig zerstört.

Zur gleichen Type von Motorballons gehört das Riesenluftschiff des Grafen Zeppelin, denn der Ballontörper besitzt gleichfalls ein starres Gerüst aus Aluminiumträgern, über die Baumwollstoff gespannt ist. Als Gasbehälter dienen 17 kleine Stoffballons, die in den versteiften Hohlraum eingebettet sind. Überraschend wirkt beim Zeppelinschen Luftschiffe in erster Linie die ungeheure Größe des Ballontörpers. Zur Charakterisierung der enormen Dimensionen seien bloß einige Zahlen angeführt. Der Tragkörper des ersten Modells vom Jahre 1898 hatte eine Länge von 128 m und einen größten Durchmesser von 11,6 m; die Ballen faßten 11.300 m³ Gas. Der Tragkörper des zweiten Modells war etwas kleiner, er hatte einen Inhalt von rund 10.400 m³. Die Antriebskraft wurde beim ersten Modell durch zwei 16 pferdige Daimler-Benzinmotore geliefert. Beim zweiten Modell konnte die motorische Kraft dank den mittlerweile eingetretenen Fortschritten der Motorindustrie von 32 auf 170 Pferdekkräfte erhöht werden. Abgesehen von dem Einflusse der übrigen Verbesserungen war schon infolge dieser sehr beträchtlichen Vergrößerung der Motorkraft eine Erhöhung der Eigengeschwindigkeit um mehr als die Hälfte beim zweiten Modell zu erwarten. Für das erste im Jahre 1900 erprobte Modell wurde als maximale Eigengeschwindigkeit 7,6 m pro Sekunde angegeben. Man hätte also beim neuen, vor kurzem erprobten Modell auf eine Eigengeschwindigkeit von über 11 m rechnen können. Es wird angegeben, daß die Eigenge-

schwindigkeit mehr als 15 m betragen habe. Derartige Angaben sind freilich mit Reserve aufzunehmen. Geschwindigkeitsbestimmungen sind bei Motorballons intimer eine sehr subtile Sache. Auch wenn die Messungen von sachverständiger Seite und mit der größtmöglichen Sorgfalt vorgenommen wurden, haftet ihnen noch immer ein beträchtlicher Grad von Ungenauigkeit an. Die Hauptschwierigkeit bei der Bestimmung der Eigengeschwindigkeit liegt in der Eliminierung der Windgeschwindigkeit. Fliegt das Luftschiff in der Richtung des Windes, so wird seine Eigengeschwindigkeit scheinbar größer, beim Anflug gegen den Wind aber scheinbar kleiner sein als in windstiller Luft. Man kann nun den Einfluß der Windstärke rechnungsgemäß feststellen. Den Berechnungen haftet jedoch noch ein beträchtlicher Grad von Ungenauigkeit an. Einwandfreie Messungen der Eigengeschwindigkeit eines Motorballons können nur erzielt werden, wenn an einem möglichst windstillen Tage eine mehrstündige Fahrt in gerader Richtung ausgeführt wird. Man braucht dann bloß die zurückgelegte geradlinige Flugstrecke abzumessen und erhält durch Division in die Flugdauer unmittelbar die mittlere Fluggeschwindigkeit pro Stunde. Alle anderen Bestimmungen müssen, selbst wenn sie mittels Theodolithen auf trigonometrischem Wege gemacht werden, als zweifelhaft angesehen werden und es ist deshalb unzulässig, auf Grund derartiger Bestimmungen Vergleichen über die Leistungsfähigkeit verschiedener Luftschiffstypen anzustellen. Da das Zeppelinsche Luftschiff über die Ufer des Bodensees bisher sich nicht hinausgewagt hat, läßt sich auch die für die maximale Fahrgeschwindigkeit angegebene Ziffer nicht kontrollieren. Es wird sich übrigens zeigen, daß es für die Beurteilung der Leistungsfähigkeit des „Zeppelin“ ganz irrelevant ist, ob eine Eigengeschwindigkeit ein paar Meter größer oder kleiner wäre als jene des „Julliot“. Aus den bisherigen Aufstiegen des Zeppelinschen Ballons läßt sich ein begründetes Urteil über dessen Leistungsfähigkeit überhaupt noch nicht abgeben; jedenfalls sind die Ergebnisse der wenigen Probefahrten noch nicht geeignet, den Skeptizismus, den man derartigen starren Riesenballons notwendig entgegenbringen muß, zu zerstreuen. Die bisherigen Aufstiege sind bei herrlichstem Wetter und bei nahezu völliger Windstille erfolgt, auch hat das Flugschiff über die Ufer des Bodensees sich bisher noch nicht hinausgewagt. Es wurde schon eingangs betont, daß man der unermüdlichen Energie des Grafen Zeppelin unbedingte Bewunderung zollen muß, allein diese Anerkennung darf uns doch wohl nicht hindern, ein sachlich begründetes Urteil abzugeben. Die bisherigen Leistungen des Zeppelinschen Luftschiffes boten noch keine Veranlassung, unsere keineswegs optimistische Meinung über die starren Riesenluftschiffe à la Zeppelin

zu ändern. Ich kann nur Wort für Wort wiederholen, was ich im Vorjahre nach dem Unfalle des „Zeppelin Nr. 2“ in einem Aufsatze in der „Neuen Freien Presse“* geschrieben habe:

„Theoretisch ist ja gegen die Ideen, auf denen das Zeppelinsche Riesenluftschiff basiert, gewiß nichts einzuwenden. Ich möchte sogar den Satz aussprechen: Die Lenkbarkeit des Zeppelinschen Flugschiffes läßt sich völlig exakt theoretisch beweisen. Theoretisch läßt sich weder gegen die Starrheit des Tragkörpers noch gegen die riesigen Dimensionen des Flugschiffes etwas einwenden. Im Gegenteil! Theoretisch ist es um so aussichtsreicher, einem Ballonluftschiff eine praktisch genügend große Eigengeschwindigkeit zu erteilen, je größer die Abmessungen des Tragballons gewählt werden. Theoretisch wächst ja die Antriebskraft proportional dem Kubus, der Luftwiderstand jedoch bloß dem Quadrate der Eigengeschwindigkeit des Luftschiffes. In der Praxis verhält sich die Sache aber ganz anders. Ich glaube nicht, daß es zu viel behauptet ist, wenn ich sage: In der Praxis ist ein Ballonluftschiff um so brauchbarer, je geringer seine theoretische „Lenkbarkeit“ ist. Die glänzenden Erfolge des Lebaudy-Ballons geben den besten Beweis dafür. Die Eigengeschwindigkeit des Lebaudy-Ballons mag vielleicht (wie Graf Zeppelin behauptet!) etwas geringer sein als jene des Zeppelinschen Riesenluftschiffes, allein hier kommen auch noch andere, nicht minder wichtige Momente in Betracht als die Geschwindigkeit.“

Ich denke heute wohl nicht mehr so skeptisch über den Motorballon wie gewisse Flugtechniker, die alles Heil der Luftschiffahrt allein in der ballonfreien Flugmaschine sehen, allein ich kann mich der Überzeugung doch nicht verschließen, daß Riesenluftschiffe mit starrem Tragkörper nach dem System Zeppelin keine Entwicklungsfähigkeit besitzen. Jetzt, wo die Zukunft des Zeppelinschen Unternehmens gesichert ist, darf man es ja sagen: Graf Zeppelin jagt einer Utopie nach; sein starres Riesenflugschiff wird und kann niemals ein praktisch verwendbares Luftvehikel werden! So lange bei den Versuchen das herrlich schöne Wetter herrscht, wie bei den letzten Aufstiegen, und so lange das Flugschiff über die Ufer des Bodensees sich nicht hinauswagt, mag ja alles ganz glatt und programmäßig abgehen, wie anders aber wird sich die Landung gestalten, wenn das Fahrzeug einmal bei unruhigem Wetter am Lande niedergehen muß? Die sichere Zerstörung ist unvermeidlich! Um die Gefahren der Landung zu beseitigen, will man eigene Luftschiffhäfen anlegen. Ich meine, ein Flugschiff, das für die Landung eigener Häfen bedarf, hat seinen Beruf verfehlt. Der Hauptvorteil des Luftschiffes liegt ja

doch in der absolut freien Beweglichkeit. Es soll nicht bloß von jedem beliebigen Orte der Erde sich erheben, sondern auch an jedem gewünschten Orte landen können. Der mögliche Aktionsradius des Flugschiffes, d. i. die Strecke, welche das Fahrzeug in einem Zuge zurücklegen kann, ohne eine Aufladung von Traggas oder Brennstoffmaterial nötig zu haben, kommt dieser Grundforderung gegenüber gewiß erst in zweiter Linie in Betracht. Irgend welche praktische Bedeutung kann deshalb dem Zeppelinschen Riesenballonluftschiffe nicht zugesprochen werden, trotz der gegenteiligen Versicherung der interessierten militärischen Fachkreise in Deutschland. Man muß sich überhaupt stets vor Augen halten, daß die Verwendbarkeit des Ballonluftschiffes auch im günstigsten Falle nur eine höchst begrenzte sein kann. Andererseits darf man freilich auch die militärische Bedeutung eines Motorballons von der Agilität des „Julliot-Lebaudy“ keineswegs unterschätzen. Dieses Luftschiff hat in nahezu 80 Fahrten und unter den schwierigsten Verhältnissen seine Verwendbarkeit bereits erwiesen.

Eine geringe Anlehnung an die Type Lebaudy, wenn auch nur in bezug auf die Dimensionierung des Tragkörpers, zeigen die erst vor kurzem dem deutschen Kaiser vorgeführten lenkbaren Militärballons von Major v. Parseval und Major Groß. In der Detailausführung weichen die einzelnen Konstruktionen freilich weit von einander ab. Allen drei Typen ist gemeinsam, daß der Tragkörper aus gummiertem Baumwollstoff hergestellt ist und keinerlei Versteifungen besitzt. Bei entsprechender Vervollkommenung könnten die Motorballons von Parseval und Groß vielleicht einmal Konkurrenten des „Julliot-Lebaudy“ werden; daß dies heute schon der Fall sei, wie man gelegentlich in deutschen Blättern lesen konnte, davon kann, wie jeder unbefangene Kritiker zugeben wird, gar keine Rede sein. Damit soll natürlich kein Tadel gegen die Erfinder der deutschen Militärballons ausgesprochen werden; sie haben geleistet, was auf den ersten Wurf zu leisten war. Man möge ihnen jetzt nur die Mittel reichlich gewähren, die erforderlich sind, damit sie imstande sind, ihre Konstruktionen in der Detailausführung möglichst zu vervollkommen. — Über den englischen Kriegsballon „Nulli secundus“ läßt sich nach den bisher bekannt gewordenen Leistungen weder Gutes noch Schlechtes aussagen. Wesentlich originelle Gedanken scheinen sich an der Konstruktion nicht zu finden. Auch einige mit einem Motorballon von Henry Deutsch in Paris angestellte Versuche haben keine wesentlichen Erfolge ergeben.

Damit wäre also die Chronik der Motorluftschiffahrt beendet. Der Leser wird derselben entnommen haben, daß der lenkbare Ballon aufgehört hat, eine „Utopie“ zu sein. Wir haben gesehen, daß es bereits eine Anzahl von Motorballons

* „Die Versuche mit dem neuen Ballonluftschiff des Grafen Zeppelin“ „Verkehrs- und Industrielleitung“, „Neue Freie Presse“, 22. März 1906.

gibt, denen eine erhebliche praktische Verwendbarkeit in erster Linie für militärische Zwecke nicht abgesprochen werden kann. Eine Umwälzung unseres ganzen Verkehrslebens, wie dies vielfach erträumt wurde, darf man vom lenkbaren Ballon freilich nicht erhoffen. Der Motorballon wird stets, auch in seiner denkbar größten Vollkommenheit, nur ein Surrogat eines idealen Flugvehikels darstellen. Der Ballon ist und bleibt eine Krücke, die man vorläufig freilich leider noch nicht ganz entbehren kann. Mit den Fortschritten der Flugtechnik wird aber einmal der Augenblick kommen, wo eine ballonfreie Flugmaschine, ledig der Last der

Schwere, sich in die Luft aufschwingen wird, um dem Vogel gleich sich im reinen Äther zu tummeln. Dann erst hat die Stunde der Erlösung der Menschheit aus den Banden der Schwerkraft geschlagen.

Über die Fortschritte der rein dynamischen Luftschiffahrt zu berichten, wird vielleicht ein andermal Gelegenheit sein. Es sei hier nur noch kurz darauf hingewiesen, daß auch auf dem Gebiete der Flugtechnik im abgelaufenen Jahre sehr erhebliche Fortschritte zu verzeichnen sind.

Dr. Raimund Nimfähr.

Seuilleton.

Deutscher Kultureinfluß in Amerika.

Wenn man den Beruf des Germanentums, wie er sich von den Tagen der Völkerwanderung bis zur Gegenwart äußerte, ins Auge faßt, so könnte man die Deutschen mit gutem Rechte das Salz der Erde nennen. Von den germanischen Wädgern am IJmensee, den Rüssen, bis zu den Burgundern der Rhone und den Langobarden Norditaliens, von den Goten der Krim, die bis zum 16. Jahrhundert eine eigene Sprache und Literatur besaßen, bis zu den Angelsachsen und den Alanen und Sueben am Dnro und Tajo, von der Wolga bis über die gaditanische Meerenge hinaus führten germanische Stämme den entarteten Völkern Europas neue Lebenskraft zu und wurden so die Mitgründer der heutigen europäischen Staaten. Aber auch später, als man innerhalb fester Grenzen sesshaft wurde und die Lebensgemeinschaft der einzelnen germanischen Reiche sich löste, so daß die Eigenart der Stämme sich entsprechend ihrer psychischen Grundanlage selbständig weiter entwickeln konnte, was naturgemäß aus der innigen Verbindung der Germanen in alter Zeit zu einer Art Trennung führte, sollten vor allem zwei germanische Stämme in einem neuen Weltteile in Berührung treten, um nunmehr sich selbst gegenseitig zu durchdringen und mit den im Laufe der Jahrhunderte gewonnenen Schätzen zu bereichern. Vergewärtigen wir uns kurz die Hauptetappen dieses Vordringens deutschen Wesens auf amerikanischem Boden!

Schon im 17. Jahrhundert, der Zeit des amerikanischen Puritaner- und Quäkertums, fand ein Kulturaustausch zwischen beiden germanischen Rassen, wenn auch noch in bescheidener Weise, statt, wobei die Deutschen die junge Kolonie in der günstigsten Weise beeinflussten. Läßt es sich doch nicht leugnen, daß nächst den Quäkern die deutschen Ansiedler am meisten zur Verbreitung wahrer Frömmigkeit und Bruderliebe beigetragen haben. Und mit Stolz können wir feststellen, daß der erste Protest gegen die

Sklaveneinfuhr im Jahre 1683 von Germantown, dem Hauptsitz der deutschen Ackerbauer und Handwerker Pennsylvaniens, ausgegangen ist. Fast gleichzeitig mit der Besiedlung Pennsylvaniens durch deutsche Bauern und Kleinbürger erfolgte die erste, allerdings noch schwache Berührung zwischen dem geistigen Leben Deutschlands und dem amerikanischen Puritanertum. In der Bibliothek der Universität von Boston befinden sich Bruchstücke einer Korrespondenz, die in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts zwischen August Hermann Francke, dem Hauptvertreter des deutschen Pietismus, und einem der ersten geistigen Führer Neuenglands, Cotton Mather, geführt worden ist. Es ist rührend zu sehen, wie die Empfänglichkeit des amerikanischen Geistes für das wahrhaft Echte und Wertvolle des europäischen Lebens in dieser Korrespondenz sich widerspiegelt. Der Amerikaner hat von dem großartigen philanthropischen Unternehmen des Deutschen vernommen. Sofort tritt er mit ihm in Beziehung, fleht den Segen des Himmels auf ihn herab, sendet ihm Geld und bestimmt ihn um nähere Angaben über sein Werk. Und als endlich ein 69 Seiten langer Brief Franckes mit den ausführlichsten Mitteilungen über seine hiesigen Stiftungen eintrifft, da kennt die Begeisterung Mathers kaum noch Grenzen. Gleich läßt er auf Grund des Briefes unter dem Titel: „Nuntia bona a terra longinqua“ eine eingehende Darstellung von Franckes ganzer Tätigkeit drucken, predigt seiner Gemeinde über den gottesfürchtigen Mann, liest an Sonntagnachmittagen seiner Familie zur Erbauung aus seiner Korrespondenz mit Francke vor, sammelt weitere Beiträge und schickt in der Tat größere Summen nach Deutschland. Wenn die Nachwirkungen dieses Verkehrs nicht dauernd gewesen sind, so hat dies seinen Grund darin, daß die Freundschaft beider Männer doch nur eine vereinzelte Erscheinung war, die in der sozialen Umgebung Mathers keinen rechten Nährboden fand.

In dem weiteren Verlaufe des 18. Jahrhunderts tritt uns auf Jahrzehnte kein neues Symptom deutschen Einflusses in Amerika entgegen. Es läßt sich vielmehr um die Mitte des Jahrhunderts eine entschiedene Abnahme amerikanischer Sympathie mit deutschem Wesen erkennen. Trotzdem Friedrich der Große der erste europäische Fürst war, der die Souveränität des jungen Freistaates anerkannte, trotz der Verdienste Kalbs und Steubens um die Organisation unter Führung der amerikanischen Truppenkörper, trotz der heldenmütigen Tapferkeit der Deutsch-Amerikaner im Unabhängigkeitskriege, sank doch auf längere Zeit die Achtung der Amerikaner vor deutschem Geiste infolge des schmachtvollen Verkaufes deutscher Soldaten durch deutsche Fürsten an die Regierung George III. Kein Wunder, wenn eine derartige Handlungsweise nur Groll und Verachtung bei dem um seine Existenz ringenden Volke hervorgerufen konnte.

Erst das klassische Zeitalter der deutschen Literatur am Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts ließ wieder die beiden germanischen Volksseelen wie zwei starke elektrische Ströme, die sich gegenseitig stärken und die größte Kraftentfaltung in beiderseitiger Wechselwirkung entwickeln, aufeinander wirken. Vermittelt wurden diese Beziehungen durch junge Amerikaner, wie Cogswell, den späteren Bibliothekar der Astor-Bibliothek in New York, Hegde, den Verfasser der Schrift „Hours with German Classics“, den berühmten Geschichtsschreiber Bancroft, die noch fast im Knabenalter nach Deutschland kamen, um hier in persönlichem Verkehr mit den Vertretern der allwärts vorwärts strebenden Wissenschaft sich Lebensrische und ausharrenden Geistesmut für die Aufgaben ihres Mannesalters zu erwerben. Es ist wohl kaum bekannt, daß durch einen dieser jungen Männer, den genannten Cogswell, Beziehungen zwischen Goethe und der Harvard-Universität angeknüpft worden sind. Beziehungen, die den Dichter im Jahre 1819 dazu veranlaßten, der Bibliothek dieser Anstalt einige 30 Bände seiner Schriften zu übersenden „in Anerkennung der Verdienste, welche sich die Universität seit einer langen Reihe von Jahren um die Pflege gründlicher Bildung in Neuengland erworben habe“.

Zu dieser vermittelnden Tätigkeit junger Amerikaner trat in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts noch die unmittelbare Wirksamkeit deutscher Vertreter klassischer Bildung, die in Erbitterung über die Metternichsche Geistes Tyrannei der deutschen Heimat den Rücken wandten, um in Amerika den freudigen Idealismus ihrer Natur wiederzufinden. Wenigstens zwei dieser Männer haben auf die intellektuelle Bildung Amerikas einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Der eine

ist Karl Follen, der Verfasser des Liedes: „Schaffe, Du Freiheitsgesang“, der Mitbegründer der deutschen Burschenschaft, der als Professor der Moralthologie sowie der deutschen Literatur an der Harvard-Universität in Amerika der erste bedeutende Dolmetsch der frisch sich regenden neuen deutschen Wissenschaft wurde. Der andere ist Franz Lieber, der als fünfzehnjähriger Knabe bei Waterloo mitkämpfte, als Neunzehnjähriger in die Demagogenhölle verwickelt wurde, zwei Jahre später an dem griechischen Freiheitskampfe teilnahm und dann, vom Jahre 1827 an, in den Vereinigten Staaten eine geradezu glänzende Tätigkeit als Publizist und Staatsrechtslehrer, zuerst in den Südstaaten, später an dem Columbia-College entfaltet hat. Es ist wohl keine Frage, daß Liebers Hauptwerk, sein „Manual of Political Ethics“ die sittlichen Ziele des Staatslebens eindringlicher und umfassender als irgend eine ähnliche Leistung der amerikanischen Literatur dargestellt hat und daß es durch seine weite Verbreitung ein wertvolles Bindeglied zwischen deutscher Wissenschaft und amerikanischer Denkart geworden ist.

Alle bisher genannten Einwirkungen deutscher Kultur auf Amerika können weder an Stärke noch an Umfang verglichen werden mit der Bewegung, die die Scharen politischer Flüchtlinge aus dem Revolutionsjahre 1848 im amerikanischen Volksleben hervorgerufen haben. Die bisherigen Einwanderer waren zum größten Teile Ackerbürger und Handwerker gewesen. Jetzt kamen Männer, die zu den Geisteskräften der Nation gehören: Ärzte, Juristen, Theologen, Publizisten, Gelehrte, — Männer, die bereit waren, im Kampfe für eine Idee alles zu wagen, entschlossen, ihre ganze Kraft dem Aufbaue des jugendlichen Freistaates zu widmen. Nicht Not und Entbehrung hatten dem frischen Zuge ihrer Natur schaden können und auf sie gilt das Wort Lessings, daß, wer immer ein Werk vor sich hat, daß seine ganze Seele erfüllt, nicht unglücklich sein kann. Männer waren sie aber auch, als sie später dem Deutschland, das sie vertrieben, begeistert zuharrten, als der Erwählte kam, dessen Werk sie sich vorbehalten geglaubt und Deutschland die gebührende Stellung im Aeopage Europas errang. Kein Geringerer als Bismarck konnte ihnen auch in der Reichstagsrede vom 2. April 1868 das Zeugnis ausstellen, daß in keinem Lande der Welt die Deutschen sich eine so warme Unhänglichkeit an ihre Heimat bewahrt haben wie in den Vereinigten Staaten. Karl Schurz ist der letzte berühmte ideale Vertreter der Achtundvierziger.* Über Karl Schurz

* Ist nunmehr gestorben. Wie Bismarck ihn im Herbst 1867 in Berlin ehrenvoll empfing und Prinz Heinrich ihn auf seiner Amerikafahrt begrüßte, so sandte auch Kaiser Wilhelm II. ein warm gehaltenes Beileidstelegramm. Ein Donner

würde nie einen solchen tiefgreifenden Einfluß haben ansäßen können, wenn er nicht einen mächtigen Rückhalt an Hunderten gleichgesinnter deutscher Männer gehabt hätte, die gleich ihm den Samen deutscher Kultur in Amerika ausstreuten. Daß diese Männer das amerikanische Staatswesen in jeder Weise beeinflussten, daß sie zur Hebung des Verwaltungsdienstes, zur Ausbreitung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen, zur Förderung der öffentlichen Moral wesentlich beigetragen haben, wird auch von amerikanischer Seite unumwunden anerkannt. Leute wie Longfellow, der Faustübersetzer Bayard Taylor oder der Botschafter Andrew D. White haben wiederholt darauf hingewiesen, welchen Gewinn ihr Vaterland durch diesen verstärkten Zutuß der deutschen Elemente aus den achtundvierziger Jahren gezogen.

Den Achtundvierzigern folgt nun seit den fünfziger und sechziger Jahren die letzte große Flutwelle deutscher Einwanderung, die wesentlich durch die wirtschaftliche Eröffnung des amerikanischen Westens hervorgerufen worden ist. Es ist nicht zu leugnen, daß das geistige Niveau der Hunderttausende, die an dieser Bewegung teilgenommen haben, unter dem der Generation von 1848 steht. Aber dennoch darf auch von den Millionen Deutscher, die in den letzten fünfzig Jahren sich drüben eine Heimstätte gegründet haben, gesagt werden, daß sie redlich dazu beigetragen haben, dem amerikanischen Volke neue Lebenskraft zuzuführen. Ihre Leistungen in Handel und Gewerbe waren geradezu hervorragend, im Bürgerkriege zählten sie zu den besten Soldaten und im politischen Leben genießen sie als An-

hänger eines gefunden Konservatismus allgemeine Achtung. Aber auch auf sozialem Gebiete haben sie dem amerikanischen Leben einen Dienst erwiesen, dessen Bedeutung nicht zu unterschätzen ist, da sie den amerikanischen Haßengeist sprengten und den heiteren gesellschaftlichen Zug ihrer Natur auch dem kühlen und verschlossenen Angloamerikaner mitzuteilen wußten.

Die Deutschen hätten jedoch nie einen so ungeheuren Einfluß in Amerika ansäßen können, wenn ihnen nicht die Amerikaner so verständnisvoll entgegengekommen wären und den Charakter, den sittlichen Ernst und die elementare Schaffensgewalt des deutschen Volkes so allgemein und gebührend anerkannt hätten. Gerade das Vertrauen des Amerikaners zu der ehrenhaften Gesinnung der Deutschen machte ihnen deutsches Wesen sympathisch und eine Annäherung zum Bedürfnisse. Und so konnte mit Recht der frühere Generalpostmeister, der Redakteur der „Philadelphia Press“ Emory Smith, bei dem New Yorker Bankette zu Ehren des Prinzen Heinrich äußern: „Wir sind dem deutschen Volke dank schuldig für die Ehrenhaftigkeit seiner Arbeit, sei es in Literatur, Kunst oder Musik. Wir müssen den Deutschen danken für ihre Ehrlichkeit, ihre Zuverlässigkeit, ihre Lasterkeit, ihren Ernst, ihren Wahrheitsinn und die Treue ihres Ausdrucks. Durch ihre Adern wie durch die unsere fließt, wenn auch im Laufe der Jahrhunderte verfeinert, das ewig freie, männliche, treue Sachsenblut und in dieser Stunde besiegeln wir einen neuen Freundschaftsbund und reichen uns einmütig die Hände als befreundete Nationen!“

Hans Trangott Schorn.

Besprechungen.

Vierzig Jahre nach Königgrätz. Nach Tagebuchblättern von Leopold Reichsgrafen von Churn-Dalsässina, f. u. l. Kämmerer und Rittmeister 1. Kl. d. R. Wien und Leipzig, Wilhelm Brannmüller 1907.

Memoiren müssen wie Sättigkeiten genossen werden. Sie sättigen nicht, vor allem lassen sie den Historiker nur zu oft unbefriedigt, aber trotzdem munden sie in den meisten Fällen recht gut, da sie wertvolle Streiflichter zu werfen imstande sind. Nur dürfen sie nur mit einer gewissen Vorsicht benutzt werden, fast möchte man sagen, mit Mißtrauen, besonders wenn sie stark individuell gefärbt sind.

Der Autor des vorliegenden Werkes ist ein gewandter Causeur, der hier und da mit derben Strichen, aber immerhin lebenswarm darstellt. Wenn man das Buch zur Seite legt, steht man genau in genau jene Zeit an sich vorbeiziehen, Stadtfreund vom Schurz, der nunmehr verstorbene frühere Notar Justizrat Karl Schwenzer in Ewel, zeigte mit einmal Photographien von Schurz und Kinkel mit deren Unterschrift aus den Bonner Jahren.

da die Inhaberinstitution noch ihre schlechtesten Früchte in der Armee zeitigte, da schnaubtartige Rittmeister die jungen, unschuldsvollen Kadetten noch „krummzuschließen“ lassen durften, der Wachtmeister das Um und Auf der Schwadron war.

Reichsgraf von Churn-Dalsässina, der seinerzeit aus dem Stabsoffizierskurs — wie er sich am Schlusse seiner Ausführungen bitter beklagt — infolge nicht genügender Beherrschung der deutschen Sprache ausscheiden mußte, scheint also dieses Verdictum weitgemacht zu haben. Die Lebensbilder aus den einzelnen Epochen, die sein Büchlein schildert, sind ihm besonders gut gelungen, weniger vielleicht die Beschreibung der kriegerischen Ereignisse, die zuweilen den Blick für das Große vermissen läßt.

Bekritteln müssen wir, daß der Titel nicht mit dem Inhalt übereinstimmt, es wäre denn, daß man annimmt, das Buch wäre zirka 40 Jahre nach Königgrätz zur Welt gekommen. Man

könnte die Ausführungen eher eine Selbstbiographie des Verfassers nennen, denn mehr als die Hälfte des Buches beschäftigt sich mit Ereignissen, die mit dem Feldzuge 1866 nichts zu tun haben.

1859 freiwillig und auf Kriegsdauer zum Infanterieregimente Großfürst Konstantin Nr. 18 affiniert, macht Reichsgraf Churn-Dalsassina hier den Krieg gegen Frankreich und Sardinien mit. Wie so oft bei Memoiren ist die erste Zeit auch hier stiefmütterlich behandelt. Mit wenigen Worten wird die dem Soldaten unverständliche Tragödie von Solferino abgetan und gerade hier hätte unser Interesse eingeseht. So ganz wie bei einem Manöver ist es wohl nicht abgegangen. Bei solchen kommt es vor, daß man bei Ausbruch eines heftigen Gewitters „abblasen“ läßt, im Ernstfall gewiß nicht. Tatsache ist, daß der entscheidende Angriff der Verbündeten auf Solferino um 1 Uhr mittags ansetzte; nach 4 Uhr begann der Rückzug der Österreicher, aber erst bei einbrechender Dunkelheit, gegen 7 Uhr abends, wurde im Zentrum die Schlacht abgebrochen. Die Verluste sind viel zu hoch angegeben. Der Autor sagt, daß 17.000 Österreicher und 18.000 Franzosen und Piemontesen ihr Leben an diesem Tage gelassen hätten. Nun zählte man, nach den offiziellen Quellen, auf österreichischer Seite an Toten 94 Offiziere, 2198 Mann, auf französischer Seite 117 Offiziere, 1505 Mann, auf Seite der Sarden 49 Offiziere, 642 Mann. Es scheint hier augenscheinlich ein Irrtum vorzuliegen; der Autor meinte vermutlich die Verluste im ganzen, nämlich mit Verwundeten, Vermissten und Gefangenen.

Die Friedenszeit von 1859 bis 1866 ist in mitunter nicht uninteressanter Weise ausgefüllt, die Ereignisse im Feldzuge gegen Preußen, den der Autor als Reiteroffizier durchfocht, vom rein persönlichen Standpunkte aus nicht ohne Geschick wiedergegeben.

Im großen und ganzen ein Buch, welches man auch in späterer Zeit gerne zu Rate ziehen wird. Nicht zu kriegsgeschichtlichen Studien, aber um den Zeitgeist kennen zu lernen.

U. Hinnenburg.

*

Die Ursachen, Erscheinungsformen und die Ausbreitung der Verwahrlosung von Kindern und Jugendlichen in Österreich. Schriften des ersten österreichischen Kinderbeschäftigungskongresses in Wien, 1907, Band I, Manz'sche Buchhandlung.

Die Mannigfaltigkeit in der Art der Schilderung, die Originalität der Auffassung, die unverfälschte Wiedergabe der Ereignisse aus dem Volksleben, die richtige Abschätzung der Ursachen der Degeneration in ihren individuellen und sozialen Erscheinungsformen machen dieses Sammelwerk zu einem vorzüglichen Behelf für soziologische Studien. Allerdings sind die beigelegten

statistischen Tabellen vorsichtig zu gebrauchen. Die voneinander unabhängigen Einzeldarstellungen ermöglichen es dem Leser aus dem vorhandenen Material selbst seine Schlussfolgerungen zu ziehen.

Die vorliegenden Sittenschilderungen zeigen immer wieder, daß Religion und Ethik, Gesetz und Recht, Wohlstand und Kultur, Schule und Bildung, Drill und Erziehung, Despotismus und Autorität, grundverschiedene Dinge sind.

Aus diesen Darstellungen spricht das Leben, nicht abstrakte Kenntnisse und Schlagworte, wie sie leider nur zu oft die Fachliteratur überschwemmen und sowie die mangelhafte Kenntnis der Lebensführung des Volkes die vollste Unkenntnis seiner tiefsten Schichten tritt plastisch hervor.

Sollte es dem Werke vergönnt sein, in weitere Kreise richtigere Begriffe über die Ursachen der Degeneration des Volkes zu bringen, so hätte es seinen Zweck erreicht. Freilich, wann hier die so dringende Abhilfe kommen wird, ist eine andere Frage.

In der Geistessträgheit und Gedankenschwäche des Durchschnittsmenschen, dem das Streben nach Abhilfe stets von zweifelhaftem Werte erscheint, finden wir eine Erklärung für den geringen Eifer, mit dem die Reformen betrieben werden.

Es ist aber folgendes zu beachten: Die wissenschaftlichen Forschungen der Gegenwart sind mit Vorliebe den Ursprungs- und Abstammungsfragen gewidmet. Jeder Mißbrauch hat seinen Entstehungsgrund, jeder Irrtum hat einmal seine relative Wahrheit gehabt. Die Lebensfäden verweben sich so ineinander, daß die Beseitigung eines Übelsandes — wenn nicht eine ganze Reihe anderer mit entfernt werden kann — kaum der Mühe wert erscheint.

Es fehlt an Arbeitslust sich an der Bewältigung so großer Aufgaben zu versuchen; — an Mut den Kampf aufzunehmen; — an Ausdauer, um systematisch und konsequent dem einmal erkannten Besseren nachzustreben und so kommt es, daß trotz richtiger Erkenntnis das Überlebte, Nachteilige, ja sogar Schädliche ungestört gedeiht. Lydia von Wolfring.

*

Ernst Kiffauer. Der Acker. Verlegt bei Hugo Heller & Cie. Wien 1907.

Wir sehen nur Ernte auf diesem Lebensacker, keine Saat, kein Ringen des Keims mit der widerspenstigen Scholle, die durchbrochen werden muß. Und da ein Jüngling diese Ernte einführt, so steht unser urteilender Sinn fürs erste vor einem Rätsel. Überdies: nicht Inhalt, nicht Formen sind erborgt, kein Gefühl, kein Gedanke löst sich in verfließende Schwärmerei auf, wie's der Jugend doch gemäß ist. Woher nun die Frucht, da das Blut kaum im Blüten-schimmer freist?

Nirgends wie hier habe ich die Wirkung lyrischer Kultur gespürt. Eissauer gehört zu den wenigen, die auch fremde Gedichte dichterisch erleben; die bis zum Schöpfungspunkte einer Stormschen Strophe vordringen; denen darum kein Liedschreiber etwas vormachen kann. Er weiß, wie Silblein für Silblein wohlgelehrt, wohl ausprobiert sich aneinanderreicht, bis eine dichterische Zeile entsteht; weiß, daß die allzu geschwinde Reimerei gar bald von ihrem löschpapierernen Grunde aufgezogen wird und zerfließt, daß nur da ein wirkliches Gedicht herauswächst, wo der Same für zehn dichterische Ideen lag, deren Fülle nun zwischen den einzelnen Worten des einen aufgegangenen Reises hin und her weht. Darum ist ja der Inhalt eines schönen Liedes nicht anders wiederzugeben als durchs Lied selbst und auch da nicht mit einem Male zu erfassen, sondern durch langes inniges Liebhaben. So ist die tiefe Erkenntnis vom Wesen eines lyrischen Gedichtes über Eissauer gekommen, so auch ist er frei geworden von jedem Vorbilde. Denn so seltsam es klingen mag: das ernste Studium unserer großen Lyriker hat ihn vor der Nachahmung bewahrt. Nur wer sich vom Rhythmus und dem spielerischen Geiste Heinescher Dichter schaufeln läßt, ohne nach ihrem menschlichen Grunde zu forschen, wird ins Heineeln verfallen. Eissauer geht schon in seinen Dichtersanalysen wie ein guter Schauspieler den ganzen Weg des Dichters zurück, nicht nur den halben. So haftet er weder allein an der Form seiner großen Vorbilder, noch allein an ihren Stoffen, sondern er fühlt, wie sich aus dem Stoffe die Form erst losringt. Das aber ist Schöpfertum und kann sich nie zur Manier verflachen.

Dieser Dichter war nur am Ende einer Reihe von Lyrikern möglich. In ihm haben sich die sprachlichen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte niederge schlagen, ohne daß sich wie bei Stefan George oder bei Franz Ewers die Absicht der Lautmalerei, der Stilisierung vordrängt. Das Erlebnis ist nirgends verflüchtigt, so ganz und gar es auch in dichterische Schleier eingehüllt wurde. Füllsel braucht er nirgends einzuschmuggeln, um den Vers auszumauern; stets steht das einzig rechte Wort am einzig rechten Orte, und wo die Wahl ist zwischen einem zwei- und einem ein silbigen, schreibt er das kürzere hin. Ja, er verkürzt sogar den Vers plötzlich um einen Jambus, wenn der Gedanke sich in drei Jamben statt in vieren runden läßt und schenkt uns damit einen neuen ästhetischen Reiz.

Und er hat was zu sagen! Die Landschaft des reifen Alters schaut er in neuen Gleichnissen, das Sichbellingen verfolgt er bis in den Traum des Mähers hinein; das rote Brot ist ihm ein Teil der roten Erde und zugleich eine festgewordene Erntezeit. Er verkündet die Poesie der Arbeit in Manniers Sinne: wohin der Säemann

tritt, bricht der Segen heraus; ein hoher Schlot mit ausgepustetem Rauche drückt ihn ein Wasserturm, der sein Banner schattend übers Land hält. Von Liebe und Leid, von Nacht und Licht und vom Glücke singt es aus dem kleinen feinen Bache, und wir vergessen die zarten, ernsten Melodien nicht leicht, wenn wir sie wahrhaft haben in uns wiederklingen lassen. Das Glück ist ihm Leben und Tod zugleich:

Glück ist ein Feuer. Seht, die Kede lacht!
Weit in die Lände wirft es seine Pracht.

Glück ist ein Feuer, raffend, roh und rot,
Drin eine Sehnsucht, Schelt um Schelt, verloh.

Es ist, als sei hier Hebbels dichterische Mahnung „Stille, stille!“ beherzigt und aus ihr neues Leben erblüht.

Mit dem gleichen doppelseitigen Blicke ergreift er in einem großen Bilde, was wir Schicksal nennen. Wer hat das vor ihm so gesehen?

Ein Sturmwind blies. Ein Feuer war entzündet.
Es lösch. Und rings war Nacht.

Ein Sturmwind blies. Ein Feuer war entzündet.
Es wuchs und wuchs. Da wurde Tag aus Nacht.

Und wo spricht die äußere Form schon so vernehmlich den Inhalt aus? Die drei Jamben der zweiten Zeile, die das kleine leicht ersterbende Feuerchen, das armselige Schicksal malen, wachsen sich in der vierten Zeile zu fünf Jamben aus, als könnten sie nicht genug des befehlenden, kräftigenden Sturmes in ihre Lungen fassen.

Eissauer ist kein Schwärmer, sagte ich im Eingang; man lese's aus diesen zwei Beispielen; aber jung und gläubig ist er doch: vor der geliebten Frau wie vor der Natur steht er mit leuchtenden Kinderaugen; das lese man selber nach.

Ferdinand Gregori.

*

A. W. Emerson: Selbst fröhlich und weise, Bearbeitung von Wilh. Meißner, Diebstahl. Sein Charakter aus seinen Werken. Bearbeitung von Dr. Egon Friedell, A. Lugs, Stuttgart.

So hoch man Emerson einschätzt, würde man gerne das taube Gestein unnützer Wiederholungen, das pastorale Anschwellen im edlen Strome seiner Überzeugungskunst missen. Eine Regulierung scheint hier erlaubt, ja erwünscht; ein Auszug aus der Fülle seiner Essaybücher, deren Grundgedanken sich decken, kann der hastigen Menschheit nur willkommen sein. Willkommen wie alles, was ihr Zeit spart bei ihrem wichtigsten Geschäfte: der Bildung. — Was Emerson für eine Entwicklungsperiode bedeutet, deren gesellschaftlich-wirtschaftliche Überanstrengung zum Unterschätzen jeder ruhigen Kontemplation, jeder idyllischen Genügsamkeit führt, ein wie wertvolles Mittel des Lebensfriedens seine philosophische Lehre vom Ausgleich (Kompensation) bietet, kann hier nur wie Erprobtes und Bewiesenes erwähnt werden. Auch die beiden Bearbeitungen im einzelnen zu prüfen, fehlt hier

der Raum. Wegen der Sorgfalt der Übertragung sind beide zu loben. In der Auswahl Nießners kommt mehr die religiöse Stimmung, die überzeugungsvolle Naturbegeisterung Emersons zum Wort; aus der Friedells spricht der köstlich-friedsame Denker, dessen milder Skeptizismus neue und überraschende Gesichtspunkte zu Montaignes philosophischem „anderseits“ gefunden hat. Friedells Auszüge, konziser und in ihrer Gesamtheit vielseitiger, scheinen mir ein besseres Bild von Emersons Werk zu bieten. *

Oskar Wilde. Das Bildnis von Dorian Gray. Leipzig 1907. Verlag Zeitler.

Der schöne Dorian, ein älteres Modell für englisch „out-gottet“ festlandgedeckt, ist nun eine Fleißaufgabe deutscher Übersetzer geworden. Nach der Übertragung des Wiener und einer zweiten des Insel-Verlages kommt jetzt Herr Bernhard Olshögl mit einer dritten. Der Dorian Gray des Verlages Zeitler ist sorgfältig und schön gedruckt; die Sprache steht der des Originals erfreulich nahe, ohne das Deutsche zu anglisieren, wie's manche Übersetzer in falscher Liebe für Lokalfarbe zu tun belieben. Ohne mannigfache Altentate gegen Wildes Roman, die uns die letzte Vergangenheit brachte, läge kein Grund zu eingehender Besprechung vor. Aber da das Buch dramatisierend so verfaßt wird, scheint es noch immer nicht erkannt zu sein. Ein Melodrama für die Galerie, ein sogenannter blendender Dialog fürs Parkett, Londoner Schick, so dick und Parvenü—haft aufgetragen, wie ihn die Isidorian Grays der Elogen im Leben üben — das alles läßt auf ein weitverbreitetes Mißverständnis schließen. Der Roman Wildes ist sicherlich kein voll ausgereiftes Kunstwerk. Das Festhalten an dem allegorischen Einfall der Fabel, die virtuose Schilderung des kostbaren Rahmens der Handlung, Psychologie und Esprit mehr hineingepreßt als hervorleuchtend — das alles ergibt eine Wirkung, als ob ein Effektieler der Malerei Burne Jones und De-gas zusammenkomponiert hätte. Aber der Roman, als solcher vielleicht mittelmäßig, enthält die verhängnisvolle Beichte des wunderbaren Sünders Oskar Wilde, enthält die Lebensanschauung eines Fanatikers der Sinnlichkeit und intransigenten Schönheitsdieners, der dem furchtbaren großen Sünder Gilles de Rais über Jahrhunderte hinweg die Hand reicht. Daß es im 19. Sä-kulum einen Geist gab, der aus Durst nach der inneren Sensation den Sturz in den Schmutz von Reading wagte; ja den entseßlichen Weg, den er gehen mußte, vorauswollte aus ästhetischem, religiösem oder perversen Bedürfnisse nach Schmerz; das macht den Dorian Gray zu einem rätselvollen und tief menschlichen Buche. Das Geheimnis und aller Duft des Außerordentlichen

hängt an diesen Blättern für die einen, die anderen finden darin die grobe Sensation eines verheßten Porträts, das Six penny-Moral predigt.

Philipp Frey.

Emil Luda. Tod und Leben. Ein Roman Egon Fleischel & Co., Berlin.

Emil Luda, ein Wiener und für die Literatur „neuer Mann“ — obzwar er manches veröffentlicht hat, was ihm die Achtung von Kennern brachte — ist eine eigentümlich fesselnde Erscheinung, vielleicht ein Zukunftswert. Er kommt von der Psychologie und kritischen Philosophie her und kann das als erzählender Künstler nicht verbergen. Seine Seelenschilderungen sind von peinlichem Reichtum und gemahnen häufig an die Leistungen der Skandinavier; sein Vorwurf aber taucht in ungewohnte Tiefen. Ein junger, erlöschungsehender milder Mensch aus dem neuen Wien reißt die lichte Gestalt eines Mädchens in seinen Zerstörungsfall. Da er sich schuldig fühlt, sucht er den Tod und findet — das Leben. Er findet es, weil er die Kraft und das Glück der Gesundheit, der Einsamkeit, der Natur erkennt; aber auch, weil ihn sein — im Sinne Kants — selbstbestimmendes Gewissen freispricht. Subjektiv hat er durch Leiden und Denken gesühnt; objektiv ist seine Schuld zudem gelöscht, denn „sie“ (um die Sprache des Heiratsmarkts zu reden) kriegt einen anderen. So hat sich's Luda vermutlich vorgestellt; nur hat ihm die Kunst und Fertigkeit noch gemangelt, den Leser immer auch zu überzeugen. Der sieht gar manchmal statt des ringenden Helden einen Neurotiker bekannten Schlages vor sich, und schiebt seine Wandlung vielleicht doch der heilenden Natur und der augenblicklichen Ruhe zu, wo an ein dauerndes Erleben zu glauben wäre. Aber dieser Mangel des Darstellers Luda ist nur ein Vorzug des Dichters. Wenn einer von anfang an gar so gut über Form und Mittel herrscht, so hat er nicht viel zu sagen; den Beginnenden drängt die Wucht seines Wollens (Werther). Das neue Wien darf minder ausgeglichen sprechen: die Formkunst dieser Stadt kann zusehen. Beiläufig bemerkt, Emil Luda hat Wien und einige Wiener Leute gut geschildert. Dem Wiener Wald aber hat er inrüges Loblied gesungen, wie es dieser Wohnstätte nicht oft gehört hat. Wir sind dadurch allein reicher geworden und hoffen auf weitere Geschenke des Dichters.

Dr. Paul Stefan.

Robert Michel: Die Verhältnisse. Novellen. S. Fischers Verlag. Berlin 1907.

„Es war in der Gegend von Cistak; aber es hätte gerade so gut auf dem Podolez sein können oder bei Cemerno gegen Montenagro zu oder noch auf irgend einem anderen der herzogwinischen Karsthochländer, die sich im Sommer

alle gleichen, alle sind ausgedorrt und kahl und grau."

Ein Neuland: Bosnien und die Herzegowina, Karstberge, Karsthochland, auf dessen schweren, breiten Rücken sich kahle, sonnenige Steinhalden in lichtem Grau dehnen. Und in diesem herben Land, zu dem schon der Orient seine Märsche, Vorlesungen und Offenbarungen herüberredet, ein fremdartiges Volk, Naturleute, fehnig und starr wie die Berge, entgegen aber der grauen, ersten Ruhe der Steinlandschaft froh, farbenfreudig, ein wenig eitel und im Verkehre breit und laut.

Aus der sonderbaren Großartigkeit dieses Landes, seinem schweigend wartenden Ernst, aus der rauhen, dann und wann fast kindlichen Natürlichkeit seiner Bewohner, um deren Sitten und Seelen Christentum und Moslem ihren Zähnen, gierigen Kampf streiten, erwachsen wie von selbst die Konflikte. Im Grunde keine ungewöhnlicheren Schicksale, als die, an denen andere Naturkinder, Bananen, Hirten und Bergsöhne tragen, schleppen und leiden. Und doch ein wenig eigenartig zugespielt, ein wenig sprunghaft im Geschehen, unverfahrens verwickelt, jäh und hart gelöst. Der Held der dritten Novelle, der Rekrut Osmanbegović, der den ihm zugesügten Schimpf an seinem Vorgesetzten rächt, die beiden Hirten, die um eines geringen Streites willen mit ihren derben Säbeln sich aufschlagen, das große Kind Popović, das desertiert und dann doch aus dem Versteckungszug und sehnsüchtig die bunten Uniformen der Egerziehenden anfaßt, bis er entdeckt wird — — — sie alle sind Beispiele für die ursprüngliche bizarre Kraft, die in dieser Landschaft und ihren Bewohnern ruht und durch Zufälle zu Bewegung und Gewalt wird.

Robert Michel sieht zu und erzählt. In den vorgenannten Geschichten noch ein wenig rasch im Ablauf, wohl mit bewusster Absicht, den Stoff in die Form der Skizze zu fügen. In der nächsten Erzählung, in der prächtigen Novelle „Vom Podvelez“ wird seine Geste breiter, reicher und gerundeter. An Stelle der krausen, eckigen Kontur der Skizze ist hier die weiche, volle Rundung der Novelle.

Behandeln die bisher angegebenen Erzählungen ausschließlich Geschehnisse und Schicksale von Herzegowinern, Hirten, Soldaten, Bergsöhnen, so schlägt Michel in der reichvollen Eingangs-Novelle „Die Verhüllte“ und in der besonders psychologisch vertieften Schlusserzählung „Oberleutnant Naminy“ ein neues Thema an. Den Einfluß der herzegowinischen Landschaft und ihrer Stimmung auf den Besucher, und besonders auf den, der gewungen ist, in dieser fremdartigen Umgebung zu leben. Und da wird der Einfluß dieser Gegend zu einer gefährlichen, abenteuerlichen Macht, zu einem dumpfen, schweren Druck, zu Bann und entsetzter Lähmung.

Neu wie das Land, in dem Michels Erzählungen spielen, war bisher des Erzählers Name. Die wenigen zerstreuten Arbeiten, die Michel in der „Neuen Rundschau“ und ehemals in der „Zeit“ veröffentlicht hat, haben wohl nur dem und jenem, der aufzuhorchen verstand, den Namen eingeprägt. Jetzt, durch den vorliegenden Band, tritt Michel vor die breitere Öffentlichkeit. Um es hervorzuheben: ein wenig spät, gewiß aber nur zum Vorteile. Er mag wohl manche Seite vorher beschrieben haben, ehe er zu der ruhigen, maßvollen Diktion, zu diesem durchgearbeiteten, schönen Stil gelangt ist, zu dieser überlegten guten Sprache, die durch ihre glücklichen Bilder, ihre feinen Beobachtungen Reiz und Wert bekommt. Daß Michel von allen Versuchen, die dieser Reife vorangegangen sein müssen, keinen veröffentlicht hat, mag heutzutage wundern, in einer Zeit, in der die meisten zu früh und zu grün auf den Plan treten. Aber mich dünkt, gut Ding will gute Weile haben und Michel hat daran recht getan, daß er erst dann für alle zu erzählen anfangt, als er die schwere Kunst, es klar, schön und gereift zu tun, in sich fühlte.

Hans v. Hoffensthal.

*

Jodler und Juchzer aus Steiermark und dem steirisch-österreichischen Grenzgebiete, gesammelt von Dr. Josef Pommer. Wien Verlag des deutschen Volksgefangenenvereins.

Dem Sammeleifer Dr. Josef Pommer verdankt man eine neue Publikation, welche nicht nur den Freunden des Volksliedes, sondern auch den Musikhistorikern wertvolles Material liefert. Das kleine Büchlein enthält 444 Jodler und Juchzer aus den österreichischen Doralpen; was die Knechte, Jäger und Bauern singen, was auf der Gebirgssalm an fröhlichen Weisen erklingt und was die alten Bäuerinnen vor sich hinstimmen, die Dudler, Juchzer und Rufe aus den steirischen, ober- und niederösterreichischen Bergen sind hier zusammengetragen. Ein großer Teil dieser Volkslieder ist von dem Herausgeber notiert worden, viele sind ihm von Dorfmännern eingesandt worden und besonders die Schullehrer haben viele dieser Gebirgsweisen aufgeschrieben. Frische Wald- und Gebirgsluft schlägt einem entgegen, wenn man die Sammlung durchblättert. Die Namen der Jodler schon erwecken die Bilder der österreichischen Alpengegenden und ihrer fernigen Bewohner. Ein großer Teil der Jodler wird nach den Bauern genannt, die ihn mit Vorliebe singen. So heißt einer: „Der alte Hanni ihrer“; andere: „n Hoaderbauer seiner“, „Der Quaderger ihrer“, „Des Achsenmeisters Reis Leibjodler“, „n Kerchenbauer seiner“, „n Wasst-Seppl seiner“ usw. Andere tragen den Namen der Gegend, wo sie zuerst gesungen wurden: „Der Reinberger“, „Der Statterboder“, „Der Mönich-

walder" usw. Wieder andere werden nach ihrer Verwendung bezeichnet, so „Der Heanlocher“ (auf den Text bibi-bebi-bibi . . .). „Der Soasgmelcher“. Auch die Silben, auf welche der Jodler gesungen wird, werden zu Namen („Der Jähraei“, „Der Habsdildiri“, „Der Crituli adli tritulia“ u. a.).

Die Juchzer sind an den Schluß der Sammlung gestellt, obzwar sie als die primitivste Form des Gebirgsanges historisch an die Spitze des Bächleins gehören würden. Die Juchzer sind musikalische Naturlaute; das Gefühl der Einsamkeit, das Lustgefühl des Hirten, der vom hohen Berge in die Ebene sieht, das Gefühl der Weite, die man mit dem Tone erfüllen möchte, konzentrieren sich in diesen langgezogenen, stark hinausgesungenen und vom höchsten Ton allmählich niedergleitenden Juchzern. Sie sollen das Echo wecken oder den Hirten auf entfernter Alm von der Anwesenheit eines zweiten unterrichten. Dieses elementare Singen ist der Keim, woraus sich die Jodler entwickelt haben; die österreichische Volksmusik ist von den Bergen ins Tal und von hier aus weiter gewandert. Auch die Zwischenformen kann man aus dem Buche kennen lernen, es sind die „Rufe“, feststehende Singweisen, gleichsam die musikalischen Leitmotive der Alpenhirten, an denen sie sich auch in der Ferne erkennen. Jodler findet man in der hübschen Sammlung in allen Formen, vom einstimmigen angefangen bis zum sechsstimmigen. Sie sind mit allen Singweisen und Warten notiert, der Ursprungsort und die ländlichen Sänger, aus deren Munde die Sammler sie vernommen haben, sind immer angegeben. Alle bauen sich über wenigen Grundharmonien auf und die Melodien sind nur die Ausschmückung dieser Harmonien, aber wie vielerlei Singweisen entwickeln sich nicht aus den wenigen Grundharmonien, dem steten Wechsel der ersten, vierten und fünften Stufe! Am interessantesten für den Musikforscher sind natürlich die mehrstimmigen Formen, denn er steht hier am Quell harmonischer und polyphoner Erfindung. Daß die harmonischen Formen der Musik aus der deutschen Volksmusik stammen, ist bekannt; daß auch die Vorbilder für die kontrapunktischen Satzweisen hier zu finden sind, hat der Wiener Musikforscher Professor Guido Adler in einer an Anregungen reichen Schrift zuerst entwickelt. („Die Wiederholung und Nachahmung in der Mehrstimmigkeit“, Leipzig 1886.) In dieser Schrift verweist Professor Adler schon auf die süßesten Stimmensätze der Jodler, deren er auch einige anführt, als Urbilder der kontrapunktischen Satzweise. Dr. Pommer liefert für diese Behauptung noch weitere Belege; seine Sammlung enthält zahlreiche „Füreinander“, „Durcheinander“ und

„Wechseljodler“, wie man in Steiermark Jodler mit gekreuzter Stimmführung nennt. Das Volk unterscheidet das harmonische Singen, den alten Sangbourdon, das „Sekundieren“ sehr scharf von dem kontrapunktierenden Singen, der Gegenbewegung, dem alten Diskantus. Es liebt diese selbständigere Stimmführung und ist sich der Eigenart derselben bewußt geworden. Während aber Professor Adler von seinen Beispielen sagen konnte, daß sie nicht imitatorisch im strengsten Sinne des Wortes sind, findet man bei Dr. Pommer auch streng imitatorische Jodler, die sogenannten „Nacheinander“ (Seite 108, 281, 289, 291). Es sind Kanons, an denen jeder Kontrapunktist seine Freude haben kann. Hat man also noch vor kurzer Zeit z. B. von dem englischen sechsstimmigen Kanon „Summer is icumen in“, der vermutlich aus dem 13. Jahrhundert stammt, behauptet, er stehe außerhalb aller „Entwicklung“, so erhält man jetzt neue Beweise dafür, daß dem nicht so ist. Auch die kunstvollen kontrapunktischen Formen entstammen der Volksmusik, dem Ackerboden, dem die reiche Frucht der Kunstmusik entspringt. Auch die Kunst macht keinen Sprung; dies ist nicht verwunderlich, wenn man lernt, daß sie ebenfalls ein Stück Natur ist.

Wichtig ist das Bächlein auch für die Geschichte der Tanzmusik. Obzwar erst ein folgender Band die Volkstänze der österreichischen Alpen enthalten wird, geht es doch aus dem vorliegenden schon deutlich genug hervor, daß Juchzer und Ländler Geschwister sind. Man kann den meisten dieser Juchzer eine Walzerbegleitung unterlegen und hat dann Ländler vor sich. Der Weg von diesen Juchzern zu den Walzern von Kanner und Strauß ist nicht schwer zu finden. Er führt von den oberösterreichischen Bergen die Donau entlang nach Wien. „Einger Geiger“, Quartette, bestehend aus zwei Violinisten, einem Gitarrespieler und einem Bassgeigenspieler, fuhrten auf den Donauschiffen mit und spielten, in Wien angelangt, in den Schenken der „Kampelmant“, im „weißen Kamm“, „goldenen Bär“, „blauen Stern“ u. a., oder am Spittelberg, wo die Lebewelt einkehrte. Das Geburtshaus Kanners stand am Spittelberg, das des alten Strauß bei der „Kampelmant“ und die Musik mag aus den Schenken an schönen Abenden oft genug zu ihnen geklungen haben. Die „Einger Geiger“ fuhrten, wenn sie ihre Bezahlung eingeheimst hatten, mit dem Geiselswagen wieder nach Oberösterreich zurück, aber ihre Tänze blieben in Wien und klingen heute in idealisierter, künstlerisch reicherer Form noch fort, wo immer die Paare sich im Tanze drehen.

Dr. Max Graf.

Rundschau und kleine Mitteilungen.

19. Dezember. 9. Sitzung des Herrenhauses: Die Ausgleichsvorlagen und das Quotengesetz (Berichtspräsident Dr. Baernreither) werden in zweiter und dritter Lesung angenommen. — 52. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Verhandlung über das Budgetprovisorium. Der Ministerpräsident hält eine programmatische Rede.

20. Eröffnungssitzung der österreichischen Delegation in Wien. Abgeordneter Dr. v. Fuchs wird zum Präsidenten, Herrenhausmitglied Dr. A. v. Madetzki zum Vizepräsidenten gewählt. Die Regierung unterbreitet das Budget, das ein wirkliches Gesamterfordernis von 425,257.925 K für 1908 aufweist. — Eröffnungssitzung der ungarischen Delegation: Abgeordneter Bela Barabas wird zum Präsidenten, Magnatenhausmitglied Graf Theodor Sziksz zum Vizepräsidenten gewählt. — 53. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Debatte über das Budgetprovisorium.

21. Der Kaiser empfängt die beiden Delegationen in der Wiener Hofburg und beantwortet die Ansprachen ihrer Präsidenten mit einer Thronrede. — Bei seiner Fahrt in die Hofburg, der ersten nach seiner Genesung, werden dem Kaiser großartige Huldigungen dargebracht. — 10. Sitzung des Herrenhauses: Der Gesetzentwurf, betreffend die dalmatinischen Bahnen, das Budgetprovisorium und das handelspolitische Ermächtigungsgesetz werden in zweiter und dritter Lesung angenommen. — Friedrich Graf Schönborn (geb. 1844) in Wien †. — 55. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Das Budgetprovisorium wird angenommen. Das Budget pro 1908 wird dem Budgetausschuß zugewiesen. Die Dringlichkeitsanträge werden zurückgezogen und die Vorlage, betreffend die Herabsetzung der Zuckersteuer angenommen. — Die ungarische Delegation nimmt das Budgetprovisorium an. — 2. Sitzung der österreichischen Delegation: Das Budgetprovisorium wird angenommen.

22. Das ungarische Abgeordnetenhaus nimmt in namenslicher Abstimmung mit 173 gegen 30 Stimmen die Quotenvorlage an.

23. Maler Andreas Groll (geb. 1850) in Wien †. — Prof. Otto Gras (geb. 1864) in Prag †.

25. Ukrainisch-ruthenischer Parteitag in Lemberg.

28. Dr. Julian A. v. Dunajewski (geb. 1822) in Krakau †. — Das ungarische Magnatenhaus votiert die Quotenvorlage. — In Ugram entwickelt der Banus in einer Versammlung der Nationalpartei sein politisches Programm.

30. Eine außerordentliche Generalversammlung der österreichisch-ungarischen Bank ermächtigt den Generalrat, um die Erneuerung des Privilegiums bei den beiderseitigen Regierungen anzusuchen.

31. Die Ausgleichsgesetze werden in Wien und Budapest veröffentlicht. — Der Kaiser verleiht anlässlich der Perfektionierung des Ausgleichs den beiden Ministerpräsidenten durch ein besonders warmgehaltenes Handschreiben das Großkreuz des St. Stefans-Ordens. — Der Tiroler Landtag wird aufgelöst.

1. Jänner 1908. Anlässlich des neuen Jahres findet ein freundschaftlicher Depeschenwechsel zwischen Baron Lehrenthal und Minister Tittoni, sowie Fürsten Bálow statt.

2. Erstaufführung von Karl Goldmarks Oper: „Ein Wintermärchen“ im Wiener Hofopertheater.

3. Kammerfänger Wilhelm Hesch (geb. 1860) in Wien †. — Jellg Weingartner übernimmt die Direktion der Wiener Hofoper.

4. Deutscher Schulvereinstag in Wien. — Der Parteitag der Deutschen Krains in Laibach beschließt die Gründung eines deutschen Volksrates für Krain.

5. Verbandstag der deutschen Bautechniker Österreichs in Wien.

8. Eröffnung des niederösterreichischen Landtages.

9. Im Ministerium des Äußern in Wien werden die Handelsvertragsverhandlungen mit Serbien wieder aufgenommen.

10. Der Wiener Gemeinderat beschließt die Aufnahme eines Anlehens von 360 Millionen Kronen. — Die öster-

reichisch-ungarische Bank setzt den Zinssatz von 6% auf 5% herab. — Baron Paul Rauch wird zum Banus von Kroatien ernannt.

*

Die italienische Gefahr. Gerade rechtzeitig ist knapp vor der Tagung der Delegationen eine kleine Schrift erschienen, welche volle Beachtung als beherzigenswerter Allarmruf verdient. Der Anonymus, welcher unter dem Titel „Die italienische Gefahr“*, ein Mahnwort an die Delegierten richtet, zieht eine gelungene Parallele zwischen der regen Tätigkeit, welche Italien für den Ausbau seiner Land- und Seestreitkräfte entfaltet und dem beschämenden Stillstande, welcher speziell bei der Entwicklung unserer Kriegsflotte platzgegriffen und zu einem gefahrdrohenden Mißverhältnis zwischen unserer und Italiens Flotte geführt hat. Nicht mit Unrecht sieht der Verfasser in den Rüstungen an Italiens Nordostgrenze und in der beständigen Stärkung seiner Position im Adriatischen Meere eine planmäßige, zielbewusste Aktion, deren Endabsichten nur allzu klar zutage liegen. Über das Wichtigste freilich, schweigt die Studie: in welcher Weise es möglich wäre, den Widerstand Ungarns gegen den Ausbau unserer Flotte zu beseitigen. Gerade für den Fall, als das von dem Anonymus supponierte Einverständnis zwischen Italien und Ungarn den Tatsachen entsprechen sollte, wird Ungarns Zustimmung zu einer ausgiebigen Verstärkung der gemeinsamen Kriegsflotte nur schwer zu erlangen sein. — Hier gäbe es nur ein Auskunftsmittel: Die Schaffung einer selbständigen österreichischen Seewehr, ein Gedanke, welcher den maßgebenden Kreisen hiermit zur Erwägung empfohlen wird! — J. —

*

Die Erhöhung der Offiziersgagen. Wegen der intransigenten Haltung der Ungarn wird die von allen Offizieren der Monarchie so sehnlich erwartete Vorlage über die Erhöhung der Gagen den Delegationen jetzt nicht zugehen. Daß unsere Offiziere relativ schlecht bezahlt sind und insbesondere die Subalternen bei der herrschenden Teuerung ihr Auslangen mit der Gage nicht finden können, wird von keinem Eingeweihten mehr bezweifelt. Ihre Geduld wird so seit langem auf eine schwere Probe gestellt. Aber die Ungarn wollen einer Erhöhung nicht zustimmen und nicht etwa aus finanziellen, sondern lediglich aus politischen Gründen, d. h. weil ihren chauvinistischen Wünschen noch immer nicht genügend Rechnung getragen wurde. Daß sie hierdurch auch ihre eigenen Mitbürger schädigen und sich selbst in magyarisch-nationalen Kreisen der Armee keine Sympathien erwerben,

* Bei E. W. Seidel und Sohn, Wien.

bedenken die kurzschichtigen Schreier im Budapester Parlament nicht, denen wahrscheinlich sogar eine Schwächung der gemeinsamen Armee ganz erwünscht wäre. Und die magyarische Presse sekundiert ihnen in unerhörter Weise. Ob es richtig war, daß der Reichskriegsminister infolge der Drohung der Ungarn, die Dotierung des Heeresbudgets zu obstruieren, wenn es erhöhte Sagen aufweise, von seinem ursprünglichen Plan abgewichen ist, wird die Zukunft lehren. Das österreichische Abgeordnetenhaus hat sich bereits zugunsten einer Erhöhung ausgesprochen und es wird Sache der österreichischen Delegierten sein, bei der Budgetberatung auf diesen Beschluß Rücksicht zu nehmen. Es würde unpolitisch sein, wollte sie diese Gelegenheit versäumen, ihrer Militärfreundlichkeit einen demonstrativen Ausdruck zu verleihen.

—v—

Hofoper. („Ein Wintermärchen.“ — „Das Urteil des Paris.“) Man tut auch dem schaffenden, nicht bloß dem reproduzierenden Künstler keinen Gefallen, wenn man in der kritischen Betrachtung des Wertes zumindest so beiläufig des hohen Alters des Schöpfers gedenkt. Das schießt bedenklich nach mildernden Umständen und weckt ein ungünstiges Vorurteil: wie schwach muß doch die Sache sein, die nicht künstlerisch nach sich, sondern moralisch nach dem Urheber beurteilt werden soll. Der alte Goethe war Goethe, und der alte Richard Wagner blieb Richard Wagner. Auch kleinere bleiben, was sie sind, wofern in ihnen sich überhaupt noch innere Kraft regt, und nicht bloß lebloses technisches Vermögen. Auch der 77jährige Karl Goldmark ist derselbe geblieben, so tiefgehend auch naturgemäß die Wandlungen sind, die in jedem Falle Jugend vom Greisenalter trennen. Und vielleicht läßt sich seine Wesensart in dem Alterswerk „Ein Wintermärchen“ besser erkennen als an mancher früheren Schöpfung. Das „Wintermärchen“ hat alles, was den besten Goldmark auszeichnet: dramatisches Können, hübsche Melodik, schwungvollen Ausdruck und reifes technisches Können. Dem „Wintermärchen“ fehlt, was allen anderen Werken Goldmarks, „Merlin“ vielleicht und auch dieser nur mit gewissen Beschränkungen ausgenommen, fehlt: das Äußerste an Gestaltungskraft. Goldmark vermag eine Szene zu schaffen, aber keine Figur; bei ihm gibt es ein augenblickliches, oft sehr packendes Geschehen, doch keine tiefer motivierte, psychologisch begründete und Seelenzustände begründende Handlung. „Merlin“ steckt noch voller Geheimnisse; jetzt sieht man, daß auch dort Goldmarks Musik über fremde Tiefen rauschte. In seinen späteren Werken bedurfte er nicht mehr eines mythischen Stoffes und eines poetisch-philosophischen Textdichters wie Eipiner; wer mit Mosenthal beginnt, darf mit Wiltner enden. Goldmark war niemals unecht; doch seine Jugend

stand Wagner so nahe, daß vieles ihr zusieß, was doch nicht ganz ihr Eigenes war. Dieses zeitlich Bedingte, Zufällige sozusagen, ist jetzt von Goldmark abgefallen. Und siehe da, er versteht sich noch immer auf zwei Dinge: auf die Liebe und auf die Jugend. Vielleicht sollte man die Jugend zuerst nennen; denn auch um die Liebe steht es im „Wintermärchen“ bei der Jugend besser. Ein Duett zwischen Proditas und Florenz ist so ziemlich das Schönste der ganzen Partitur, vornehm und ausdrucksvoll, dabei meisterlich gesetzt. Leontes und Hermione sind ähler dran. Nachlassende stimmliche Kraft zwingt Fräulein von Mildenburg, als glückliche Gattin und Mutter einzelne Töne willkürlich zu transponieren, unvermittelt von einer Oktave in die andere zu fallen; doch dies ist für Hermione bedeutungslos. Nicht bloß für die Darstellerin, die, von diesem einen Mangel abgesehen, sonst wiederum ganz außerordentlich ist, sondern für das Geschöpf des Komponisten. Es ist ziemlich belanglos, was sie zu sagen hat; denn sie führt überhaupt kein Eigenleben; musikalisch fehlen die scharf umrissenen Züge. Dies drückt sich auch im Technischen aus; die Singstimme läßt Goldmark sehr oft falsch deklamieren, mitunter so falsch, daß sie zu den entsprechenden Textworten kaum so gesungen werden kann, wie es vom Komponisten vorgeschrieben ist. Hermione und Leontes werden durch die Ewigkeit der Liebe wieder zusammengeführt; der Komponist tut sein Bestes dazu. Nicht etwa durch die verwehten Trübsalflänge, die sich unwillkürlich einschleichen, sondern durch den schönen Einfall, den reuigen Leontes die Melodie wiederholen zu lassen, die aus dem Munde der sich verteidigenden Hermione tönte. Das ist der Einfall eines Meisters, der seinen Weg sicher zu gehen weiß, ohne über die Steine eines holprigen, trostlosen Textbuches zu straucheln. Das Libretto hat ein Gutes: die Geschicklichkeit, mit der es dem Komponisten die Möglichkeit einer komischen Oper eröffnet. Denn dies ist der zweite Akt des „Wintermärchens“, eine Welt für sich. Hier ist Goldmark am glücklichsten, vom humorvollen Vorspiel bis zu dem sanftmütigen Lebenswohl Proditas. Der Komponist greift fest und sicher zu; nicht alles, was er packt, ist bedeutend, doch alles gut und anheimelnd. Sollte dies der wahre Goldmark sein? Wenn das Pathos der Jugend vertauscht ist, blieb ihm noch die Freude an ihrer harmlosen Fröhlichkeit? . . . Sonst aber ist das Textbuch wenig zu rühmen. Daß es sich an Shakespeare hält, ist wahrhaftig kein Verdienst; wie gäb' es denn anders eine geschlossene Handlung? Es ist arg, wenn Herr Wiltner seine Verse öfter durch Shakespearesche unterbricht; Shakespeare bei Wiltner wirkt wie Rubens in einem Trödlersladen. Der Librettist muß für seine Entlehnungen die Übersetzung der Dorothea Tiedt, nicht die glücklichste und beste in der Schlegel-Tiedtschen Übertragung. Verse, die beim Lesen schwer ver-

stündlich oder mißverständlich sind, geraten geungen in den Bereich des vollkommenen Blödsinns. Aus drei Akten Shakespeares wird in der Oper einer. Die fette Gewalttätigkeit des Librettisten stößt nur den Komponisten; denn es ist nicht Goldmarks Art, die Psychologie in seine Musik zu verlegen. Herr Wiltner fügt aus Eigenem Shakespeare noch etwas hinzu: Prinz Mamilus wird in der Oper vor aller Augen durch vier Bewaffnete geraubt, die sich lautlos heranschleichen, wie die Philister in „Samson und Dalila“: ein grobschlächtiger Effekt, der in seiner Hohlheit doch die Wirkung verfehlt. Was auch als Oper wirkt, bleibt doch Shakespeare. Es hat dem glücklichen Komponisten, den das Publikum bei der Premiere lebhaft auszeichnete, zum guten Gelingen geholfen. Auch die Aufführung unter Herrn Walter tat manches dazu. Warum aber läßt man die Sänger Namen wie Kleomenes und Dorikos auf der vorletzten Silbe betonen? Solche Kleinigkeiten stören mehr, als man in der Hofoper zu glauben scheint.

Über das neue Ballett, das unsere Hofoper den Schätzern solcher Vergnügungen beschert hat, böte sich kein Anlaß zu sprechen, wäre ein solches Ballett wie das „Urteil des Paris“ wirklich nur eine Privatangelegenheit derer vom Ballett und ihrer persönlichen Freunde. Aber es gibt auch Leute, die auch von einem Ballett ein gewisses Mindestmaß von Erträglichkeit fordern, und dieses Mindestmaß ist hier nicht im entferntesten erreicht. Wir wollen gar nicht davon reden, daß auch der Tanz künstlerische Elemente enthält, und daß es genug Ballette gibt, welche diese Elemente zum Ausdruck kommen lassen. Man weiß auch, daß die landläufigen Ballette sich nicht durch ein Übermaß von Geist in ihrer pantomimischen Handlung auszeichnen, aber solch eine jammervolle Albernheit wie dies „Urteil des Paris“ ist schon seit Jahr und Tag nicht dagewesen. Sein Stumpfsinn ist zwerchfellererschütternd, die Karikatur seiner „mythologischen“ Bilder, z. B. des Olymps, wie ihn sich der kleine Moriz als Ballettmeister vorstellt, so grotesk, daß man leicht dem Verdacht zuneigt, ein arger Spaffvogel habe sich mit den arglosen Ballettmenschen einen heimtückischen Scherz erlaubt. Das schlimmste aber ist die Musik zu diesem Ballett. Ballette müssen sein; gut. Vielleicht auch solch geistlose; meinetwegen. Aber in der Wiener Hofoper darf man unter keinen Umständen eine solche Musik hören lassen. Es ist eine Schande, daß man die Orchestermitglieder zwingen darf, diesen Greuel zu spielen. Wenn eine Varietédirektion ihren Kapellmeister beauftragt, binnen 24 Stunden ein paar „Nummern“ zu komponieren, so kommt in Wien jedesmal eine bessere Musik heraus als bei diesem Ballett. Das muß einmal öffentlich gesagt werden. Man begreift ganz gut, daß der artistische Direktor sich nicht auch mit Sorgen um solche Ballette belassen will; Mahler hat es nicht getan, und wenn er es einmal ver-

suchte, gab es Konflikte. Vielleicht gelingt es jetzt Weingartner in diesen Dingen wenigstens das Schlimmste zu verhüten. Den Auftrag, für die Hofoper eine Ballettmusik, und wär's zum dümmsten Sujet, zu schreiben, würden sich gar manche wichtige und geschickte Komponisten zur Ehre anrechnen, auch wenn ihnen das Ballett weniger Cantlemen trüge als eine für das Apollotheater oder für ein Kunstinstitut gleichen Ranges geschriebene Sache. Es käme da noch kein Meisterwerk, doch es gibt zahllose Zwischenstufen von einem Meisterwerk bis herunter zur dilettantischen Trostlosigkeit des „Urteil des Paris“.

D. B.

*

Wiener Theater. Es gehört zu den Merkmalen jedes Jahresbeginnes, daß die guten Vorzüge lebhafter und stärker betont werden. Aber mit Ausnahme der Hofoper und der Volksoper — jene brachte acht Tage nach der glanzvollen Goldmarktpremiere gar noch ein neues Ballett, das allerdings wie ein kleiner Faschingsaufstücker empfunden wurde — hatten die Wiener Bühnen kein Glück mit ihren Neuheiten. Auf der Bellaria versagte felix Philippi, in der Wallgasse Oskar Blumenthal, im Prater der Engländer Sydney Dobson und in der Johannesgasse felix Dörmann als Schauspieler.

Von Philipps neuem Schauspiel „Die Ernte“, das im Deutschen Volkstheater seine Uraufführung erlebte, gewann man beinahe den Eindruck, als ob die reichsdeutschen Sisyphusse von ihren Stücken, die sie ihrer müde gehegten Phantasie gewohnheitsmäßig Jahr für Jahr im Schweisse ihres Angesichts abringen, nur solche nach Wien zur Bühnentaufe schickten, zu deren Erfolg sie selber kein rechtes Vertrauen haben, und man kann sich des Verdachtes nicht erwehren, als ob dabei die größere Höflichkeit und Gemütsamkeit des Wiener Publikums ihre letzte Hoffnung wären. Aber der Wiener Theatergänger ist auch schon vorsichtiger und anspruchsvoller geworden, und wenn er seinen Sperrstich bezahlt hat, dann will er sich wenigstens vergnüglich kitzeln, nicht aber quälen lassen. Und Herr Philippi bereitete mit seiner „Ernte“ nur Qual. Weitschweifig erzählt er von einer Mutter, die vom Mörder ihres Gatten einen heimlichen Sohn hat. Nun verliebt sich dieser Sohn in die Tochter jenes Mannes, von dem das Kuckucksei im fremden Nest herührt. Um die drohende Blutschande zu verhindern, müssen Mutter und Vater den Kindern ihr Geheimnis entdecken. Diese erfährt ein menschliches Räthsel und großmütig und ohne Vorwürfe ebnet sie der bisher sündigen Liebe von Mutter und Vater den Weg zur legitimen Ehe. Das ist die „Ernte“, die Philippi aus der bösen Saat von Ehebruch und Cotschlag spritzen läßt. Ja, wenn Philippi einmal modern kommt, dann tut er's gründlich, und um auch nicht den geringsten

Zweifel aufkommen zu lassen, versuchte er sich diesmal gar in der Technik Ibsens. Hatte er in seinen früheren Stücken oft die Handlung vom Anfang an so durchsichtig geführt, daß alle Spannung verloren ging, so taucht er hier die Vorgeschichte in solch ein tiefes Dunkel und läßt das Geheimnis so spät, daß der Zuschauer wieder nicht in Spannung gerät, sondern seiner sich nur das Gefühl der Gleichgültigkeit und Langweile bemächtigt. Ohne Ahnung, was Ibsen an dieser Fabel gereizt hätte, ging Herr Philippi kalt und starr seinen Weg zum großen Schluß- und Kühreffekt, ihm galt es nur, das stoffliche Gerippe ungewöhnlicher Geschehnisse mit unendlich langen und düsteren Redereien zu behängen. Trotz der vorzüglichen Darstellung des Stückes durch die Damen Hetsch und Müller und die Herren Homma, Klitsch und Kutschera ist es Herrn Philippi nicht gelungen, auch nur das bescheidene Ziel eines Scheiterfolges zu erreichen, und er wird seine Sisyphusarbeit unter einem anderen Schatten, als unter dem Ibsens, fortsetzen müssen, um wieder den gewohnten Jahrestribut an Cantiemen einstreichen zu können.

Oskar Blumenthal, auch einer von den Sisyphussen, die jährlich ihr abendfüllendes Stück ausgeschrieben haben müssen, brachte mit seinem jüngsten Lustspiele „Zwischen Ja und Nein“ das Kunststück fertig, noch langweiliger zu wirken, als Felix Philippi. Um dies für möglich zu halten, muß man es im Raimundtheater selber mit angesehen haben, mit welcher steifleinernen oder löschpapierernen Vornehmheit er zwei feindliche Welten — die Adelsstolz und Karriere, dort Freiheit und Kunst, verkörpert in einem Diplomaten und in einer Malerin — gegenüberstellt, um sie durch die alles bezwingende und ausgleichende Macht der Liebe versöhnt unter einen Hut zu bringen. Es ist der Schlapphut eines alten Bohemiens, dem die Rolle des äußerlich rauhen, innerlich aber von Güte überfließenden Räsonneurs zugewiesen ist und der zu dem Standesausgleich auf dem Standesamt erst dann sein Ja und Amen sagt, nachdem der adelige Diplomat den Entschluß gefaßt hat, als Reichstagsabgeordneter zu kandidieren. Daß Herr Balajthy diesen alten Bohemien mit dem sonnigwarmen Gemüte seines unverwüßlichen Naturburschentums spielte, war die einzige Kabal an dem trostlosesten aller Blumenthal-Abende. Das Raimundtheater hatte sich denn auch beeilt, den letzten Blumenthal durch den früheren zu schlagen,

indem es acht Tage später seine vielbelachte Salzkammergutkomödie „Im weißen Rößel“ mit Herrn Tyrolt als Giesefek im Spielplan ansetzte. Und die Überraschung des „naturalistischen“ Schnürlregen tat wieder ihre oft bewährte Schuldigkeit.

„Dudu“, Sydney Dobsons „Burleske aus der Welt der oberen und unteren Zehntausend“, im Lustspieltheater aufgeführt, ist ein spezifisch englisches Gewächs. Wir besitzen nun einmal nicht die genügsame Freude John Bulls am Grotesk-Unwahrscheinlichen, um Befriedigung zu finden, wenn die Laune des Zufalls es fügt, daß ein alter Lord, der durch Adoption eines Kindes seiner jungen Frau die Mutterfreuden ersetzen will, anstatt des Kindes ihren für tot erklärten Gatten Nr. 1 adoptiert, so daß schließlich der alte Herr sein eigener Enkel, seine Frau die Mutter ihres ehemaligen Mannes wird u. s. w. In solchen Kombinationen läßt sich bei uns der Witz der Anekdote, auf der Bühne aber wollen wir einen anderen walten sehen. Ungleich mehr Freude bereitete das Lustspieltheater mit seiner jüngsten Neuheit, dem französischen Lustspiele „Spazierliebe“ von L. Artus. Hier liegt der nicht übel gelungene Versuch einer Charakterkomödie vor, die ihre Heiterkeit nicht aus gewaltsamen Situationen, sondern aus dem Charakter eines lebenswürdigen Flattergeistes zieht, der gegen seinen Willen immer wieder auf die Abwege der Untreue gelockt wird, bis der drohende Verlust seiner jungen Frau ihn widerstandsfähiger macht. Herr Jarno und Fräulein Hofteufel waren erfolgreich bemüht, mit der graziösen, beinahe wie von Poesie leise angehauchten Maché der Komödie gleichen Schritt zu halten.

Theodor Untroyp.

Zum Jubiläum der Postsparkasse. Am 12. Januar feierte die k. k. Postsparkasse ihr 25jähriges Jubiläum. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man die Postsparkasse als einen besonderen österreichischen Erfolg bezeichnet, der mustergiltig geworden ist für viele fremde Staaten. Anlässlich dieses Jubiläums sei an den Vortrag des k. k. Oberkontrollors Josef Zahner über „Unsere Postsparkasse“ erinnert, der vor kurzem im Verlage der k. u. k. Hofbuchhandlung Wilhelm Fried erschienen ist. Zahner bespricht hierin eingehend den Spar-, Scheck- und Clearingverkehr, die staatswirtschaftliche Tätigkeit des Institutes, seine Gebarungsergebnisse und seine finanziellen Ergebnisse.

„Österreichische Rundschau“, XIV., 2.

Redaktionschluss 14. Januar 1908.

Ausgegeben 15. Januar 1908.

Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Beraer, Leopold Freiherr von Chlumetz, Dr. Karl Glossy,

Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.

Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junfer.

Notizen.

Unter dem Titel „Kaiserlich-königlicher Marsch“ hat Egon von Pflügel einen flotten Marsch geschaffen, wie er nur in Österreich wachsen kann. Das ungemein melodische und rhythmische Werk ist im Verlage von J. Blaha in Wien erschienen.

*

Dattlinien- und Venedig-Verkehr 1908. Mit 1. Januar 1908 tritt der neue dalmatinische Fahrplan des Österreichischen Lloyd in Kraft. Derselbe weist bezüglich der Eillinien keine Änderungen auf, dagegen haben die Warenlinien manche Verbesserungen erfahren. Die Dalmatinisch-albanesische Linie, deren Dampfer Donnerstag nachmittags von Triest abgehen, wird entsprechend gekürzt und erhält den Charakter einer beschleunigten Postlinie. Die Linie Triest-Metkovich wird der Lloyd in freiem Dienste versehen. Aus dieser Linie wurden die kleinen Schellen gestrichen und ein rascher zweimal, in der Woche verkehrender Dienst eingerichtet, bei dem lediglich Sebenico und Spalato und auf der Rückfahrt Zara überdies Magarska angelaufen wird. Sämtliche dalmatinischen Linien werden sowohl in Triest als auch in den Anlaufplätzen Anschluß an die Eisenbahn haben. Dieser Dalmatiendienst des Lloyd wird bis auf weiteres noch den Charakter eines Provisoriums tragen. Erst mit der Einstellung des ersten der beiden neuerbauten Dalmatiner Eildampfer, die bereits im April erfolgen soll, wird das ganze Itinerar einer durchgreifenden Reform unterzogen werden. Mit Neujahr beginnt auch die Änderung im Venedigverkehr, indem für diesen Dienst der mit entsprechendem Komfort ausgestattete Dampfer „Metkovich“ eingesetzt wird. Vom Mai anfangen wird die Venediglinie täglich betrieben werden, und zwar werden vier Tagesfahrten mit einer Fahrtdauer von höchstens vier Stunden und drei Nachtfahrten unternommen werden.

Büchereinflauf.

Graphologie. Von Rudolphine Popée. 1908, Verlagsbuchhandlung J. J. Weber in Leipzig. Preis M. 4.—.

Trillilli. Genrelledchen zur Liebeslaute. Von Epile. Leipzig 1907, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Over durch das Leben. Fünfzig Aufsätze von Max Burdhard. Verlag von J. Tempky in Wien und G. Freytag in Leipzig, 1908. Preis geb. K. 5.—.

Lebenskaten. Novellen von Joshe Kurz. Stuttgart und Berlin, 1907. J. B. Cottasche Buchh. Nach. Preis M. 3.—.

Litarrischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands. VI. Jahrgang. Herausgegeben von Dr. Josef Popp. München 1907, Allg. Verlags-Gesellschaft. Preis M. 1.—.

Das Schweizerdorf. Ein Roman von Viktor Frey. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1907. Preis geb. M. 5.—.

Bücher der Weisheit und Schönheit. Friedrich der Große Auswahl aus seinen Schriften und Briefen nebst einigen Gesprächen mit de Cabb. Herausgegeben von F. Kienhard. Pestalozzi. Eine Auswahl aus seinen Schriften in sachlicher Anordnung. Von Professor Dr. Ludwig Gurliitt. Waltherr von der Vogelweide. Aus dem Mittelhochdeutschen übertragen, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Richard Joosmann. Verlag Gretnier & Pfeiffer in Stuttgart. Jeder Band M. 2.50.

Österreichisches Statistisches Handbuch für die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder. Herausgegeben von der k. k. Statistischen Zentralkommission. 25. Jahrgang 1906. Erzeleny August Freiherr Stummer von Tavornof. Gedenkblätter zu seinem 80. Geburtstage. Von Eduard Deutsch. Wien, 1907.

Bibliotheksforderungen. Eine Anregung von Dr. S. Frankfurter und Zustimmungsbriefe. Wien, 1907.

Franz Not. (Franz Stelzhamers Freund und Feind). Volksschauspiel in 4 Aufzügen. Von Robert Palten. Dresden und Leipzig 1908, Verlag von Heinrich Minden. Preis M. 1.50.

Der Werdegang der Elektrotechnik. Von Professor Dr. Friedrich Nietzhammer. Brann, 1907.

An das Leben. Gedichte von Franz Lang Heinrich Leipzig, Verlag von E. A. Seemann, Leipzig 1907. Preis geb. M. 4.—.

König Erl. Ein Lied der Liebe. Von Maria Stora. Wien 1907, Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stälpnagel). Preis K. 4.80.

Erinnerungen von Alexander Herzen. Aus dem Russischen übertragen, herausgegeben und eingeleitet von Dr. Otto Bauer. 2 Bände. Berlin 1907.

Der österreichisch-ungarische Ausgleich. Vom Landtagsabgeordneten Dr. D. Tuma. Götz, 1907. »Goriška tiskarna A. Gabrček.

Die arme Josefa. Roman von Dora Hofffeld. Berlin und Leipzig 1906, Verlag von Schuster & Köffler, Preis M. 5.—.

Im Freundschaftsaal. Aus dem Leben einer Komtesse. Von Dora Hofffeld. Berlin 1907, Verlag von Schuster & Köffler.

Des Bildhauergefellen Franz Ferd. Ertinger Reisebeschreibung durch Österreich und Deutschland. Herausgegeben von E. Flege-Konrad Wien und Leipzig, 1907. Karl Graefler & Comp. B. G. Teubner. Preis M. 4.—.

Memoren von Ferdinand von Hornstein. Herausgegeben von Ferdinand v. Hornstein. Verlag der Süddeutschen Monatshefte, G. m. b. H. München, 1908. Preis M. 5.—.

Die Bühne ein Echo der Zeit. (1906—1907). Von Hermann Kienzl. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ebbold) Berlin. Preis geb. M. 6.50.

Dokumente zur Geschichte der Eheerbsformen in Österreich. 2 Bände. Von Dr. Ludwig Wahrmund. Preis K. 5.40 per Band. Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung, 1908.

Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen, Band V. 1. Abth.: Geschichte der Tschechischen Literatur. Von Dr. Jan Jakubec. Die Tschechische Literatur der Gegenwart. Von Dr. Arne Novák. Leipzig, C. f. Amelangs Verlag, 1907. Preis M. 7.50.

Erinnerungen eines Narren. Von Gustav Flaubert. Verlag Julius Zeitler, Leipzig, 1907.

Lieder der Blüthe. Von Pierre Louys. Verlag Julius Zeitler, Leipzig 1907.

Die Mainzer Klabbiken zu Königstein. Ein tragi-komisches Schauspiel in einem Aufzuge, 1793. Leipzig 1907, Verlag von Julius Zeitler.

Die hier angezeigten Bücher können durch B. Lechner (Wilhelm Müller), k. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung Wien, I., Graben 31, bezogen werden.

Redaktion: Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon 10.817.

Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends

Verlag: Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.

Papier: Schöglmühl.

Preußen und Europa.*

Von Henryk Sienkiewicz.

(Aus dem Manuskript übersetzt von Bernard Scharlitt.)

Vor einigen Wochen habe ich in der Angelegenheit der preussischen Polenvorlage einen Aufruf an die hervorragendsten Repräsentanten der Wissenschaft, Literatur und Kunst in Europa versendet.

Dieses Schreiben hat bisher bereits Hunderte von Antworten — auch solche von deutscher Seite — hervorgerufen, und noch immer fließen weitere Meinungsäußerungen ein. Man darf schon heute sagen, daß die Enteignungsvorlage des deutschen Reichskanzlers eine spezielle Literatur gezeitigt hat. Diese Angelegenheit hat aufgehört eine rein preussische zu sein; sie ist vielmehr zu einer solchen der ganzen Welt geworden, was gewiß nicht in der Absicht ihrer Autoren gelegen war, um so weniger, als die Meinung der Welt sich als eine negative Kritik darstellt. Es muß jedoch vor allem hervorgehoben werden, daß diese Urteile keineswegs von Feinden Deutschlands abgegeben wurden. In vielen Antworten finden sich Ausdrücke der Sympathie und der Bewunderung für die deutsche Kultur, aber diese Gefühle eben steigern nur die Entrüstung über das Enteignungsgesetz. Man muß auch zugeben, daß in Deutschland selbst mit jedem Tage die Überzeugung wächst, daß der Angriff auf das Eigentumsrecht mit den Grundsätzen eines zivilisierten Staates nicht vereinbar sei.

Angesichts dieser Sachlage hatte denn auch die halbamtliche Presse in Preußen über die Enquete teils beharrlich geschwiegen, teils die Meinung verbreitet, als ob sowohl die Veranstaltung dieser Enquete, als auch die bezüglichen Antworten der bedeutendsten Gelehrten Europas vom Haß gegen Deutschland diktiert wären. Vor allem sei bemerkt, daß selbst für den Fall, als dem so wäre, dies nur beweisen würde, wie schädlich eine Politik ist, die solche Gefühle des Hasses zu erwecken vermag. Allein in unserem Falle verhält sich die Sache eben anders. Ich habe bereits erwähnt, daß in vielen, namentlich aber auch in den Antworten aus Frankreich, neben der unbedingten Verdammung des projektierten Gesetzes auch Bewunderung und Sympathie für die deutsche Kultur zum Ausdruck gelangen. Was mich persönlich betrifft, so habe ich ebenfalls niemals gegen irgend jemanden Haß gepredigt und immer zwischen der preussischen Regierung und der deutschen Nation zu unterscheiden verstanden. Ich könnte in dieser Hinsicht auf die vor einigen Jahren durch den „Courrier Européen“ veranstaltete Enquete verweisen, wo ich diesen Unterschied unter Berufung auf Montesquieu hervorgehoben habe, der behauptet, der einzelne Mensch dürfe nicht das Wohl seiner Familie, die Familie nicht das Wohl des Staates

* In der Lage, von hervorragender polnischer Seite obigen Aufsatz zu veröffentlichen, behalten wir uns, unserem Grundsatz vollster Objektivität getreu, vor, in einem der nächsten Hefte zu dieser Frage einen Artikel von hervorragender deutscher Seite zu bringen.

und der Staat nicht das Wohl der Menschheit als Opfer für sich verlangen und wo ich auch der Meinung Ausdruck gab, die Zukunft Deutschlands, seine positive oder negative Bedeutung in der Geschichte, werde davon abhängig sein, ob im weiteren historischen Verlaufe die Psyche der deutschen Allgemeinheit die preußische Bureaucratie besiegen oder sich ihr unterwerfen werde.

Mein Aufruf ist daher kein Akt des Hasses. Die Meinung der Welt aber ist, namentlich wenn sie aus dem Munde der hervorragendsten Vertreter des menschlichen Geistes kommt, jedenfalls eine Macht, die nicht gering geschätzt werden darf, weil ihre Folgen auf alle Lebensbedingungen, die materiellen sowohl, wie die moralischen zu wirken imstande sind. Wer sich vom Leben nicht absondern will, kann sich auch von der Welt nicht ausschließen. Aus diesem Grunde muß es wohl auch den Deutschen daran gelegen sein, zu erfahren, welchen Eindruck die Vorlage der preußischen Regierung bei den übrigen Völkern hervorgerufen hat.

Allgemein genommen, haßt die polnische Psyche wohl die Tyrannei, das Unrecht und die Ungerechtigkeit, sie vermag jedoch nicht ausschließlich vom Haß zu leben. Dieser kann nur das Lebelement kulturloser, verkümmelter Völkerschaften bilden, für welche die Klasseninteressen mit den nationalen identisch sind. Die Polen sind im Gegenteil, in solchem Maße von dem Glauben durchdrungen, es müsse im Laufe der Weltgeschichte das Licht die Finsternis und die Liebe den Haß besiegen, daß die bekannte Theorie von der Notwendigkeit des dereinst zwischen der slawischen und germanischen Rasse auszufechtenden Kampfes auf Tod und Leben, bei ihnen nicht viele Anhänger findet. Denn die Polen sind fest überzeugt, daß dies nur eine jener abgegriffenen Phrasen ist, deren sich Gedankenlosigkeit und Unlust zum Wirken an dem gemeinsamen Wohle der Menschheit so gerne zu bedienen pflegen. In der Welt muß Raum für alle Rassen und Völkerschaften gefunden werden, deren wechselseitige Verhältnisse die Zukunft wohl anders, als mit Hilfe des Knüttels und Messers zu regeln imstande sein wird. Ein allgemeiner Vernichtungskampf würde nur dann unvermeidlich werden, wenn es niemals gelingen sollte, andere Mittel und Wege zu finden.

Betrachten wir die Angelegenheit in der allerobjektivsten Weise. Wodurch läßt sich ein solcher Anschlag, wie es das Enteignungsgesetz ist, in einem Staate rechtfertigen, der sich auf Recht und Gleichheit aller Bürger vor dem Rechte zu stützen behauptet? Wenn sich die Hasatisten* darauf berufen, die Enteignung gelange in allen Staaten immer dort zur Anwendung, wo es sich um das öffentliche Wohl handelt, so ist dies ein Sophisma, das sich sehr leicht widerlegen läßt. Denn das Expropriieren für Eisenbahnzwecke, für Kanalbauten, öffentliche Gebäude usw. geschieht zum Wohle der Allgemeinheit, hier aber verjagt man Bürger von ihrem Boden und liefert diesen anderen aus, einzig und allein aus dem Grunde, weil jene als Polen zur Welt gekommen sind. Selbst eine Revolution der polnischen Bevölkerung würde ein solches Attentat nicht rechtfertigen, weil eine derartige Massensexpropriation in der Bedeutung einer Strafe den heutigen Rechts- und Moralbegriffen widerspricht. Hat man nun aber von einer Revolution in Posen und in Westpreußen irgend etwas vernommen? Die Polen haben an der Bewegung des

* H. K. T. sind die Anfangsbuchstaben der Namen jener drei Männer (Hansemann, Kühnemann, Tiedemann), welche die antipolnische Bewegung in Posen und Westpreußen eingeleitet haben.

Jahres 1848 teilgenommen, von der fast ganz Europa und auch Deutschland ergriffen worden war. Seither, d. i. seit 60 Jahren, herrscht tiefste Ruhe. Die gutmütige, fleißige und rührige Bevölkerung erfüllt alle ihre Pflichten dem Staate gegenüber ohne Murren.

Die Hasatisten allerdings kündigen von Zeit zu Zeit in den Tagesblättern eine bevorstehende furchtbare polnische Revolution an, von der die Polen niemals geträumt haben und auch derzeit nicht träumen. Wo sind übrigens die politischen Prozesse, welche von der preussischen Regierung doch sicherlich nicht unterlassen worden wären, wenn sich auch nur der Schein irgendwelcher revolutionärer Absichten vorfände? Ich habe bereits an anderer Stelle gesagt, daß 60 Millionen bewaffnete Deutsche doch nicht mit dem Aufstande einer 4 Millionen zählenden wehrlosen Bevölkerung geschreckt werden können. Was bleibt somit von diesem Schreckgespenst übrig? Die allpolnische Agitation? Man vernimmt von ihr bereits zum Überdruß, hat über sie selbst preussische Minister sprechen gehört. Nun frage ich aber, ob es auf dem Erdenrund ein Land oder ein Volk gibt, das mit Hilfe von Zeitungszitaten nicht unter beliebige Anklagen gestellt werden könnte? Und noch eine zweite Frage: Wenn diese für drei Reiche bedrohliche Agitation wirklich existiert, warum ängstigt sie das aus so vielen Nationalitäten zusammengesetzte und weit weniger militärische Österreich nicht? Die Hasatisten erwidern darauf, Österreich sei ein Staat, der der Zersetzung entgegenschreite und daher nicht die Kraft besitze, irgendwelche Agitationen zu unterdrücken. Wir haben es hier demnach mit einer Prophezeiung zu tun. . . . Und in der Tat: in dieser Welt gibt es keine unsterblichen Reiche, wofür der Untergang des römischen Imperiums wohl der schlagendste Beweis ist; wir glauben jedoch, daß man — ohne den Auguren zu spielen — wohl behaupten darf, es werde noch eine ganze Reihe von Hasatistengenerationen das Zeitliche segnen müssen, ehe ihre Nachkommen in der Lage sein werden, diesen so ersehnten Zerfall zu erblicken. Ja, es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß vorher noch viele andere Staaten zugrunde gehen.

Manche Hasatisten meinen auch, daß die Polen einzig und allein aus dem Grunde den österreichischen Staat nicht untergraben, weil sie daselbst ihre nationalen Rechte, ihren eigenen Landtag, ihre Universität, ihr Schulwesen usw. besitzen. Wenn dies nun der Fall ist, so muß es augenscheinlich kein schlechtes System sein, das überdies um so weniger gefährlich werden kann, je stärker der Staat ist, der es anzuwenden bereit wäre.

Man vernimmt jedoch auch Antworten, die von höheren politischen Gesichtspunkten ausgehen. Manche preussische Politiker sind der Meinung, daß die Polen über kurz oder lang mit den Russen sich versöhnen werden und zu einer tatsächlich gewaltigen Macht geworden, zweifellos die ehemaligen Lande der polnischen Republik reklamieren. Aus diesem Grunde müsse man unbedingt dafür Sorge tragen, daß diese Länder vorher rein deutsch werden.

Es ist dies die sogenannte Staatsraison, mit Bezug auf welche wir uns folgendes zu bemerken erlauben: Vor allem, daß noch viel Wasser verfließen wird, ehe die russische Regierung die Köpfe mit den Gerichten zu diesem Verbrüderungsfeße zwischen Polen und Russen ans Feuer stellt. Auch Rußland hat seine Hasatisten, die gegenwärtig z. B. sehr emsig „pour le roi de Prusse“ arbeiten. Doch gesetzt

den Fall, daß eine solche Ausöhnung wirklich bald stattfindet, was gewinnt dann Deutschland durch die Enteignung? Es vermag wohl den Boden einzunehmen, kann es sich aber nur für einen Augenblick der Täuschung hingeben, daß ihm dadurch auch schon die Germanisierung seiner polnischen Untertanen gelingen wird? Hierzu genügen ganze Jahrhunderte nicht, oder deutlicher gesprochen: angesichts des erwachten nationalen Bewußtseins ist die Entnationalisierung zu einem Hirngespinnst geworden. Was ziehen nun Preußen und Deutschland für den Fall dieses kommenden problematischen Krieges vor? Eine friedlich gesinnte und für wohlwollende, humanitäre Behandlung dankbare polnische Bevölkerung, oder eine durch die Enteignung zur Verzweiflung gebrachte, zu allem bereite, nach jeglichem Wechsel gierige?

Der gesunde Verstand der Deutschen sollte es sehr wohl in Erwägung ziehen, wohin die hysterische Hysterie sie zu führen beabsichtigt. Denn hier handelt es sich darum, die Geschichte Europas nicht in die mittelalterliche Prager zurückzuversetzen, es handelt sich um allgemein-menschliche Rechte, um unberechenbare ökonomische, politische und soziale Folgen. Das Zurücktreten von einem Irrwege wäre eine mutige Tat, zu der ein rechtschaffenes und mächtiges Volk sich aufzuschwingen immer die Pflicht hat. Ist denn ein friedlicher Wettstreit zweier Kulturen weniger wert, als die administrative Fäulnis, und läßt sich wirklich das Verhältnis der Polen zum Staate und die polnische Frage in Preußen nicht friedlich lösen? Es sind dies einer tieferen und eingehenderen Erwägung würdige Fragen, insbesondere wenn man sich das Beispiel Österreichs vor Augen hält.

In Österreich genießen die Polen alle Rechte, die ihnen aus der Umwandlung des absolutistischen Staates in einen konstitutionellen erwachsen. Genießen sie jedoch weder gleichgültig, noch auch passiv. Sie nehmen im Gegenteil am Staatsleben einen nicht weniger regen Anteil, als die übrigen Völker und sind nicht minder wie diese um das Wohl des Staates besorgt. Nach den Konservativen sind jetzt die National-Demokraten ans Ruder gekommen, und dennoch hat sich der Stand der Dinge nicht verschlimmert. Warum? Etwa nur aus dem Grunde, weil in Österreich die nationale Entwicklung der Polen nicht in der Weise gehemmt wurde, wie dies in Preußen und Rußland der Fall ist? Es wäre ja auch möglich alle Rechte zu genießen — zumal in einem Staate, der sie nicht mehr zurückziehen kann und dennoch diesem Staate gegenüber vollkommen gleichgültig zu bleiben. Gleichgültigkeit läßt sich aber eben nicht mit der Dankbarkeit vereinen und bei den Polen in Österreich sind die Gefühle der Dankbarkeit längst zur Entwicklung gelangt. Diese Dankbarkeit bei ihnen geweckt zu haben, ist — offen gesagt — das ureigenste Werk des Kaisers. Sie fühlen es nicht nur, daß sie unter seinem Szepter ausgedehntere Rechte als irgendwo anders besitzen, sondern vor allem auch, daß über ihnen ein gewisses, besonders vertrauensvolles Wohlwollen des Monarchen waltet und sie wissen es in einer Weise zu würdigen, wie es eine so temperamentvolle Nation zu empfinden imstande ist. Sie sind ihm für dieses Vertrauen dankbar, nicht minder aber dafür, daß er seit den Zeiten der Teilung Polens der Erste gewesen, der in ihnen die Liebe zum Herrscher geweckt. Es sind dies keineswegs sentimentale Auslassungen, sondern durchaus reale historische Tatsachen. Und für mich persönlich unterliegt es auch nicht dem geringsten Zweifel, daß dieses Verhältnis einzig und allein dem besonderen Herzensadel des Monarchen entsprossen war; wenn dies aber zugleich

auch Politik gewesen sein sollte, so war sie eine überaus kluge, weil sie dem psychologischen Bedürfnisse Genüge getan, daß jede kulturelle und edle Nation in hohem Maße empfindet, und das zumal von einer so schmerzgebeugten, wie es die polnische ist, doppelt empfunden werden mußte. Und seither besteht in Österreich ein Zweig der polnischen Nation, der seine Rechte hütet und schützt, im Parlamente um sie kämpft und sie zu erweitern strebt, eine heikle und wunde polnische Frage gibt es hier aber nicht.

Es ist dies ein Beispiel dafür, was guter Wille vermag. Die Verhältnisse in Österreich liegen allerdings anders, wie in Preußen, denn der größte Teil Galiziens wird von unserer einheitlichen Bevölkerung, die polnischen Provinzen in Preußen hingegen von einer gemischten bewohnt. Aber aus eben diesem Grunde bedarf es des guten Willens, um die Verhältnisse zwischen den Autochthonen und den neuangesiedelten Bewohnern zu friedlichen zu gestalten. Da dieser nun aber eben fehlt und den Polen nicht nur die historischen und nationalen, sondern selbst die natürlichen Rechte nicht zuerkannt wurden — müssen darunter beide Nationalitäten, vor allem aber die polnische leiden.

Aber auch für die Deutschen selbst kann ein solcher Stand der Dinge unmöglich ohne schädliche Folgen bleiben. Es genügt darauf hinzuweisen, was in Posen lebende Preußen hierüber sagen oder auch einige von ihnen geschriebene Broschüren zu lesen.

Hier tritt die Wahrheit mit solcher Helligkeit zutage, daß man blind sein muß, um sie nicht zu sehen. Man glitt auf der gefährlichen schiefen Ebene immer tiefer, bis endlich die Politik des Druckes und der Ungerechtigkeit bei dem neuesten Projekte angelangt ist.

Alles dies geschah, trotz dem Beispiele Österreichs und zur selben Zeit, wo England nach dem großen Kriege, den es in Afrika gegen eine Bevölkerung geführt hat, die keine autochthone, sondern eine eingewanderte ist, nach langem Blutvergießen und nach dem endlichen Siege, die Rechte dieser Bevölkerung nicht nur nicht schmälert, sondern im Gegenteil erweitert.

Welche von diesen Methoden moralischer, klüger und einer großen Nation würdiger ist — möge jeder ruhig Denkende selbst entscheiden.

Wie steh'n wir heute mit Ungarn?

Von Dr. Alexander v. Peez.

Die Völkergruppe an der mittleren Donau gleicht einem Sechsgespanne tüchtiger Rosse. Ist die Bahn eben und hält der Leiter die Zügel fest in der Hand, so streicht der Wagen flott dahin; wenn jedoch eine Unregelmäßigkeit eintritt oder wenn eines der Pferde scheu wird und sich aufbäumt, dann entsteht ein Stampfen, Zittern, Beissen, Schlagen, Stoßen, kurz ein heilloser Wirrwarr droht alles außer Rand und Band zu bringen. Wer da von außen zusieht, glaubt nie, daß das Fahrzeug an sein Ziel kommen werde. Auch bräute das der Leiter, auch der beste, aus eigener Kraft kaum fertig. Aber siehe da, ihm wird Hilfe. Die älteren, schon besser eingefahrenen Rosse stemmen sich an, halten Stand, umringen den Wildling, der aus

zuspringen und sich über die anderen zu erheben suchte; letzterer tobt eine Zeitlang, aber dann wird er müde, fühlt die Vergeblichkeit seines Beginnens und unterwirft sich endlich der Mehrheit. Seine Genossen haben ihn gebändigt. Er ordnet sich dem Gesetze des Ganzen unter und das Gespann mag seinen Lauf fortsetzen! Durch den Unfug wird viel Kraft vergeudet, geht eine kostbare Zeit verloren; aber der Bestand des Gespanns, die Fahrt, der Lenker bleiben erhalten und gelangen schließlich ans Ziel.

Dies das ungeschriebene Grundgesetz Österreich-Ungarns. Es ist noch unvollkommen ausgebildet, bedarf noch starker Umänderungen, ist noch weit entfernt von allgemeiner Anerkennung, aber dennoch besteht es und wird sich voraussichtlich zu immer größerer Klarheit durchringen. Die Habsburger Monarchie ist kein Nationalstaat und darf nicht vom Standpunkte eines solchen beurteilt werden. Sie ist ein Völkerstaat, sie darf sich nicht die Gesetzgebung der Nationalstaaten zum Muster nehmen, sondern sie muß nach eigenen, aus ihrem Organismus geschöpften Gesetzen leben. Sie ruht nicht mehr auf Eroberung und Gewalt, sondern auf Vertrag und freiwilligem Zusammenschluß Gleichberechtigter unter dem Schutze einer ehrwürdigen, machtvollen Krone, die berufen ist, das Gleichgewicht unter den Mitgliedern der Vereinigung zu schützen und zu bewahren.

In der diesseitigen Reichshälfte ist diese Entwicklung bereits ziemlich weit vorgeschritten. In der jenseitigen Reichshälfte dagegen herrscht noch das alte Eroberungsrecht in seiner grimmigsten Erscheinung — Herrschaft einer bevorrechteten Kaste, die ein ganzes Land als ihre Domäne betrachtet und durch Aufzwingung einer sonst nirgends verstandenen Sprache das Land vom Einflusse der europäischen Kultur abschließt, zum einseitigen Vorteile ihrer Herrschaft.

Diese Kaste beruft sich dabei auf die Gesetze von 1867. Diese Gesetze kennen aber nicht den magyarischen Nationalstaat. Magyarisches Volk, magyarische Sprache, magyarischer Staat kommen darin nicht vor, und wenn gesagt wird, unter „ungarisch“ sei magyarisch, unter Ungarn ein Magyarien verstanden gewesen, so ist das unwahr. Schon der bekannte Ausspruch des Königs Stefan beweist es: „Das Land ist schwach, in dem nur eine Sprache herrscht.“ Unterhalb Jahrhunderte lang war die Staatssprache türkisch, vorher und nachher lateinisch. Ungarn war seit ältester Zeit ein Land, wo verschiedene Zungen galten, und die Aufrechthaltung ihrer Muttersprache war die selbstverständliche und darum ungenannte Bedingung, unter welcher sich die Einwanderer aus dem Westen, von ungarischen Königen gerufen, in Ungarn niederließen. Erst Ludwig Kossuth versuchte die Gründung Magyariums und die Folgen sind in der blutigen Geschichte der Jahre 1848 und 1849 eingezeichnet.

Die Gesetze von 1867, wie gesagt, kennen keinen magyarischen Nationalstaat. Sie enthielten, vom Standpunkte des Reiches, der Krone und der Völker betrachtet, schwere Gebrechen, indem sie

1. Finanzen, Handel und Eisenbahnwesen einem Partikularstaate (Ungarn) überließen, und

2. Gebiete, die nicht zu Ungarn gehörten, an diesen Partikularstaat abgaben. Ungarn hätte ein Land sein können und sollen, man machte es zu einem Reiche. So warf sich der Teil zum Ganzen auf und bedroht nunmehr als Nebenreich das ehrwürdige Hauptreich mit Verderben.

Aber die Gesetze von 1867, so ungenügend schon an sich, haben auch nicht den Sinn gehabt, den man ihnen später unterlegte. Sie sollten gar nicht die seit der Türkenbefreiung zwischen Österreich und Ungarn bestandenen Gesetze und Gepflogenheiten aufheben. Vor allem die pragmatische Sanktion von 1723 blieb aufrecht. Es ist daher eine reine Fabel, daß die Einheit der Monarchie nur auf den Gesetzen von 1867 beruhe und, wenn sie zu keiner Einigung führen, dann die Monarchie zerfallen müsse. Solche verkehrte und höchst gefährliche Auffassung ward nur möglich durch die Interpretationskünste der magyarischen Vertreter. Letztere warfen sich mit aller Kraft auf § 2 des Gesetzes vom 21. Dezember 1867, wo von jenen Angelegenheiten gesprochen ist, „die zwar nicht gemeinsam verwaltet, jedoch nach gleichen, von Zeit zu Zeit zu vereinbarenden Grundsätzen behandelt werden“ (kommerzielle Angelegenheiten, indirekte Abgaben, Münz- und Geldfuß, gemeinsame Eisenbahnen). In Österreich fand man den Vorbehalt dieser von Zeit zu Zeit eintretenden Verhandlungen für billig. Ändern sich ja doch — so rechnete man — besonders auf dem Gebiete von Handel und Industrie die Bedürfnisse, und die Gesetzgebung hat ihnen zu folgen. Da man in Österreich von den Gedanken und Gefühlen des bis dahin geeinten Reiches mit geeinter Gesetzgebung und vollkommener Zusammengehörigkeit ausging, glaubte man, eine solche Revision werde keine Schwierigkeit machen; einige Hofräte, die sich zusammensetzten, würden in kurzer Zeit die durch geänderte Bedürfnisse gebotenen Gesetzesänderungen vornehmen. Aber, wie gewaltig hatte man sich da geirrt! Wie sehr hatte man die advokatorischen Fähigkeiten der magyarischen Staatsmänner unterschätzt! Jener § 2 ward die Lücke, durch welche das periodische Unheil des sogenannten „Ausgleichs“ über die Monarchie hereinbrach. Aus § 2 entsprang die Sage von der „Monarchie auf Kündigung“*. In diesem einzigen Paragraphen hatten die magyarischen Rechtskünstler das Mittel gefunden, um einen dauernden Krieg gegen Österreich und die Monarchie zu eröffnen. Streit über Alles und Jedes! Die Tätigkeit der Politiker beider Teile schien sich in diesen Kämpfen zu erschöpfen; letztere gingen fast stets zu Österreichs Schaden aus, allein am meisten verlor das Gesamtreich, da dessen Zusammenhalt durch das beständige Zerren und Rütteln gelockert, das Moment der Einheit zerstört, der Gedanke der Trennung in den Vordergrund geschoben, die Zerreißung vorbereitet ward. War das Gesetz schon schlecht, so wurde es noch viel schlechter durch treulose Interpretation und Praxis.

Im Jahre 1867 standen sich Ritter und Advokat gegenüber. Dem ersteren galt als dauernd zu erstrebendes Ziel der Friede, dem letzteren der nie endende Prozeß; der erstere hielt Wort und erachtete sich durch eine Zusage für gebunden, der letztere nicht. Sachmänner in der Rebellion, hatten sich die magyarischen Politiker die Verhandlung allein mit dem Monarchen vorbehalten. Mit Österreich hätten sie nichts zu tun. So war der ganze Druck einer tobenden, unausgegorenen, nie zufriedenen Nation — mindestens erschien es so, als ob es „die Nation“ wäre — auf den Monarchen geleitet. Welche Bitternisse hat dieser durchgekostet! Welche fast übermenschliche Geduld geübt! Welcher andere Monarch der Welt hätte eine solche Lage ertragen?

* Man vergleiche über diesen Punkt die Schrift von Dr. Karl Ritter v. Jäger „Reichseinheit und Ausgleich“, Wien 1908. Ebenso die Schrift von Dr. Friedrich Czerner: „Die Wandlungen der österreichisch-ungarischen Reichsidee.“ Wien 1906.

Nun, das ist endlich anders geworden. Es bleibt das dauernde Verdienst des österreichischen Parlaments des allgemeinen Wahlrechts, daß es sich mutig und spontan an die Seite des Herrschers gestellt hat. Denn das bedeutet die einstimmige Annahme des Beschlusantrages Schillinger, der, seiner Wichtigkeit halber, hier dem Wortlaute nach wiedergegeben wird. Er lautet:

„Mit Rücksicht auf die in letzter Zeit so zunehmende Verfolgung der nicht-magyarischen Nationalitäten Ungarns wird die k. k. Regierung aufgefordert, die königlich ungarische Regierung als zweiten Kompaziszenten des österreichisch-ungarischen Ausgleichs mit den ihr zustehenden Mitteln aufmerksam zu machen, daß es das Interesse eines gedeihlichen Zusammenlebens aller Völker und die Kräftigung der Gesamtmonarchie dringend erheischen, daß das ungarische Nationalitätengesetz vom 6. Dezember 1868 im Geiste der vollen Freiheit, Gerechtigkeit und Humanität baldigst durchgeführt werde.“

Der 16. Dezember 1907, an welchem dieser Beschlusantrag einstimmig angenommen wurde, ist in den Auseinandersetzungen mit den magyarischen Machthabern ein Abschnitt und stellt sich gleichberechtigt neben den 19. Februar 1906, da der Honvedoberst Fabricius den Pesther Reichstag auflöste. Er schafft der Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Ungarn erst die Bahn, indem er mit dem österreichischen Abgeordnetenhaufe des allgemeinen Wahlrechts einen Faktor ins Spiel bringt, der weniger langmütig sein wird als die Krone. Es ist der erste Schwertstich in das künstliche Gebäude staatsrechtlicher Fiktionen, womit die Magyarenführer den Monarchen umgeben haben. Mit der bequemen Theorie, daß zwar Magyaren insgeheim (durch die Krone, und zwar besonders auf dem Gebiete der äußeren Politik) das Reich beherrschen dürfe, dagegen Österreich kein „Reich“ kennen dürfe, geht es zu Ende. Österreich wird sich nicht mehr einreden lassen, daß es ein „Reich“ nur gebe zum Zählen, nicht aber zur Prüfung, Kontrolle und Mitarbeit.

Erwägt man diese Sachlage, so ergibt sich freilich, daß der Ausgleich von 1907 keinen Frieden, sondern nur einen kurzen Waffenstillstand gebracht hat. Schon zeigen sich Heeres- und Bankfragen als neue Ursachen von Zwisten. Der Ausgleich von 1907 war für Ungarn nur ein Notbehelf. Es war ein Kind schwerster finanzieller Verlegenheit. Die aus dem Auslande zurückströmenden ungarischen Papiere füllten die ungarischen Banken und Sparkassen. Den so vielfach mit fremdem Kapitale arbeitenden ungarischen Geschäften fehlten deshalb die gewohnten Vorschüsse. Es drohte eine allgemeine Handelskrise. Wenn man von Österreich aus nur ein wenig die Schnüre anzog, so trat eine Katastrophe ein. Das wußte die ungarische Geschäftswelt und das war der Grund, warum in Ungarn Weckerle über Apponyi siegte. Mit Hilfe österreichischen Geldes und österreichischen Kredits ward die Gefahr beschworen. Hier zeigt sich auch die Bedeutung jener Zugeständnisse, die durch Öffnung unserer Sparkassen und Versicherungsanstalten im neuen Ausgleich an Ungarn gewährt wurden. Es will scheinen, daß sie sehr weit gingen und Gefahren in sich bergen. „Staatsrechtlich los von Österreich, aber finanziell hinein nach Österreich“, das ist in wenig Worten der Sinn des neuen Ausgleichs für Ungarn, und vielleicht waren es die folgerichtigeren Denker, die für Österreich den Augenblick gekommen glaubten, um Ungarn an seine rechte Stelle zu weisen.

Jedenfalls hat sich jetzt der schwache Punkt, wo Magyaren sterblich ist, deutlich verraten. Wenn unser Finanzministerium und die leitenden Geldkreise die gebührende Vorsicht üben, so wird Ungarn noch bedeutende politische Garantien geben müssen, bis Österreich sich mit ihm wie mit einem erprobten Geschäftsfreunde tiefer einläßt. Dazu gehörte vor allem innerer Friede, maßvolles Auftreten, ernste Arbeit statt Rabulistik. Nun scheint zwar in der jüngsten Zeit jenseits der Leitha ein etwas milderer Wind zu weh'n; das Zurückweichen vor Kroatien und der Erlaß Andrássys an die Obergespanne über den sprachlichen Verkehr deuten darauf hin. Aber Mäßigung und Selbsterkenntnis liegen nicht im Charakter unserer nachbarlichen Hausgenossen, und so müssen wir uns denn auf eine neue Kampfperiode gefaßt machen. Erwägt man aber den zunehmenden Widerstand der Nationalitäten, die sozialen Wirrnisse, den Entgang der Gasse als Einschüchterungsmittel von „Wien“, die zunehmende Schuldenlast und Abhängigkeit von fremdem Kapitale, die steigende Ungunst der europäischen öffentlichen Meinung, sowie den im österreichischen Reichsrat erfolgten einigen Aufmarsch an Stelle der früheren Zerrissenheit und Ohnmacht, so ist die Erwartung berechtigt, es werde gelingen, die magyarischen Führer eines Besseren zu überzeugen und den magyarischen Stamm zwar nicht als mittelalterlichen Herrscher, wohl aber als Gleichberechtigten dem österreichischen Völkerstaate einzufügen.

Dazu gehört jedoch vor allem, daß das Parlament gegenüber Ungarn einig bleibe und sich durch keine Machenschaften von jenseits der Leitha von dem „Einen was nützt“ abbringen lasse!

Zur Abwehr.

Von einem hohen Offizier.

Vor einiger Zeit brachte der Mailänder „Corriere della sera“ einen Artikel aus der Feder Euzios, betitelt: „L'epistolario dell'aiutante di Carlo Alberto nell'1848—49“, dem wir folgendes entnehmen:

„Das Tagebuch dieses Adjutanten Karl Albers enthält schwerwiegende Mitteilungen über Grausamkeiten und Widerrechtlichkeitsakte, welche von den Österreichern begangen wurden. Mehr als ein I. I. Offizier benutzte seine Kenntnis der italienischen Sprache, um die Feinde mit dem nachgeahmten Rufe: „Es lebe Italien!“ zu täuschen; die Ahnungslosen streckten die Waffen und wurden zu Gefangenen gemacht.

Eine unnoble List, die um so mehr feig war, da die österreichischen Kriegsgefangenen im piemontesischen Lager äußerst zart behandelt wurden und gegen die Verwundeten und die Angehörigen der Gefallenen in ritterlicher Weise vorgegangen wurde.“

Bevor Euzio solche vage Anschuldigungen in einem der gelesensten Blätter Italiens drucken ließ, hätte er wohl überlegen sollen, welchen Schimpf er damit unserer Armee antut — denn, zu den kostbarsten Gütern jeder Armee gehört ihre ehrenvolle Vergangenheit und Geschichte. Er wäre jedoch wohl selbst in größter Verlegenheit, wenn er diese naive Erzählung erweisen müßte, naiv deshalb, weil jedermann, der mit kriegerischen Vorgängen nur halbwegs vertraut ist, den vom famosen aiutante geschilderten Hergang der Dinge kaum zu begreifen vermögen wird. Wenn selbst die erwähnten „unbefugten“ Rufe „Viva l'Italia“ wirklich erschollen

wären, was erst durch Angabe des Ortes, wo dies geschah, der Truppenkörper, die sich dort gegenüberstanden, vielleicht selbst heute noch, nach fast 60 Jahren, wenigstens auf Grund unserer vorzüglichen Kriegsakten zu erweisen möglich wäre, müßte man darüber lachen, weshalb auf solche Rufe hin italienische Abteilungen sofort die Waffen streckten; da haben wir denn doch von unseren Gegnern von anno 1848/49 eine bessere Meinung, sowohl was ihre Intelligenz als ihre Tapferkeit anlangt!

Wir würden also auch diese „Räubergeschichte“ auf sich beruhen gelassen haben, wenn wir nicht in der fortgesetzten Veröffentlichung ähnlicher Artikel in italienischen Zeitungen und Druckschriften ein System zu erblicken vermöchten, dem unser Vaterland, hauptsächlich aber unsere Armee, verpflichtet ist entgegen zu treten, ohne daß jemand berechtigt wäre, darin eine Feindseligkeit gegen Italien zu erblicken.

Wären die Angaben des „aiuto“ wahr, so müßte man sie als geschichtliche Tatsache hinnehmen und ertragen, da sie das aber nach dem ganzen Hergang der Dinge nicht sein können, müssen sie so lange mit Entrüstung als läugerisch zurückgewiesen werden, bis sie zur vollen Evidenz sichergestellt sind. Dies könnte etwa in der Art geschehen, wie wir im nachfolgenden den Beweis hinsichtlich der Wahrheit einer ähnlichen, jedoch für die Italiener beschämenden Episode aus dem Jahre 1866 erbringen wollen, an die wir zufällig durch folgende unlängst in „Danzers Armeezeitung“ erschienene Notiz erinnert wurden:

„In Würnig-Lerchenau starb am 11. November 1907 das Mitglied des Veteranenvereines Josef Springauf, der im Feldjägerbataillon Nr. 21 die Schlacht bei Custoza 1866 mitgemacht hatte. Er geriet in die Gefangenschaft der Italiener und da er dem Feinde die österreichischen Verhältnisse nicht mitteilen wollte, machte man kurzen Prozeß und hängte zwei seiner Kameraden auf einen Baum und ihn an den Füßen in einem Brunnen auf. Die Österreicher kamen noch rechtzeitig, um Springauf zu retten. Für seine Treue und Vaterlandsliebe wurde er mit der silbernen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet.“

Wenn wir dieser Geschichte nachgehen, so finden wir, daß das offizielle österreichische Generalstabswerk „Österreichs Kämpfe im Jahre 1866“, 2. Band, bei der Darstellung der Schlacht von Custoza am 23. Juni folgende, von der früheren etwas abweichende Bemerkung enthält: „ein Akt niederträchtiger Brutalität ward hier, bei Santa Lucia, vom Feinde verübt. Zwei tapfere Jäger des 21. Bataillons, die sich zu weit vorgewagt hatten, wurden gefangen, entkleidet und einer davon in der Kirche, der andere in deren Nähe an einen Baum gehängt. Die Kameraden der Unglücklichen kamen noch rechtzeitig dazu, um ihnen das Leben zu erhalten, doch ward einer der Mithandelten irrsinnig.“

Diese Bemerkung ist nicht etwa „in der Hitze des Gefechtes“, sondern auf Grund aktenmäßiger Belege zwei Jahre nach dem Kriege niedergeschrieben worden. Sie beruht auf folgender authentischer Geschichte, die der Schreiber dieser Zeilen aus dem Aktenmaterial jenes Feldzuges zu schöpfen in der Lage war.

Noch am 24. Juni 1866 wandte sich FML. John, der Generalstabschef der Südmarmee, an GE. La Marmora, den Generalstabschef des Königs von Italien, in einem durch einen Parlamentär überbrachten Brief mit der Mitteilung der oben geschilderten Gewalttat und der Androhung von Repressalien. Schon am nächsten

Tage langte auf demselben Wege die Antwort La Marmoras ein, in welcher er versprach, die strengste Invigilierung nach den Schuldigen einzuleiten. Die unterdes österreichischerseits fortgesetzten Untersuchungen über diesen Vorfall, Einvernahme der mißhandelten Opfer, der Soldaten, welche sie gerettet, des Militärarztes welcher ihnen die erste Hülfe geleistet hatte, ergaben, daß die Schandtät von Soldaten des 13., 65. und 66. italienischen Regiments, in der Art wie beschrieben, begangen worden sein soll.

Am 5. Juli lief jedoch ein neuerliches Schreiben La Marmoras ein des Inhaltes, daß trotz aller Recherchen nicht zu konstatieren sei, daß sich italienische Soldaten an jenem Vorfalle beteiligt hätten — ein wahrer Hohn gegenüber der schon am nächsten Tage der italienischen Heeresleitung übermittelten eidlich bestätigten Einvernahmungsprotokolle die mit den Opfern und den früher erwähnten Zeugen aufgenommen wurden. Dem Schreiben, mit welchem diese Protokolle dem Gegner übersendet wurden, war überdies beigefügt, daß italienischerseits während der Schlacht bei Custozza ähnliche Schandtaten noch an vier anderen kaiserlichen Soldaten verübt wurden.

Das war also die vom aiutante Carlo Albertos so gerühmte „zarte“ Behandlung österreichischer Kriegsgefangener im italienischen Lager!

Abgesehen von den beeideten Zeugenaussagen, spricht aber noch ein besonders gewichtiger Umstand für die Richtigkeit der österreichischen Darstellung jenes abscheulichen Vorfalles. Wäre nämlich diese Darstellung im offiziellen Werke aus der Luft gegriffen oder auch nur übertrieben, so hätte man gewiß, als das österreichische Generalsabswerk erschien, italienischerseits sofort Einsprache gegen dieselbe erhoben — unseres Wissens ist dies jedoch bis heute nicht geschehen. Wie erklärt sich wohl Ezio dies?

Die Italiener, speziell Ezio behaupten immer, unsere Presse greife sie an. Das ist, wie auch die Veröffentlichung des eingangs erwähnten Tagebuches beweist, vollkommen unrichtig. Wir wehren nur allzu freche Angriffe ab. Dazu haben wir nicht nur das gute Recht, sondern auch die moralische Verpflichtung, trotz der Beschwichtigungsversuche unserer leitenden Kreise, die so weit gehen, daß, wenn der Bürgermeister von Wien davon spricht, daß wir Angriffe auf unsere Integrität nicht zulassen wollen, deshalb desavouiert wird und man sich förmlich entschuldigt, daß wir es wagen, unseren Helden, Vater Radetzky, zu ehren, als ob wir je etwas dagegen einzuwenden gehabt hätten, wenn die Italiener Garibaldi, Viktor Emanuel und andere Kämpfer für die italienische Sache feierten. Wir haben uns nicht einmal darüber aufgehalten, als sie jüngst, gewissermaßen als Gegenstück zur Radetzkyfeier den Deserteur und Attentäter Oberdanf unter gehässigen Ausfällen gegen Österreich und unter hundertstimmigem „morte all' Austria“ feierten — wir wunderten uns nur über den guten Geschmack — was würden die Italiener wohl sagen, wenn es uns einfiel, Passanante oder Bresci feiern zu wollen, was ja wohl auf dasselbe hinausläufe!

Die Italiener mögen folgendes beherzigen. Wir Österreicher provozieren nicht — den Fall der italienischen Fakultät in Innsbruck etwa ausgenommen, der aber auf das Kerbholz pangermanischer Chauvinisten zu schreiben ist. Wir lassen die Vergangenheit Geschichte sein und fühlen uns Italien gegenüber nicht mehr als

Ghibellinen. Mögen daher auch die Italiener ihren unzeitgemäßen, der Periode der Römerzüge entflammenden Haß uns gegenüber endlich fallen lassen; wir erwidern ihn ja vorläufig noch nicht. Es könnte letztes aber der Fall sein, wenn Bevölkerung und Presse in Italien fortfahren, gegen uns zu schüren, denn man weiß, welche Folgen derartige Verhörungen von Volk zu Volk mitunter haben können. Von der italienischen Regierung sei hier gar nicht gesprochen; sie tut anscheinend sehr loyal, verhindert aber trotzdem gewisse Dinge nicht, wie die Demonstration für Oberdanf unter den Auspizien der akademischen Behörde in der Universität in Rom, die Benennung von Kasernen nach Leuten, wie z. B. Calvi, der bei uns auf Staatskosten erzogen ward, als österreichischer Offizier desertierte, mitten im Frieden einen Putschversuch in unser Gebiet unternahm und daher nach dem Buchstaben des Gesetzes, das wohl in jedem Staate gilt, kriegsrechtlich verurteilt wurde u. a. m. Vielleicht hatte die italienische Regierung wohl die gute Absicht, besaß jedoch nicht die Kraft hierzu; übrigens hat auch unsere Regierung gefehlt, daß sie den deutschnationalen Heißspornen in Innsbruck nicht kräftiger entgegen trat.

Dafür, daß die italienische Presse den Markt mit antiösterreichischen Pamphleten überschwemmt, deren Verbreitung trotz der liberalsten Auffassung unserer Behörden nicht geduldet werden kann, diene als Beweis, daß ein einziges Blatt unserer Amtszeitung das Verbot der Weiterverbreitung von nicht weniger als einem Duzend italienischer Druckschriften in Österreich verboten und zwar u. a.:

„I Fratelli Bandiera e Compagni“; „Le cinque giornate di Milano“; „Garibaldi nella Lombardia“ (1848); „La difesa di Roma“ (1849); „L'assedio di Venezia“ (1849); „Le dieci giornate di Brescia“ (1849); „La resistenza di Livorno“ (1849); I moti della Lombardia — Carlo Pisacane“ (1853—1857); „Una rivoluzione festante“ (27. aprile 1859). Und was sollen wir von Dramen, wie Rovettas „Romanticissimo“ denken, welche von glühendem Haß gegen Österreich durchtränkt sind und alltäglich unter tosendem Jubel des Publikums in Szene gehen? Was von d'Annunzios „Nave“, welches dem imperialistischen Gedanken der Adriabeheerung seinen Erfolg verdankt?

Euzio möge uns, im Gegensatz hierzu, jene österreichischen Schriften bezeichnen, welche nach seiner Auffassung in der Lage wären, das italienische Gefühl zu verlegen. Dann möge er aufrichtig gestehen, wer eigentlich immer wieder das auskömmliche Verhältnis und die Anbahnung besserer Beziehungen stört und Haß und Feindschaft sät.

Als meinem Leben.

1814 bis 1847.

Von FML. Grafen Radeky.

FML. Graf Radeky hat ziemlich umfangreiche Aufzeichnungen über seinen Lebenslauf hinterlassen. Den größten Teil seiner persönlichen Erinnerungen hat er im Jahre 1853, als siebenundachtzigjähriger Greis, zu Papier gebracht, und noch im selben Jahre seinem langjährigen und vertrauten Begleiter, dem Grafen Thun, mit einer schmeichelhaften Widmung übergeben. Wenig davon ist bisher veröffentlicht worden. Eine Selbstbiographie Radekys, bis zum Jahre 1813 reichend, brachte die Direktion des k. und k. Kriegsarchivs im Jahre 1887 in ihren „Mitteilungen“.

33M. Graf Thun hatte damals diese Papiere der Abteilung für Kriegsgeschichte zur Publikation überlassen. Wir sind nun in der Lage, eine Fortsetzung dieser Selbstbiographie zu bringen, welche den Zeitraum von 1814 bis 1847 umfaßt. Das Manuskript ist durchwegs von Radeky selbst geschrieben und zählt sieben halbrüchig und doppelseitig mit blasser oder durch die Zeit verblaster Tinte beschriebene Bogen. Die meist unpersönliche Form der Redeweise, darf nicht überraschen, sie ist dem damaligen Zeitgeiste eigen; es sind übrigens darunter auch einzelne Absätze oder eingestreute Sätze, in welchen Radeky aus sich selbst herauspricht und das persönliche „ich“ anwendet.

Die Handschrift ist fest und charakteristisch, der Stil mitunter etwas flüchtig und unausgeglichen. Trotzdem sind diese Aufzeichnungen gerade wegen ihrer Einfachheit und Schlichtheit bedeutsam, denn es ist der Feldmarschall selbst, der zu uns spricht, der uns einen Blick in sein tatenreiches Leben gewährt. Erwähnt mag noch sein, daß bei unserer Veröffentlichung, soweit als möglich, die moderne Schreibweise angewendet, die Interpunktion entsprechend angefügt wurde.

Wir lassen nun Radeky selbst sprechen.

Die Nacht vor dem Einrücken in Paris, am 30. bis 31. März, begab sich das Hoflager des russischen Kaisers Alexander, des Königs von Preußen und das österreichische Hauptquartier nach Belleville. Radeky blieb an der Barrière von Paris zurück, um wegen des am folgenden Tag bestimmten Einrückens in Paris die nötige Abrede mit dem Kommandanten der Nationalgarde abzutun; bei seinem späteren Eintreffen in der Nacht in Belleville, waren alle Quartiere besetzt und Radeky blieb im Vorzimmer des Fürsten Schwarzenberg, der am Kamin auf einem Ruhebett angezogen schlief. Radeky legte sich im Vorzimmer aufs Billard. Es war helles Mondlicht und als er plötzlich aufgewacht, erblickte er vor sich einen französischen General, der ihn in deutscher Sprache anredete, mit den Worten: „Seien Sie ruhig, ich bin Caulaincourt abgeschickt von Kaiser Napoleon“; nach kurzer Begrüßung antwortete der Abgesandte: „Der Kaiser ist bereit abzutreten: Italien, Holland und Niederland, alle Rheinprovinzen mit Elsaß-Lothringen und die Franche Comté, unter der Bedingung, daß man ihn als Kaiser von Frankreich belasse.“ Da Radeky nichts zu entscheiden hatte, so weckte er den Fürsten, um ihn von der Unterredung mit dem Abgesandten zu unterrichten; der Fürst, erstaunt, befahl Radeky, sich zum Kaiser Alexander zu begeben und ihn zu unterrichten und zugleich zu bitten, daß er den Caulaincourt empfangen, daher um eine Stunde zu bestimmen bitte.

Kaiser Alexander ließ Radeky zum Bett treten, wollte anfangs Caulaincourt gar nicht sprechen, endlich bestimmte er die zehnte Stunde am 31., an welchem Tage der Einzug in Paris um Mittag angeordnet war.

Nach der Abreise der Monarchen aus Paris erfolgte auch der Abmarsch der alliierten Truppen, die in verschiedener Richtung nach ihrer Heimat in Marsch so gesetzt waren, daß die neuen durch den Frieden zugefallenen Länder besetzt und die Truppen während der Zeit des Kongresses in Wien in Bereitschaft zu bleiben verpflichtet waren. Demzufolge blieben die Engländer in Niederland, die Preußen im Luxemburgischen usw.

Die Diplomatie war erstaunt über sich selbst und ihre Würden, die Monarchen über die Vergrößerungen ihrer Länder, ihre Besitzweiterungen; nur Österreich zwar froh und glücklich über den Rückbesitz seiner Staaten, doch an den Wunden blutend, die es durch die anhaltende Aufopferung, für der übrigen Staaten absoluten Regierungen brachte, wußte nicht nur nicht die Geltung sich zu verschaffen, sondern, demüthigte sich, indem es den Titel eines Römischen Kaisers und mit solchem auch die wenigstens scheinbare Macht über Deutschland aufgab und selbe mit Preußen theilte; doch die gute Absicht, sich von allen Deutschland betreffenden Handeln und Interessen entfernt zu halten, nur um die österreichischen Interessen zu wahren, verfehlte ganz. Bald darauf zeigte sich, nach dem Absterben des Königs Wilhelm von Preußen, die dankbare Anerkennung, da Preußen ohne Scheu allenthalben auftrat, Österreichs Interessen zu unterminieren und Österreich schädlich zu werden.

Der Wiener Kongreß wurde jählings gestört.

Napoleon verließ Elba und landete an Frankreichs Grenzen. Die Folge davon wurde fühlbar, in Frankreich fiel die Armee von Ludwig XVIII. ab — der Frankreich verließ und nach England flüchtete.

Die in Wien versammelten Monarchen vereinten sich abermals und zogen in den Krieg gegen Napoleon. Die Truppen Österreichs setzten sich in Eilmärschen zur Bildung zweier Armeen, eine am Ober-Rhein, die andere in Italien.

Über erstere befehlt Fürst Schwarzenberg das Oberkommando, über letztere Frimont in Mailand.

Am Rhein nahmen die Österreicher vereint mit Bayern, Württemberg und Baden den linken, die Russen das Zentrum und die Preußen den rechten Flügel, an den sich die Engländer angeschlossen. Das Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg kam nach Schwetzingen, jenes des bayrischen FML. Wrede nach Mannheim, jenes von Wellington nach Brüssel, das des preussischen FML. Blücher nach Lüttich.

In Namur stand der preussische Generalleutnant Kleist. Radeky wurde über Mailand, Murten in der Schweiz, zur Verabredung des gemeinschaftlichen Werkes, nach dem in Wien von den Monarchen approbierten Operationsplane, entsendet. Nach dessen Eintreffen in Schwetzingen und der daselbst herrschenden Ruhe glaubte er in Mannheim den Fürsten Wrede besuchen zu sollen; Fürst Schwarzenberg genehmigte Radekys Antrag und Radeky mit seinem Adjutanten Baron Pfeil, Rittmeister des 5. Husarenregiments, fuhr nach Mannheim und stieg im vornehmsten Gasthose ab.

Kaum bei Wrede angelangt, kam Pfeil eiligst, um Radeky abzuholen, da im Gasthof dessen vorzüglichster Kundschafter ihn erwartete. Dieser zeigte an, daß die Garden Napoleons von Paris gegen Niederland sich in Marsch gesetzt und Napoleon zu der Armee in der Nacht abreiste. Radeky theilte seine Nachricht Wrede mit und beide kamen darin überein, daß Radeky, dessen Stellung in der alliierten Armee als Generalquartiermeisterkommandant anerkannt war, den GE. Kleist hiervon in die Kenntnis setze, außerdem Pfeil eiligst damit über Namur an Wellington und Blücher abschiede. Dies erfolgte und hatte die glückliche Folge, daß die beiden zerstreuten Truppen konzentriert und so die Schlacht von Quatrebras und jene von Belle alliance mit dem besten Erfolg gekrönt wurde.

Mit der Rückkehr Radeffys in Schwellingen wurden sowohl die unter Schwarzenberg stehenden, als gesamten russischen Truppen gegen Paris dirigierend in Marsch gesetzt.

Mittlerweile erfolgten die zwei Schlachten von Quatrebras und Belle alliance und die preußisch-englische Armee besetzte Paris. Die Hoflagers, sowie das Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg ging über Nancy — der Kaiser Alexander, Kaiser Franz und der König von Preußen eilten unter Begleitung der russischen Gardesofaken nach Paris; österreichischerseits marschierte ein ungarisches zusammengefügtes Grenadierbataillon — Mariaßy, Duka, St. Julien (Nr. 37, 39, 61) und Palatinal-Husaren (Nr. 12), ohne sich auf Marschdistanz zu binden, von Nancy in 3 Tagen nach Paris zur Bewachung des Kaisers, während die Armee im Abgange von München Paris zueilte.

Mit jedem Tage zeigte sich die Suprematie der Preußen, die sie sich über die anderen Truppen, durch deren erstes Eintreffen in Paris, anmaßten und nur mit Mühe kam man darin überein, daß man friedlich zur Besetzung in drei Hauptteile einrückte und selbst Paris in drei Hauptteile bei der Besetzung gesondert wurde; daß Österreich hierbei nicht die vorzüglichsten Teile zufielen, bedarf keiner weiteren Erwähnung, der die preußische leidenschaftliche Eitelkeit gegen Österreich kennt; daß diese Haltung gegen uns zunahm, liegt klar am Tag, so daß Preußens Diplomatie sich berechtigt glaubte, mit Hintansetzung Österreichs, ja selbst mit einem Krieg uns zu bedrohen, falls wir teil an dem neuen Pariser Frieden nehmen wollten. Deshalb, und da man vorgab, Österreich hätte kaum mit 30.000 Mann Teil an dem Feldzug gemacht, hat der Kaiser Franz beschlossen, dem Kaiser Alexander und dem König von Preußen die Armee zu zeigen.

Er ließ eines Tages Radeffys zu sich rufen; bei dessen Eintreffen waren die Worte des Kaisers an Radeffys: „Man glaubt, ich hätte nur wenige, ja kaum hinreichende Truppen in Frankreich, daher möchte ich in einem Lager meine Truppen zeigen; ich frage Sie, kann ich es ohne Schande unternehmen?“ Radeffys antwortete: „Ohne Anstand, Eure Majestät, 100.000 Mann sehr leicht in Evon oder Dijon.“

Zufrieden gestellt mit dieser Antwort, befahl mir der Kaiser sogleich abzureisen, um in seinem Namen alles mögliche zu verfügen und ihm zu melden.

Ich reiste noch in der Nacht nach Dijon, wo Erzherzog Ferdinand über das Reservekorps das Kommando führte und kam um Mittag in Dijon an, wo ich den Oberst Schön des Generalquartiermeisterstabes zu mir bitten ließ, wo ich ihm meinen Auftrag mit dem Befehl mitteilte, daß ich mich am nämlichen Tage nach Evon zu begeben gedente, um so viel Truppen von der italienischen Armee hierher in Marsch zu setzen, um ein bedeutendes Lager zusammenzubringen, sobald ich über die örtliche und zu verpflegende Möglichkeiten verhöret sein würde, wovon Schön mich auf das Schnellste in Kenntnis setzen sollte.

Nachdem begab ich mich zur Meldung zu dem Erzherzog, der am Sonntag nach gewohnter Art eine Parole abließ und mich nach erhaltener Meldung kurz: „Es kann nicht sein und wird nicht sein“, abries — mit beendeter sogenannter Parole aber frag, ob ich mich beim Kronprinzen gemeldet und als ich mit „Nein“ geantwortet hatte, mir eröffnete, mich mit ihm schnell dahin zu begeben, da er um 2 Uhr späte. Unterrichts warte ich wieder um meine Aufträge befragt auf meine

Wiederholung mit der nämlichen Beantwortung rückgewiesen; bei des Erzherzogs Wohnung angelangt, wurde Radeßky ins Kabinett gerufen, allwo die Erzherzoge Ludwig, Ferdinand, Max anwesend waren. Radeßky meldete seinen Auftrag mit jenem Seiner Majestät, daß der Kronprinz baldigst nach Paris kommen solle, wo der Erzherzog Ferdinand die schon mehrmals gegebene Erwiderung wiederholte.

Während des Essens erhielt Radeßky die Meldungen und Vorratsausweise, durch welche ihm die Bestätigung der möglichen Ausführung des Auftrages hervorging.

Nach Tisch ward Radeßky neuerdings ins Kabinett beschieden und um die Aufträge befragt. Radeßky antwortete mit Bestimmtheit, daß er nun die Überzeugung von der Ausführbarkeit des Auftrages habe, daher darauf bestehe, daß die Ausführung erfolge. Nachdem der Erzherzog Ferdinand seine Antwort wiederholte und mich der Kronprinz fragte: „Was geschieht nun?“ — war Radeßkys Antwort: „Nach der Stellung, die ich bei der Armee einnehme und nach dem Allerhöchst bestimmten Willen Seiner Majestät bleibt mir nichts übrig, als dem ältesten im Rang folgenden FML. Rostiz zu befehlen, das Korpskommando von dem Herrn Erzherzog zu übernehmen und meinen Anordnungen zu folgen. Worauf Erzherzog Ferdinand erklärte, er sei zu folgen bereit und es bedürfte der Absendung eines Kuriers nach Paris keineswegs, sondern Radeßky solle dem Erzherzog nachfolgen und sich mit ihm über alles ins Einverständnis zu setzen; der Erzherzog übernahm hierauf alle zur Durchführung nötigen Aufträge und ließ Radeßky nach Lyon reisen.

Bei Anlangung in Lyon, wo Frimont mit Bubna disloziert waren, ging alles tätigt an die Hand, so daß alle gut gekleideten Truppen aus den verschiedenen Disloationen in Marsch nach Dijon gesetzt wurden, wo über 100.000 zusammengebracht wurden. Bei dem Rückeintreffen in Dijon fand Radeßky den Erzherzog Ferdinand in voller Tätigkeit. Ein herrliches Lager für 120.000, worunter 198 oder 199 Eskadronen sich befanden, Vorräte aller Art, reichliche Verpflegung und hinlängliche Unterkunft im Ort für die zu bewohnenden Monarchen samt Suiten. Nun hatte der Erzherzog bereits auch für die Manöver vorgedacht und die Entwürfe vorgelegt. Obgleich diese nicht nach der Ansicht Radeßkys gestellt waren, so wollte Radeßky nicht neue gehässige Widersprüche hervorrufen und nahm die hierzu vorgelegten Entwürfe an und reiste mit solchen nach Paris ab.

In Paris angelangt, dankte der Kaiser und approbierte das Veranlaßte, nur mißbilligte er den Entwurf der Kavallerieproduktion; der Erzherzog wollte 120 Eskadronen und der Kaiser wollte die gesamte Kavallerie in ein Kavalleriemanöver. Radeßky reiste wieder nach Dijon, fand aber den Erzherzog nicht zu bewegen, in des Kaisers Willen einzugehen. Radeßky meldete es seinem Kommandierenden, der auf die Festhaltung des Kaisers Willen den Befehl gab. Immer sich dagegen sträubend, verstrich die Zeit und der Kommandierende, Fürst Schwarzenberg, traf selbst in Dijon 3 Tage vor dem Kaiser ein.

Er wollte in Kader die Produktion sehen. Es wurde in Kader ausgerückt und das Manöver gebilligt; am Vorabend des Kaisers Ankunft traf FML. Duka mit dem bestimmten Befehl, daß die ganze Kavallerie mit manövriere. Radeßky wurde um die Möglichkeit der Ausführung befragt; Radeßky bejahte. Er wurde

sonach befehligt, die Entwürfe hierzu zu verfertigen und die Ausführung zu übernehmen. Radežky, um nicht die Truppe und Führung zu verwirren, nahm an, in Massa dasjenige Manöver durchzuführen, welches schon von den Generals und der Truppe durch 14 Tage eingeübt war; daher wurden die Regimenter, anstatt mit drei Divisionen en fronte, nur mit einer Division en fronte und die beiden anderen hinter der 1. Division aufgestellt. Radežky unterrichtete drei Offiziere des Generalquartiermeisterstabes genau und gab solche den drei Treffkommandanten und den Oberst Krees von Carl-Planken dem Erzherzog bei. Den anderen Tag erfolgte die Produktion und alles fiel zur Zufriedenheit aus. Kaiser Alexander gefiel das Kavalleriemanöver so gut, daß er den Generaladjutanten G. d. K. Undarow sogleich nach Petersburg abschickte, um die Massastellung bei der russischen Kavallerie einzuführen.

So entstand das Massasystem bei den Russen, welches Radežky für die Kavallerie nie anzuordnen dachte. Die Souveräns reisten ab. Wellington gab Radežky viele Anerkennung seiner Dienstleistung, sowie Kaiser Franz, dem Radežky ganz unverhohlen seine üble traurige Existenz klagte, da Langenau's falsche Eitelkeit ihm seinen Standpunkt unerträglich machte und bat um die Einrückung in die Linie, als Divisionär nach Ödenburg, was demselben vom Kaiser zugestanden, vom Fürst Schwarzenberg höchst beleidigend aufgenommen wurde; denn der Fürst nahm Abschied von aller Generalität, dankte seiner Umgebung, nur Radežky ließ er stehen, ohne ihn anzureden oder zu begrüßen.

Der Kaiser dagegen, da Fürst Schwarzenberg auf seine Herrschaft Morlitz in Böhmen eilte, übergab die Armee bis zur Einrückung in die Erblande dem Kommando Radežkys, an den die Armee gewiesen wurde. Radežky verfügte sich nach Lambach; hier erhielt er den Befehl, ein Armeekorps von 20.000 Mann in Oberösterreich halten zu machen und das Kommando hierüber dem FML. Bianchi zu übertragen, gleich nach erfolgter Bewirtung aber nach Wien zu kommen.

Dasselbst angelangt, erfuhr Radežky, daß es sich um ein Mißverständnis mit Bayern handle, welches das eine Innviertel an Österreich rückzugeben Miene der Widerseßlichkeit machte, welches jedoch baldigst beigelegt und Radežky nach Ödenburg zu seiner Division abgehen konnte.

Hier war der Tätigkeit seines Wirkens das Ziel gesetzt. Er beschäftigte sich viel mit der Manövriertätigkeit der Kavallerie im großen, da er in den Feldzügen das Unvermögen der Anwendung des Manövrierens im großen wahrnahm. Hier hatte Radežky die Gelegenheit, manche Proben mit dem Kavallerieregiment Sachsen-Kärassiere vorzunehmen, da er fünf Jahre das Regiment kommandierte. Er formierte es als Kader von einer Brigade und führte dasjenige praktisch durch, was ihm als gut zu sein ehevor auf dem Papier als ausführbar zu sein gedacht wurde.

Später ward Radežky nach Ofen, als adlatus des kommandierenden Erzherzogs Ferdinand berufen, der nach Petersburg abgeschickt wurde.

Hier hatte er die Gelegenheit, praktisch auch mit der Infanterie und Artillerie seine Proben durchzuführen, und so entstand der Entwurf in 5 Teilen zur Manövriertätigkeit. Unbeachtet und unbenußt wanderte dieses Elaborat mit Radežky im Jahre 1832 nach Olmütz, allwo ich den General Fleischer in der Garnison fand, der ein lebhaftes Interesse an dieser ihm mitgeteilten Arbeit fand und praktisch

seine Brigade führte; bald darauf wurde Radeſky nach Wien beſchieden. Dort angelangt, beſahl der Kaiſer, daß Radeſky nach Italien ſich augenblicklich begeben, um an der Seite Frimonts zu fungieren, mit dem Beſatz, ſich ſogleich zu dem Fürſten Metternich zu begeben und den folgenden Tag um 7¹/₂ Uhr im Kabinett Seiner Majestät zu erſcheinen.

Radeſky befolgte pünktlich den U. k. Befehl und wurde beim Eintreffen den folgenden Morgen gleich vorgelaſſen und mit der Frage angeſprochen: „Waren Sie beim Fürſten?“ Antwort: „Ja!“ Der Kaiſer: „So wiſſen Sie alles.“ Antwort: „Bitte um Vergebung, der Fürſt ſprach 3 Stunden, aber ich weiß nichts.“ Der Kaiſer lächelte, beſahl mit ihm auf- und abzugehen und in kurzem wurde mir die politiſche Lage Öſterreichs klar, ſo daß Radeſky ſich die Freiheit nahm zu fragen: „Warum haben Eure Majestät nicht im Jahre ehevor den Krieg gewählt?“ Seine Majestät antwortete: „Ich hatte ehevor ein Lager bei Münchendorf, wo ſich meine Truppen ſo ſchlecht und unbeweglich zeigten, daß die Preußen laut ihr Mißfallen ausſprachen und daher ſogleich mit England Louis Philipp als König von Frankreich anerkannten; iſoliert konnte ich den Krieg nicht unternehmen, deſhalb trage ich Ihnen auf, die Armee in Italien aufzuwecken und ſolche mir für den Krieg vorzubereiten.“ Dieſes war hinlänglich, um Radeſky zum Handeln zu begeistern.

Radeſky kam im März zu Mailand an, fand Frimont in der Geſundheit herab, unfähig die Armee im Feld zu führen. Er glaubte, ich ſei da, um die Ausfühung ſeines Willens nur durchzuführen. Radeſky fand die Truppen gut geſchuldet und gerüſtet, im guten Stand, doch unbeweglich, die Generalität unwiſſend und unbekümmert und bequem. Der einzige General der Kavallerie und Militärkommandant der Lombardei machte hier eine Ausnahme und ſühlte mit Radeſky, daß man ſo geſtaltet ſich keines glücklichen Erfolges im Kriege zu erwarten habe. Frimont, im alten Schlendrian bis zum Kommandierenden, ſah die Notwendigkeit der beſſeren Schlagfertigkeit nicht ein, und ſo mußte alles im alten bleiben.

Mittlerweile ſendete Seine Majestät den Oberſten Heß vom Generalquartiermeiſterſtabe als Chef dieſes Korps für die Armee in Italien nach Mailand. Heß verband ſich ſogleich mit Radeſky und Wallmoden, man müſſe die Armee aufwecken und für den Krieg durch Manövrierfähigkeit vorbereiten.

Allein Frimont wollte nicht, und ſo mußte alles unterbleiben. Plötzlich erkrankte Frimont und war gezwungen, ſich nach Verona rückzugeben, er übergab die Armee an Radeſky, der ſogleich den Augenblick benutzte und die Armee bei Montechiari verſammelte, um ſie in einigen Manövern tauglich zu machen. Frimont mißbilligte das raſche Unternehmen; Radeſky mit Heß blieben für die Beweglichkeit ſtandhaft und unabläßlich.

Frimont wurde zum Hofkriegsratspräſidenten nach Wien berufen und Lederer, jünger als Radeſky im Rang, zum Kommandierenden in Italien ernannt.

Nur dem unaufgeforderten Auftreten Frimonts beim Kaiſer verdankte Radeſky die Widerrufung und ſeine Ernennung zum Kommandierenden.

Damit begann die neue Ära der Armee; man bildete die Armee nach der hinausgegebenen Inſtruktion. Der Geiſt der Armee wurde gehoben, jeder Mann überzeuete ſich, daß die einzelne Fechtart im hieſigen Boden der geſchloſſenen vorzuziehen ſei. Zugleich trat eine humanere Behandlung von oben herab ein, die

Stoßschläge seltener, sowie die Spitäler weniger gefüllt. Alles strebte den Geist zu heben und das Knechtische zu beseitigen — kurz, die Armee von unten hinauf fühlte sich gehoben. Freilich war die Beweglichkeit der Bequemlichkeit der Generalität sehr unangenehm, man klagte über übertriebene Auslagen, so daß man in Wien aufmerksam wurde; glücklicherweise für Radeßky bereiste Minister Graf Kolowrat Italien, fand die Stimmung der Armee vorteilhaft und machte einen günstigen Vortrag, wodurch der Kaiser bewogen wurde, die Tafelgelder Radeßkys als Kommandierenden zu verdoppeln, von 8000 fl. auf 16.000 fl. Der Kaiser ordnete ein Lager an und befahl, daß ein Offizier der Armee Italiens dahin komme, um all dort die in Italien nach Radeßkys Instruktion bestehende Manövrierart praktisch zu zeigen. Hauptmann Graf Nobili des Generalquartiermeisterstabes wurde hierzu gewählt. Seinem klugen und abgemessenen Benehmen verdankt Radeßky allein, daß man stillschweigend es bestehen ließ. Der Kaiser forderte den in Böhmen kommandierenden General Fürst Windisch-Grätz auf, diese Instruktion zu prüfen; derselbe faßte den Sinn dieser Instruktion allein auf und approbierte solchen.

So kam es, daß, nachgeahmt in allen Ländern, diese Eingang fand und von mehreren verbessert werden wollte. Daher der Kaiser eine Kommission von 12 Mitgliedern unter Vorsitz des Grafen Hardegg als Kriegspräsidenten zusammenberufen ließ.

Tot capita tot sententiae, dies alte Sprichwort traf auch hier ein, und einem Dritten, der die Sache nie praktisch gesehen, wurde eine Instruktion zusammenzusetzen aufgetragen, wodurch das Essenzielle der Instruktion verloren ging.

Der Geist der Sache war indessen der Armee eigen geblieben, und obgleich an den Hofkriegsrat sowohl, als auch an den Minister Graf Kolowrat von Radeßky nach seiner Anschauungsweise Berichte und Vorschläge abgingen, so blieb doch alles rücksichtslos seinen Gang, bis das Jahr 1847 eintrat, wo es klar wurde, welche Rolle Piemont nun übernommen. Radeßky schrieb und bat um Verstärkungen, die zwar versprochen, aber nicht erfüllt wurden.

Hier schließen die Aufzeichnungen Radeßkys. Wir sind in der Lage, nächstens einen Aufsatz aus derselben Quelle zu veröffentlichen, der sich mit den Ereignissen der Märztag des Jahres 1848 in Mailand beschäftigt und daher — obwohl er scheinbar eine Arbeit für sich bildet — dennoch als eine weitere Fortsetzung der Selbstbiographie aufgefaßt werden muß.

Die Fichte.

Von Alfred Martin Zeller.

Langsam senkt sich die Dunkelheit über den Wald, färbt das Grün der Bäume in stumpfes Grau und schiebt sich vor das Rot der sinkenden Sonne ein grauer Schleier.

Der letzte matte Schimmer der verlöschenden Sonnenröte fällt auf das Haupt einer hohen Fichte, deren Gipfel weit über die Spitzen der anderen Bäume hinwegragt. Die hohe Fichte ist stolz auf ihre Größe; auf zwei Werst im Umkreise hat sie keinen Rivalen, der das Haupt höher trägt.

Jetzt ist das letzte Rot dem Dämmer gewichen, mit den weichen Falten des dunklen Gewandes legt sich die Nacht auf die Erde. Der Wald schläft . . .

Aber bald weckt ihn der Wind wieder. Mit leisem Brausen kommt er von Ost, fährt mit den Armen unsanft in die Kronen der Bäume und rüttelt sie aus ihrem Schlummer. Auch die Fichte erwacht, denn der Wind drückt ihr mit stürmischer Faust das Haupt zur Seite und raubt ihr die Ruhe. Voll Sorge sieht sie, wie sich im Osten tiefschwarze Massen ballen, Anzeichen nahenden Sturms . . . dann gleitet ihr Blick nach Westen . . . weit . . . weithin, wo die deutschen Freunde ihre Häupter wiegen . . . dort hinten jenseits der Prosna . . . Dorthin blickt sie gern, zumal wenn die Sonne den fernen Wald mit feurigem Schein übergießt, wallende Lichtnebel dort auf und nieder wogen und schimmernde Wollenberge sich türmen, vom Licht rosig durchleuchtet . . . Jetzt aber sieht sie dort hinten nur dunkle Schatten, graue lichtlose Gebilde, die Konturen des Waldes und der dahinter liegenden Berge, die sich wie tiefschwarze Kledse von dem trüben Däster des Horizontes abheben.

Ringsum ein dunkles Meer von Finsternis.

Nur von Norden her glänzen ein paar leuchtender Flecke durch das Däster des Waldes. Lichtschimmer ans den Fenstern von Dobranice . . . Das Dorf liegt so tief, daß die umliegenden Fichten es ganz verdecken.

Nur wenn am Tage die Sonne ihr Licht dorthin schickt, sieht die hohe Fichte ein paar roter Kledse . . . Stüdkchen von Dächern, und in der Nacht den Schimmer von Licht.

Die Wucht des Windes wächst. Mit dumpfem Brausen kommt er daher, in ruckweisen Stößen, zuerst schwächer an Kraft, dann immer gewaltiger anwachsend, bis er mit vollem Ansturm dahinbraust und das Land unterjocht . . .

Die alte Fichte ächzt, sie stemmt verzweifelt den dürren Leib dem Sturm entgegen. Vergebens! Spielend beugt ihr der Rauhe den stolzen Nacken und schleudert ihre langen Arme weit nach vorne . . .

Wie das wogt, wie das brandet! Rauschend, knarrend und ächzend wirbeln Äste und Zweige durcheinander in chaotischem Getämmel . . . Dann einen Augenblick Ruhe . . . Und wieder stürmt er hinein — der Orkan — mit geschwellter Brust . . . pfeifend, gellend, dröhnend schallt sein machtvoller Gesang . . . leise Hauchöne zuerst . . . dann wachsend, wachsend zu dumpfem, rollendem Brausen, untermischt von gellen, teuflischen Stimmen . . . bis zum höchsten Gipfel irdischer Töne . . .

Der Wald gleicht einem dunklen Feuermeer. Wie zuckende Flämmchen — aber düster und farblos — wirbeln Äste, Zweige und Blätter durcheinander in wildem, verzweifelterm Tanze, vom Sturme geknechtet. Trunken vor Herrschbegier schwingt er die Peitsche und zwingt sie mit prasselnden Hieben zu tollem, tosendem Taumel . . .

Nur ein etwas in dem wilden Gewoge trotzt seiner Kraft, spottet seines Ungefühls: ein winziges Waldhaus inmitten der Eichtung, nicht weit entfernt vom Fuße der hohen Fichte. Aus starken Stämmen gefügt, widersteht es der Gewalt des Sturmes.

Aus dem wogenden Dunkel löst sich plötzlich ein weißer Fleck, der nach unten in einen beweglichen Schatten fortgesetzt ist . . . Das Gebilde huscht eilig über die Eichtung, an dem Waldhaus vorbei. Dann stockt es . . .

Was da steht, ist ein Mensch ein Mann barhaupt Die Hände gegen die Brust gestemmt, steht er und lauscht

Er sieht nach dem Waldhaus hinüber, blickt zur anderen Seite, blickt wieder zurück, zögert und eilt dann mit leisen Schritten zu dem Hause.

Einen Augenblick noch steht er zaudernd, lauschend vor der morschen Tür, dann öffnet er sie behutsam und gleitet durch den schmalen Spalt in das Innere der Hütte.

Die Fichte ächzt im Kampf mit dem Sturm

Innen im Dunkel der Hütte steht der Mann. Gerade an die kleine Öffnung, die als Fenster dient, preßt er den Körper. Saufend fegt der Sturm hindurch, fährt in wildem Wirbel an den rauhen Wänden der Hütte entlang und zauft dem einsamen Manne die wirren Haare. Der klammert sich mit der Rechten an die untere Bohle der schmalen Scharde und versucht hinauszulauschen, während die Linke die glühende Stirn preßt

Das wilde Brausen des Sturmes erstickt jeden fremden Laut.

Er gibt es auf, zu lauschen und tastet sich durch den dunklen Raum. Sein Fuß berührt Laub, das, in Haufen geschichtet und vom Sturm auseinandergefeht, als weiche Decke auf dem Erdreich lagert. Da verläßt die Spannung den feuchenden Körper. Wie der Wind das Schilfrohr knickt, beugt die Mattigkeit die zitternden Knie in das weiche Laub sinkt der Körper des müden Mannes.

Da liegt er die Hände graben sich in das Laub, die fast geschlossenen Augen starren leblos zum Dunkel der Decke empor, dem halbgeöffneten Munde entsteigt feuchend der Atem.

Das aufgejagte Blut und die Erschlaffung beginnen im Körper des Flüchtlings den Kampf um die Herrschaft. Die Erschlaffung siegt, das Zucken der Glieder hört auf, der Atem geht ruhiger, das Blut läuft wieder den langsamen Lauf

Und nun legt sich die Erschlaffung auf das Haupt des Mannes, besiegt auch hier das klopfende Blut und bringt ihm den Traum.

Der Flüchtling träumt

Weiche blaue Wolken steigen empor und ziehen langsam vorüber, eine nach der anderen. Immer schneller ziehen sie, immer mehr werden es, bis sie ineinanderfließen, sich vereinen zu einer einzigen, großen, blauen Wolke.

Helles, himmlisches Blau wandert und wogt überall vor dem Traumauge des Schlafenden flutet und flimmert, bis aus dem wirren Gewoge ein Bild entsteht, klar und deutlich.

Weit ausgestreckt bis dahin, wo der Himmel die Erde berührt, liegt die riesige Fläche des Onega-Sees. Das helle Blau des Wassers und der Azur des Himmels fließen fast ineinander, kaum ist eine Grenze zu erkennen. Klar aber hebt sich von dem blauen Gewoge die kleine Jenota-Insel ab mit ihren dunklen Weiden, deren Zweige die Wellen küssen. Zwischen den höchsten Baumgipfeln steigt langsam eine dünne, zitternde Rauchwolke empor und verfließt dann flatternd in die Lüfte. Eine dunkelgrüne Mauer von Weiden und wogendem Schilfrohr zieht sich an der Westseite des Sees entlang, nur vereinzelt schimmern ein paar rote Flecke durch das Grün, die ersten Häuser von Petrosawodsk.

Und jetzt sieht der Träumende am Ufer des Sees sich selbst, den Knaben Fedor Dmitritsch Bjelgarkow, in der offenen weißen Tuchjacke und den hohen ledernen Stiefeln. Auf der Steinbank am Fuße des Warguschow-Felsens, der sich dort steil zum Seeufer hinabsenkt, sitzt er, und an ihn gelehnt die Mutter, Matuschka,* sein goldenes Mütterchen. Er hält den Kopf auf des Buchs gesenkt, eifrig bewegen sich die Lippen. Oh, er weiß wohl, aus welchem Buch er der Mutter vorliest! Es hatte einen hellbraunen, schon etwas fleckigen Einband, auf dem stand mit großen goldenen Buchstaben vorn und auf dem Rücken: „Cassio, Das befreite Jerusalem“, und innen auf der ersten Seite war mit blaßgrüner Tinte geschrieben: „Dmitri Ssemjonitsch Bjelgarkow seiner teuren Braut der Mawra Fedorowna Ochotin im Jahre des Heils 1877.“ Das hatte der Vater seiner Mutter als Braut geschenkt und die Schrift vorne war von ihm. Fedors Vater war ein Pope gewesen, der Weiseste von allen, die rings in den Dörfern am Onega-See die Messe lasen — so hatte die Mutter ihm erzählt — und er ist gestorben, als Fedor vier Jahre alt war.

Und nun liest Fedor der Mutter aus dem Buche des Vaters vor, und sie lauscht ihm andächtig. Dann plötzlich schlingt sie den Arm um den Nacken des Sohnes, weist mit der feinen Rechten nach Westen und ruft, während ihre schönen Augen glänzen: Oh, sieh doch, Fedka, die Sonne! Oh sieh, wie schön sie hinabsinkt!“ Und er blickt auf und schaut auch dorthin und staunt, wie über den eben noch blauen Himmel schimmerndes, sanftes Rot sich gesenkt hat und leuchtend den Widerschein auf die Wellen des Sees wirft, daß sie wie lauter Gold schimmern. Im Innern aber denkt er bei sich: „So sind nun die Frauen! Ich lese vom befreiten Jerusalem und wähne mich inmitten der heiligen Stadt. Sie aber, was tut sie? Sie denkt an den Sonnenuntergang. Wo doch jeden Tag die Sonne untergeht! Ja, so sind nun die Frauen!“ Aber bald schon bereut er den Gedanken und wie um Verzeihung bittend, zieht er das ergraute Haupt der Mutter an sich und küßt es

Der Flüchtling träumt

Das Blau des Himmels verschwimmt mit dem matten Rot der sinkenden Sonne, auch das Grün der Bäume und das Grau der Dämmerung mengt sich dazu und aus allem entsteht eine schmutzig-violette, trübe Nebelwand, in der feste Punkte nicht zu erkennen sind. Langsam sinkt der graue Schleier und mählich, allmählich entsteht ein Bild

Eine kleine Stube, niedrige Wände, bedeckt mit einer schmutziggrauen Tapete, in der Mitte des Zimmers ein großer, runder Tisch, auf dem eine Petroleumlampe und zwei Wachslichter stehen und rings um den Tisch Gestalten, auf ihren Stühlen hockend, die den Worten eines Einzigen lauschen. Das helle Licht der Lampe und der flackernde Schein der beiden Kerzen fällt auf die Gesichter der Menschen, die dort dicht aneinandergedrängt sitzen. Junge Gesichter sind es fast alle, blutjunge, denen der Flaum kaum auf der Oberlippe sproßt, und dazwischen drei oder vier frauenantlige, ebenso jung. Auf allen Gesichtern lagert Ernst und manche jugendliche Stirn ist finster gefurcht. Einer redet, und die anderen lauschen. Sie sitzen schweigend, fast bewegungslos, der Sprecher aber hat die Stirn gerötet und den Lippen entquellen erregte, zornige Worte. Gleich neben dem Sprecher sitzt der Student Fedor Bjelgarkow. Er hält das Haupt vornübergeneigt, genau so wie damals, als

* Matuschka = Mütterchen.

er der Mutter aus dem Buche des Vaters vorlas. Aber die Stirn ist nicht mehr eben und ungefurcht, den Mund umspielt kein Lächeln, aus den niederblickenden Augen strahlt nicht mehr der ruhige Friede des reinen Knaben . . . Tiefe Furchen durchziehen die Stirn, ein verschlossener Wille preßt die Lippen zusammen, in den gesenkten Augen glimmt eine heimliche Glut . . .

Der Flüchtling träumt . . .

Dunkler wird das Licht, matter der Schein Kerzen, grauer die Farbe der Wände . . . Jetzt sind sie nackt und kalt, von Farbe dunkelgrau und genau so die Decke, von der lange Spinnweben herabhängen. Der Boden des Gelasses, das kaum fünf Arschinen* mißt, ist ebenso nackt und kalt . . . kalt wie alles hier in diesem Raume. Zu einer Öffnung in der Mauer, die ein Fenster sein soll, schaut der Tag hinein, zwingen sich einige spärliche Fäden Licht durch die kreuzweise eingemauerten Gitterstäbe. Sie verlieren sich zum Teil auch in die eine Ecke des dunklen Raumes, in der ein Mann auf einer hölzernen Pritsche liegt. Er hat den Kopf auf den rechten Arm gebettet und starrt ins Leere. Haupt und Barthaar sind lang geworden, die Farbe des Gesichtes bleich und unzählige von kleinen Blutäderchen haben die Augen febril gerötet in den zwei Jahren, in denen Fedor Bjelgarkow hier auf der hölzernen Pritsche liegt und sinnt . . . über sich und die Menschen.

Der Flüchtling träumt . . .

Noch dunkler wird das Bild, noch schattenhafter. Das schmutzige Grau der Wände verdüstert sich zu schattenhaften, wolfigen Nachtgebilden, die regellos in eiliger Flucht vorüberziehen. Dazwischen dunkle Gebilde, die fest und unverändert stehen, Bäume und Sträucher . . .

Durch das düstere Nachtbild stürmt die Gestalt eines Menschen, barhaupt, den Kittel weit geöffnet, so daß die Enden zu beiden Seiten wie zwei dunkle Flügel flattern . . . Zwischen ihnen leuchtet das schimmernde Weiß der Brust . . . Ein entsprungener Sträfling auf der Flucht vor den Häschern . . .

Der Flüchtling träumt . . . und im Traum bewegen sich die Lippen leise und flüstern: „Mutter . . .“

Die Fichte ächzt draußen im Kampf mit dem Sturm.

Von dem höherliegenden Walde aus stürzt sich der Sturm in das Tal und fegt in unaufhaltamen Ungeßüm über die Ziegel- und Strohdächer von Dobranice. Lärmend fährt er um das Gasthaus des Ssemjon Nikitsch Potraschensky, das höher liegt wie die anderen Häuser im Dorfe, und erprobt seine Kraft an dem kleinen wackligen Schornstein.

Drinnen im Hause geht es nicht leiser zu. Da sitzen um den runden Tisch in der Herrenstube der Kosakenoffizier Kosma Insimowitsch Norodnonkow, der Gehilfe des Polizeiaufsehers** Grigori Iwanowitsch Karguschin, und die beiden Unteroffiziere Wassili Wassiljewitsch Tschaltschow und Trofius Gerasimowitsch Urgastnoff. Auf dem Tisch stehen in wirrem Durcheinander allerhand Speisen und Getränke:

* Arschine = Elle (Maß).

** Gehilfe des Polizeiaufsehers, entspricht etwa unserem Polizeikommissär.

Geflügel, fische, Grütze, Kartoffel, Piroggen*, frische Kalatschen** und allerhand Backwerk . . . dazwischen halbgefüllte Flaschen mit Wodki und Rum.

„Ssemjon Nikititsch, ich bin zufrieden mit dir, mehr wie zufrieden! Du bist ein Juwel unter den Wirten, eine Perle, ein Diamant! Dieses Rümchen ist ausgezeichnet, einfach erzellert! Es krabbelt und figelt, daß einem verteuft lustig zu Mut wird.“

Das fette Gesicht des Kosaken-Offiziers bläht sich, die kleinen Augen blißen vergnügt, langsam gießt er den glänzenden Rest aus dem Glase durch die Kehle, die gierig schluckt.

Der Wirt, ein kleiner, vierschrötiger Geselle, in einem schmutzigen, geflickten Kittel, Tuchhosen und lederen Bauernschuhen steht hinter dem Schenktisch und verzieht, geschmeichelt durch das Lob des Offiziers, den Mund zu einem breiten Grinsen, während er die kleinen, schmierigen Hände unaufhörlich ineinanderreibt. Neben ihm sitzt ein engbrüstiges, auffallend häßliches Mädchen von 13 bis 14 Jahren, in einem verblichenen Sarafan*** mit Armbändern an den nackten Armen und langen Ohrgehängen. Ein Häufchen Samenkörner liegt vor ihr auf dem Tisch, in das sie ab und zu mit Daumen und Zeigefinger hineinfagt, um die Körner in den Mund zu schieben. Dann kaut sie mit rhythmischer Bewegung der Kinnlade die Körner zu Brei und spuckt die Schalen über den Schenktisch auf den Boden der Wirtsstube.

„Grigori Iwanowitsch, habt die Güte und reicht mir eine von diesen Piroggen herüber!“

Schweigend nimmt der Gehilfe des Polizeiauffsehers, ein hagerer Mensch mit finsterblickenden Augen, eine der fettigen Pasteten mit den langen, dünnen Fingern von der Schüssel und reicht sie nicht ohne Grazie dem neben ihm sitzenden Offizier.

„Ich danke dir, Bruderherz! Darf ich euch dafür noch ein Schlüdchen von diesem Göttergetränk einschenken?“

„Nein, danke, Kosma Insimowitsch! Vergeßt beim Essen und Trinken nicht den Grund, warum wir hier sind! Vielleicht weiß diese Hundeseele von einem Wirt, wo die Kanaille sich verkrochen haben kann?“

„Halten zu Gnaden, Euer Erlaucht!“ Mit ein paar langen Sätzen kommt der Wirt um den Schenktisch herumgelaufen. „Wie ich bereits die Ehre hatte, vorhin zu sagen, kann sich dieser Schmaroher von einem geflohenen Sträfling nur im Walde versteckt haben. Wo, heilige Mutter, könnte er sich sonst verborgen halten, wenn ihm der Böse keine Flügel geliehen hat?“ Dabei hebt er die Hände wie beschwörend in die Höhe und richtet die wässerigen Augen mit einem salbungsvollen Ausdruck zur Zimmerdecke empor.

„Gnadenreiche Mutter Gottes von Kasan, gebenedeierte Himmelsgöttin!“ ächzt der eifrig kauende Kosma Insimowitsch. „Vergib diesem Schurken, um dessentwillen brave Christen und tapfere Soldaten des Zaren in ihrer Ruhe gestört werden und ihr Essen schlecht verdauen! Aber wenn ich diesen räudigen Hund erwische, dann . . . gnadenreiche Mutter“ . . . er muß einen Augenblick pausieren, da ihm ein Stück Pastete in die Kehle geraten ist.

* Pirogge = Pastete.

** Kalatschen = Weißbrote.

*** Sarafan = Überkleid ohne Ärmel.

„Heiliger Laurentius, die Pest über den Schuft!“ Der neben Grigori Iwanowitsch sitzende riesenhafte Unteroffizier stößt es mit heiserer Stimme hervor, wobei sein sinniges Gesicht vor Zorn über und über gläht.

Kosma Insimowitsch hat unterdessen sein Stüchchen Pastete nach einigem Würgen in die richtige Kehle gebracht, eine Anstrengung, die ihm das Wasser in die Augen treibt. „Trofius Gerasimowitsch, fluche nicht!“ sagt er mit sanfter, von dem Würgen noch etwas rauher Stimme, „du weißt, daß Fluchen eine Sünde ist.“

„Ach, Väterchen, wer ist ohne Sünde vor Gott und ohne Schuld vor dem Zaren?“ sagt der Wirt, indem er die Augen wieder mit salbungsvoller Gebärde zur Decke aufschlägt.

„Man soll die Sünde bekämpfen, Ssemjon Nisitsch, Juwel von einem Wirt!“ sagt der Kosaken-Offizier, „man soll in sich gehen und . . .“

Aus dem Nebenzimmer, in dem die Soldaten und Gorodowois sitzen, klingt Gläserklingen, Gesang und Gelächter. Einer singt mit heiserer, gröhlender Stimme, die einer verstimmten Ziehharmonika ähnelt, die Kamarinskaja*.

„Ruhe da drinnen!“ brüllt der Offizier, „Halts Maul, pjanny ssaposchnik!“**

Sofort schweigt der Lärm, die gröhlende Stimme verstummt mit einem plötzlichen Ruck, wie wenn sich eine unsichtbare Hand vor den Mund des kühnen Sängers geschoben hätte.

Der Offizier lächelt zufrieden über den Erfolg seines Machtwortes.

„Ein schauriges Wetter da draußen! Wie ist's, Ssemjon Nisitsch, Juwel von einem Wirt? Habt ihr noch etwas warmes, ein Süppchen oder so etwas ähnliches?“

„Mit Vergnügen, Euer Erzellenz!“ ruft der Wadere und verschwindet durch die niedrige Tür, die hinter dem Schenktsch in die Küche führt.

„Es wird Zeit, Kosma Insimowitsch, es wird Zeit!“ Der Gehilfe des Polizeiaufsehers furcht die schmale Stirn und trommelt mit den dünnen Fingern ungeduldig auf den Tisch. „Wenn wir dem Kerl nicht auf den Fersen bleiben, entwischt er uns. Laßt den Morgen da sein, dann wischt er hinaus aus seinem Versteck, ffuiit . . . weg ist der Dachs! und die Hunde haben das Nachsehen.“

„Ja, ja, Grigori Iwanowitsch, Bruderherz, Du hast recht! Wenn ich nur wüßte, wo die Kröte sich verkrochen hat! Wir hatten ihn ja beinah! Wassili Wassiljewitsch hätte nur in die Beine schießen sollen, statt ins Gras! Ja, Waska, Du bist ein Künstler! Schießt dieser Mensch ins Gras, als wenn er Heuschrecken jagen wollte! Und die Kanaille von Flüchtling springt über den Graben und weg ist er! Wenn ich nur eine Ahnung hätte, wo der Kerl . . .“

„Im Waldhaus!“, sagt das Mädchen hinter dem Schenktsch gelassen und speit die ausgekauften Samenkörner auf den Boden. Dann feuchtet sie zwei Finger mit der Zunge, faßt mit ihnen ein paar von den auf dem Tisch liegenden Körnern und schiebt sie in den Mund. „Wo anders nicht!“, fährt sie kauend fort. „Da glaubt er sich sicher!“

Der Gehilfe des Polizeiaufsehers fährt mit einem Ruck in die Höhe, der Kosaken-Offizier reißt die Augen weit auf.

* Kamarinskaja = russisches Lied.

** pjanny ssaposchnik = „betrunkenen Schuster!“ (gebräuchliches russisches Schimpfwort).

„Im Waldhaus?“, schreit der Gehilfe, und rennt zu dem Schenktisch hinüber.
 „Wo liegt diese verfluchte Hütte?“

Das Mädchen fährt erschreckt von ihrem Stuhle und hält mit dem Kauen inne.

„Wo liegt diese verfluchte Hütte?“, brüllt Grigori Iwanowitsch nochmals und schlägt mit der Faust auf den Schenktisch.

Das Mädchen duckt sich ängstlich wie in Furcht vor Schlägen.

Dann sagt es wieder ruhig: „Mitten im Walde! Kommen Sie, ich will Sie Ihnen zeigen!“

Sie geht zu dem kleinen Fenster in der Nähe des Herrentisches, Grigori Iwanowitsch folgt mit hastigen Schritten. Auch Kosma Insimowitsch und die beiden Unteroffiziere sind aufgesprungen und stehen hinter dem Mädchen. Das löst bedächtig den Fensterriegel und reißt das kleine morsche Fenster auf.

Mit voller Wucht stürzt sich der Sturm durch die schmale Öffnung, daß das Mädchen und die hinter ihr stehenden Männer zurückprallen. Draußen ist Nacht. Nur ganz hinten am Horizonte dämmt als sanftes, zitterndes Rot der Morgen empor

Vorne auf der Höhe zieht sich wie eine dunkle, geheimnisvolle Mauer der Wald entlang. Die Gipfel der höchsten Bäume schwanen wie trunkene Nachtgestalten hin und her, bald hüpfend und springend, bald langsam nur sich beugend, vom Sturme gepackt

„Sehen Sie, dort!“, das Mädchen zeigt mit dem mageren, nackten Arm nach Osten, wo das Licht des Morgens dämmernde Nebel verbreitet. „Sehen Sie dort die hohe Fichte! Sehen Sie, wie der Wind sie niederbeugt! Sehen Sie nicht? Sie ist doch höher wie alle anderen Bäume! Da, jetzt drückt sie der Sturm wieder nach unten, und nun geht sie wieder langsam in die Höhe. Sehen Sie denn nicht? Da, da“

„Ja, jetzt sehe ich sie!“, kreischt Grigori Iwanowitsch. „Ich sehe sie genau! Ganz genau! Liegt dort das Waldhaus?“

„Ja, da liegt es! Gerade neben der hohen Fichte liegt das Waldhaus! Man kann es von hier nicht sehen.“

„Wie lange haben wir zu reiten?“, fragt Kosma Insimowitsch.

„Kaum ein Stündchen, Euer Erlaucht!“

„Und du meinst es bestimmt, daß er dort steckt?“

„Ja!“, sagt das Mädchen entschieden und drückt mit einiger Anstrengung das wacklige Fenster wieder zu. „Da verkriecht sich all das Pack.“

„Nun, dann werden wir das Däxlein im Baue fangen,“ ruft Kosma Insimowitsch. „Trinkt aus, Brüder, und laßt nichts von den Speisen stehen! 's ist schade für jeden Happen, den die Ratten fressen.“

„Was, ihr wollt noch warten?“, schreit der Gehilfe des Polizeiauffsehers, „wo der Kerl jeden Augenblick entwischt kann!“

„Schreit doch nicht so, Grigori Iwanowitsch! Wollt Ihr vielleicht bei dieser Dunkelheit und mit hungrigem Magen Jagd machen? Ein Stündchen noch, bis es heller wird, dann raus mit den Säulen aus dem Stall und im Trab zum Walde! Das Bärtschlein entgeht uns nicht.“

„Über euch die Verantwortung! Ihr habt das militärische Oberkommando. Wenn der Kerl über die Grenze entwischt . . . ich wasche meine Hände in Un-

schuld.“ Grigori Iwanowitsch geht mit langen, nervösen Schritten im Zimmer umher. „Ich wasche meine Hände in Unschuld.“

Kosma Insimowitsch hat sich ruhig wieder an den Tisch gesetzt und gießt den Rest aus einer Rumflasche in sein Glas. Aber die Hand zittert dabei und die Adern an den Schläfen schwellen. Die letzten Worte des Polizeigehilfen entfachen in ihm heimliche Wut. „Prokljatyj rylo!“*, brummt er vor sich hin und gießt den Inhalt des Glases durch die Kehle.

In diesem Augenblick kommt der Wirt aus der Küche, in den beiden dicken Händen die dampfende Suppe tragend. Er nähert sich mit langsamen, vorsichtigen Schritten, um nichts von der Suppe zu verschütten, dem Tisch, an dem Kosma Insimowitsch sitzt, macht eine kleine Verbeugung und stellt den Teller mit dem dampfenden Inhalt mit einer graziösen Bewegung vor seinen illustren Gast.

Kosma Insimowitsch zieht mit geblähten Nästern den heißen Dampf durch die Nase und sagt dann mit gerunzelter Stirn:

„Was ist das für eine Suppe?“

„Kartoffelsuppe, Euer Erlaucht!“

„Kar—tof—fel—sup—pe?“

„Halten zu Gnaden, Erzellenz, ja, Kartoffelsuppe!“

Mit einem einzigen Hieb seiner dicken Faust fegt Kosma Insimowitsch Teller samt Inhalt von der Tischplatte, daß Suppe und Scherben die Diele bedecken. „Elendes Gewürm von einem Wirt! Erbärmliches Ungeziefer! Kartoffelsuppe einem Offizier des Zaren! . . . Kartoffelsuppe?“

Er bricht in ein wütendes, bellendes Gelächter aus: „Kartoffelsuppe! Mir wird übel vor dem Zeug! Gib mir mal die Flasche rüber, Waska, damit mir besser wird. Nie in meinem ganzen Leben hab ich solch ein Zeug gegessen. Damit füttert man die Schweine! Und mir, einem Offizier des Zaren, der im Kaukasus und in der Mandschurei gefochten hat und deforziert worden ist, setzt dieser Schurke eine Kartoffelsuppe vor. Gnadenreiche Mutter Gottes von Kasan! . . .“

„Pest! Er soll ersticken, der Teufel!“, knurrt der große, sinnige Unteroffizier in zornigem Mitleid für seinen beleidigten Vorgesetzten.

„Fluche nicht, Trofius Gerasimowitsch!“, sagt Kosma Insimowitsch mit von der Anstrengung des Schreiens erschöpfter Stimme, indem er bald wieder in räuselige Stimmung fällt. „Fluche nicht! Du weißt, fluchen ist eine Sünde. Man soll die Sünde fliehen, ein Soldat des Zaren muß die Sünde fliehen! Oder willst du so ein Sünder werden wie dieser Wirt, der es wagt, einem kaiserlichen Offizier, und noch dazu einen deforzierten, Kartoffelsuppe vorzusetzen? Willst du ein Sünder werden wie dieser elende Flüchtling, der ruhige Menschen zu geheßten Tieren macht, sie nicht einmal richtig verdauen läßt? Willst du solch ein verfluchter Sünder werden, Trofius Gerasimowitsch?“

„Gott verdamme mich!“ sagt der findige Unteroffizier völlig geknickt mit sanfter Stimme. „Gott verdamme mich!“

* Prokljatyj rylo = „verdammtter Polizeispieß!“ (rylo heißt wörtlich „Rißel“).

Die Nacht weicht dem Morgen . . . Ihre dunkle Gestalt tritt immer mehr zurück vor den siegreich anstürmenden Strahlen des Lichts, verblaßt immer mehr zu nebelhaftem Schleier und zerfließt endlich ganz in dämmrigen Dunst. . . .

Vor sie aber schieben sich wie feurige Fackeln die ersten Strahlen des kommenden Tages, die Trabanten des großen Lichts . . . Mit rotglühenden Schwertern treiben sie die fliehenden Schatten der Nacht vor sich her . . . mit leuchtenden Lichtpfeilen.

Den Herolden aber folgt sie selbst . . . die Königin des Firmamentes, die erhabene, strahlende Herrscherin, in den Purpur des Lichts gehüllt, in das flammende Kleid der Schönheit: die Sonne! — — — —

An dem Fenster der Waldhütte steht Fedor Bjelgarkow und sieht trunkenen Blickes auf dies Bild, das sein Auge seit Jahren nicht mehr geschaut . . . außer im Traum. Unverwandt starrt er hinaus, um das lang entbehrte ganz in sich aufzunehmen und in sich zu bewahren . . . tief in der Seele für alle Zukunft.

Immer mehr siegt das Licht, immer höher steigt die Sonne . . . Kleine, weiße Wolkensehen und größere von dunkler Farbe ziehen über die weite, leuchtende Fläche des Sonnenrots . . . windschnell, in eiliger Hast. Der Sturm treibt sie vor sich her.

Er weht noch immer mit ungeschwächter Kraft — gleichgültig, ob die Nacht noch auf der Erde liegt, oder das Licht als Sieger eingezogen ist. Ihn kümmert's wenig. Er braust mit immer gleichem Ungestüm dahin, treibt die Wolken in rasender Eile vor sich her und fährt mit läppischer Hand über das runzlige Antlitz der Mutter Erde. —

Vor allem der Wald hat seine Kraft zu spüren . . . die Bäume und Sträucher. Fast widerstandslos ergeben sie sich dem wilden Tyrannen, der keinen schont, Zweige und Äste in grausamer Zerstörungswut wie Grashalme knickt, vom Stamme reißt und weit durch die Luft wirbelt. Mancher Baum, der den Widerstand aufgegeben, liegt besiegt am Boden, ein Opfer des grausamen Feindes . . . Haufen von zerbrochenen Zweigen und Ästen, Blättern und weißen Holzsplittern geben ein Zeugnis von dem Todeskampf des gefällten Waldriesen.

Fedor Bjelgarkow blickt sinnend hinaus . . . Die Gewalt dieses Naturschauspieler, die Wucht all der lang entbehrten Eindrücke legen sich auf Seele und Leib wie ein Alp, wie geheime Fesseln. Er vergißt die Wirklichkeit . . . erinnert sich nicht der Gefahr

Die hohe Fichte, die gerade vor ihm steil in die Höhe ragt, fesselt jetzt sein Auge. Jedesmal, wenn der Sturm zu vollem Stöße ansetzt, neigt sie ihr hohes Haupt mit den langen, nadligen Ästen zu ihm hinüber, daß er die Zweige fast mit den Händen ergreifen kann, und flüstert ihm leise etwas zu in unbekannter Sprache. Läßt dann der Anprall des Windes etwas nach, so steigt sie langsam wieder empor . . . ruhig, gebieterisch . . . zu der gewohnten, stolzen Höhe.

Wieder neigt sie sich herab zu der Hütte . . . wieder gleiten ihre Zweige nahe zu dem Gesicht des Flüchtlings . . . wieder raunen sie ihm leise Worte zu

Wie die weiche Stimme der Mutter klingt ihr Raunen . . . wie ihr sanfter Ruf Riefen sie nicht „Fedka“ eben? Leise und liebevoll?

Immer deutlicher wird das Raunen, immer vernehmlicher . . . Warnend klingen die Stimmen, angstvoll mahnend . . . wie bange, todesängstliche Klage . . . wie leise verhaltenes Schluchzen: „flieh, fedka, flieh!“ . . .

Und jetzt versteht er

Mit einem Sprung ist er an der Tür, reißt sie auf und lauscht mit vorgebeugtem Oberkörper hinaus

Nichts! Kein Laut!

Nur der Sturm rauscht durch die Bäume

Da klingt gellend, als entquölle es dem Munde des Teufels, das laute Gewieher eines Pferdes durch den Sturm . . . ganz aus der Nähe . . . hell, schneidend, vibrierend

Der Flüchtling sinkt halb in die Knie, die Finger krallen sich in die Brust, die weit aufgerissenen Augen stieren in Todesfurcht nach dem Orte der Gefahr

Noch ein wilder hastiger Blick nach der andern Seite, dann schnellst er den Körper in weiten Sätzen über die Lichtung dem rettenden Dunkel der Bäume zu Die weit vorgestreckten Hände reißen das dichte Gezweig auseinander der Körper zwingt sich hindurch

Da gleitet etwas Helles, Blankes durch das dunkle Blättergewirr, . . . grad' auf den Kopf des Flüchtlings zu Der taumelt zurück und sinkt hinten überschlagend in das Moos der Lichtung Blut färbt es rot

„Der ist kaput“, sagt Wassili Wassiljewitsch und streift die Klinge über den weichen Moosgrund, um das Blut abzuwischen

Überall hinter dem Gebüsch hervor und aus dem Dunkel der Bäume treten die Reiter. Grigori Iwanowitsch kommt mit langen Sätzen zu der Stelle gelaufen, wo der Sterbende liegt. Auch Kosma Insimowitsch stampft eilig, keuchenden Schrittes herzu.

„Das hast du brav gemacht, Waska!“ sagt er, die Wunde mit Kennermiene betrachtend. „Sehr brav, mein Junge! Hol' einen von den Säulen her, Iwanuschka, damit wir ihn drauflegen! Beinahe hätte uns eine von diesen verdammten Mähren den ganzen Streich verdorben.“

Der Sterbende öffnet langsam die Lider, ein flackernder, haßerfüllter Blick gleitet über die Gruppe der Soldaten, dann richtet er die erstarrenden Pupillen suchend nach oben, bis er das Ziel gefunden Zum Gipfel der hohen Fichte wirft er den letzten Blick

Und wie das brechende Auge die winkenden Zweige sieht, das versiegende Ohr ihr Raunen vernimmt, . . . erstarren die Züge des Sterbenden zu einem Lächeln.

Zur Frage der Erhöhung der Offiziersgehälter.

Don * * *

Es heißt eigentlich gegen Windmühlen kämpfen, wenn man diese Frage heute noch einer Erörterung unterzieht. Man kann — wenigstens bei uns in Österreich

— täglich ganze Spalten darüber lesen, daß diese Erhöhung eine absolute Notwendigkeit sei und auch die Ungarn leugnen ja die Berechtigung an und für sich nicht. Aber und jetzt beginnt die Misere. Man verquickt jenseits der Leitha ganz unberechtigterweise politische Tagesfragen — oder wie sie drüben hochtrabend genannt werden — nationale Existenzprobleme, mit einer Frage reinster Menschlichkeit. Der Schade, der durch ein solches Verhalten, wie wir später sehen werden, zweifellos entsteht, tangiert die magyarischen Machthaber gar nicht, da er nur die Monarchie trifft, die ihnen gleichgültig ist und die k. und k., d. h. die gemeinsame Armee, die ihnen nicht nur eben als gemeinsame Institution, sondern hauptsächlich als den Träger des dynastischen Gedankens, verhaßt ist.

Dieser Kalkül stimmt wohl nicht ganz, da von den zirka 19.000 Offizieren des Heeres gewiß 4000 bis 5000 das ungarische Staatsbürgerrecht besitzen, daher durch das Übelwollen der ungarischen Regierung, beziehungsweise der sie im Banne haltenden Unabhängigkeitspartei mitbetroffen sind; ganz abgesehen natürlich von den 2200 Offizieren der königl. ungarischen Landwehr und von den Militärbeamten.

Das ist aber endlich und schließlich ureigene Sache der jenseitigen Herren. Es ist die alte, im kleinen täglich, im Verlaufe der Jahrhunderte im großen immer wiederkehrende Erpressungspolitik. Sie haben mit Gewalt eine rein ökonomische Frage zu einer militär-politischen verdreht, da sie wissen, daß der Oberste Kriegsherr, als der erste Soldat, für seine Offiziere eintreten wird und die Erfüllung ihrer gerechten Wünsche betreiben muß. Das Vertrauen nun der Offiziere zu ihrem Herrscher zu untergraben, aus dem dynastischen Heer ein rein nationales zu formen, dem Offizier vor Augen zu führen, daß es selbst vom materiellen Standpunkt aus vorteilhafter sei, auf die Verfassung den Eid zu leisten, als seinem kaiserlichen Herrn — das ist die Tendenz dieser ganzen Mache.

Dem Idealisten jagen bei diesem Gedanken die Pulse, er hofft, daß in unserem Offizierskorps noch der alte Geist vorhanden sei, ein Geist, der es entschieden ablehnt, um einiger Gulden willen der Armee Attribute abtrogen zu lassen, die sie zu ihrer Existenz, zu ihrer Einheitlichkeit absolut benötigt; Embleme, Ehrenzeichen, Fahnen zu opfern, die sie so oft in den Kampf geleitet, zum Sieg geführt haben.

Hier wollen wir vorerst untersuchen, inwieweit die Forderungen nach einer Erhöhung der Offiziersgebühren in den äußeren Motiven gerechtfertigt sind; wir wollen dann auf die inneren Gründe übergehen und zum Schlusse dann Folgerungen aus dem ganzen Komplex ziehen.

Auf das Meritorische übergehend, sei vor allem erwähnt, daß es ganz und gar unrichtig ist, anzunehmen, die gegenwärtig herrschende Teuerung habe den Anstoß zu der geplanten Erhöhung gegeben. Diese Erhöhung war ohne jedwede Motivierung von dem Augenblick an aktuell, da man die Bezüge der k. k. Staatsbeamten auf eine den Lebensbedürfnissen entsprechende Basis gestellt hatte — ja man kann sagen, sie war schon eine Notwendigkeit seit der letzten sogenannten Aufbesserung der Offiziersgagen, die nicht allein weit hinter den Hoffnungen des Offizierskorps zurückblieb, sondern daselbe gegenüber den Staatsbeamten schon damals in die zweite Linie gedrückt hatte. Zu diesem Minus ist nun abermals auf Seite unserer Kameraden im bürgerlichen Rode ein Plus getreten — und die Offiziere warten

noch immer. Stellt man die vier unteren Rangklassen in eine Parallele, so ergeben sich folgende Ziffern:

Rangklasse	Staatsbeamte	Offiziere
XI	1600, 1800, 2000, 2200	1680
X	2200, 2400, 2600, 2800	2040
IX	2800, 3000, 3200, 3400, 3600	2400, 3000
VIII	3600, 4000, 4400, 4800	4008

Noch ungünstiger sind die für beide Gruppen festgesetzten Ruhestandsätze. Danach beziehen nach 35 Dienstjahren:

Rangklasse	Staatsbeamte	Offiziere
XI	1840 bis 2440	1470
X	2520 " 3120	1785
IX	3200 " 4000	2100, 2625
VIII	4080 " 5280	3507

Diesen Ziffern, die nicht lügen können, wird immer wieder entgegengehalten, daß die Quartiergelder, welche die Offiziere beziehen, wesentlich höher seien, als die Aktivitätsgebühren der Staatsbeamten. Das ist schon an und für sich ein Trugschluß, denn der Staatsbeamte bezieht die Aktivitätsgebühren unter allen Verhältnissen in barem Gelde, während dem Offizier nur allzuoft sogenannte „Naturalwohnungen“ in Kasernen anstatt des Quartiergeldes zugewiesen werden, wodurch er zwar eine, nebenbei gesagt, wirklich notdürftigst eingerichtete Wohnung hat, aber sonst knapp auf seine Gage angewiesen ist; zweitens ist es leicht nachzuweisen, daß die Garnisonungsverhältnisse beim Offizier ungünstigere sind als die der Staatsbeamten und jene viel öfter in kleinen Orten, ja in Dörfern liegen, als diese.

Aber selbst ein objektiver Vergleich beeinflusst den Stand der Waagschale nicht, da die Quartiergelder in größeren Städten wohl hier und da höher sind als die Aktivitätsgebühren, dagegen diese die Quartiergelder in kleineren Garnisonen überlegen.

Es beziehen an Nebengebühren:

Rangklasse	Staatsbeamte Aktivitätsgebühren in 4 Klassen	Offiziere Quartiergeld in 10 Klassen (mit Ausnahme von Wien)
XI	360 bis 720	216 bis 804 (940)
X	480 " 960	216 " 804 (940)
IX	600 " 1200	328 " 1384 (1636)
VIII	690 " 1380	452 " 1724 (2260)

Überdies bezieht der Staatsbeamte, nachdem er 16 Jahre in derselben Rangklasse zugebracht, einen Zuschuß von 200 K und nach 20 Jahren einen solchen von 400 K zur pensionsberechtigten Gage — eine Analogie zur Alterszulage im Heere.

Daß auch beispielsweise die Beamten der Stadt Wien besser bezahlt sind als der Offizier, bedarf keiner besonderen Erwähnung. So bezieht bei der Feuerwehr: der Brandmeisteraspirant 2000 bis 2400 K Gage und 800 K Quartiergeld; der Brandmeister 2600 bis 3000 K Gage und 1000 K Quartiergeld; der Inspektor 3200 bis 3600 K Gage und 1200 K Quartiergeld; der Oberinspektor 4000 bis 4800 K Gage und 1400 K Quartiergeld.

Es wird gegen den Offizier auch ins Treffen geführt, daß der Staatsbeamte für den Pensionsverein Abzüge leisten müsse. Abgesehen davon, daß diese ja nur ihm, beziehungsweise seiner Familie zugute kommen, vergesse man nicht, daß der Offizier von der Gagekrone oft ganz namhafte Beiträge für die Musik,

die Bibliothek, die militärwissenschaftlichen und Kasinovereine, den Quartierfond leisten muß — und zwar auch dann, wenn er jahrelang mit einem detachierten Bataillon in Bosnien garnisoniert und die Musik in Wien ist, auch dann, wenn er nie einen Fuß ins Kasino setzt, selbst dann, wenn er von einem Quartierverein oder einer Bibliothek nichts wissen will.

Wir wollen hier ganz unerörtert lassen, warum bei der letzten Regulierung der Offizierswitwenpensionen auch diese wieder verkürzt wurden — zwar nicht um viel, aber bei diesen Ärmsten der Armen fällt eben jede Krone ins Gewicht.

Rangklasse	Staatsbeamte	Offiziere
XI	800	750
X	1000	900
IX	1200	1000
VIII.	1400	1200

Ganz falsch ist es weiters, wenn man immer wieder sagt, daß die Staatsbeamten in Ungarn wesentlich niedrigere Gehalte beziehen als bei uns. Die Sätze sind so ziemlich dieselben, in Budapest selbst sogar zum Teile noch höhere. Die Komitatsbeamten allerdings sind schlechter bezahlt, aber das sind keine Staatsbeamten und wenn man in Ungarn — eben wieder aus höheren politischen Rücksichten — an einer mittelalterlichen Institution festhält und so unmoralisch ist, die Komitatsbeamten auf andere Erwerbswege zu weisen, dafür können wir nichts. Dem Offizier kann und darf man nichts ähnliches zumuten.

Werfen wir einen Blick auf die Verhältnisse in den europäischen Großstaaten, so werden wir gewahr, daß in keiner Armee der Offizier so schlecht entlohnt wird, als gegenwärtig in Österreich-Ungarn. In nachfolgender Tabelle sind die Gagesätze, durchwegs in Kronenwährung, angegeben.

Österreich-Ungarn	Deutsches Reich	Frankreich	Großbritannien	Italien
Leutnant 1680	2656 (inkl. der pensionsfähigen Nebengehältern, jedoch ohne Tischgelder, Zulagen etc. Gage allein: 1622 bis 1862)	2223	2268 bis 3948 (nach Waffengattungen verschieden)	1900
Oberleutnant 2040	3364 (2230)	2565 bis 2838 (nach der Dienstzeit)	2808 bis 4920	2280
Hauptmann	II. Kl. 2400	3317 bis 4753	5004 bis 8364	3230
	I. Kl. 3000			
Major 4008	8940 (7731)	5233	6008 bis 11.424	4180

Hierbei darf nicht vergessen werden, daß das Leben, besonders im Deutschen Reich und in Italien, wesentlich wohlfeiler sich anläßt, als in allen Städten unserer Monarchie; ist es doch schon fast sprichwörtlich geworden, man bekäme draußen um eine Mark dasselbe, wie bei uns um einen Gulden.

Die ganze Aufbesserung würde Österreich mit 6, Ungarn mit 3 Millionen Kronen belasten; für die Staatsbeamten in Österreich allein, mußte man das Zehnfache flüssig machen, den vorjährigen Gebahrungsüberschüssen wurden überdies 4 Millionen für Staatsbeamtenwohnungen entnommen.

6 Millionen bei einem Budget von weit mehr als 2 Milliarden — bei einer Steigerung der Staatsausgaben, die in den letzten fünf Jahren 400 Millionen Kronen betrug!

Nun glauben wir aber noch ganz andere Motive zur Sprache bringen zu müssen. Außer einigen wenigen Verstockten wird wohl niemand leugnen können, daß dem Offiziersstand als solchem, im allgemeinen und im speziellen höhere Repräsentationspflichten obliegen als dem Zivilbediensteten. Das hängt mit der Person nicht im mindesten zusammen, sondern nur mit dem Kleide, mit der Verpflichtung stets in Uniform zu erscheinen; in Frankreich zieht beispielsweise der Offizier außer Dienst niemals die Uniform an und auch bei uns war es noch vor dem Jahre 1848 üblich, nach des Dienstes freuden Zivil anzulegen. Sichtbar werden die höheren Anforderungen an die Repräsentation wohl auch dem Laien dadurch, daß man vom Offizier, wenn er heiratet, bis hinauf in die Stabsoffizierscharge, die Sicherstellung eines Nebeneinkommens verlangt — wodurch direkt ausgesprochen wird, daß er mit seinen Gehältern nicht auslangen, beziehungsweise nicht standesgemäß leben könne.

Beim Staatsbeamten gibt man die Existenzmöglichkeit eines Verheirateten in jeder Rangklasse zu, da man eben weiß, daß er sich einschränken kann — beim Offizier aber weiß man, er darf sich nicht ganz zurückziehen, er muß seiner Stellung entsprechend auftreten können; in Frankreich hat man vor wenigen Jahren die Heiratskautionen ganz aufgehoben — dort erscheint aber der Offizier, wie schon ausgeführt wurde, durchwegs im bürgerlichen Kleide. Und warum ist bei uns der Staatsbeamte in Uniform — da er doch das Recht hat, sich ihrer stets zu bedienen — eine so große Seltenheit?

Bei verheirateten Beamten gilt es ganz richtigerweise durchaus nicht als ignobel, wenn die Frau durch das Betreiben irgendeiner Beschäftigung der Familie unter die Arme greift. Will man den Offizier auf diese Bahn drängen? Nun gut! Dann eliminiere man aber aus seinem Register das ominöse Wort: standesgemäß.

Kleinigkeiten bestimmen das Leben und den Menschen; wir wollen daher einige dieser Kleinigkeiten herausgreifen, um das eben Gesagte verständlich zu machen.

Fast in jeder Garnison wird heute vom Offizier gefordert, daß er nicht in der bequemen und billigen Bluse umhergehe, sondern daß er im Waffenrock auf der Straße, auf Promenaden, in Gasthäusern erscheine; er darf aber nur standesgemäße, d. h. also teurere Gasthäuser besuchen, er ist gezwungen, bei Eisenbahnfahrten mindestens die II. Klasse zu benutzen, in Theatern nicht die Galerien zu garnieren, Omnibusse und Einspänner möglichst zu meiden. Die Wiener Stadtbahn gewährt dem Offizier auch in Uniform keinerlei Begünstigung — trotzdem kann er nicht in die III. Klasse einsteigen. Die „Eisenbahnlegitimationen“ sind ja heute für Offiziere ohnehin fast nur auf die Staatsbahnen beschränkt und es heißt sogar, daß man auch diese einziehen wolle.

Der Staat zwingt den vermögenslosen Oberleutnant der Fußtruppen, wenn er zum Hauptmann II. Klasse vorrückt, d. h. 2400 K Gage bezieht, sich um sein eigenes Geld ein Pferd zu kaufen, das hierzu nötige Sattelzeug, die Sattelrequisiten zu beschaffen — also Schulden zu machen, da diese Artikel bekanntlich nicht billig

sind. Er ersetzt ihm auch keinen Heller, wenn seinem Pferde im Dienst ein Unfall gescheht, wenn er einen altersschwachen Gaul durch einen neuen ersetzen muß, wenn ihm bei Ausrückungen, Wachen, Leichenbegängnissen, Paraden im strömenden Regen Uniformen, Aufschläge, Goldsorten, Lederzeug zugrunde geht; beim nächsten Mal muß alles wieder spiegelblank sein. Man transferiert Offiziere von Jäger zur Infanterie und umgekehrt, Ulanen zu Husaren, Husaren zu Dragoner — wo überall ein kompletter Wechsel der Uniform platzgreifen muß — oder von einem Infanterie- oder Dragonerregiment zum anderen, mit roten, gelben, grünen Aufschlägen; für all das bekommt man nichts ersetzt — das ist selbstverständlich. Bis zum oben verfloßenen Jahre verlangte man sogar von den Adjutanten der Fußtruppen, die bekanntlich ex officio dazu kommandiert werden — daß sie sich das Sattelzeug selbst beschaffen, ja man zwang sie noch, da die Dienstpferde zu den Equitationen herangezogen werden, ihr eigenes Sattelzeug dazu herzugeben und ruhig zuzusehen, wie ihr Eigentum ruiniert wurde. Es soll davon geschwiegen werden, daß die vom Ärar dem Pferde zugemessene Fourageportion für einen normalen Rostwagen nicht ausreicht, daß daher der Offizier zum Teile auch für die Ernährung des ihm aufgedrungenen Pferdes sorgen muß, daß das Hufbeschlagspauschale nicht ausreicht, daß es unmoralisch ist bei der Kavallerie, der reitenden Artillerie, schon den Leutnant mit 1680 Kronen Gage zu zwingen, sich ein eigenes Pferd zu kaufen, oder beispielsweise überall einen berittenen Offizier, der in der Nacht eine weit entfernte Wache zu inspizieren hat, jedwede Zulage zu verweigern, mit dem Hinweise, daß er ja hinreiten könne; es heißt einen Hungerlohn bezahlen, wenn man dem Offizier zur Zeit der großen Manöver, die ihm an Uniformsorten, an Mehrauslagen für das Essen etc. so viel kosten, „eine Krone“ tägliche Zubuße zu geben! Und bei welchem Stande kommt es vor, daß seine Mitglieder selten mehr als 1 bis 2 Jahre in derselben Station verbringen, daß sie so und so oft im Leben von der einen Peripherie der Monarchie zur anderen geworfen werden? Nirgends mehr als hier ist es angebracht auszurufen: Zweimal umziehen, heißt einmal abbrennen!

Und wer muß es nicht zugeben, daß Pensionierungen im Offiziersstande viel häufiger eintreten als im Zivilstande? Ganz abgesehen davon, daß ein Staatsbeamter, wenn er hochgradig kurzfristig wird, sich ein Bein bricht und hinkt oder sonst durch einen Unglücksfall sich einen körperlichen Schaden zuzieht — ruhig weiterdienen kann, während der Offizier meist den Dienst ganz verlassen muß, ist es allbekannt, daß besonders der höhere Offizier jeden Tag mit einem Fuß in der Pension steht: vor jedem Manöver, vor jeder größeren Übung, vor dem feldmäßigen Schießen, größeren Ausrückungen und Paraden. Ein unglücklicher Zufall, ein Sturz des Pferdes, ein Mißverstehen seitens der Unterkommandanten kann ihm den „blauen Bogen“ bringen.

Das Urlaubsnormale des Offiziers ist angeblich ein sehr günstiges. Gewiß! Er hat jedes Jahr den Anspruch auf eine Beurlaubung in der Dauer von acht Wochen — aber nur „wenn es die Dienstesverhältnisse gestatten“. Die Beurteilung ist daher ganz und gar dem Ermessen des Truppenkommandanten überlassen und überdies ist eine Beurlaubung gerade in der schönen Jahreszeit, im Sommer, ganz ausgeschlossen; da kennt der Militärstand keine Bäder und Kurorte

— nur Übungen und Manöver. Deshalb sieht man, wenn man unsere herrlichen Sommerfrischen besucht, so selten die Uniform. Gegen Ende September bevölkert dann das zweifarbige Tuch die verödeten Stätten sommerlicher Belustigung, da strömt die ausgehungerte Menge von ihren Dörfern und Baracken im Umkreis der Monarchie nach Wien, um auch einige Wochen die Freuden der Großstadt zu genießen.

Vom Offizier verlangt man, daß er überall heimisch sei, in Zis und in Trans. Wird er von einem böhmischen Regiment, wo er sich mit Mühe das Tschechische angeeignet hatte, beispielsweise zu einem ungarischen Truppenkörper überseht, so muß er binnen 2 Jahren die Kenntnis des magyarischen Idioms, durch eine Prüfung vor einer Kommission erweisen, widrigenfalls er bei der nächsten Beförderung übergangen wird; kommt er dann gelegentlich zu einem polnischen Regiment, so wiederholt sich derselbe Vorgang und gar oft nicht einmal zum letzten Male.

Und nun zum Avancement selbst. Nehmen wir einen Neustädter Akademiker an, der nach absolvierter Matura diese Anstalt besucht und nach dreijährigem Studium, normal mit vollendetem 21. Lebensjahr, den Leutnantsstern bei der Infanterie erlangt. In dieser Charge verbleibt er, nach den jetzigen Verhältnissen gerechnet, 7 Jahre, als Oberleutnant $10\frac{1}{2}$ bis 11, als Hauptmann 13 Jahre*; das gibt zusammen $30\frac{1}{2}$ bis 31 Dienstjahre, bevor er, bestenfalls mit 52 Jahren, die Majorscharge erreicht.

Was kann er da noch werden? Oberleutnant, vielleicht noch Oberst. Ein Regimentskommando kann er nicht nur deshalb nicht anstreben, weil alle Stellen schon von Generalstäblern vorbelegt sind, sondern auch, weil er bis zur Erreichung der Oberstencharge das 60. Lebensjahr erreicht hat und mithin zur Pension reif ist.

Und es ist noch gut, wenn man pensioniert wird. In Krankheitsfällen aber, wo nur die mindeste Aussicht vorhanden ist, daß die volle Kriegsdiensttauglichkeit jemals wieder erlangt werden könne, wird man auf 6 Monate, auf 1 Jahr, auf „Wartegebühr“ gesetzt; dieser Zustand kann jahrzehntelang weiterbestehen und birgt den großen Nachteil in sich, daß man nicht in der Lage ist, sich einen anderen ständigen Lebenserwerb zu schaffen, da man gefaßt sein muß, jederzeit wieder einrücken zu müssen. Auch darf der Betreffende selbstredend keine mit dem Standesbewußtsein nicht im Einklang stehende Nebenbeschäftigung betreiben, und doch verlangt man von so vielen, daß sie mit dem Bettel von 600 K standesgemäß leben!

Ob nun im Aktiv- oder Ruhestand, auf Wartegebühr oder in der Reserve und außer Dienst, immer untersteht der Offizier den strengen, ungeschriebenen Satzungen des Ehrenrates. Jede Handlungsweise wird genauestens geprüft, erwogen ob der eine oder der andere bei dieser oder jener Gelegenheit der Offizierssehre nahe getreten ist, ob er ehrliche oder schmutzige Schulden gemacht hat; wird ein im Dienste ergrauter Offizier von einem halbwüchfigen Jungen angerempelt, so darf er ja nicht klagen, er muß ihn vor die Pistole fordern, sonst verliert er seine Charge, mit dieser den Anspruch auf die Pension, seine Gattin und Kinder jenen auf eine Versorgung.

* Bei der Artillerie sind die Verhältnisse noch ungünstiger; im Armeestande spotten sie jeder Beschreibung.

Daß der Offizier größeren physischen Strapazen ausgesetzt ist, als andere Stände, liegt ja wohl in der Natur seiner Beschäftigung. Wir wollen, ganz absehen von den Armen, die in den Blockhäusern in der Herzegowina, in den Wildnissen des Eimgebietes, in den Barackenlagern an der russischen Grenze und in den Hochgebirgsdörfern Südtirols die endlosen Winter verbringen. Um 3, 4, 5 Uhr morgens, wenn verspätete Nachtschwärmer nach Hause wanden, zieht der Offizier in der sogenannten schönen Jahreszeit hinaus ins taufrische Gelände und wenn die Sonne schon tief am Horizont steht, kehrt er heim, um todmüde noch am selben Tage auf die Wache zu ziehen, Kasern-, Regiments- oder Rayoninspektion zu übernehmen. Darum verstärkt sich der Zug der Offiziere, die vom Truppendienste wegstreben und eine Kanzleibesetzung ersehnen, von Jahr zu Jahr. In einem Bureau sitzen, heißt im Offiziersmunde ein behagliches, bequemes Leben führen — trotz der mitunter ausgedehnten Amtsstunden und trotzdem beispielsweise der Stand des Personales im Kriegsministerium gegenüber anderen Zentralstellen ein minimaler ist und man sich sichtlich bemüht, den Kanzleioffizier gegenüber seinen Kameraden bei der Truppe — wieder im Gegensatz zu den Verhältnissen im Staatsbeamtenkorps, wo es als Auszeichnung gilt in einem Ministerium zu arbeiten — in jeder Beziehung hintanzusetzen. Gelingt es einem Offizier sich ganz dem Kanzleifach zu widmen, so verliert er allein in der HauptmannschARGE 6 bis 7 Jahre, und wenn er in seiner Stellung noch so hervorragendes leistet; ein beredtes Zeichen, daß man diese Beschäftigung in gewisser Hinsicht als minderwertig betrachtet.

Vielfach will man auch nicht gelten lassen, daß der Offizier eine erhöhte Blutsteuer zahlt; man sagt, die allgemeine Wehrpflicht habe das ganz ausgeglichen. Dem ist aber nicht so. Das Wehrgesetz verlangt 10 Jahre Dienst beim Herre, 2 bei der Landwehr, in Summe also 12 Jahre, durch welche Zeit jeder Assentierter gefaßt sein muß ins Feld zu ziehen. Der Offizier muß jedoch 40 Jahre seine Haut zu Markt tragen, geht er früher in Pension, bis zum erreichten 60. Lebensjahr; auch darf nicht vergessen werden, daß bei weitem nicht alle Staatsbürger Soldaten werden, daher viele gar nicht in die Lage kommen können, für ihr Vaterland Gesundheit und Leben zu opfern.

Warum findet sich niemand, der diese Verhältnisse offen zur Sprache bringt? Sie können unseren Volksvertretern nicht unbekannt sein — aber man fürchtet das Echo aus dem großen und mächtigen Lager der Beamtschaft!

In Italien beispielsweise besitzt der Offizier das aktive und passive Wahlrecht, man muß ihn hören und beachten, da er eben Wähler ist. Bei uns aber? Wer kümmert sich von Politikern überhaupt um Nichtwähler und wie billig ist es sich in Pose zu setzen und gegen alle Militärauslagen zu stimmen. „Unproduktives Geld“ heißt es immer wieder. Ja wohl! Es bleibt unproduktiv, wenn man immer und immer wieder von der Erhaltung des Friedens, aber niemals von der Vorbereitung für den Krieg sprechen hört, es ist unproduktiv, ja geradezu zum Fenster hinausgeworfen, wenn man den notwendigen Ausbau des Heeres hindert und ihm die Errungenschaften der Waffentechnik aus Ersparungsrücksichten vorenthält, es ist unnütz vergeudet an einer Marine, der man nur die Mittel gewähren will zur Verteidigung unserer Küsten, die aber zu einer kraftvollen Offensive weder genug Schiffe, noch genügend Matrosen hat.

Das ist die Wahrheit in wenigen Worten, die jedem Offizier am Herzen liegt. Mehrlos ist die Armee Angriffen in Wort und Schrift ausgesetzt; den meisten sind die Ideale, die den Offizier in altangestammter Treue an Kaiser und Reich leiten, unverständlich, oder sie wollen und dürfen sie nicht verstehen aus parteipolitischen Gründen, aus Haß gegen das Bestehende.

So steht auch heute die „große Schweigerin“ den Ereignissen stumm gegenüber.

Sagt hat es den Anschein, als hätte sie an eine Gnade zu appellieren, wo sie gewiß in allererster Linie ein Recht hat auf die Fürsorge des Staates zu rechnen. Man bedenke aber wohl: Geist ist eine zarte Pflanze, die leicht von einem Windhauch geknickt werden kann, aber selbst Jahrzehnte reichen kaum hin, eine neue Saat zum Keimen zu bringen. Die großen Feldherren: Wallenstein, Prinz Eugen, Friedrich II. von Preußen, Napoleon, Radeky, Moltke, bis zu den Führern des japanischen Heeres im letzten Ringen mit dem gewaltigen russischen Koloss, haben ihre Erfolge zum guten Teile dem Geiste zu verdanken, den sie ihren Truppen einzuimpfen wußten; die Träger desselben sind aber die Offiziere.

Ist dieser Geist heute bei uns noch unangetastet? Hat der abgeschlossene Stand des Offiziers heute noch das Gefühl des Stolzes, das erhebende Bewußtsein, daß er nicht um Geld allein dient, sondern daß er dem Staate mit Blut und Leben zahlt?

Viel, sehr viel wurde getan, diesen Geist ins Wanken zu bringen. Rechte hat der Offizier heute keine mehr, nur eine Unsumme von Pflichten. Langsam, wie ein schleichendes Gift, hat sich im Offizierskorps die im Parlament und in der Presse gepredigte Anschauung Bahn gebrochen: der Kriegerstand dürfe keine Sonderrechte genießen. Dadurch mußte aber der materielle Gesichtspunkt in den Vordergrund treten und aus dem Walde hallt es nun zurück: Gut, wir sind Staatsbürger wie alle anderen, aber auch nicht weniger; dann laßt uns aber nicht betteln um unsere Rechte.

Hoffen wir, daß dieser materielle Zug unser Heer nur vorübergehend ergriffen hat, hoffen wir aber auch, daß die maßgebenden Kreise endlich einsehen werden, daß gerade in der Donaumonarchie, mit ihren vielen nationalen Einschlüssen, jener Stand, in dessen Reihen durch Jahrhunderte hindurch so unentwegt und unbeirrt der Gedanke an das Gesamt Vaterland hochgehalten wurde, wieder den ihm gebührenden Platz einnehmen müsse.

Schon ist der Zudrang zum Militärstande ein äußerst geringer; qualitativ ist er kaum mehr zu unterbieten, denn selbst Offiziere lassen ihre Söhne nur unter den zwingendsten Gründen diese Laufbahn einschlagen.

Niemand Beringer als Erzherzog Karl hat die denkwürdigen Worte gesprochen: „Wehe dem Staate, wo der Soldatenstand aufhört, der erste und vornehmste Stand zu sein, wo selbst die äußeren Zeichen der Ehre: Portepee und Uniform, ihren Glanz und Zauberreiz verlieren.“

Fehler sind genug begangen worden — von allen Seiten. Aber das ist endlich und schließlich auch anderwärts der Fall und Fehler sind wieder gutzumachen. Eben scheint man daran zu sein, die Schäden zu flicken, welche die übermäßige Bevorzugung des Generalstabes der Truppe geschlagen hat, das heurige

Jubiläum gibt Gelegenheit, manchen Schlag Schatten seines Vorgängers zu bannen, die in Aussicht stehende Gageregulierung soll alte Schuld fähnen.

Die österreichische Delegation würde aber einen schweren Fehler begehen, wenn sie aus superflugen politischen Erwägungen einen entschiedenen Vorstoß zugunsten der Gageregulierung gegenwärtig unterlassen würde. Sollen nur die Magyaren durch das Votum der österreichischen Delegation in die Lage kommen, die volle Schwere der Verantwortung zu tragen! Warum ihnen durch eine zögernde Haltung, durch ein Zurückweichen vor leeren Drohungen die Position erleichtern — warum sie nicht zwingen, offen Farbe zu bekennen —? Leicht wird es ihnen gewiß nicht fallen, offenkundig das Odium auf sich zu nehmen: durch Obstruktion oder Absentierung die Lösung einer Lebensfrage unseres gesamten Offiziersstandes hinaus zu halten.

Die Gageregulierung ist aber nur ein Teil dessen, was geschehen muß, um unsere Armee in den Stand zu versetzen, den an sie zu stellenden, hohen Anforderungen vollkommen zu entsprechen. Nichts schlägt dem Staate, der Bevölkerung, dem Wohlstande tiefere Wunden, als ein verllorener Feldzug!

Es ist viel, sehr viel Arbeit zu leisten und es wird einer kundigen Hand, eines unerfrockenen Mannes bedürfen, hier Wandel zu schaffen; es steht aber zu viel auf dem Spiele, als daß man an dem Gelingen verzweifeln sollte.

Die Armee muß bleiben, wie sie ist: dynastisch. Nur die Fahne darf das Vaterland des Soldaten sein, der Trommelschlag seine Sprache, das Regiment seine Familie, der Schwur seine Gefinnung.

Dann können wir Grillparzers hehre Worte an den Helden Hadedy variieren und ausrufen:

Wohlan, ihr Hunnen, fähret den Streich!
Nur um des Mammons Schimmer,
In unserm Lager ist Österreich,
Ihr drüben seid einzelne Trümmer.

Die Geologie als Unterrichtsgegenstand an den österreichischen Mittelschulen.

Von Professor Dr. E. Diener.

Die Geologie erfreut sich als Wissenschaft in allen zivilisierten Staaten eines hohen Ansehens. Ihre Bedeutung für die Montanindustrie, für Technik und Landwirtschaft ist in Österreich durch die Gründung einer geologischen Reichsanstalt und durch die Errichtung besonderer Lehrkanzeln an allen Universitäten, polytechnischen Instituten, Bergakademien und an der Hochschule für Bodenkultur in Wien anerkannt worden. Nur an den Mittelschulen hat sie bisher nirgends festen Fuß fassen können. Auch in Österreich ist sie aus dem Lehrplane unserer Gymnasien beinahe gänzlich ausgeschaltet.

Allerdings ist dem Lehrer der Naturwissenschaften die Möglichkeit anheimgegeben, in den oberen Klassen der Gymnasien im Anschluß an den Unterricht in der Mineralogie die Schüler mit einigen geologischen Grundbegriffen vertraut zu machen. Ebenso ist der Lehrer der Geographie in der Lage, an den erdkundlichen

Unterricht Auseinandersetzungen über Vulkane, Erdbeben oder die Tätigkeit des fließenden Wassers zu knüpfen. Allein, weder Bemerkungen über das geologische Vorkommen bestimmter Minerale noch die Erörterung von Fragen, die ein Grenzgebiet der physikalischen Geographie und Geologie betreffen, treffen den Kern der letzteren Wissenschaft, die stratigraphische oder historische Geologie. In den Lehrbüchern der Mineralogie ist diese in den Anhang verwiesen, bis zu dem der Lehrer während der für den Unterricht zur Verfügung stehenden Zeit erfahrungsgemäß niemals gelangt. Aber auch dieser Anhang selbst ist so dürftig, daß er dem Schüler unmöglich einen Begriff von dem Wesen der Geologie zu geben vermag.*

Allerdings besitzt der Lehrer der Mineralogie auch an den Gymnasien Niederösterreichs den Anspruch, die Geologie als selbstständiges Fach fakultativ vorzutragen, wenn er freiwillig zu den beiden systemisierten Stunden der Mineralogie eine dritte für Geologie hinzunehmen will und seine vorgesetzte Behörde ihm diese dritte Wochenstunde bewilligt. In der Praxis tritt dieser Fall um so seltener ein, als ja Geologie von den Lehramtskandidaten überhaupt nicht als Prüfungsgegenstand verlangt wird. Tatsächlich wird an mindestens 90% der österreichischen Gymnasien gar kein Unterricht in der Geologie erteilt.

Günstiger liegen die Verhältnisse in den Realschulen, an denen in der siebenten Klasse zwei Semester hindurch Mineralogie und Geologie vorgetragen werden sollen. Die hier in Verwendung stehenden Lehrbücher von Hochstetter, Bischof und Coula würden auch ausreichen, den Schülern einen Begriff von dem Wesen der Geologie beizubringen, wenn nicht in der Praxis die historische Geologie ungebührlich vernachlässigt bliebe.

Die unklaren Vorstellungen, die in den Kreisen unserer Intelligenz selbst über die allgemeinsten Grundbegriffe, Aufgaben und Methoden geologischer Forschung bestehen, sind wohl in erster Linie auf diese Vernachlässigung des geologischen Unterrichts an unseren Mittelschulen zurückzuführen. Es muß mit Bedauern konstatiert werden, daß auf keinem anderen Gebiete der Naturwissenschaften ein Mangel an den elementarsten Kenntnissen in so auffallender Weise sich bemerkbar macht.

Der Wunsch, daß in dieser Hinsicht Abhilfe geschaffen werde, ist bei den Vertretern der Geologie zugleich mit den immer größeren Fortschritten ihrer Wissenschaft rege geworden. Schon im Jahre 1897 wurden auf dem internationalen Geologenkongreß in St. Petersburg die Delegierten der verschiedenen Staaten beauftragt, bei ihren Regierungen für die Einführung des Studiums der Geologie und Paläontologie an den oberen Klassen der Mittelschulen zu wirken.

Im Deutschen Reiche hat seither eine von der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte im Jahre 1904 gewählte Unterrichtskommission der preussischen Regierung Reformvorschläge unterbreitet, in denen für den geologischen Unterricht

* Als Beispiel sei hier nur eines der neuesten Lehrbücher der Mineralogie angeführt: F. Jäger, „Grundlinien der Mineralogie und Geologie für die fünfte Klasse der österreichischen Gymnasien“ (Wien, J. Denks, 1905). Hier werden die geologischen Auseinandersetzungen der Beschreibung der einzelnen Mineralspezies angehängt. Bei „Quarz“ findet man die alkalischen Bildungen, bei „Wasser“ die Sedimentbildung und Verwitterung, bei den Silikaten die vulkanischen Erscheinungen kurz besprochen. Die ganze historische und tektonische Geologie dagegen sind auf 15 Seiten des Anhangs zusammengedrängt.

in den neunklassigen Realanstalten durchschnittlich zwei Stunden im letzten halben Jahre gefordert werden. Kürzlich ist Steinmann in Bonn in sehr energischer und sachkundiger Weise für die Notwendigkeit einer geologischen Bildung der Mittelschüler eingetreten. In Wien hat bisher nur Theodor Fuchs in der „Neuen freien Presse“ seine Stimme gegen die Unterschätzung der wissenschaftlichen Bedeutung und des Wertes der Geologie und Paläontologie für die allgemeine Bildung erhoben. Es kann aber wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die vom k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht für eine Reform unserer Mittelschulen in Aussicht genommene Enquete den Vertretern der Geologie in Österreich Gelegenheit geben wird, begründete Ansprüche auf eine Berücksichtigung ihrer Wissenschaft in den Lehrplänen der Gymnasien geltend zu machen.

Zunächst handelt es sich darum, die Berechtigung solcher Ansprüche zu beweisen, den Widerständen, den die Vertreter der bisher in den Lehrplan der Mittelschulen aufgenommenen Fächer der Einschlebung einer neuen Disziplin in die Reihe der Unterrichtsgegenstände naturgemäß entgegensetzen, ihre sachliche Grundlage zu nehmen. Denn der Hinweis darauf, daß es nützlich wäre, wenn die Schüler nicht ohne ein gewisses Maß geologischer Kenntnisse die Mittelschule verlassen würden, genügt an sich noch durchaus nicht, jenen Widerständen, die einem teilweise berechtigten Konservatismus entspringen, die Basis zu entziehen.

Es kann keinesfalls die Aufgabe der Mittelschulen, insbesondere des Gymnasiums sein, den Schüler mit allem oder gar ausschließlich mit dem vertraut zu machen, was ihm in seiner späteren Laufbahn von praktischem Nutzen sein könnte. Die Eignung eines Wissenszweiges als Unterrichtsgegenstand darf wohl überhaupt nicht nach dem Werte desselben für das praktische Leben beurteilt werden. Die Aufgabe der Mittelschule ist vielmehr in erster Linie eine pädagogische, indem durch den Unterricht in verschiedenen Fächern Gedächtnis, Urteilskraft, Verständnis und Beobachtungsfähigkeit des Schülers derart geübt werden sollen, daß er auf dieser Grundlage seine weitere Bildung nach jeder besonderen, für seine spätere Tätigkeit in Betracht kommenden Richtung selbständig zu entwickeln vermag. Dieses pädagogische Ziel wird nicht durch eine möglichst große Zahl von Unterrichtsgegenständen, sondern durch die intensive Pflege bestimmter, ausgewählter Fächer erreicht. Auf einen solchen pädagogischen Wert aber haben nur jene Wissenschaften Anspruch, die sich einerseits zu systematisch geschlossenen Lehrfächern entwickelt haben und die andererseits durch eine besondere, gerade ihnen eigene Methode des Denkens und der Anschauung auf den jugendlichen Geist in einer bestimmten Richtung erzieherisch wirken. Der große allgemeine Bildungswert der philologischen Studien ist ganz wesentlich darin begründet, daß sie beiden Bedingungen in vorzüglicher Weise entsprechen.

Wenn wir verlangen, daß die Geologie ein Gegenstand des Unterrichts an den Mittelschulen werde, so werden wir daher vor allem ihren didaktischen Wert einer Prüfung unterziehen müssen.

Zunächst ist zu betonen, daß die Geologie längst aufgehört hat, einerseits ein Tummelplatz von Hypothesen, andererseits ein bloßes Register von Einzelbeobachtungen zu sein, denen durch den Mangel eines inneren Zusammenhanges und gegenseitiger Wechselbeziehungen das geistige Leben fehlt. Schon Ch. Lyell hat sie zu einer systematisch geschlossenen Wissenschaft erhoben. Das gilt insbesondere von jenem großen

Gebiet der Geologie, das wir als deren eigentlichen Kern bezeichnen müssen, von der stratigraphischen oder historischen Geologie. Gerade dieser Teil der Geologie aber ist es, der in dem Unterricht an den österreichischen Mittelschulen bisher am meisten vernachlässigt erscheint, nicht nur an den Gymnasien, für die er überhaupt nicht existiert, sondern auch an den Realschulen, wo ihm neben der dynamischen, chemischen und Mineralgeologie nur eine sehr stiefmütterliche Behandlung zuteil wird.

Ihrem innersten Wesen nach ist die Geologie eine historische Wissenschaft. Sie ist aber damit zugleich die einzige unter den Naturwissenschaften, deren Bildungswert in dem Verstehen der Bedeutung des geschichtlichen Werdens liegt. Sie ist infolgedessen auch der einzige Lehrgegenstand, der den Schüler mit der historischen Methode des naturgeschichtlichen Denkens vertraut macht, einer Methode, die der Geologie ein ebenso eigenartiges Gepräge verleiht, wie die biologische der Zoologie und Botanik oder die experimentelle der Physik und Chemie. Darin ist auch ihre Eignung zu einem Gegenstande des Unterrichts an Mittelschulen begründet. Die Förderung des historischen Verständnisses durch den Unterricht verlangt ihre Ergänzung durch den Unterricht in einer Naturwissenschaft, in der die historische Methode ebenfalls eine fundamentale Bedeutung besitzt.

Die historische Geologie als Erdgeschichte hat vor allen anderen Abteilungen dieser Wissenschaft den gerade für eine pädagogische Verwertung maßgebenden Vorzug, daß sie ein vollständig gesichertes, in sich geschlossenes und gut umgrenztes Wissensgebiet umfaßt und daher systematisch und klar gelehrt werden kann. Über die Aufeinanderfolge der großen Ereignisse in der Erdgeschichte bestehen keine Zweifel. Während über die Ursachen des Vulkanismus, der Erdbeben, über Kosmogonie, über viele Fragen der tektonischen Geologie die Meinungen heute noch weit auseinandergehen, stehen wir in der historischen Geologie auf dem festen Boden unanfechtbarer Tatsachen.

Die Erdgeschichte ist aber nicht nur die Geschichte der starren Hülle unseres Planeten, sie ist auch eine Geschichte des organischen Lebens. Das Auftreten bestimmter Gruppen von Pflanzen und Tieren ist untrennbar verknüpft mit bestimmten Epochen der Erdgeschichte. Aus diesem Grunde erscheint die pädagogische Verwertung der Erdgeschichte an den Mittelschulen auch von einem wesentlichen Vorteil für die Vertiefung und Erweiterung des biologischen Unterrichts in Zoologie und Botanik.

Auch in der Paläontologie kommt auf diese Weise nur jenes Gebiet für den erdgeschichtlichen Unterricht in Betracht, auf dem die am besten gesicherten Resultate der paläontologischen Forschung liegen, nämlich das faunistisch-stratigraphische. Dagegen kann die deszendenztheoretische Richtung in der Paläontologie, in der die Hypothesen den bewiesenen Tatsachen gegenüber eine unverhältnismäßig große Rolle spielen, in der unser Wissen noch immer „nichts ist, als ein Klettern von Irrtum zu Irrtum“, wohl keinen Lehrgegenstand an den Mittelschulen abgeben.

Es würde demnach in den Mittelpunkt des geologischen Unterrichts an den Mittelschulen die Erdgeschichte, sowohl was die organische als die unorganische Welt betrifft, zu stellen sein, mithin gerade jener Teil unserer Wissenschaft, dem bisher die Lehrpläne — auch an den Realschulen — am wenigsten gerecht geworden sind. Die Demonstrationsobjekte für diesen Unterricht kann der Lehrer verhältnis-

mäßig leicht beschaffen, während für den Betrieb der Geologie in anderen Richtungen, insbesondere in der tektonischen, Beobachtungen in der Natur auf Exkursionen schwer zu entbehren sind. Der Lehrer an einer Mittelschule würde derselben als Ergänzung zu einem Vortrage wohl ebensowenig entraten können als der Professor des Faches an einer Hochschule. Dagegen läßt sich ein erdgeschichtlicher Unterricht auch ohne solche Behelfe aus Büchern an der Hand einiger Wandtafeln und einer geringen Anzahl ausgewählter Fossilien und Gesteinsproben erteilen.

Für diesen erdgeschichtlichen Unterricht dürfte meiner Ansicht nach eine Wochenstunde in einer der Oberklassen des Gymnasiums ausreichen. In den Realschulen wäre die bisher der Geologie zugewiesene Wochenstunde in der siebenten Klasse vorwiegend dem Unterricht in der Erdgeschichte zuzuwenden, während die Kapitel der Lagerstättenlehre, Verwitterung, Gesteinskunde in der Mineralogie behandelt werden könnten, in der jetzt die auf mathematischer Grundlage stehende Kristallographie ein ungerechtfertigtes Übergewicht besitzt.

Der erdgeschichtliche Unterricht dürfte sich wohl am zweckmäßigsten an jenen in den naturgeschichtlichen Fächern angliedern. Eine Angliederung an den geographischen Unterricht, wie ihn Steinmann für die preussischen Gymnasien befürwortet, halte ich nicht für vorteilhaft. Gewisse Grenzgebiete der Geologie, z. B. die Erscheinungen des Vulkanismus, der Erdbeben, der Gebirgsbildung, der Tätigkeit des fließenden Wassers, der Gletscher usw., könnten allerdings von dem Lehrer der Geographie besprochen werden. Vielfach geschieht dies ja an unseren Gymnasien schon heute, seit an unseren Universitäten die physikalische Geographie in sehr gründlicher Weise vorgetragen und ihre Kenntnis von den Lehramtskandidaten des Faches verlangt wird. Der Unterricht in der eigentlichen Erdgeschichte aber kann wohl nur dem Lehrer der Mineralogie, Zoologie und Botanik an den oberen Klassen einer Mittelschule zufallen. Das erfordert schon der organische Zusammenhang der Geologie und Paläontologie mit den beschreibenden Naturwissenschaften.

Soll diese Forderung verwirklicht werden, dann ist allerdings eine entsprechende Vorbildung der Lehramtskandidaten der naturgeschichtlichen Fächer im Anschluß an ihre naturwissenschaftlichen Studien an den Hochschulen notwendig. Es wäre insbesondere bei der Lehramtsprüfung der Nachweis des Besuches von Kollegien über allgemeine Geologie, beziehungsweise Paläontologie zu erbringen. Es müßte die Teilnahme an geologischen, beziehungsweise paläontologischen Vorlesungen und Übungen als Vorbedingung für die Befähigung zum Lehramte in den Fächern der Naturgeschichte bezeichnet werden. Eventuell wäre den Prüfungen ein Vertreter eines dieser beiden Fächer als Examinator zuzuziehen. An den Hochschulen wäre dieser obligatorischen Ausbildung der Lehramtskandidaten der Naturgeschichte in der Geologie durch die Abhaltung eines über zwei Semester sich erstreckenden fünfständigen Kollegiums über „Erdgeschichte“ entgegenzukommen.

Den didaktischen Wert eines erdgeschichtlichen Unterrichts glaube ich in dieser Skizze hinreichend aneinandergefügt zu haben. Der praktische Nutzen einer Aufklärung über die Grundbegriffe der Geologie für den Mittelschüler — auch für jenen, der das Gymnasium besucht — ist wohl unbestreitbar. Endlich dürfte es wohl ebenso sehr ein Erfordernis der allgemeinen Bildung sein, über die Geschichte des Planeten, auf dem wir leben, einige positive Kenntnisse zu besitzen, als über die

Geschichte der Kulturvölker, die in systematischem Aufbau durch eine Reihe von Klassen des Unter- und Obergymnasiums und der Realschule gelehrt wird.

Wer diese Tatsachen anerkennt, wird auch zugeben müssen, daß hier eine Lücke in unserem Schulunterricht besteht und daß eine Ausfüllung dieser Lücke zu den Aufgaben einer Reform der Mittelschulen gehört.

Arthur Görgey.

Don Feldmarschallentnant v. Woinovich.

Am 30. Jänner 1. J. trat Arthur Görgey in sein neunzigstes Lebensjahr.

Von der Mitwelt fast vergessen, ragt er als einziger lebendiger Zeuge des Sturmjahre 1848/49 in die Gegenwart herein. Seine Mitkämpfer, seine Gegner und seine Freunde sind alle eingegangen in das Reich des ewigen Friedens. Paskiewitsch, Rüdiger — Jellacic, Windisch-Grätz, Welden und Haynau — Pulszky und Kmety, Klapka und Gayon, Szemere, Kossuth und Perczel leben alle nicht mehr. Anatole Macquant sagt in seiner Geschichte der ungarischen Donauarmee hierüber treffend: Daß ein gnädiges Geschick Görgeys Erdenwallen weit über die normale Lebensgrenze verlängert, darin wollen viele das Walten einer Wiedervergeltung erkennen. Und auch den Grund weiß man anzugeben. Auf die Frage, worauf dann Görgey noch warte, gab ein Poet folgende Antwort:

Weil er auf eine bessere Zeit vertraut!
Wenn seinem Vaterlande der Eintracht Heil
Erblickt, dann wird auch ihm sein Recht zu teil.
Begeistert naht die ganze Nation
Und stammelt: Dank und Heil dir, großer Sohn!
Was ich an dir verbrochen, sei vergeben!
Er lebe hoch! Er muß es noch erleben!

Und Görgey hat es noch erlebt. Nach Herausgabe seines im Jahre 1852 erschienenen Buches „Mein Leben und Wirken in Ungarn im Jahre 1848/49“, das ihm in seinem Vaterlande eher schadete als nützte, schwieg er und ließ die Flut der Anklagen und Schmähungen mit stoischer Ruhe über sich ergehen. Seine alten Waffengefährten jedoch setzten im November 1884 eine umfangreiche Denkschrift auf, um darzutun, wie sehr der General von seinen Landsleuten verkannt worden sei. Unter den Unterschriften finden sich die besten Namen und fast jeder Beruf ist vertreten: Adel, Gutsbesitzer, Professoren, Beamte und 7 Generale und 59 Stabsoffiziere.

Dieser Schritt zur Rehabilitierung Görgeys, der den Unbefangenen, der keinen Moment an die über Görgey kursierende Fabel glaubte, vielleicht überflüssig erschienen sein mag, war notwendig, da die Emigranten-Literatur Görgeys Ansehen untergraben hatte.

Der Rechtfertigungsschrift folgte 1885 das Werk von Stephan Görgey, dem jüngeren Bruder des Generals, „Aus 1848 und 1849“, das auf Grund zahlreicher, mühsam gesammelter Dokumente wohl den Schlusstein in der Literatur über das Jahr 1848/49 bilden und mit der späteren Publikation eines wichtigen Briefes von Kossuth für ewig die Legende vom Verrat zerstört haben dürfte.

Als nämlich Ludwig Kossuth die ersten Bände seiner Schriften „Aus der Emigration“ herausgab, stellte er in Abrede, daß er der Autor der „Lezten Worte an die Nation“ und des bekannten „Widdiner Briefes“ sei, in welchen Görgey des Verrates beschuldigt wurde. Noch deutlicher äußerte er sich am 20. Mai 1866 in einem Briefe, den er an seinen Freund Nikolaus Kis von Nemeskür gerichtet hatte, worin er sagte: „Görgey war nur intrigant und ehrgeizig; Verräter aus Vorsatz war er nicht.“ Kossuth brauchte also 17 Jahre zu diesem Geständnisse, das er übrigens noch weitere 32 Jahre bis zu seinem Tode geheim hielt. Erst drei Jahre später brachte sein Sohn den Brief zum Abdruck und machte auf diese Weise das Versäumnis seines Vaters wieder gut.

Görgey war Verstandesmensch durch und durch. Kalt und nüchtern, der Phrase abhold, satirisch veranlagt, war er der wahre Antipode Kossuths und der Mehrzahl seiner Landsleute. Diese beiden Männer konnten sich niemals verstehen. Nur in einem schienen sie sich zu gleichen: in der Liebe zu ihrem Vaterlande. Hierin übertraf Görgey den Gouverneur, indem er dem Wohle seines Volkes Überzeugung und Ruf zu opfern imstande war, denn das Aufgeben seiner, in der Proclamation von Waitzen ausgesprochenen Grundsätze nach dem Staatsstreich vom 14. April, war nur dadurch zu erklären, daß er Ungarn den zweifachen Bürgerkrieg ersparen wollte und das Odium der Kapitulation von Villágos nahm er willig auf sich, obwohl er nur der Vollstrecker des Beschlusses anderer war.

Der jugendliche Görgey, nach Charakter und militärischem Scharfblick ebenso, wie vermöge seiner moralischen Macht über die Menschen zum Feldherrn prädestiniert, hatte sich durch sein Vorgehen gegen den Grafen Zichy auf der Insel Csepel den Machthabern der ungarischen Bewegung als erwünschter militärischer Führer gezeigt. Bis Schwechat an der Seite des schwankenden Móga, vermochte er mit seinen wenig verlässlichen Nationalgardebataillonen nichts zu leisten. Ebenso wenig als Kommandant der oberen Donauarmee bei Preßburg. Er mußte froh sein, mit seinen noch nicht festgefügten Bataillonen sich nach der Hauptstadt retten zu können. Er erinnert in dieser Periode an die Anfänge der großen französischen Revolutionsgenerale. Da tritt aber der Wendepunkt für ihn ein. Sein Zug nach den Bergstädten. Ohne Weisung von der Regierung, war er bei seinem Abmarsche von Waitzen noch unentschlossen, wohin sich zu wenden; einen Moment dachte er daran, das belagerte Leopoldstadt zu entsetzen, dann, in Léva entschloß er sich, nach den Bergstädten zu marschieren, in der Absicht, sich vorerst jeder feindlichen Einwirkung zu entziehen und dort sein kleines Heer besser zu disziplinieren, dessen Ausrüstung zu verbessern und demselben kurze Ruhe zu gönnen. Wie stets im Kriege, brachte diese unerwartete, mitten im strengsten Winter geschickt und rasch ausgeführte Bewegung den Gegner aus dem Konzepte und Görgey entging glücklich dessen Nachstellungen. Die gewonnenen 10 Tage benutzte er auch, um sich seine Truppen in die Hand zu arbeiten, was ihm, dank seiner eisernen Energie, auch gelang. Bei seinem Abmarsch aus dem Distrikte der Bergstädte, zu welchem ihn die Regierung in der Absicht aufforderte, den bis Kaschau vorgedrungenen Schlick im Rücken anzugreifen, verschaffte ihm die Erstürmung des Braniszkopasses durch General Grafen Guyon, einen nur halbverdienten Ruf. Diese Waffentat war aber immerhin geeignet, die nach einem Sieg dürstende ungarische Armee zu elektrifizieren.

Der anscheinende Widerspruch zwischen Görgeys Absicht, den zurückgehenden Österreichern noch einige Schläge zu versetzen und der Untätigkeit, in die er Ende April faktisch verfiel, findet seine Erklärung darin, daß die ungarische Armee nach all den Anstrengungen, die sie in den letzten Wochen gemacht, am Ende ihrer Kraft angelangt und außer Stand war, einen ernsten Angriff auf die an der Waag stehende, noch immer achtungsgebietende österreichische Armee, die sich von Tag zu Tag verstärkte, zu wagen. Ungarn mußte noch größere Anstrengungen machen, seine Streitkräfte verdoppeln, die im Winterfeldzug zugrunde gegangene Ausrüstung erneuern u. s. w., bevor Görgey dies zu versuchen in der Lage war. Während dieser notgedrungenen Ruhepause in den großen Operationen wollte die Regierung wenigstens sich den Dorn aus dem Fleische ziehen, der sie noch immer quälte und beauftragte Görgey, sich der alten Festung Ofen zu bemächtigen. Alle Welt sah dies als Kinderspiel an. Ganz unerwarteterweise zog sich dies aber in die Länge und ward Ursache, daß der letzte Moment, die österreichische Armee noch vor Einlangen der Russen angreifen zu können, verpaßt wurde. Hentzi hielt sich nämlich heldenmütig durch volle drei Wochen. Je länger die Belagerung dauerte, desto mehr ward die Ehre der ungarischen Waffen engagiert und so wurde, wider alle bessere Einsicht, Görgey selbst mit Leib und Seele für die Wegnahme Ofens interessiert. Auch hierbei zeigte er indes den schöpferischen Geist, den jeder Feldherr besitzen muß, denn wo er nicht persönlich eingriff, ging es in der Regel nicht. Dies und die endliche Bezwingung der Festung, steigerte natürlich nur noch seine suggestive Einwirkung auf die Armee.

Die Eroberung von Ofen war jedoch der Kulminationspunkt der ungarischen Erfolge und der Wendepunkt im Kriegsglücke. Österreich hatte aus der dreiwöchentlichen Unterbrechung der ungarischen Operationen, die es Hentzi dankte, unleugbar die Überlegenheit über die ungarische Armee und überdies an Haynau einen Feldherrn gewonnen, der diesen Namen schon vermöge seiner unbeugsamen Entschlossenheit verdiente.

Dies sollte Görgey, der in der Hauptstadt noch nach dem Falle Ofens, infolge seiner Eigenschaft als neu ernannter Kriegsminister ungebührlich lang zurückgehalten wurde, bei seiner Rückkehr nach Komorn und bei Wiedereröffnung der Operationen, Mitte Juni, sofort erfahren. Raab und Pered ließen ihn wohl fühlen, daß die Zeit billiger Erfolge vorüber war. Die Durchführung seiner stets bestandenen Absicht, die Österreicher noch vor Eingreifen der Russen zu schlagen, um der Welt den Beweis zu liefern, daß Österreich nicht die Macht besitze, Ungarn zu erobern, war nunmehr fraglich geworden. Dessenungeachtet tat Görgey alles, um seine richtige Idee in die Tat umzusetzen. Hiervon geben seine Versuche, die österreichische Stellung an der Waag zu durchbrechen, ein beredtes Zeugnis. Er scheute auch nicht, sich in direkten Gegensatz zu den Anordnungen der Regierung zu setzen. Als er nämlich, angesichts des Anmarsches der Russen von Norden her, angewiesen wurde, das Gros seiner Armee, dem neuen Operationsplan gemäß, über die Hauptstadt an die mittlere Theiß zu führen, versuchte er am 2. Juli die am südlichen Donauufer vor Komorn eingetroffene österreichische Armee zu durchbrechen, um sich den Weg nach Pest durch die vorerst zu zertrümmernde Armee des Gegners zu bahnen.

In diesem Kampfe schwer verwundet und für mehrere Tage des Bewußtseins beraubt, ward ein zweiter Versuch bis zum 11. Juli verschoben. Erst als dieser definitiv scheiterte, zieht Görgey mit drei Armeekorps am linken Donauufer nach Waizen, um von dort Anschluß nach Szegedin zu gewinnen, den er allerdings auf diesem Wege nicht mehr zu finden vermag, weil jaß in zwölfter Stunde Paskiewitsch sich ihm vorlegt. Der Vorwurf, er hätte dadurch die Konzentrierung aller ungarischen Streitkräfte und in weiterer Folge deren sicheren Sieg vereitelt, zerfällt in nichts; denn eine Konsequenz davon wäre die Konzentrierung sämtlicher österreichischer und ungarischer Streitkräfte zwischen Donau und Theiß gewesen, die dem Kriege wahrscheinlich ein sofortiges Ende bereitet haben würde. Der Entschluß, den Görgey bei Waizen faßte, war viel wirksamer, er hat die Vereinigung von Österreichern und Russen um mehrere Wochen hinausgeschoben und hätte, wenn die ungarische Hauptarmee Dembinskis und Bem's zweckentsprechend gehandelt haben würde, sicherlich zur Konzentrierung der ungarischen Hauptkraft an der mittleren Theiß geführt — allerdings wäre hierdurch der Untergang der ungarischen Sache auch nur hinausgeschoben worden.

Sobald nämlich Görgey im Gefechte bei Waizen die Unmöglichkeit erkannte, durchzubrechen, entschloß er sich dazu, über Kima Szombat und quer über das Gebirge die russische Armee zu umgehen und in ihrem Rücken über Sajó und Hernad die Verbindung mit den jenseits der Theiß stehenden ungarischen Heeresteilen zu suchen. War dieser Gedanke schon an und für sich kühn, so ward es um so mehr dessen rasche Durchführung, die eben nur einem Feldherrn gelingen konnte, der das Vertrauen seiner Soldaten besaß. Den schönsten Moment seiner Feldherrnlaufbahn fand jedoch Görgey in Miskolcz, das er vor den umkehrenden Russen erreichte und wo er sich demnach im Rücken und auf den Verbindungen des Fürsten von Warschau befand. Mit Scharfblick erkannte er seine günstige Situation und nützte sie mit seltenem Geschick, im Interesse der Kriegslage der Ungarn dadurch aus, daß er die ganze russische Armee auf sich zog. Jetzt war für die ungarische Hauptarmee bei Szegedin der Moment gekommen, über Haynau, der sich zum Marsch nach der mittleren Theiß anschickte, herzufallen, was jedoch Dembinski versäumte. Nun manövierte Görgey dem unbeholfenen Paskiewitsch gegenüber, fast eine Woche dergestalt, daß dieser eine fast lächerliche Rolle spielte. Hier zeigte Görgey, daß ihm die Kunst der Kriegsführung angeboren, nicht anerlernt war. Und als Paskiewitsch das Netz, in welches ihn Görgey verstrickte, endlich durch eine Vorrückung auf Debreczin zerreißen wollte, da bewies er erst recht, was er mit seiner Handvoll Leute zu wagen vermochte, indem er sich, obwohl auf der äußeren Linie, um Paskiewitsch fast in einem Halbkreise herumdrehte und über Nyiregyháza den plumpen Taten seines Gegners glücklich entkam. Freilich büßte er dabei das halbe Korps Nagy-Sándors ein, das bei Debreczin Pivot und Deckung dieses Flankenmarsches bilden sollte; daran war jedoch letzterer selbst schuld. Die Armee Görgeys hatte in 26 Tagen 250 Kilometer unter Gefechten zurückgelegt.

Am 9. August erreichte Görgey mit der Fete seiner Armee Urad, an demselben Tage, an welchem, 30 Kilometer davon entfernt, bei Temesvár, die Würfel des Krieges fielen. Würde er, wie es möglich war, bis zum nächsten Morgen vom unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Temesvár in Kenntnis gesetzt worden

sein, so lag die Möglichkeit noch vor, seine Armee am linken Marosufer nach Siebenbürgen zu retten; freilich war Déva schon von den Streitkräften der Alliierten, die in diesem Lande operierten, besetzt, also auch da an ein Entkommen kaum mehr zu denken. In Unkenntnis der bei Temesvár gefallenen Entscheidung übersehte jedoch am 10. Görgeys Avantgardekorps die Maros, um auf deren linken Ufer die Verbindung mit Dembinski zu suchen; ihr sollte die ganze Armee folgen. Erst in der Nacht vom 10. auf den 11. August teilte Kossuth Görgey die volle Wahrheit mit. Sein Entschluß zur Kapitulation war augenblicklich gefaßt — vom militärischen Standpunkt gab es auch keinen anderen — nur kam es darauf an, durch festes Auftreten günstige Bedingungen zu erlangen. Dem Buche Stephan Görgeys zufolge kannte Kossuth die Absicht Görgeys. War Kossuth damit nicht einverstanden gewesen, so hatte er es als Gouverneur und noch an der Spitze der Regierung stehend, in der Nacht vom 10. auf den 11., in seiner Gewalt gehabt, Görgey an deren Ausführung zu hindern. Er tat dies jedoch nicht, entsagte sogar seinen Machtbefugnissen und übertrug Görgey eine Art Diktatur, wie er wissen mußte, nur zu dem Zwecke, damit dieser die Übergabe ungehindert durchzuführen vermöge.

Hatte sich Görgey durch die Übernahme der Diktatur, wie er meinte, nach einer Seite gegen Einwände der Regierung gedeckt, so wollte er dies auch nach der anderen Seite, gegen solche der Armee, tun. Er rief demnach einen großen Kriegsrat, bestehend aus 12 Generalen und 69 Stabsoffizieren ein, legte demselben die Situation dar, und stellte den Antrag, vor den Russen ohne Bedingung zu kapitulieren, mit der Aufforderung, diesen anzunehmen oder abzulehnen, im letzteren Falle aber einen anderen positiven Beschluß zu fassen; er verpflichtete sich, diesen auszuführen. Dann verließ er den Kriegsrat, um keinerlei Pression auf dessen Beratungen auszuführen.

Der Kriegsrat nahm den Antrag Görgeys an — mit allen gegen zwei Stimmen.

Bezüglich der Kapitulation hatte Görgey, bevor er dem Kriegsrat seinen Antrag stellte, zu erwägen gehabt, ob sie den Österreichern oder den Russen gegenüber zu erfolgen hätte. Mit den Österreichern war man bereits in Fühlung. Nagy Sándor war schon vor Urad auf Truppen des Korps Schlick gestoßen. Die Avantgarde der Russen, Rüdiger, war noch drei Märsche von Urad entfernt. Nichts lag daher näher, als mit den Österreichern zu verhandeln. Aus Gründen jedoch, die Görgey in seinen Memoiren nichts weniger als überzeugend darlegt, entschloß er sich, den Russen einen Marsch entgegenzurücken und sich ihnen auf Gnade oder Ungnade unter der einzigen Bedingung zu ergeben, daß kein Österreicher der Waffenerstreckung beizohnen dürfe, widrigenfalls er lieber bis zur Vernichtung kämpfen würde. 25.000 noch kampffähige Ungarn mit 100 Geschützen hätten aber auch an Haynau die Sommatation stellen können: Übergabe unter der Bedingung völliger Straflosigkeit! Haynau hätte nicht das Blut seiner eigenen Soldaten riskiert, welches ein Verzweiflungskampf ungarischerseits sicherlich gefordert haben würde. Hat er doch später bei Komorn Klapka viel günstigere Bedingungen gewährt. Bei Urad scheint jedoch Görgey nicht mehr Herr seines sonst gerühmten kalten Blutes und seiner nüchternen Auffassung gewesen zu sein, sondern ließ sich vom Österreicherhaß, der

den ungarisch-königlichen Truppen Entzweiung wider die Quader oder gelben Berge zu stellen. Dort versammelten sich die Truppen zum ersten Lager, welches das ungarische Hauptquartier des ungarischen Heereskommandanten zur Stadt der der Ungarn der Festung nach Schick abwandte, um für den den Russen unter derartigen Bedingungen zu gewöhnen, so daß es sich zu einem Zusammenstoß zwischen Österreichern und Russen gelassen würde, da letztere aus der Kapitulation der Festung nicht vollständig lassen zu können, von Füssen der Fortsetzung Schick verlangten, der dieser nur nach heftigen Widerständen gewilligt. Nachdem nunmehr die Österreichern ganz überflüssig wurde auf das höchste gelangt, denn die über die ungarischen Russen mehr noch dem Widerstand gewichen waren, so dass nur den Füssen von Lemberg, Szeged und Komorn niedergeworfen haben würden. Und auch polnisch ist dieser Schritt zu einer fast vollständigen Demoralisation durch, angesichts der Ereignisse, die gerade der österreichischen Massen im Gegensatz zu denen der Russen, im Sommerfeldzuge erlitten hatten, welche Tatsache mit der Zeit sich allgemein bekannt werden mußte.

Die Truppe, die Görgey möglichstern zu diesem Schritt bewegen haben dürfte, erwies sich übrigens auch nicht vollständig, falls er angenommen haben sollte, die Russen, die Befehlshaber aller Soldaten waren, würden in den Ungarn etwas anderes als Schellen gegen ihren legitimen Souverän erblicken; ruhig überlassen sie diese auf Gnade oder Ungnade dem durch dieses Vorgehen mit Nicht erfüllten Österreichern — nur bezüglich Görgeys machten sie eine, ihrem gering selbst unermessliche Ausnahme, indem Kaiser Nikolaus sich dessen Begnadigung ausstreckte. Daß Görgey bei seinen sonstigen nachstehenden Anschauungen ähnliches nicht voraussetzen vermochte, muß wunder nehmen und ihm als Fehler angerechnet werden. Die Auslieferung der Ungarn auf dem Umweg über die Russen an die Österreicher, von Görgey vielleicht letzteren als Partherpfad zugeordnet, könnte fast komisch erscheinen, wenn sie nicht so traurige Folgen für Ungarn gehabt haben würden.

Am 12. August rückte Görgey mit seiner Armee nach Villahy, einen Marsch nordwestlich Arad und legte dort vor dem russischen General Milidjor die Massen nieder.

Welche Fehler immerhin Görgey in diesem letzten Akte, der wohl sein Gemüth auf das heftigste erschüttert und sein klares Urtheil einigermaßen getrübt haben mochte, begangen hatte — weder in seinem Entschlusse zur Kapitulation, noch in seinem sonstigen Verhalten, wird man den geringsten Anhaltspunkt zu finden vermögen, der berechtigte, gegen seine persönliche Integrität auch nur den leichesten Vorwurf zu erheben. Selbst für seinen größten Fehler, die Übergabe an die Russen, kann man einen Erklärungsgrund finden, wenn man sich in die erbitterte Stimmung jener Zeit zurückzuversetzen bemüht. Die tausend Stück Halbmilitärs jedoch, die Paskewitsch, dem aller Geldmittel entblößten ungarischen Feldherrn für dessen Noth ins Exil zur Verfügung stellte, dürften wohl selbst dem wüthendsten Chauvinisten nicht als Anhaltspunkt für jenen Vorwurf dienen können, den die Mehrheit der ungarischen Nation so lange gegen Görgey erhoben hatte.

Görgey hat sich, als er sich den Russen überlieferte, einer ähnlichen Täuschung hingegeben, wie 34 Jahre vor ihm ein viel Größerer, Napoleon, da er sich in die Hände der Engländer gab. Der sonst so kühle Wägen Görgey täuschte sich

in einem der entscheidendsten Augenblicke seines Lebens, aus der Ursache, weil nationale Voreingenommenheit ihm den sonst so richtigen Blick trübte. Hierin ist sein tragisches Verhängnis zu suchen!

Zum Schlusse sei noch eine Frage gestreift. Es ist jene, weshalb Görgey, als sich seine Voraussetzung, die Russen würden die kriegsgefangene Armee gegen alle Retrimationen decken, als trügerisch erwies, die Lösung des Konfliktes, der sich damals in seiner Brust zweifellos abgespielt haben dürfte, nicht durch einen Gewaltakt gegen sich selbst suchte. Die Antwort hierauf finden wir heute in der Überzeugung Görgeys, daß, wenn er auch mitunter irrte, doch stets das, was er für das Beste hielt, gewollt hatte. Diese Überzeugung mag ihm, der hundertmal dem Tode ins Auge gesehen, die Kraft verliehen haben, Schlimmeres, als den Tod, die unverdiente Mißachtung seiner Landsleute zu tragen und seine Rehabilitierung der Zeit zu überlassen. Und darin war er, wie es sich nun zeigt, vollkommen im Rechte, denn ein gütiges Schicksal hat ihm gegönnt, das Morgenrot des Tages zu erleben, an dem alle Vorwürfe gegen ihn zerstäuben, wie Spreu vor dem Winde, welche gekränktes Nationalgefühl so lange — wider jegliche Vernunft — festgehalten.

Die Agrarreform in Rumänien.

Von Senator Dr. Nikolaus Xenopol.

Die rumänischen Kammern haben soeben nach einer leidenschaftlichen Debatte das Gesetz, betreffend den landwirtschaftlichen Arbeitsvertrag angenommen, das sofort in Kraft treten wird. Hinsichtlich der landwirtschaftlichen Arbeiten, welche im Monat März beginnen, wird das Verhältnis zwischen Grundbesitzer und Bauer schon nach den neuen Bestimmungen geregelt sein.

Man hat die rumänische Gesetzgebung häufig beschuldigt, fremde Gesetze ohne Rücksicht auf die Verhältnisse des Ortes und der Bevölkerung nachgeahmt zu haben. Diesmal wird man ihr einen Mangel an Originalität nicht vorwerfen können. Das Gesetz über den landwirtschaftlichen Arbeitsvertrag enthält nämlich Bestimmungen, welche in keiner anderen Gesetzgebung zu finden sind. Schon eine sehr nahe Zukunft wird es zeigen, ob diese Neuerungen zum Vorteil des Bauern gereichen und ob sie zur wirtschaftlichen Entwicklung des Landes beitragen werden. Meine Überzeugung ist, daß sie eine große Umwälzung in der Agrarverfassung unseres Landes hervorrufen und die Lage des Großgrundbesitzes viel schwieriger gestalten werden, ohne jedoch den Bauern einen bedeutenden Vorteil zu bringen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Wohlstand unserer Bauern viel zu wünschen übrig läßt, und in manchen Gegenden lebt der rumänische Bauer im tiefsten Elend. Von Zeit zu Zeit, wenn die Maisernte unzureichend ist, muß ihm die Regierung zu Hilfe kommen, sonst müßte er des Hungertodes sterben. Trotzdem muß man sich hüten, zu generalisieren und es vermeiden, lokale Erscheinungen, welche einzelnen Gegenden eigentümlich sind, für feststehend zu halten und sie auf das ganze Land zu beziehen. Es ist unzweifelhaft, daß in Rumänien der öffentliche Wohlstand in den letzten 25 Jahren sehr bedeutend zugenommen hat. Während dieses Zeitraumes

ist die bebaute Oberfläche von 4 auf $5\frac{1}{2}$ Millionen Hektaren und sind die Frachtmengen auf den Eisenbahnen von 2 auf 6 Millionen Tonnen, die Getreideproduktion von 13 auf 36 Millionen Hektoliter gestiegen. Der Export hat sich von 1,300.000 Tonnen auf 3,400.000 gehoben und die Einkünfte des Staates, welche sich früher auf 130 Millionen beliefen, betragen gegenwärtig 260 Millionen. Alle diese Erfolge sind der Entwicklung unserer Agrarkultur zu danken, denn unser Export besteht zu 85% aus landwirtschaftlichen Produkten. Allerdings weist auch die Industrie, insbesondere die Petroleumindustrie einen großen und raschen Fortschritt auf. Aber dieser mit jenem unserer Agrarkultur verglichen, steht doch nur in zweiter Linie. Die Mehrzahl unserer Fabriken wurde übrigens mit fremdem Kapital gegründet, so daß ein großer Teil der industriellen Einkünfte fremden Kapitalisten zufließt, während die Vorteile des landwirtschaftlichen Exportes den Einwohnern des Landes verbleiben, ungefähr 4 Millionen francs ausgenommen, welche im Auslande lebenden Grundbesitzern zukommen.

Der Aufschwung unserer Agrikultur ist dem Zusammenwirken zweier Faktoren zu danken: des Großgrundbesitzers und des Bauern, denn ohne die Arbeit des Bauern wäre der Großgrundbesitz unproduktiv geblieben, ohne die Fortschritte in der Landwirtschaft, welche auf dem Großgrundbesitz erzielt wurden, hätte die Arbeit des Bauern zum größten Teile nicht ausgenutzt werden können. In welchem Maße haben sich nun diese zwei Faktoren im letzten Vierteljahrhundert bereichert? Zweifellos haben sich die Bauern viel rascher bereichert als die Großgrundbesitzer. Die Bauern besitzen in Rumänien ungefähr 4 Millionen Hektar, es kommen auf den Familienvater im Durchschnitt 3 Hektar und 35 Hr. Der von Bauern bewirtschaftete Boden ist im allgemeinen von guter Qualität; bei einer rationellen Kultur könnte er eine zweimal so große Bevölkerung ernähren. Im Vergleich zur Steuerlast anderer Länder ist jene des rumänischen Bauern nicht bedeutend. Außer diesen 4 Millionen Hektar, die ihnen eigentümlich angehören, haben aber die Bauern noch die Möglichkeit, auf den Gütern der Großgrundbesitzer, sowie des Staates als Arbeiter oder als Pächter zu arbeiten. Diese Besitzungen umfassen eine Fläche von mehr als $3\frac{1}{2}$ Millionen Hektar.

Betrachten wir nun die Lage der großen und kleinen Grundeigentümer. Nach der Zählung von 1905 beträgt das Einkommen aus dem Grundbesitz 102 Millionen francs. Ist das aber wirklich reines Einkommen? Der Großgrundbesitz unterliegt in Rumänien ungeheuren Lasten. Die Lasten sind sogar weit rascher gestiegen als die Einkünfte. Die Grundbelastung beim „Crédit foncier“, welche vor 25 Jahren 62 Millionen betrug, ist seither auf nahezu 300 Millionen gestiegen. Die Hypothekarschuld, welche vom Großgrundbesitz bei Privatpersonen eingegangen wurden, betragen nahezu 200 Millionen. Nicht zu vergessen die Schulden an landwirtschaftliche Banken, an Privatbanken u. u. Die Annuitäten aller dieser Schulden absorbieren, ganz abgesehen von der Grundsteuer, 40% des Reingewinnes. Wie liegen nun die Verhältnisse der Bauern? Um uns von der wirklichen Lage des Bauern Rechenschaft zu geben, müssen wir unser Urteil auf Beobachtungen gründen, welche sich auf das ganze Land und auf eine etwas längere Periode beziehen. Wie wir schon bemerkt haben, und es ist wichtig, dies zu wiederholen, können einzelne Fälle und Angaben, welche sich nur auf bestimmte Gegenden und für eine kürzere Zeitdauer beziehen, nicht

als vollwertige Grundlage in dieser Frage dienen. Den Beweis, daß der Reichtum rascher bei den Bauern als bei den Großgrundbesitzern zugenommen hat, finden wir in einer offiziellen Arbeit aus der Feder eines sehr kompetenten Mannes in volkswirtschaftlichen Fragen, im Motivenbericht zum Zolltarifentwurf, der im Jahre 1904 vom Finanzminister E. Costinesco dem rumänischen Parlament vorgelegt wurde. Herr Costinesco legt seinen Berechnungen, um den Wachstum des Reichtums des Landes zu beweisen, die Zunahme des Konsums während der letzten 25 Jahren zugrunde. Dieses Kriterium ist, wie er mit Recht annimmt, das sicherste.

Eine Nation kann während 1, 2, vielleicht 3 Jahren über ihre Verhältnisse leben, am Ende eines sehr kurzen Zeitraumes aber muß das gestörte Gleichgewicht sich wieder herstellen. Der Konsum kann sich also nicht während 25 Jahren stetig vermehren, ohne daß die Produktion des Landes im gleichen Maße während dieser Zeit gestiegen wäre. Herr Costinesco drückt sich in seinem Bericht folgendermaßen aus: „Man wird vielleicht sagen, wie es Gewohnheit ist, wenn es sich um die Feststellung der Zunahme des Reichtums handelt, daß eine geringe Zahl sich bereichert hat, nicht aber die große Masse des Volkes. Das ist ein gründlicher Irrtum. Die Statistik beweist uns, daß der Reichtum am meisten in den breiten Massen zugenommen hat und nicht in den obersten Schichten der Gesellschaft. Wir haben tatsächlich gesehen, daß für Waren von allgemeinem Gebrauch der Konsum in einer unerhörten Weise gestiegen ist.“ Und an einer anderen Stelle, nachdem er konstatiert hat, daß der Konsum der Luxusartikel stationär geblieben sei, fügt Herr Costinesco hinzu: „Da wir nach den einzelnen Kategorien von Waren nachgewiesen haben, daß die Zunahme des Konsums zwischen seiner Verdopplung und einer Verzwanzigfachung schwankt, und daß in der Regel die Waren des allgemeinen Gebrauchs sich vervier- und verfünffacht haben, können wir annehmen, daß der Konsum des Landes während der letzten 25 Jahre sich vervierfacht hat. Als Folge davon müssen wir zugestehen, daß sich auch der öffentliche Reichtum seit 1879 vervierfacht hat.“

Der Reichtum des Bauern hat sich also in einer viel rascheren Weise gehoben als jener des Großgrundbesitzers. Es ist selbstverständlich, daß diese Zunahme des Reichtums eine Steigerung der Pachtchillinge und des Grundwertes zur Folge haben mußte. Es ist wahr, daß dank einiger überaus reicher Ernten und der Steigerung der Getreidepreise dieser Zuwachs in einzelnen Gegenden in unvernünftiger Weise vor sich gegangen ist und daß dies eine Erschwerung der den Bauern auferlegten Arbeitsbedingungen zur Folge hatte. Aber im allgemeinen und theoretisch genommen ist es nur natürlich, daß der Pachtchilling und der Grundwert gestiegen ist. Zwei oder drei mittelmäßige Ernten hätten die Preise in normale Bahnen geführt. Die natürlichen Ursachen der gesteigerten Pachtchillinge sind bekannt. Die Verwendung künstlichen Düngers in einzelnen Gegenden, die größere Benützung von Maschinen, die Ausbreitung der Verkehrsmittel, die Konstruktion von Docks, die Eröffnung neuer Absatzquellen, die wir unserem Seeverkehr danken, und endlich der billigere Kredit durch Gründung mehrerer neuer Banken — alles zusammen genommen hat den Grundwert und die Pachtchillinge erhöht, aber auch die Erhöhung der Löhne und der Einkünfte des Bauern zur Folge gehabt, wie wäre sonst die Zunahme des Wohlstandes in der ländlichen Bevölkerung zu erklären? Der Bauer

hätte verarmen müssen, wäre er gezwungen gewesen, dem Grundbesitzer in Geld und in Arbeit für den in Pacht genommenen Boden mehr zu leisten, würden diesen schwereren Bedingungen nicht höhere Löhne und Vorteile verschiedener Art, die er unabhängig von seinen Beziehungen zum Grundbesitz gezogen hat, gegenüberstehen. Die gegenwärtige Regierung, gestützt auf eine Majorität, in welcher insbesondere in der Deputiertenkammer vorgeschrittene Ideen vorwiegen, hat es nun für gut befunden, in wirkungsvoller Weise die Bauern gegen die Übervorteilung seitens der Grundeigentümer und Pächter schützen zu wollen. Die gegenwärtige Regierung behauptet nämlich, daß das Elend des rumänischen Bauern groß und allgemein und dem Wucher zuzuschreiben sei, dessen Opfer der Bauer seitens des Grundherrn und des Pächters wird. Die Revolten, welche im Monat März 1907 in Rumänien stattfanden, haben nach der Auffassung der Regierung eben diese Ausbeutung zur Ursache gehabt. Ich habe in der Rede, die ich am 19. Dezember im rumänischen Senat hielt, nachgewiesen, wie falsch diese Behauptung ist. Ohne die Übel zu verleugnen, unter denen der Bauer leidet, habe ich gezeigt, daß die Ursachen dieser Revolten vielmehr in der anarchistischen Propaganda gesucht werden müssen, welche auf dem flachen Lande durch sozialistische Elemente, die sich mit der liberalen Partei verbunden hatten, stattfand. Ich habe bei dieser Gelegenheit auch die Mittel angegeben, die Lage der Bauern zu verbessern. Der Wucher ist nur eines der Übel, unter denen der Bauer leidet, und ich habe prophezeit, daß das neue Gesetz über den landwirtschaftlichen Vertrag, welches vor allem Bestimmungen gegen den Wucher enthält, mehr Übel als Gutes bringen wird.

Betrachten wir nun die Mittel, durch welche das rumänische Gesetz der Ausbeutung der bäuerlichen Arbeit ein Ziel zu setzen meint. In jedem Departement wird eine Bezirkskommission, bestehend aus je zwei Vertretern der Großgrundbesitzer und der Bauern, eingesetzt. In dieser Kommission führt der landwirtschaftliche Inspektor, der ihr nach dem Gesetze angehört, den Vorsitz. Artikel 65 des Gesetzes bestimmt die wichtigsten Zwecke dieser Kommission. Sie soll bezirksweise 1. die Grenzen feststellen, zwischen welchen der Preis der Arbeit zur Arbeitszeit in den letzten drei Jahren geschwankt hat. Auf dieser Grundlage soll die Kommission für die nächsten fünf Jahre den Preis festsetzen, welcher bei landwirtschaftlichen Arbeiten nicht unterboten werden darf. 2. für dieselbe Zeit den Höchstbetrag der Pachtsumme für den den Bauern überlassenen Boden, sowie den Maximalsatz normieren, welchen der Grundherr von der Ernte für sich in Anspruch nehmen darf, wenn der Pachtzins auf Grund des Ernteergebnisses abgeschlossen wurde. Der größte Anteil, den der Grundherr in Anspruch zu nehmen berechtigt ist, darf nicht das Verhältnis des grundherrlichen Kapitals zur Leistung des Bauern überschreiten. Um diesen Anteil zu berechnen, wird alles bewertet, was der Grundherr oder der Verpächter in natura beigesteuert hat, d. h. den Boden, die Arbeitsmittel und alles übrige. Andererseits wird, was der Bauer an Arbeit geleistet hat, bewertet werden. Wir werden demnach von nun ab, in Rumänien wenigstens, hinsichtlich der bäuerlichen landwirtschaftlichen Arbeit unter der Herrschaft von Gesetzen stehen, welche einen Minimallohn und einen Maximalpachtsumme vorschreiben. Es ist überflüssig zu bemerken, daß diese Maßnahmen in dem einen oder anderen sozialistischen Programm enthalten sind. Auch bildet die bis zum Übermaß gehende Feststellung der Leistung der Arbeiter

und ihres Verhältnisses zu den Unternehmern eine sozialistische Forderung. Das weitestgehende Verlangen dieser Art besteht bekanntlich in der allmählichen Aufhebung der Bodenrente, was zum Endresultate die Sozialisierung des Grundes und Bodens haben muß. Die Anwendung derartiger Theorien in Rumänien wird sehr rasch zu den wunderlichsten Resultaten führen; die Zeit ist unseres Erachtens nicht fern, in der weisere Gesetzgeber solchen Experimenten, die für die Grundbesitzer vernichtend, für die Bauern unnütz oder gefährlich, für das Land im allgemeinen schädlich sind, ein Ende werden bereiten müssen. Die einzigen Beispiele, die man zugunsten der Einführung des Lohnminimums und des Pachtmaximums anführen könnte, wären jene von Neuseeland und von England. In Neuseeland, einem jugendlichen Boden, dessen Bevölkerung aus fortschrittlichen, aus Europa eingewanderten Elementen besteht, war das Resultat sehr ungünstig. Die Festsetzung eines Lohnminimums, wodurch alle Unfähigen, Schwachen u. von jeder Anstellung ausgeschlossen werden, stieß selbst unter den Arbeitern auf Widerstand. Man kann nämlich wohl durch ein Gesetz verbieten, daß ein Arbeiter zu einem geringeren als den gesetzlich festgesetzten Lohn beschäftigt wird, man kann aber niemanden zwingen, einen bestimmten Arbeiter zu diesem Lohn auch tatsächlich anzustellen. Dem Unternehmer steht es frei, zu dingen, wen er will. Er wird also nur qualifizierte Arbeiter, von denen er eine sehr produktive Arbeit fordert, beschäftigen. Was wird nun im Kampf ums Dasein aus den anderen, weniger geeigneten Arbeitern?

Für alles was sich auf die Festsetzung eines Maximums des Pachtschillings von Grund und Boden bezieht, beruft man sich auf das Beispiel Irlands, wo der Pachtschilling durch eine Kommission festgesetzt wurde. Man vergißt aber, daß dort der Pacht von Vater auf den Sohn überging, und es daher nur die Regelung gewissermaßen gleichzeitig bestehender Rechte verschiedener an demselben Grund und Boden betraf. Die Land-Act von 1881 erkennt den Irländern eigentlich nur Rechte zu, welche sie bereits hatten, nämlich, daß der Bauer seinen Lehnbesitz (tenure) frei übertragen darf (free sale), dieser ihm gesichert wird (fixity of tenures) und er im Falle einer Übervorteilung durch den Landlord verlangen kann, daß die Rente, welche er für die Tenure zu zahlen hat, vom Gerichte festgesetzt werde. In Irland hat der Bauer ein gewisses Recht am Boden, das zwar nicht einem Vertrag, wohl aber einer Jahrhundert alten Gewohnheit entspringt. In Rumänien liegen die Verhältnisse ganz anders. Der Bauer besitzt hier Grund und Boden ebenso wie der Großgrundbesitzer, welcher schon im Jahre 1864 einen Teil seines Patrimoniums zugunsten der Bauern hergegeben hat.

Damals handelte es sich wirklich darum, registrierende Rechte an demselben Grund und Boden zu regeln. Seither ist aber jeder Bauer ebenso wie der Großgrundbesitzer absoluter Eigentümer geworden.

Das neue rumänische Gesetz bestimmt die Höhe des Pachtschillings, den der Großgrundbesitzer vom Bauer verlangen darf. Das ist eine tief eingreifende Beschränkung des Eigentumsrechtes und nicht ohne Konsequenzen für die Zukunft. Man hat, um diese Maßregel zu verteidigen, die bestehenden Wuchergesetzgebungen verschiedener Staaten angeführt. Nun aber gesteht keines dieser Gesetze, nicht einmal das russische vom 29. Mai 1894 der administrativen Behörde das Recht zu, für mehrere Jahre den Preis der Arbeit und des Grundes und Bodens festzusetzen. In den Staaten,

wo es Gesetze gegen den Wucher gibt, überläßt man es den Gerichten, die speziellen Fälle zu beurteilen, welche unter die Vorschriften des Gesetzes fallen, sei es, daß es sich um Zinsen, welche den gesetzlich festgesetzten Zinsfuß übersteigen, sei es, daß es sich um die Ausbeutung der mißlichen Lage oder des Leichtsinns anderer handelt. In Rumänien ist der Typus des Kontraktes durch das Gesetz festgesetzt, der Preis des Bodens und der Arbeit ist auf fünf Jahre bestimmt, wie immer sich auch die Nachfrage und Angebot zueinander verhalten. Jeder Kontrakt, der diesen Bedingungen nicht entspricht, wird als wucherisch angesehen und ein Gegenbeweis nicht zugelassen.

Es ist kein Zweifel, daß die Kommission, wenn sie die mittleren Preise der letzten drei Jahre erforschen und die Preise für die folgenden fünf Jahre festsetzen wird, sich häufig irren dürfte. Außerdem können auch Ereignisse eintreten, welche auf die Preise dieser fünf Jahre einen maßgebenden Einfluß haben, sie unter das Mittel der letzten drei Jahre, die als Grundlage gedient haben, herunterdrücken können. Und dennoch müssen nach dem Gesetz die Preise unveränderlich bleiben. Man darf nicht vergessen, daß der Preis des Bodens nicht nur von Gemeinde zu Gemeinde verschieden ist, daß vielmehr auch derselbe Besitz Grundstücke von verschiedener Qualität enthalten kann. Irrt nun die Kommission in der Bewertung, so wird dies zur Folge haben, daß der Eigentümer keine Parzelle mehr den Bauern verpachten, sondern seinen Besitz in eigener Regie bewirtschaften wird. Die Schädlichkeit dieses Systems wird sich gar bald in jenen Gegenden zeigen, wo der Bauer Mangel an Boden hat. Ebenso unpraktisch ist die Anteilsbestimmung des Grundherrn durch eine Kommission, wenn der Pachtschilling in natura durch einen Teil der Ernte beglichen wird. Diese Bestimmungen des Artikels 65 werden zu endlosen Streitigkeiten über das Verhältnis des Kapitals des Besitzers zur Arbeitsleistung des Bauern Anlaß geben. Der höhere Agrarkulturrat, welcher als oberste Instanz bei Berufungen gegen die Entscheidung der Bezirkskommissionen eingesetzt wurde, wird daher eine sehr schwierige und heikle Aufgabe haben. Wenn die Kommissionen sich durch lokalpolitische Bewegungen beeinflussen lassen, wird der oberste Rat seiner Aufgabe nicht gewachsen sein wegen der Unmöglichkeit, sich über die besonderen Verhältnisse genau Rechenschaft zu geben, die unendlich schwanken in einem Lande, das viermal größer ist als Belgien.

Das neue Gesetz über den landwirtschaftlichen Arbeitsvertrag ist eine waghalsige Neuerung auf dem Gebiete der Agrarverfassung. Es entstand unter dem Eindruck der Aufregung, welche die Bauernrevolten hervorgerufen haben, es atmet diesen Geist aus und zeigt wie weit fortgeschritten gegenwärtig die Ideen sind, die die liberale Partei Rumäniens beherrschen.

Wir haben so in großen Zügen den Geist des neuen Gesetzes dargelegt, das in manchen Details sehr nützliche Vorschriften enthält. Wenn diese Vorschriften gut angewendet werden, können sie zu guten Resultaten führen, ohne das Übel auszugleichen, welches aus den unglückseligen Neuerungen entstehen wird. Es ist leicht voranzusehen, daß dieses Gesetz in zwei oder drei Jahren geändert werden muß. Und diese Reform wird nicht nur von den Grundeigentümern, sondern auch von den Bauern verlangt werden.

Ein weit besseres Resultat erhoffe ich von der Gründung einer Agrarbank. Wenn es einer solchen Bank, auf ernsten Grundlagen organisiert, gelänge, den

Bauern den notwendigen Kredit zu gewähren, um etwas größere Güter erwerben zu können (25 bis 50 Hektar), würde dies von weit höherem Nutzen sein, als das Gesetz über den bäuerlichen Arbeitsvertrag. Es wird es zu umgehen sein, daß man nur wirtschaftlichen, nüchternen und energischen Bauern Gelegenheit bietet, Eigentum zu erwerben, solchen, welche die Hilfe verdienen. Deshalb wird man einen Kredit, um Land anzukaufen, nur jenen Bauern einräumen dürfen, welche mindestens 25 % auf den Preis des zu erwerbenden Grundes anzahlen können. Das gegenwärtige System, Grundstücke ohne irgend eine Anzahlung zu verteilen, hat zur Folge, daß Leute einen großen Teil des Bodens besitzen werden, die unfähig sind, ihn zu bebauen.

Die Schaffung eines mittleren Grundbesitzes wird zu einer besseren Bebauung und zugleich auch zu einer Hausse der landwirtschaftlichen Löhne führen. Der Bauer wird eine größere Auswahl als landwirtschaftlicher Arbeiter haben. Gegenwärtig ist diese Nachfrage wegen der zu großen Ausdehnung gewisser Grundstücke beschränkt. Die Schaffung von Versuchsfeldern, die Aussendung landwirtschaftlicher Wanderlehrer und eine tüchtigere Administration wird zu einer Besserung der Verhältnisse des rumänischen Bauern führen. Ein Gesetz über landwirtschaftliche Genossenschaften, ähnlich wie jenes von Waldeck-Rousseau aus dem Jahre 1884, wäre notwendig, um unter den Bauern den Geist der Selbsthilfe zu heben. Diese Genossenschaften könnten ihnen das Saatgut, die Maschinen, die ihnen fehlen, verschaffen, ihnen auch den gemeinsamen Verkauf der Ernte erleichtern, während heute der Verkauf der Ernte durch das Dazwischentreten der Unterhändler sich sehr unvorteilhaft gestaltet, zumal die Unterhändler 20 bis 30 % des Verkaufswertes einstecken.

Eine so komplizierte Frage, wie die Agrarfrage, kann nicht in einigen Jahren durch übereilte beschlossene Gesetze gelöst werden. Ein solch fundamentales Problem ist der allgemeinen Aufmerksamkeit wert und erfordert zu seiner Klärung intensive Studien und praktische Versuche.

Österreichische Wiedertäufer in Amerika.

Von Rudolf Wolkau.

Im Jahre 1883 veröffentlichte Hofrat Bedl als 43. Band der „*Fontes rerum Austriacarum*“ die „Geschichtsbücher der Wiedertäufer in Österreich-Ungarn“ nach einer Anzahl kleinerer Chroniken, die sich alle als mehr oder minder getreue Auszüge aus einem umfangreichen Gemeindegeschichtsbuch erwiesen, das, wie Bedl bemerkte, leider verloren gegangen ist. Diese Chroniken führen uns in fortlaufender Erzählung die Geschichte der Wiedertäufer bis zum Jahre 1694 vor; was Bedl über dieses Jahr hinaus uns noch mitteilen kann, beschränkt sich auf Auszüge aus einer allerdings großen Menge von amtlichen Erlässen, gelegentlichen Aufzeichnungen in Pfarrarchiven u. dgl., die Bedl mit erstaunlichem Fleiße zusammengetragen hat. Fehlt ihnen auch die Lebendigkeit, welche die Geschichtserzählung der Wiedertäufer auszeichnet, die Farbe und das Detail, so ermöglichen sie es uns doch, die weitere Geschichte der Täufer in den Hauptzügen vom Jahre 1700 bis zum Jahre 1797 zu verfolgen. Dann aber vorliegen alle Nachrichten bis zum Jahre 1855

das uns den Tod Jakob Walters, des Ältesten und Vorsehers der Gemeinde Huterthal in England, meldet.

Wer nun waren diese „Wiedertäufer“, die sich über die Schweiz und ganz Österreich, aber ebenso über Bayern und Württemberg, über Baden und Hessen bis nach Köln und in die Niederlande ausbreiteten, überall von Katholiken und Protestanten auf das grausamste verfolgt und doch stets mit Freuden bereit, für ihre Überzeugung den Märtyrertod zu erleiden; die sich gegen die Bezeichnung als Wiedertäufer sträubten, jede Gemeinschaft mit den Stürmern und Drängern von Münster weit von sich wiesen und sich selbst nur scheidtlin Brüder nannten, die nichts verlangten, als nach ihrer Überzeugung leben zu dürfen, nach ihrer Überzeugung, die im buchstabengetreuen Anschlusse an die Evangelien ihnen verbot, Kindern die Taufe zu erteilen, einen Eid zu schwören und die Waffen zu ergreifen? Beck und die meisten anderen Forscher nach ihm betrachteten diese Brüder als eine einheitliche Gruppe von Sektierern, die nur nach den Ländern, in denen sie lebten oder von denen aus ihre Sendboten zogen, bald als Schweizer, bald als mährische Brüder sich bezeichneten. Das waren sie aber durchaus nicht. Die verschiedene Bezeichnung der Brüder hat einen tieferen Grund als einen lokalen und beruht auf dogmatischen und sozialen Unterschieden, welche eine ursprüngliche Einheit in zwei Lager schied, die sich oft heftig bekämpften und ununterbrochen Versuche machten, Anhänger der Gegenpartei zur eigenen Anschauung zu bekehren. Beide Richtungen verbreiteten sich über ganz Deutschland; in Hessen namentlich und in den Alpenländern saßen sie dicht nebeneinander. Hier vor allem war der Schauplatz ihrer Bekehrungsversuche.

Den Unterschieden beider Richtungen im einzelnen nachzugehen, war ich gezwungen, als ich begann mich eingehender mit den Liedern der Wiedertäufer zu beschäftigen, die trotz ihrer Zahl und ihres in jeder Hinsicht für den Forscher interessanten Inhalts bisher eine wissenschaftliche Bearbeitung nicht gefunden hatten. Das Material zu meinen Untersuchungen boten mir die zahlreichen handschriftlich uns erhaltenen Briefe und Sendschreiben der mährischen Brüder, das Protokoll des sogenannten Frankenthaler Gesprächs vom Jahre 1571, das Pfalzgraf Friedrich anordnete und zu dem er allen Wiedertäufern, gleichviel welcher Richtung sie angehörten, freies Geleit zusicherte, in der allerdings vergeblichen Hoffnung, eine Einigung zwischen ihnen und den Reformierten zustande zu bringen, und die zahlreichen Sendschreiben von Schweizer und mennonitischen Brüdern, die Bracht seiner umfangreichen Quellensammlung: *Het bloedig Tooneel der doops gesinde Christenen* (Amsterdam 1685) einverleibt hat. Aus diesen Schriften ergab sich mir, daß Schweizer und mährische Brüder — letztere nach ihrem Reformator Jakob Huter (1536 lebendig verbrannt) auch Huterer genannt — obwohl auf einem gemeinsamen Untergrunde beruhend, der in den Schlattner Artikeln vom Jahre 1527 seinen dogmatischen Ausdruck gefunden hatte, doch allmählich in Einzelheiten voneinander abgewichen waren. Die Dogmen der Schweizer Brüder, wie sie sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts ausgebildet hatten, fasste Thomas v. Imbroich (1558 im Alter von 25 Jahren hingerichtet) in seiner „Bekanntnis“ zusammen, jene der Huterer Peter Niedemann in seiner „Rechenhaft des Glaubens“, die er 1540 verfaßte, als er in Hessen gefangen lag. Die wichtigste dogmatische Frage, die beide Gemeinschaften

trennte, war die Lehre von der Erbsünde. Vertraten die Schweizer den Standpunkt, daß die neugeborenen Kinder von der Erbsünde befreit seien, so hielten die Huterer an der Überzeugung fest, daß alle Menschen von Adam eine sündige Art geerbt haben. Dazu tritt ein Unterschied, der noch tiefer greift als der dogmatische, weil er das tägliche Leben der Brüder erfaßt, dem er ein scharf geprägtes Kennzeichen aufdrückt: die Huterer lebten in strengster Gütergemeinschaft, von der die Schweizer nichts wissen wollten.

Es war für mich, der ich kein Theologe bin, immerhin ein mißliches Unternehmen, mich mit dogmatischen Untersuchungen beschäftigen zu müssen und, auf deren Ergebnisse gestützt, nun auch eine scharfe Sonderung der Eiederdichtung der Brüder nach den beiden Richtungen vorzunehmen, und ich mußte gespannt sein, wie sich zunächst die Theologen zu meinen Auseinandersetzungen stellen. Ich harrete auf eine Kundgebung von dieser Seite vergebens.

Die Bestätigung meiner Untersuchungen sollte von einer Seite kommen, an die ich allerdings nicht gedacht hatte, schon deshalb nicht, weil ich von ihr nichts wußte. Zunächst schrieb mir Professor John Horch von der Universität Cleveland in Ohio — er selbst ein Mennonit und Verfasser einer Geschichte der Mennoniten mit besonderer Rücksicht auf Amerika — in einem Briefe vom 9. Mai 1904 zu meiner Überraschung: „Vielleicht ist es nicht ohne Interesse für Sie zu erfahren, daß es hier in den Vereinigten Staaten viele alt-amische Gemeinden gibt, die den „Ausbund“ noch immer als kirchliches Gesangbuch benutzen. Es ist interessant, ihre Versammlungen zu besuchen: der „Con“, in dem sie manche der schönen alten Lieder singen, na, das ist so ein Con, der Stein erweichen, Menschen rasend machen kann.“ Diese alt-amischen Brüder sind die Anhänger eines gewissen Jakob Aman, der unter den Schweizer Brüdern die strengere Richtung im Verhängen des Bannes vertrat und dem gegenüber Hans Reist zu Ende des 17. und anfangs des 18. Jahrhunderts für eine mildere Auffassung sich einsetzte und damit eine Spaltung hervorrief, die auch noch heute besteht und die zur Folge hatte, daß viele der amischen Partei treue Brüder sich zur Auswanderung nach Amerika entschlossen. Der „Ausbund“ ist ein Gesangbuch, das zuerst im Jahre 1571 auftaucht und in immer erneuten Auflagen bis zum Jahre 1838 in Europa erschien. Ich hatte es in meiner Arbeit als das offizielle Gesangbuch der Brüder bezeichnet und fand jetzt meine Auffassung bestätigt; die Schweizer Brüder haben auch in Amerika an den Gesängen der Väter treu festgehalten; die erste amerikanische Auflage erschien 1742 in Germantown, neue Auflagen folgten 1753, 1767, 1785, 1815, 1834, 1846, 1856, 1868, 1880 und 1904; sie enthalten außer den Liedern die Bekenntnisschrift des Thomas v. Imbroich und eine den Forschern in Europa bisher unbekannte Chronik über die Schicksale der Schweizer Brüder in den Jahren 1635 bis 1645.

Und als sollte es noch nicht genug sein an der einen Überraschung, fuhr Professor Horch, als handle es sich um etwas mir längst Bekanntes, in seinem Briefe fort: „Die Huterischen in Süd-Dakota haben eine Menge alter Lieder in Handschriften. Das von Bed erwähnte „Geschichtsbuch“ ist in ihrem Besitz; ich habe es zuweilen benutzt. Desgleichen haben sie andere wichtige historische Schriften, die Bed unbekannt waren. Sehr interessant ist die Geschichte ihrer Ausrottung in Österreich und ihrer Flucht nach Rumänien, beschrieben von dem Bruder Hännl

Waldner. Unter den Huterischen Brüdern ist es Elias Walter, der sich am meisten für ihre Vergangenheit interessiert. Wie hat er sich gefreut und Gott gedankt, als ich ihm zum erstenmal Beck's Geschichtsbücher besorgte."

Hier also, in Amerika, tauchten sie plötzlich wieder auf, die Huterer, von denen wir seit mehr als hundert Jahren keine Nachricht mehr hatten, die wir spurlos verschwunden wähnten in den Steppen Rußlands, allmählich aufgegangen unter den vielen anderen Kolonisten des weiten Reiches. Und sie tauchten auf mit allen Zeugnissen an ihre Leidensgeschichte in vergangenen Jahrhunderten. Nun war es begreiflich, daß Beck das große Geschichtsbuch, aus denen die zahlreichen kleinen Chroniken geschöpft, so vergeblich gesucht hatte; es war in sicherer Hut, aufbewahrt von der Gemeinde als teures Vermächtnis ihrer Väter; nun wußte ich, wo die vielen Lieder, die ich in meinem Buche als verloren bezeichnet hatte, zu finden seien. Aber wie waren die Brüder nach Amerika gekommen und wie hatten sich dort ihre religiösen und sozialen Verhältnisse gestaltet? Nur das eine wußte ich jetzt bestimmt: Schweizer Brüder und Huterer sind auch heute noch nicht ineinander aufgegangen und leben, trotzdem sie auf dem freien Boden Amerikas wohnen, getrennt voneinander, noch immer geschieden durch dogmatische und soziale Abweichungen.

Herr Professor Horsch leitete meine Bekanntschaft mit den Huterern durch die Übersendung meines Buches: „Die Lieder der Wiedertäufer“ (Berlin 1903) an sie ein und bald stand ich mit Herrn Elias Walter, einem der Ältesten der Brüder, in regster Korrespondenz, die bis zum heutigen Tage angedauert hat. Was ich über die Huterer berichten kann, danke ich nur seiner nie ermüdenden Bereitwilligkeit, meine Fragen zu beantworten.

Aus der mir von ihm zur Verfügung gestellten Chronik, die Johann Waldner 1790 in Rußland verfaßte und spätere fortsetzten und die sich in Abschrift in meinem Besitze befindet, gebe ich zunächst eine Übersicht über die Geschichte der Huterer im 18. und 19. Jahrhunderte.

Die heute in Amerika lebenden Huterer stammen fast alle aus Kärnten, wo sich die Lehre Huters trotz aller Anfeindungen seit dem 16. Jahrhundert dauernd, wenn auch nur heimlich erhalten hatte. Als im Jahre 1752 auch der Protestantismus in Kärnten wieder stärker um sich griff, begann man von den Kanzeln aus gegen diese ketzerische Bewegung zu eifern und wurde darin von der Regierung werktätig unterstützt. Damals verlor die Lehre Huters viele ihrer Anhänger, aber die anderen blieben standhaft in den Tagen der Anfechtung: „Manches Kind trennte sich hier von Vater und Mutter um des Glaubens willen“, heißt es in der Chronik. Unter den Anhängern Huters werden namentlich Johann Kleinfasser, Georg Waldner, Peter Müller, Andreas Wurz, Christian Glanzer, Johann Hofer und Josef Müller hervorgehoben. Sie wurden verhaftet und zunächst nach Klagenfurt, dann nach Ubbes gebracht, wo sie zwei Monate lang auf andere verhaftete Glaubensgenossen warten mußten. Dann wurden sie im Jahre 1755, 270 Seelen stark, nach Siebenbürgen geschafft und nach langem Hin- und Herziehen über das ganze Land zerstreut. Aber schon nach kurzer Frist hatten sie sich wieder untereinander verständigt und hielten fester zusammen denn je; auch die Zahl ihrer Anhänger wuchs von Tag zu Tag. Da aber auch von seiten der katholischen Geistlichkeit neue Angriffe gegen sie geführt wurden, beschloßen sie nach Rumänien auszuwandern. Am 3. Oktober 1767

zogen sie, allerdings vorläufig nur 67 Seelen stark, bei Nacht und unter Mäßfeligkeiten aller Art über die Grenze und fanden bei Cseregirt in Rumänien für kurze Zeit eine Wohnstätte. Der Krieg, der 1768 zwischen der Türkei und Rußland ausbrach und zahlreiche Überfälle von seiten der Türken im Gefolge hatte, zwang die Brüder nach 2 $\frac{1}{2}$ jährigem Aufenthalte Rumänien zu verlassen. Auf Anraten des Generals Semetin, der sich ihrer annahm, zogen sie am 10. April 1770 in die Ukraine zu dem FML. Grafen Romanzow, der sie auf seinem Gute Wischinka ansiedelte, wo die Gemeinde in kurzer Zeit wieder emporblühte. „Von Jahre 1772 bis 1779“, ich lasse hier die Chronik selbst sprechen, „hat die Gemeinde sich im Ansehen sehr gebessert. Es fing im Anfang an mit der Weberei gut zu gehen. Auch wurde das Töpferhandwerk angerichtet; in dieser Zeit wurde auch das Schmiedehandwerk angefangen zu treiben, Schuhmacher, Gerber, Hutmacher usw. Alle diese Handwerke wurden mit regem Fleiße betrieben. Im Jahre 1776 hat man mit Erlaubnis des Grafen eine Wassermühle gebaut und 1777 eine Windmühle. Alle diese Gewerbe gaben reichlichen Gewinn. Die Gebäulichkeiten wurden vermehrt und verschönert und die Gemeinde kam in einen blühenden Zustand; dieweil ein jedes Glied der Gemeinde in der Furcht Gottes stand und fleißig war, gab der Herr auch seinen Segen dazu.“

„Die Gemeinde kam bald in der ganzen Umgebung in großen Ruf. Edelleute, Fürsten und Grafen kamen die Gemeinde und ihre Ordnungen zu sehen und ein jeder äußerte sein Wohlgefallen über dieses Werk. Nicht selten standen fünf bis sechs Kutschen im Hofe der Brüder. Die Herrschaften, sowohl Fürsten und Damen durchwanderten mit Vergnügen die Werkstätten der Brüder, ihre Schulen, ihren Gebetsaal, Eßstuben, Kinderstuben, Apotheke usw. Einige wohnten auch bisweilen ihren Andachten bei. Der Brüder ihre Produkte wurden gerne gekauft und gerühmt. Selbst der Graf Romanzow sah mit Vergnügen, wie diese Gemeinde auf seinem Gute emporwuchs, und sprach mit nicht geringem Stolz von seinen Deutschen.“

„Die Kleidung der Brüder und Schwestern war sehr einfach. Die Männer trugen kurze schwarze Hosen, die Schwestern blaue Kleider und ein weißes Tuch auf dem Kopfe. Daher sah es ganz nett aus, wenn im Sommer alle Brüder und Schwestern so gekleidet auf der Wiese beim Heu ernteten. Jeder Reisende bewunderte dieses Dörflein. Die innere Einrichtung der Gemeinde war ebenso schön wie die äußere. Hatte die Mutter ihr Kind anderthalb Jahre gesäugt, so brachte sie es in die Kinderstube. Hier waren mehrere Frauen, die diese Kinder besorgten, besonders für sie kochten. Auch waren des Nachts zwei Frauen auf, hatten Licht, bewachten und besorgten die Kinder aufs beste. Waren die Kinder drei Jahre alt, so kamen sie in die kleine Schule. Hier mußten sie beten lernen und was sonst ihr kindlicher Geist fassen konnte. Mit sechs Jahren kamen sie in die große Schule. Die Gemeinde hatte jeden Morgen Gebet, des Abends ihr gemeinschaftliches Abendgebet. Wenn die Stunde kam zum Gebet, lief ein kleiner Knabe in alle Werkstätten und frei „zum Gebet“. Ebenso des Sonntags „zur Predigt“.

Als Josef II. seinen Untertanen freie Religionsübung gewährleistete, fanden sich auch in Oesterreich wieder viele Anhänger des lutherischen Bekenntnisses, von denen manche zu den Brüdern nach Wischinka zogen, unter ihnen Jakob Wälder aus Sabatitsch in Ungarn, der mit Frau und Kindern die Heimat verließ; auch

wiederholte Missionen nach Preußen und Ungarn brachten alte und neue Befenner nach Rußland.

Nach dem Tode des Grafen Romanzow (1796) begannen jedoch wieder die bösen Tage für die Brüder. Sie sollten leibeigen erklärt werden; erst wiederholte Reisen zu Zar Paul und dessen Nachfolger Alexander wandten die ihnen drohende Gefahr ab, aber sie waren gezwungen, Wischinka zu verlassen. Fünfzehn Werst davon entfernt wurden sie auf dem Krongute Raditschew angesiedelt. „Dieser neu gebaute Bruderhof bildete ein Quadrat von 70 Faden (490 Fuß) ins Geviert und hatte ein großes Tor beim Eingang, welches alle Nacht sorgfältig verschlossen wurde. Des Nachts wurde im Hof regelmäßig Wache gehalten. In den fünf Häusern waren die Werkstätten, für jede Profession besonders. Auf dem Boden war für jede Familie ein kleines Stübchen zum Schlafen gemacht, welches Örtel benannt wurde; darinnen war kein Ofen, nur eine Bettstelle, ein Tisch und zwei Stühle. Wenn die Frau ein kleines Kind hatte und es hier zu kalt war, ging sie in die Kindermutterstuben schlafen mit ihrem Kinde. Jeder Bruder mußte ein Handwerk lernen, d. h. wer dazu fähig war. Es mußte aber jährlich einer von seinem Handwerk abgehen und Stallknecht sein.“ Zwar ging es den Brüdern hier anfänglich gut, aber bald brachen Zwistigkeiten unter ihnen selbst aus, auch ihre Prediger entzweiten sich und so wanderte 1818 ein Teil der Brüder nach Südrußland in die Chortitzer Kolonien der Mennoniten aus. Das Jahr darauf brannte der Bruderhof in Raditschew nieder. Trotzdem erholte sich die Kolonie und erstarkte wieder; da aber ihre Besitzungen kein einheitliches Ganze bildeten, wandten sich die Brüder 1842 zu neuer Wanderung und ließen sich im Gouvernement Taurien, Kreis Milotopol, nieder, wo die Kolonie Hutertal gegründet wurde. Der Boden war fruchtbar, die Weide sehr kräftig und Pferde, Hornvieh und Schafe kamen bald in guten Stand. 1853 wurde drei Werst nördlich die Kolonie Johannesruh angelegt; ihr folgte 1857 Hutersdorf, 1868 Neu-Hutertal. Als aber 1874 die allgemeine Wehrpflicht in Rußland eingeführt wurde, die den Glaubensgrundsätzen der Brüder widersprach, entschlossen sie sich, das ihnen lieb gewordene Land zu verlassen und nach dem freien Amerika auszuwandern.

Die ersten, die sich zu dem schweren Schritt entschlossen, waren die von Hutersdorf: Michael Waldner und Jakob Hofer mit ihren Familien ließen sich am Missouri in Bon-Homme County nieder; ihre Gemeinde wuchs so rasch, daß sie schon nach kurzer Zeit einen neuen Bruderhof Miltown und drei Jahre später einen dritten, Rosedal, 1900 endlich eine vierten, Maywell, alle am James River, einem Nebenflusse des Missouri, anlegen konnten; die Gründung eines fünften Bruderhofes wurde 1906 in Angriff genommen. Ein anderer Teil der Brüder unter Führung von Darius Walter und Georg Hofer mit 16 Familien gründete 1874 am James River den Bruderhof Wolfs Creel. Auch diese Gemeinde wuchs durch immer neuen Zuzug aus Rußland rasch an und entwickelte sich schnell zu einem blühenden Anwesen, so daß man bald an die Gründung neuer Bruderhöfe denken konnte. Zunächst wurde 20 Meilen südöstlich Jamesville angelegt; ein zweiter Hof entstand drei Meilen nordwestlich, ein dritter, aus zehn Familien bestehend, wurde aus wichtigen, mir aber unbekannten Gründen 1899 nach Dominion City in Manitoba (Kanada) verlegt, wo er sich auf einem Areal von 4000 Acres glänzend entwickelte.

Allein der Umstand, daß es unmöglich war, andere Gemeindemitglieder zur Auswanderung nach Kanada zu bewegen, zwang die Brüder, das ganze Gebiet an die deutsch-kanadische Landgesellschaft zu verkaufen und am 1. Dezember 1905 nach Süd-Dakota zurückzukehren, wo in Spink-County der nördlichste Bruderhof Francfort angelegt wurde, dem bald darauf 15 Meilen südöstlich ein zweiter, Beadle-County, folgte. Eine dritte Gründung endlich entstand 1877 durch Jakob Steiff und Peter Hofer, die mit 17 Familien den Hof Elm-Spring gründeten; ihm folgte 1891 sieben Meilen nördlich der Hof Rockfurt, 1901 zwei Meilen westlich der ersten Gründung New-Elm-Spring. Wann der Bruderhof Suresburg errichtet wurde, weiß ich vor der Hand nicht zu sagen.

So sind gegenwärtig in Süd-Dakota alle Brüder auf vierzehn Höfen (Häuser) vereint, von denen jeder 10 bis 30 Familien zählt; nach jahrhundertelanger Wanderung ist ihnen das Gebiet der freien Indianer, die rings um sie wohnen, zum Lande der Freiheit für ihren Glauben geworden.

Am bedeutendsten scheint der Bruderhof Wolfs Creel zu sein, der aus 76 Claims (jeder zu 160 Acres) besteht und hart am hohen und schroffen Ufer des James River sich erhebt. Die Vieh- und Schaffställe haben an der Nordseite dicke Mauern, die zahlreichen Selbstbinder, Pflüge, Dreschmaschinen und sonstige Ackergeräte stehen schön unter Dach. Ein Gasmotor treibt einen gewaltigen Rahmseparator und eine Buttermaschine, ein Pferd treibt die gemeinschaftliche Waschmaschine. Zwei sehr große Mauergrappen und ein großer Kochofen schaffen die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, eine praktische Kellervorrichtung mit durchrieselndem frischen Wasser hält Milch und Butter kühl. Tauben gibt's auf den Dächern zu Tausenden; alle Monate werden sie nach Chicago verkauft und bringen $2\frac{1}{4}$ bis $2\frac{1}{2}$ Pfund Sterling pro Dugend.

Hier nun leben die Huterer ein weltabgeschiedenes, aber, wie aus allen ihren Briefen hervorgeht, offenbar glückliches Dasein. Noch immer bekennen sie sich als Deutsche, wie ihre Väter es waren, deren Sagen sie treu geblieben sind. Aber wie diese selbst uns ein Abbild vergangener Jahrhunderte aufrollen, so ist auch ihrer Sprache, die seit mehr als 150 Jahren mit dem großen Strome unserer Muttersprache in keinem lebendigen Zusammenhange mehr steht, manches Altertümliche in Wortformen und Satzwendungen geblieben, das uns Moderne ganz seltsam berührt. Und so sehr halten sie fest am ererbten alten Gute, daß sich nur wenige in Amerika die englische Sprache angeeignet haben; ich schließe das aus ihrer Bitte an mich, in Briefen und künftigen Veröffentlichungen über sie mich der Frakturbuchstaben zu bedienen, da viele von ihnen „der lateinischen Buchstaben nicht gebrauchen“. Auch in ihrer Kleidung haben sie den alten, einfachen und sonderbar anmutenden Schnitt der Vorfahren beibehalten, der jeden Knopf als überflüssig betrachtet; auf dem Kopfe tragen sie, ein Erbstück aus Rußland, hohe Pelzmützen. Aber vor allem auffallend ist, daß sie das Prinzip der Gütergemeinschaft bis zum heutigen Tage streng durchgeführt haben: sie bieten damit das einzige Beispiel der Weltgeschichte, daß ein auf rein kommunistischer Grundlage aufgebautes Gemeinwesen sich durch Jahrhunderte behauptet hat. Kautsky hat in seinen „Vorläufern des neueren Sozialismus“ (Stuttgart 1895) den sozialen Verhältnissen der mährischen Brüder eine ausführliche Würdigung zuteil werden lassen, die er mit den Worten schließt: „Ob

der Kommunismus sich behauptet hätte, wenn der Gemeinschaft in Mähren eine unge störte Fortentwicklung gegönnt gewesen wäre, kann mit Bestimmtheit weder bejaht noch verneint werden. Sehr wahrscheinlich ist es nicht, daß es dem Täuferturn gelungen wäre, seinen Kommunismus auf die Dauer inmitten einer kapitalistischen Gesellschaft unversehrt zu behaupten". Die blühenden Kolonien am James River setzen den Vorkämpfer der Sozialdemokratie ins Unrecht.

In religiöser Hinsicht stehen die Huterer fest bei den Überzeugungen ihrer Väter im 16. Jahrhundert. Peter Riedemanns Rechenschaft, die ich in meinem Buche als die bedeutendste dogmatische Schrift der Huterer bezeichnet hatte und die nur einmal in Deutschland (1543) gedruckt wurde, ist ihnen auch heute noch der Inbegriff aller ihrer religiösen Anschauungen; sie ist 1902 für die huterischen Gemeinden zu Berne in Indiana neu aufgelegt worden. Für Schule und Kirche wird dasselbe Lokal benutzt. Die Kinder von 3 bis 6 Jahren stehen unter spezieller Aufsicht und sind nur nachts bei ihren Eltern. Sonntags ist um 8 Uhr morgens zwei Stunden lang gemeinschaftlicher Gottesdienst, jeden Abend findet eine kurze Andacht statt. Vor Ostern wird zwei Wochen lang Riedemanns Rechenschaft als Vorbereitung auf das Abendmahl vorgelesen, dessen Empfang wie der Taufe drei Predigten vorangehen. Auch die alten Kirchenlieder sind noch alle im Gebrauche und noch heute ist keines von ihnen gedruckt, obwohl sie sich nach einem Drucke aller Lieder ungemein sehnen, da ihre Liederbücher, die zumeist noch dem 16. und 17. Jahrhunderte angehören, wie sie selbst bemerken, zumeist in „baufälligen Zustände“ sich befinden. Gelegentlich und zur Aushilfe steht auch der „Ausbund“ in Verwendung, der einige der ältesten Lieder der Täufer enthält. Auch die alten Melodien des 16. Jahrhunderts sind alle noch im Gebrauche und nur wenige sind der Vergessenheit anheimgefallen; da sie aber nur mündlich überliefert sind, so meinen die Brüder selbst, daß sie jetzt wohl schon einen anderen Klang haben mögen, als dereinst, denn „von Noten wissen wir nichts und der weltlichen Mode mit den Musikern bedienen wir uns nicht“. Aber auch heute noch werden Lieder nach den alten Melodien gedichtet; der letzte Dichter unter ihnen, Heinrich Stahl, der sich gewöhnlich Schuster nannte, weil er der Gemeinde Schuhmacher war, starb im Jahre 1892; in seiner letzten Krankheit paraphrasierte er den 42. Psalm in der Melodie des alten Liedes: „Ich gedacht, ich muß hinfahren“, eine Paraphrase, die man für ein Produkt des 16. Jahrhunderts halten müßte, würde man nicht das Jahr ihrer Entstehung kennen; so wenig unterscheidet sie sich in Form und Inhalt von einem Erzeugnisse jener vergangenen Tage.

Chronik.

Philosophische Forschung.

Wie wir an dieser Stelle bereits eingehend erörtert haben, lassen sich im philosophischen Schaffen der Gegenwart mit Deutlichkeit drei Strömungen auseinanderhalten: eine antimetaphysische und positive, eine logische und antipsychologische und eine neometaphysische, die der vorigen nahe steht, indem sie auf Grund spezifisch logischer Erkenntnismittel transzendente Einsichten zu erhalten strebt. Die letztgenannte ist übrigens noch im ersten Werden begriffen und es läßt sich zur Stunde kaum eine Entscheidung über ihr Schicksal abgeben.

Bevor wir uns den neuesten Schriften auf spekulativem Gebiet zuwenden, erscheint es geboten, eines Dahingeshiedenen zu gedenken, nicht bloß um seines philosophischen Welt Rufes willen, sondern auch, weil sein System unengbare Beziehungen zu allen jenen drei Richtungen zeigt und daher noch immer einen nachhaltigen Einfluß auf das moderne Denken äußert. Es ist Eduard von Hartmann. Merkwürdig genug war das Schicksal dieses Mannes. Beinahe noch im Jünglingsalter wurde er nach dem ersten Erscheinen seiner „Philosophie des Unbewußten“ einer der vielgelesenen deutschen Schriftsteller und blieb in Mode, ehe ihn Nietzsche ablöste. Dann trat eine heftige Reaktion ein. Nietzsches Beispiel folgend, betrachteten die meisten darin Hartmann als eine flüchtige Tagesgröße und ephemere Erscheinung. Diese Meinung besteht zum Teil heute noch und ist darauf zurückzuführen, daß die Mehrzahl ihr Urteil einseitig auf die „Philosophie des Unbewußten“ gründet, die in Wahrheit aber eines der schwächsten Werke dieses Denkers ist. Er hatte es längst durch wertvolle Leistungen auf allen philosophischen Gebieten überholt, von denen allerdings wenig in die weite Öffentlichkeit drang. Die Gelehrtenwelt dagegen änderte ihre anfängliche Wertschätzung Hartmanns und zollt ihm heute als einem hervorragenden Metaphysiker, Methodologen und Naturphilosophen volle Anerkennung. Seine in den letzten Jahren erschienenen Schriften „Kategorienlehre“, „Geschichte der Metaphysik“, „Die moderne Psychologie“, „Die Weltanschauung der modernen Physik“ sind zum Teil außerordentlich wertvolle Leistungen, zumal in ihren kritischen Tendenzen. Verhältnismäßig weniger dürfte er als Erkenntnistheoretiker bedeutend haben. Hier überwuchert das Metaphysische so sehr, daß bereits die Problemstellungen davon überschattet werden. Das Leitmotiv seiner Spekulation war der Begriff des Unbewußten, in dem er eine Synthese von Schopenhauers Urwillen und Hegels Weltgeist bot. Unablässig

bekämpfte er die Antimetaphysik und viele ihrer Blößen hat er glänzend enthüllt. Auch zu den neueren Bestrebungen der reinen Logik trat er dadurch in eine bestimmte Beziehung, daß er als Jünger Hegels an der absoluten Logizität als einem über das zeitliche Geschehen erhabenen Universalprinzip festhielt. Schließlich hat er, obwohl selber in der alten klassischen Metaphysik wurzelnd, auch hier neue Möglichkeiten gewiesen. Indem er nämlich den logischen Geist nicht als Inventar bloß gedachter, bloß denkbarer Werte betrachtete, sondern wiederum als ein höheres, transzendentes Sein, als unbewußte Kategoriefunktion, hat er eine Richtung betreten, die bei aller problematischen Färbung vielleicht zur Erschließung neuer Ziele und Erkenntnisse führt. In die Rubrik der um metaphysische Kontroversen in traditioneller Bedeutung sich bewegenden Schriften gehört zunächst Professor Dr. Albert Adamkiewicz' Broschüre: „Die Eigenkraft der Materie und das Denken im Weltall.“ (Wien und Leipzig. Braumüller.) Der Verfasser erinnert an Eduard von Hartmann, wenn er ein unbewußtes Denken annimmt und es für das Bindeglied des Menschen mit dem übrigen Weltall hält. Aber der Zusammenhang ist wohl äußerlicher Natur. Vor allem fehlt es hier an Vertiefung in die Probleme. Adamkiewicz ist ein Materialist nach Art Ludwig Büchners, weniger in seinen Resultaten als in seinen Voraussetzungen. Das Resultat nämlich ist der uralte Hylozoismus, die Lehre von der Beseelung aller Dinge. Dem Worte „*Natura sei*“ stellt er das Motto „*Natura vult*“ gegenüber. Aber die Voraussetzungen, auf denen dies Ergebnis fußt, die es vorbereitenden Argumente sind vom reinsten Materialismus geprägt. So wird die Seele als „Eigenkraft“ des Stoffes bezeichnet und das Verhältnis des Nervensystems zu den Wahrnehmungen wird mit rein physikalischen, optischen Verhältnissen, mit der Lichtempfindlichkeit einer photographischen Platte verwechselt.

Mehr Interesse scheinen mir des Verfassers ebenda unternommenen Versuche zur Bekämpfung der Deszendenzlehre und des auf sie gebauten Evolutionismus zu verdienen, denen er physiologische und rein logische Argumente entgegensetzt. Auch eine symptomatische Bedeutung läßt sich dem Büchlein nicht absprechen. Es zeigt neuerdings zweierlei: einmal, daß gediegene und ausgebreitete Sachkenntnis noch nicht das Recht zu aktiver Beteiligung an philosophischen Diskussionen gibt, zweitens, daß die angeblich so empirisch gesinnten Materialisten sich der vagsten Metaphysik zu verschreiben genötigt sind.

Ein Gegenstück zu dieser Schrift stellt eine anonym erschienene Broschüre dar, die gegen die

materialistische Weltanschauung Idealismus und Spiritualismus ausspielt. Sie führt den Titel „In Wahrheit und Irrtum in der materialistischen Weltanschauung, ein Beitrag zur Befreiung aus hypnotischem Bann, von einem Selbstdenker.“* Aber ich zweifle daran, ob diese Schrift bei aller Wärme und Beredsamkeit, in der sie abgefaßt ist, die richtige Wirkung ausüben wird, ob sie dieselbe überhaupt ausüben verdient. Denn sie opfert der Popularität alles, nicht bloß die Tiefe, sondern auch die Reinlichkeit der Begriffsbildung. Unter den Begriff des Materialismus werden sehr verschiedene Richtungen zusammengefaßt: Hedonismus, Phänomenalismus, Relativismus und andere Standpunkte, die sich in weitem erkenntnistheoretischen Abstand voneinander befinden. Aber auch des Verfassers Gegenargumente sind äußerst weitläufig. Er weiß kaum zwischen Spiritismus und Spiritualismus zu unterscheiden, was seinen dilettantischen Lesern zum Verhängnis werden kann. Und dabei ist sein Beweisverfahren beinahe ausschließlich auf sittliche und religiöse Forderungen, zumal auch das Prinzip der ausgleichenden Gerechtigkeit gegründet.

Der zweiten Gruppe gehört vor allem die „Weltanschauungslehre“ von Heinrich Gomperz an (Diederichs, Jena und Leipzig 1905), ein auf vier Bände berechnetes Unternehmen, dessen erster Band „Methodologie“ uns hier vorliegt. Die weiteren drei Bände sollen in der Zoologie das Problem des Denkens, in der Ontologie das Problem des Seins, in der Kosmologie das Problem der Welt behandeln. Ein weit aussehender Plan, den der Verfasser als einen „Versuch“ bezeichnet, die Hauptprobleme der allgemeinen theoretischen Philosophie geschichtlich zu entwickeln und sachlich zu bearbeiten. Die „Methodologie“ enthält bloß die Einleitung in die Weltanschauungslehre, die Aufgabe, die Vorbegriffe, die Methoden und die Einteilung dieser Disziplin. Was Gomperz Weltanschauungslehre oder Kosmotheorie nennt, umfaßt die wesentlichen Partien der Erkenntnistheorie und der Metaphysik. Er bestimmt ihre Aufgabe ähnlich wie Wundt: sie soll zwischen den Begriffen und Ergebnissen der verschiedenen Forschungsgebiete Einheitlichkeit und Widerspruchlosigkeit bewerkstelligen. Diese Definition scheint mir allerdings ihrer Würde und Bedeutung kaum zu entsprechen. Sache der Philosophie ist es wohl, den Grund zu legen für jede exakte Forschung überhaupt durch Aufzeigung ihrer fundamentalen Begriffe und methodischen Hilfsmittel; nicht aber zuletzt, nach Abschluß, den Spuren der einzelnen Disziplinen zu folgen und zwischen den fertigen Resultaten nachträglich zu vermitteln. Es scheint mir übrigens aus dem ganzen Inhalt des Buches

hervorzugehen, daß Gomperz selber diese Aufgabe nicht vertritt, sondern die Philosophie als „erste Wissenschaft“ nicht bloß an die Spitze, sondern auch an den Eingang aller anderen stellt.

Sodann folgt eine kritische Behandlung der wichtigsten Vorbegriffe: des Substanzbegriffes, des Relationsbegriffes und des Formbegriffes. Diese Reihenfolge enthält zugleich eine Steigerung der Probleme. Mögen Substanz und Identität auch logisch disparat sein, sie stellen meines Erachtens beide Relationen dar. Und samt den Relationen ordnen sie sich dem Formbegriff unter. Den letzten faßt Gomperz im weitesten Sinn. Nicht bloß die räumlichen und zeitlichen Beziehungen, auch „Objektivität“ und „Subjektivität“, „Idealität“ und „Realität“ werden von ihm als Formen bezeichnet. Gomperz wirft hier die Grundfrage auf, was diese Formen seien: nicht nach der Seite ihrer logischen Bedeutung, vielmehr nach der ihres psychischen Erlebens. Er unterscheidet fünf Stadien in der Beantwortung dieser Frage, deren fünftes ihm durch seine eigene Theorie vertreten wird. Das erste ist das Stadium des Unismus, dem die Formen als in den Dingen lebende und wirkende Mächte erscheinen. Ihre vermeintliche Willkürherrschaft zerstört aber die gereifte Naturforschung, die das Walten bleibender und fester Gesetze fordert. Durch sie wird das metaphysische Stadium herbeigeführt, indem als Träger der Gesetzmäßigkeit sinnliche, nicht wahrnehmbare Substanzen und Kräfte gedacht werden. Aber an der unabweisbaren Forderung der Psychologie, solche Faktoren im Bewußtsein aufzuzeigen, scheitert diese Richtung. Sie findet sich durch das Stadium der Ideologie abgelöst, die die erwähnte Forderung zu erfüllen strebt, indem sie die Formen als Vorstellungen, des näheren als Vorstellungsinhalte bezeichnet. Eine These, die Gomperz aber aus mehreren Gründen als widerspruchsvoll ablehnt, wovon der wichtigste wohl der ist, daß viele Formen und Beziehungsbegriffe z. B. Subjektion und Ähnlichkeit weder einem einzelnen Sinnesgebiet, noch allen zusammen sollen angehören können. So führt die Überwindung genannter Doktrin zum Stadium des Kritizismus, der die Formen als reaktive, subjektive Zusätze zu den perzipierten Erfahrungsinhalten behandelt und in ihnen Verstandesbegriffe, Kategorien erblickt.

Indessen auch diese Wendung findet Gomperz im Widerspruch mit der Erfahrung, die uns die formenvolle Wirklichkeit als geordnetes Ereignis und als unmittelbares Erlebnis zeigt. So bedürfe es, um ein Paar Schritte als Zweifelt zu erfassen, nicht erst einer Kategorie, sondern bloß des spontanen Erlebens. Demgemäß wird das Stadium des Kritizismus durch die pathempirische Methode abgelöst, die Gomperz der Weltanschauungslehre zugrunde legen will. Hier werden alle

* Berlin 1906. Verl. v. G. J. Müller.

formen wie dort als reaktive, subjektive Zusätze behandelt, allein nicht mehr als Intellektshandlungen, sondern als Gefühle. Das ist das fundamentale Ergebnis, die eigentliche Position dieses ersten Bandes, das alle früheren Standpunkte, den animistischen, den metaphysischen, den ideologischen, den kritizistischen überwinden und zugleich ihre wertvollen Momente in sich zusammenfassen soll.

Zunächst muß man hervorheben, daß es ein ganz bedeutendes Verdienst Gomperz ist, eine scharfe und universelle Art der Problemstellung gefunden zu haben. Denn es ist ein altes Übel der Philosophie, daß sie durchaus problematische Begriffe so anwendet, als wären dieselben ein eindeutig Gegebenes. Häufig nämlich werden die meisten Relationen und Formen als selbst verständlich und keiner Analyse bedürftig ausgeschieden und bloß ein geringer Teil wird dieser Auszeichnung für würdig gehalten. Insbesondere durch den englischen Empirismus ist dies Verfahren in Übung gekommen. Hume bemüht sich lediglich um die Probleme der Substanz, der Identität, der Kausalität und führt sie auf andere immanente Beziehungen wie Aufeinanderfolge und Ähnlichkeit zurück, die aber selber der Erklärung bedürftig sind. So wird das Problem zurückgeschoben und der wesentliche Teil verhüllt. Gomperz dagegen erkennt das Prinzipielle der Angelegenheit, er fragt nach den Formen überhaupt und bestimmt sie samt und sonders als Gefühle.

Diese Lösung wird wohl ein unwillkürliches Befremden erregen. Indessen, ihr begegnen wir nicht zum ersten Male: Gomperz selber nennt Avenarius hier als seinen Vorgänger. Die Differenz ist in Wahrheit bloß eine terminologische; Avenarius unterscheidet zwischen Elementen und Charakteren und zählt zu den letzteren nicht bloß Lust und Unlust, sondern auch Formen wie Identität, Andersheit, Existenz, Gleichheit, wogegen Gomperz sich an die hergebrachte Unterscheidung zwischen Vorstellungen und Gefühlen hält, die nach ihm den Gehalt des Wirklichen umspannen. Mir scheint es allerdings, daß Avenarius hier im Vorteil ist: erweitert man in solchem Maße den Umfang der Gefühlsphäre, dann dürfte die Wahl eines neuen Begriffes, wie es der des „Charakters“ sich besser empfehlen.

Terminologische Erwägungen treten freilich vor den sachlichen in den Hintergrund. Und da fragt sich zuerst, ob Gomperz seine Probleme richtig abgegrenzt hat. Daß er nach den Formen als Erlebnissen fragt, ist sein volles Recht. Denn alles im Bewußtsein Vorgefundene, sei es des Näheren ein Gedachtes oder Wahrgenommenes, ist auch ein Erlebtes. Und deshalb ist man noch lange kein einseitiger Psycholog, wenn man nach der Art forscht, in der Gesetze, Formen,

Relationen sich psychisch realisieren. Indessen ist es dennoch ein untilgbarer Unterschied zwischen faktischen Erlebnissen und Wertelerbnissen, zwischen dem Erleben eines Platzregens und dem Erleben einer moralischen oder einer logischen Forderung. Ersteres findet sich in der Wahrnehmung vollinhaltlich realisiert, letzteres kann in ihr bloß vertreten, durch sie lediglich symbolisiert werden. Denn es ist im Wesen der Norm, des Ideals gelegen, daß sie höchstens approximativ erfahren und sinnlich vorgefunden werden, ob das „Erfahren“, „Vorfinden“, „Wahrnehmen“ allein auf Empfindungen oder auf Empfindungen und Gefühle ausgedehnt werde. Diesen Unterschied scheint Gomperz nicht gehörig berücksichtigt zu haben, da er in die unmittelbaren Formelerbnisse Werte wie Substanz und Identität aufnimmt, also Idealsformen, und sie in spezifischen Gefühlen realisiert glaubt. Das scheint mir freilich ein unhaltbarer Widerspruch. Und seine Argumente vermochten mich ebenso wenig zu überzeugen, so reich sie an gelungenen psychologischen Einzelheiten sind. Die Substanz, also das Substanzgefühl definiert er folgendermaßen: sie ist „jenes Gesamteindrucksgefühl (Totalimpression), das der Vorstellung der einzelnen Qualitäten vorangeht und sich erst in sie besondert, das sie aber auch nach dieser Besonderung noch einigt, indem sie in daselbe eingebettet bleiben“. Abgesehen davon, daß diese Bestimmung dem transzendentalen Substanzbegriff, der ein absolut Beharrendes den veränderlichen Identitäten gegenüber fordert, keineswegs entspricht, da sie ihn zum empirischen Dingbegriff abblaffen läßt, scheint sie auch ihre bescheidenere Aufgabe nicht zu leisten. Ein Gesamteindrucksgefühl ist zunächst eine vage Impression, aber kein Substanzbewußtsein, ebenso wenig als der „henidenthafte“, undeutliche Eindruck irgend eines mir begegnenden Individuums oder einer Sache mir dieselben zur Substanz erhebt. Andererseits begründen auch die einzelnen Empfindungen keine Substanz. Darauf beruht eben die Unzulänglichkeit der Ideologie. Es können also bloß beide zusammen sie begründen: und wirklich findet Gomperz die Erklärung in einem Eingebettetsein der Empfindungen in die Totalimpression. Allein dies Verhältnis der Einbettung ist ja das Mysterium des Substanzbegriffes, ein Mysterium, das noch keineswegs aufgeklärt ist, wenn der eingebettete Gegenstand genannt wird und der Ort, in dem er seine Bettstelle haben soll. Ein Analoges dürfte für die Auflösung des Identitätsbegriffes in ein Identitätsgefühl zu Rechte bestehen. Ein kontinuierliches Identitätsgefühl, wie es Gomperz den Identitätsausagen zugrunde legen will, scheint mir überaus ansehnlich. Denn ein einziges Gefühl, das sich durch das ganze menschliche Dasein erstreckt, kenne ich wenigstens nicht

aus eigener Erfahrung; vielmehr scheinen mir die Gefühle wandelbarer als die Inhalte, auch wo sie sich auf unser Selbst beziehen. Nimmt man dagegen eine lange Reihe stets neu auftauchender Identitätsgefühle an, so ist das noch aussichtsloser, denn ein einzelnes von diesen Gefühlen kann uns höchstens unserer Identität für eine begrenzte Zeitspanne versichern, und es bedürfte, um die verschiedenen Gefühle, die Glieder jener Reihe untereinander in Verbindung zu bringen, abermals vermittelnder Faktoren. Andererseits: wie sollte die Erkenntnis unserer Identität, der eigentliche Nerv dessen, was wir das Selbstbewußtsein nennen, der den Gehalt unseres Bewußtseins umspannt, in einem spezifischen Gefühl, sonach in einem Teilinhalt eingeschlossen sein? Darin kommt für mich eine unüberwindliche Schwierigkeit zum Vorschein.

Wie ich glaube, begeht Gomperz hier den Fehler, Idealbegriffe vollinhaltlich in dem Gebiet der Erlebnisse zu suchen. Hinsichtlich der Identität ist die Sachlage freilich äußerst kompliziert. Denn diese glauben wir der Reflexion zum Troste, die uns über die absolute Veränderlichkeit alles Physischen und Psychischen belehrt, in uns selber ungeteilt und unmittelbar zu erleben. Hier will das Wunderbare selber Ereignis werden: und aus diesem Grunde hat die Philosophie immer hierher tendiert und im Mysterium des Ich das Mysterium der Welt zu erschließen geglaubt. Ist diesbezüglich also ein definitives Urteil kaum möglich, so scheint es mir sicher, daß wir nicht von einem Substanzerlebnis reden können, es wäre denn höchstens in jenem früher erwähnten symbolischen Sinn. Anschaulich kann der Substanzbegriff, ein Produkt der Reflexion, durch den Begriff des Dinges, nach Gomperz durch das Dinggefühl bloß vertreten werden. Wendet der Verfasser hier ein, alles Gedachte müsse auch als Erlebtes aufgezeigt werden, und zwar nicht bloß als Denkerlebnis, so widerspricht das seiner eigenen Lehre, nach der wenigstens zwei Begriffe, der der Zukunft und der des Du nicht unmittelbar erfahrbar sind. Und wenn diese beiden auch durch Gefühle repräsentiert werden, so ist klar, daß das auch eben bloß eine Vertretung ist, denn das, was wir uns unter Zukunft denken, ist sicherlich nicht identisch mit einem Gefühl der Erwartung und der Begriff mitmenschlichen Bewußtseins deckt sich nicht mit einem altruistischen Gefühl. Hier also möchte ich die Forderung strenger Grenzscheidung zwischen reiner Logik und Psychologismus wiederholen. Man mag dies seltsam finden: aber die Analyse unseres Geistes ergibt eben Seltsames. Idealwerte vermögen wir nicht als unmittelbare Erfahrung aufzuzeigen, auch nicht als Gefühle: sonst müßte beispielsweise der Unendlichkeitsbegriff gefühlt werden, was niemand behaupten kann. Jene Werte werden lebt,

lediglich sofern sie gedacht werden, als zentrale Vorgänge, aber hier wird bloß ihr psychophysischer Verlauf, nicht ihre Bedeutung erlebt. Ferner finden sie Symbole in der Anschauung, aber auch da wird ihre Bedeutung bloß symbolisiert nicht eigentlich erlebt.

Was die Realformen angeht, jene Formen, die sich bereits in der unmittelbaren Erfahrung uns aufdrängen, wie das raumzeitliche Nacheinander und Nebeneinander, so besteht für sie die früher dargelegte Schwierigkeit nicht. Gomperz dürfte auch darin Recht behalten, daß sie sich nicht als Inhalte einzelner Sinne nachweisen lassen. Gleichwohl wird man sich fragen, ob in des Verfassers These, sie seien Gefühle, wirklich eine sachliche Entdeckung oder bloß eine terminologische Verschiebung Ausdruck erhalte. Wenigstens entspricht sie dem unbefangenen Empfinden kaum, denn es ist ein Eigenes um ein Gefühl, aus dem sich die drei Raumdimensionen und die Fülle mathematischer Gestalten ableiten lassen. Ferner ist jedes Gefühl eine momentane Reaktion und das Wesen jener Beziehungen, zumal der zeitlichen, besteht darin, daß die einzelnen Zeitpunkte in ihnen überbrückt und verknüpft werden, wogegen eine Inhaltsempfindung, eine zweite Inhaltsempfindung und ein Formgefühl wieder bloß drei isolierte Stadien ergeben. Somit dürfte auch hier manches weiterer Klärung bedürftig sein.

Die kritischen Analysen des Verfassers sind teilweise außerordentlich fein. Insbesondere ist seine Polemik gegen die Ideologie, die alle Erkenntnis auf Vorstellung und Empfindung gründet, wertvoll. Weniger glücklich ist seine Behandlung des Kritizismus, zumal sofern sie auf Kant Bezug hat. Hier steht dem Verfasser eben sein Psychologismus im Wege. Es geht heute, wo uns Kant als Schöpfer der reinen Logik und Wertlehre zum ersten Male verständlich wurde, doch kaum an, die Kategorien wieder als subjektive Erlebnisse des Gemütes anzusehen und nicht bloß als objektive Erkenntnisprinzipien.

Volle Klarheit über dies Unternehmen werden uns erst die nächsten Bände schenken. Ihnen darf man mit Spannung entgegen sehen, da Gomperz zweifellos ein scharfer und gediegener Denker ist, der, wie seine weit ausgreifenden, Scholastik und Veda umfassenden historischen Exkurse zeigen, auch für Kultur der Philosophie ein intimes Verständnis besitzt.

Es war ferner von Versuchen zur Begründung einer neuen Metaphysik die Rede. Von solchen ist mir in jüngster Zeit wenig Nennenswertes zu Gesicht gekommen. Streng im Geiste des Transzendentalismus ist eine neue im Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen erschienene Zeitschrift „Philosophische Arbeiten“ gehalten, deren Gründer die bekannten Professoren Cohen und Naftory an der Universität Marburg sind.

Ihre Tendenz soll eine streng einheitliche und gleichwohl universale sein. Eben dadurch, daß diese Blätter sich darauf beschränken, Studien zu liefern, denen die transzendente Methode zugrunde gelegen ist, wollen sie die obersten Zwecke derselben, insbesondere einen humanitären Kulturidealismus fördern.

Die Geschichte der Philosophie ist überdies durch neue, umfangreiche Spezialarbeiten bereichert worden. Wir greifen zunächst zwei hervor. Die eine behandelt Novalis, die andere die Hauptvertreter moderner Weltanschauung, Schopenhauer, Wagner und Nietzsche. Erstere hat Dr. Heinrich Simon zum Verfasser und führt den Titel „Der magische Idealismus. Studien zur Philosophie des Novalis“ (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung) und zeigt deutliche Spuren einer fruchtbaren Beeinflussung durch die scharfe exakte Methode Rüderts, dem sie dediziert ist. Die Bedeutung des Magischen besteht in der romantischen Grundauffassung. Die höchsten logischen und moralischen Ideale, zumal das Übersinnliche, intelligible Subjekt des Menschen seien nicht bloß Denkwerte, sondern metaphysische Realitäten, an denen das Individuum nach Maßgabe seiner spezifischen Anlage teil habe. Die Erhebung in diese transzendente Sphäre ist das magische Erleben. Sie ist der Genialität ureigentliche Funktion und insofern ist jeder Mensch wenigstens seinem inneren Vermögen nach genial und das Genie ist lediglich potenzierte Genialität. Es wird von Simon im einzelnen dargestellt, wie Novalis der Reihe nach in Mathematik, Naturforschung und Kunst den Knotenpunkt des Magischen suchte. Dabei werden bemerkenswerte Streiflichter auf die geistige Kultur der Romantik und die Identitätsphilosophie geworfen, namentlich auf deren Verhältnis zur Kantischen Lehre. Das Buch ist um so erfreulicher, als darin ein energischer Versuch Ausdruck gewinnt, eine so vielfach mißverstandene Periode wie die romantische mit logischer

Exaktheit zu analysieren. Man wird dadurch im Verständnis moderner Geistesströmungen bloß gefördert werden. In mancher Beziehung berühren sich die Ergebnisse, zu denen Simon dabei gelangt mit den von mir in „Romantik und Gegenwart“ vertretenen Tendenzen. Auch ist es zu begrüßen, daß Novalis, der sonst zumeist im Dienste des Ästhetentums gemißbraucht worden, hier vielleicht zum ersten Male eine gründliche, philosophische Behandlung erfährt. Freilich dürfte die Schwierigkeit seiner Darstellung der Verbreitung des Buches eine Schranke setzen.

Das zweite historische Werk „Schopenhauer, Wagner, Nietzsche, Einführung in die moderne deutsche Philosophie“ von Theodor Lessing, München 1906, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, zeigt das umgekehrte Verhältnis. Es ist sehr populär, aber wenig exakt. In Anzügen bietet es mancherlei, allein es wirft die meisten Gedanken bloß flüchtig hin, ohne sie tiefer zu begründen. Ein Überfluß an psychologisierenden Konstruktionen läßt es nicht zu voller Sachlichkeit kommen. Der Versuch, Schopenhauers Pessimismus durch Aufzeigung seiner subjektiven Motive zu widerlegen, scheint mir völlig verfehlt. Über Wagner weiß Lessing wenig Originelles hervorzubringen und das Wenige ist sehr anfechtbar. Wertvolle Züge bietet Nietzsches Behandlung. Insbesondere muß die Zurückweisung evolutionistischer Utilitarier hervorgehoben werden. Überhaupt strebt Lessing nach hohen Aspekten, aber es gebricht ihm vielfach an Energie und Produktivität. Zudem üben ein hochfahrender Ton, rücksichtslose Hingabe an manche Elemente „der Moderne“, sowie ein lästig überwuchernder Feminismus eine dem Buch nachträgliche Wirkung aus. Auch kann die Weltanschauung der Gegenwart nicht bloß auf psychologischem Wege ergründet werden, sondern bedarf reichere ideeller und metaphysischer Perspektiven.

Dr. Oscar Ewald.

Feuilleton.

Sexualliteratur.

Nicht darum handelt es sich mir, die Erscheinungen auf dem Gebiete der Sexualliteratur eingehend zu würdigen. Wer weiß nicht über den Inhalt dieser Bücher Bescheid, von denen eines heute schon in vierzigtausend, das andere in dreißigtausend Exemplaren verbreitet ist. Selbst ganz wissenschaftliche Werke über diesen Gegenstand erleben eine Auflage um die andere. Der französische Roman hat seine Rolle ausgespielt. Nimmt man zu den größeren Werken noch die zahllosen Broschüren, Aufsätze in Monatschriften und Tagesblättern, gedruckte Vorträge hinzu, so dürfte kaum ein Kopf der Bevölkerung leer ausgehen bei dieser Aufklärung im eigentlichen Wortsinne. Wo der Blick bei der Musterung einer Buch-

händlerauslage hinfällt, begegnet er dem Worte sexual. Es ist eine wahre Springflut von Schriften dieser Art, welche sich da über das Publikum ergießt. Was aber diese Erscheinung besonders interessant macht, ist folgendes: Erotische Literatur hat es ja zu allen Zeiten gegeben und es würde sich zweifellos nachweisen lassen, daß es ganz analog den Schwankungen des erotischen Bedürfnisses beim Einzelnen, auch im Völkerverleben Zeiten gesteigerten und verminderten Interesses an diesen Dingen gibt. Bisher hat sich die Hauffe und Bauffe auf die schöne Literatur beschränkt. Nun tritt aber die Wissenschaft auf den Plan. Sie ist wirklich die universellste Macht! Nicht nur an Stelle der Religion soll die Naturwissenschaft treten, nein, sie soll auch den läppischen Roman ersetzen. Viele der erwähnten Schriften, auch wenn sie sich noch so

wissenschaftlich geberden, sind doch deutlich zur Befriedigung ganz anderer als wissenschaftlicher Bedürfnisse geschrieben. Allein, es wäre Unrecht, würde man von diesen auf alle schließen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Liebesleben des Menschen, spät genug, wie die einen klagen, endlich doch auch, wie die anderen bedauern, zu einem Gegenstand der Erkenntnis geworden ist, oder vorderhand wenigstens zu einem Gegenstand der Forschung. Alle namhaften Autoren auf diesem Gebiete tun sich etwas darauf zugute, daß sie nunmehr den letzten Schleier von den Vorgängen der Natur weggezogen haben; sie wundern sich, wie die Wissenschaft so lange vor dem Heiligtum der Liebe Halt machen konnte. Die Unheiligen! Es wird wohl noch lange Zeit Leute geben, die von der Notwendigkeit einer Erforschung des Liebeslebens nicht so ganz überzeugt sind.

Man darf nicht vergessen, daß keine wissenschaftliche Erkenntnis ohne Opfer gewonnen wird. Auch die eifrigsten Leser sexueller Schriften werden davon doch nicht erbaut sein. Und feiner Empfindende werden sich offen eingestehen, daß durch diese Forschungen etwas ungemein Hartes, Heiliges mit rauher oder roher Hand unbarmherzig zerstört wird. Und manch einem wird sich vielleicht bei dieser Gelegenheit zum ersten Male die Frage auf die Lippen drängen: Maß man denn wissen? Ist denn Wissen wirklich das Höchste? Alles Wissen setzt ein Forschen voraus und das Forschen ein Eindringen. Das Forschen ist kein weihewolles Geschäft. Es verhilft zu sehr starken und wohlthätigen Gefühlen, es verleiht Macht und Herrlichkeit, aber es entgeistert. Der Forscher ist kein Unbedenkender. Überall stehen sich der Naturfreund und der Naturforscher gegenüber; so gegenüber wie Liebe und Macht. Das Verstandesverhältnis zur Natur schließt ein Gemütsverhältnis aus. Erkenntnis verdrängt die Empfindung. Wer nicht ganz und gar für die Wissenschaft geboren ist, dem wird es manchmal beim Eindringen in ein Geheimnis der Natur zumute sein, als würde er von einer lieben Empfindung Abschied nehmen. Auch mit dem Schleier der Natur reißt ein Wahn entzwei.

Allein, der Gang des Weltgeschehens ist durch keinerlei freudige Betrachtungen zu beschleunigen, durch keinerlei wehmütige Rückblicke aufzuhalten. Die wissenschaftliche Sexualliteratur ist eine Tatsache, die unmöglich in der Willkür oder auch nur besonderen Vorliebe einzelner Forscher ihren Grund haben kann. Gerade die Begabtesten, Bahnbrechendsten auf irgend einem Gebiete sind nur Geschäftsträger eines höheren Willens, ausübende Organe einer überindividuellen Macht. Man kann die Ursache einer Erscheinung nie tief genug suchen, daher vor allem nicht im bewußten Streben eines Menschen. Die tiefste Ursache ist immer die Bedeutung. Und die Frage, welche ich hier zu beantworten versuche, lautet demgemäß: Was bedeutet die wissenschaftliche Beschäftigung mit der

Liebe und was bedeutet das Interesse an solchen wissenschaftlichen Ergebnissen?

Man denke von diesem Interesse ja nicht geringerschätzig. Es handelt sich beim Geschlechtsleben doch gerade in jenen Fällen, welche einzig wert sind, zum Muster genommen zu werden, um etwas ganz anderes als Geschlechtsgenuß. Die Liebe verhilft dem Menschen zum Höchsten, was er überhaupt erreichen kann, zu einem Jenseits. Sie macht es ihm möglich, im diesseitigen Leben das ewige Leben zu gewinnen. Das Jenseits des gewöhnlichen Menschen sind seine Kinder; aber nur jene, die aus einem Liebesbündnis hervorgehen. Nur die gewollte, gelungene Nachkommenschaft verbürgt Fortdauer. Alles bloßer Luft Entsprungene wird wieder über kurz oder lang zu unbeseelter Materie.

Über auch derjenige, welcher nicht in Nachkommenschaft, sondern in Werken weiterlebt, wird in seinem Wirken und Schaffen durch die Liebe außerordentlich gefördert und sucht sie deshalb. Dieses Leben ist überhaupt nicht lebenswert, wenn es nicht zur Erlangung jenes Lebens verwendet wird. Ins Jenseits gelangt aber niemand allein. Ob man sich nun die Fortdauer durch Kinder oder Werke oder gute Taten erwirbt, zu allem ist die Liebe erforderlich. In den Himmel kommt man nur zu zweit.

Es ist daraus ersichtlich, daß es sich beim Geschlechtsleben um die denkbar höchste Angelegenheit des Menschen handelt, und daß Interesselosigkeit in diesem Falle viel problematischer wäre als Interesse. Die Regelung dieser Angelegenheit würde vielleicht keiner allzu großen Schwierigkeit unterliegen, wenn jeder ganz frei seinem Drange nachgehen könnte. Aber da sind vor allem die überlebten, starren sozialen Verhältnisse, steife Formen da und dort, welche den Entwicklungen und Verfeinerungen nicht so gefällig nachgeben wie das edictum perpetuum des Prätors, sich ihnen vielmehr als ein perpetuum immobile gegenüberstellen und so dazu führen, daß Regungen bewußt werden, die es nicht würden, wenn sie sich einfach betätigen könnten.

Dazu tritt noch ein Umstand, und hiermit komme ich zur anderen der vorhin gestellten Fragen. In Sachen der Liebe gibt es zweifellos einen überaus mächtigen und sicheren Instinkt, hat es wenigstens einen Instinkt mit solchen Attributen gegeben. Allein, es ist das Schicksal der Instinkte, daß sie eines Tages versagen, nicht ausreichen. Versagen, weil sie nicht ausreichen? Man möchte, obenhin betrachtend, annehmen, daß der Instinkt den verfeinerten Bedürfnissen schließlich nicht mehr Rechnung tragen kann und derart die Intervention der Erkenntnis notwendig wird. Doch ist es einfacher und dem Sachverhalt entsprechender anzunehmen, daß der Übergang vom Instinkt zum Wissen im Plane der Entwicklung liegt. Bewußtsein, so unerwünscht es manchmal ist, ist nun einmal das Ende aller Entwicklung. Vielleicht

wird es deswegen von vielen so geschätzt, weil es eben das Ende ist. Seiner Weisheit sich zu freuen, hat niemand lang Zeit. Sie ist um den Preis des Lebens erworben und kommt höchstens anderen zugute.

Der Prozeß, den wir da auf dem Gebiete der Erotik beobachten, hat sich vordem schon viele Male abgespielt. Wie lange wurde die Heilkunde, und durchaus nicht — wie man uns jetzt glauben machen will — mit schlechtem Erfolge, rein instinktiv ausgeübt. Derzeit ist sie wissenschaftlich begründet. Aber es ist interessant zu sehen, wie die auf die langwierigsten Forschungen gegründeten Maßnahmen oft wesentlich identisch sind mit den seinerzeit mit genialem Instinkt gefundenen. Durch das Wissen wird man oft um nichts weiter bereichert als eben um das Wissen. Man kann nichts Besseres tun; man weiß nur um die Gründe seines Tuns und kann sich des Wissens freuen. Und noch ein nicht zu übersehender Vorteil: Das Wissen befähigt auch diejenigen zu Leistungen, welche des genialen Instinktes entbehren. Das Wissen ist eine demokratische Fähigkeit. Durch das Wissen wird die Kunst des einen zum Handwerk aller.

Ob es sich beim Übergang vom Instinkt zum Wissen um einen bloßen Ersatz des einen durch das andere handelt, muß aber doch erwogen werden. Ob nicht das Wissen vielmehr ein Ersatz, ein Entgelt fürs Können ist. Alle Wissenden haben einen hippokratischen Zug. Wann fängt jemand zum Nachdenken an? Wenn er zum ursprünglichen Handeln nicht mehr taugt. Der Catemensch und der Grübler sind Gegensätze ohne Vermittlung. Vielleicht dauern die Instinkte nur so lange, als die Tat ein Erfordernis ist. Gemeinlich bezeichnet man die Theorie als das Fundament der Praxis. Es hat aber oft den Anschein, als würde sich die Theorie dort und dann einstellen, wenn die Praxis ein Ende hat. Gesunde interessieren sich nicht für Pathologie. Für Nahrungsmittelchemie interessiert sich der Magenfranke; staatsrechtliche Theorien gedeihen am üppigsten in kranken oder verfallenden Staaten — das *primum movens* aller Wissenschaft ist der Kagenjammer. Alle Einsicht kommt hinterher. So ist auch das Interesse am Sexualleben nicht unverdächtig. Man geht wohl nicht weit fehl, wenn man sagt, diese ganze Literatur ist von Hypochondern für Hypochonder geschrieben. Diese Leute taugen allesamt nicht zu dem, wovon sie so viel reden.

Und dieser Tatsache läßt sich eine durchaus versöhnliche Seite abgewinnen. Das Geschlechtsleben ist nicht Selbstzweck, es ist nur ein Mittel, um das Leben über den Tod hinaus zu verlängern, um eine Entwicklung nach dem Tode möglich zu machen. Das letzte ist immer etwas rein Geistiges. Sowie eine Nation ihrer Vergeistigung entgegengeht, sowie sie Kulturnation wird, vermindert sich auch ihr Beruf zur leiblichen Fort-

pflanzung. Der Überschuß an Tatkraft verwandelt sich in Bewußtsein. Die Franzosen, das älteste Kulturvolk Europas, haben die älteste, allerdings ihrer Veranlagung entsprechend, mehr schöngeistige Sexualliteratur. Die Deutschen bevorzugen auch in diesem Punkte die wissenschaftliche Form.

Ich habe mit diesen kurzen Bemerkungen etwas angestrebt, was man in den Werken über das Geschlechtsleben durchwegs vermißt: eine philosophische Betrachtung des Gegenstandes, oder anders ausgedrückt, eine Deutung der Tatsachen. Die Anhäufung von Tatsachen, und seien sie noch so kurios und noch so schwer und nur in einem wissenschaftlichen Berufe zu erfahren, ist noch nicht Wissenschaft. Beim Lesen in solchen Kompendien ist einem zumute wie in einem Raritätenkabinett. Man ist erstaunt, verblüfft, beunruhigt und wartet vergeblich auf den Gedanken, der dieses Wirrsal erträglich macht. Die Wissenschaft soll nicht Sensation erregen, sondern von der Sensation befreien. Vielleicht ist es noch zu früh zu einer zusammenfassenden, systemisierenden Betrachtung. Es obwaltet auch noch in den Schriften der erwähnten Art zu viel praktisches Bestreben. Der eine rückt den venerischen Krankheiten, der andere der Prostitution, der dritte den Chemiesären zu Leibe — namentlich Frauen werden in solchem Interesse gern „wissenschaftlich“ tätig — allein, dies ist nicht der Weg, wie man zu tiefen Einsichten gelangt. Wer etwas will, sei's auch das Beste, Höchste, ist schon befangen. Er ist nicht mehr zu jener reinen Anerkennung der Tatsachen geneigt, wie sie unbedingte Voraussetzung alles Erkennens ist. Wer bald etwas unsinnig, bald etwas widrig oder unsittlich findet, der wird nie die Wahrheit finden. Denn die Wahrheit ist eine Einsicht, welche all dies Unsinnige, Widrige, Unsittliche, trotzdem es so ist, erträglich macht. Dem Erkennenden liegt nichts ferner als „Ausmerzen“. Was keine Berechtigung hat, vergeht von selber. Und wenn es nie eine Berechtigung gehabt hätte, so wäre es nie entstanden. Pathos irgendwelcher Art und Wissenschaft verträgt sich nicht. Noch betrübender ist freilich die Verbindung von Wissenschaft und Geschmacklosigkeit, wie sie in diesen Schriften häufig zutage tritt. Es ist gerade, als ob die Verfasser den Gegenstand der Darstellung als Deckung benutzten, um sich einer sonst unerlaubten Zwanglosigkeit hinzugeben.

Einer der bekanntesten Autoren auf diesem Gebiete hat sein großes Werk, worunter er unter anderem ausführliche Belehrungen über die Verhütung der Konzeption und Ratsschläge bezüglich ökonomischer Behandlung der Schutzvorrichtungen gibt, seiner Frau gewidmet. Also nicht nur den Roman, nein, auch das Bändchen lyrischer Gedichte getraut sich diese Literatur gelegentlich zu vertreten!

In solchen Kleinigkeiten steckt so viel Prinzipielles. Diese Geschmacklosigkeit fällt nicht dem Einzelnen zur Last, sondern sie gehört zur Sache.

Wer die Wissenschaft in der Art betreibt, daß er mit kurzichtigen Sinnen in den Tatsachen wählt, dem muß aller Sinn für die Schönheit des Lebens und alle Fähigkeit, Schönheit zu schaffen, verloren gehen. Schön ist immer nur ein Ganzes. Ein Ganzes erfährt aber nur der wohlwollende Überblick.

Privatdozent Dr. Hermann Swoboda.

Die Schwestern Wiesenthal.

Drei Schwestern tanzen. Zwei blütenjunge Mädchen und ein Kind, dessen verträumtes Gesicht noch vom Schlummer der ungeweckten Jahre umfungen ist, indes die feinen Glieder in allen Gelenken schon erwacht, sich unter dem Ruf der Musik auf das anmutigste lösen und regen, noch nicht bewußt, sondern gleichsam dem Beispiele der älteren Schwestern gehorham. Diese dritte tanzt noch den bloßen Reigen, wie sich eben ein Kind in dem Märchen seiner Existenz, wie in einem beginnenden Traume bewegt. Die zwei anderen aber tanzen eigenes Leben, Schicksal, Gestalten und verkörpern sinnvolle Kunst des Leibes, beherrscht von inneren Impulsen, die nach dieser Darstellung verlangen als nach der Erlösung durch die Form.

Grete Wiesenthal tanzt wie der Genius der Leidenschaft selbst, als schlägen aus ihrer Seele, aus ihrem schwächlichen, schlanken und durch den Rhythmus und Klang der Musik zugleich entsachten und gebundenen Körper Flammen, deren Pracht sie ausströmt, in deren Glut sie lebt, wie der Urgeist des Elements.

Der Ruf der Musik entzündet den Glanz dieses Willens, der seinen starken, künstlerisch strengen Instinkt wahr und nicht wahllos sich dem Gebot der Bewegung unterwirft. Sie gestaltet im Tanz sich selbst, er ist der einzige Ausdruck einer besonderen, dem eigenen Wesen mit tragischer Größe und Qual hingegebenen Natur, von der Musik empfängt sie die ersehnte Stimme und Deutung ihrer eigenen Seele und strahlt diese wieder in den fähigen, einfachen, zuweilen großartigen, beschwingten und geflügelten Schritten, in den sehnächtigen Bewegungen des zartesten Körpers, in den Armen, die wie fittige sie zu tragen scheinen und wie wortlose Rufe nach dem Unfassbaren jauchzen. Sie tanzt, sie erlebt Beethovensche Allegretti. Es ist nicht zu fragen: was meint sie, was sieht sie, was will sie bei dieser Musik? Auch der Tanz ist, wie die Musik, sein Zwillingsgeschwister, kein begriffliches Werk, er arbeitet nicht mit Gedanken, wenn er gleich eine Welt von Gedanken erlöst und erweckt, er entbindet Vorstellungen nicht von begrenzter Deutlichkeit, sondern von ahnender Fülle und schwebender Unfassbarkeit. Ebenso wird der Tanz auch nicht von klaren Vorstellungen eingegeben, sondern von dunkeln Trieben und vorschwebenden Bildern, von der geheimnisvollen Rhythmik des Blutes, von dem Willen des ganzen flugbereiten

und fähigen Körpers, der eine unendlich viestimmige Musik in seinem Schweigen umfaßt, die durch das Aufschimmern des Klanges von außen mit einem Male mitzuschwingen, zu fragen, zu antworten und zu wachsen beginnt, wie eine Flamme. Beethovens Allegretto: Musik, was sagst du, was willst du, was weckst und ruffst du? Da ist Sehnsucht über alle Worte, eine ungeheure Last des Schicksals, die sich in Tönen entladet, welche alle Tat und Untat des Menschenlebens zu bergen und zu entführen scheinen, ohne die irdische Schwere der begrenzten Gedanken, der undurchdringlichen Tatsachen doch alles, was gedacht werden kann und was geschehen mag, in unsagbarer Fülle vervielfachen, in tiefster Einsicht auf eine große, strahlende Einheit rückführen und abklären, so daß eine Welt wie in das Kristall eines erklingenden, umkreisenden, in sich zurückströmenden und beschlossenen Motivs gefaßt ist. Diese Musik tanzt sie: sich selbst, Beethovens Allegretto, eine Welt, eingeschlossen und ausgedrückt in dem Kristall einer entsachten, ernst ausbreitenden, leidenschaftlich aufstürmenden, in sich selbst und in den schließenden Rhythmus großartig rückkehrenden Bewegung eines Körpers, der Ziel und Mittel, Wille und Werkzeug, Seele und Form dieses Kunstwerkes ist. Der Tanz entflammt sich an dem großen reinen Feuer der Musik und nimmt sie so auf, löst sie so völlig in seine Kraft, daß sie in ihm vergeht, er ist selbst Musik geworden. In gleicher Weise aber zieht die Glut dieses Impulses auch alle Schönheit des Sichtbaren in sich ein: die Farbe des Gewandes in seiner launischen, dem Körper folgenden Bewegung, die Linien des ruhenden, gemessen gehenden, verzückt taumelnden, eilenden, fliehenden, sehnächtlich schleifenden, befreit sich schwingenden Leibes, der sehnächtigen, muskulösen, mageren, zugleich nach gewissen Begriffen unschönen, nach denen künstlerischer Charakteristil jedoch wunderbar ausdrucksvollen Beinen, der zarten Arme, des Gesichtes, der Haare. Und ein Spiel dreier Mächte hebt an, welche in diesem tanzenden Leibe als in einem triumphierenden Reigen vereint sind. Farbige Erscheinung, tönende Musik, seelische Bewegung. Dies ist das Geheimnis des Tanzes, dieser langvergesenen und verhaltenen Kunst, die einem Urinstinkt der Menschheit entsprungen, vielleicht die erste Äußerung des gestaltenden schöpferischen Willens war und wie alle treibenden Urinstinkte in den gesellschaftlichen Mißformen entstellte, ja verschüttet blieb, um zu Zeiten allmählich, unversehens und unbeflegbar aufzuwachen. Zuweilen schlagen aus dem geordneten langweiligen Treiben unserer Tage die alten, großen Flammen des Urmenschen auf, welches immer auch das wahrhaftige Urwunder bleibt, denn was wir Gesellschaft nennen, ist doch bloß ein wunderliches untermenschenliches Gemenge beherrschter Tierheit. Die Flammen brechen zuweilen auf: ein Bild, eine Musik, ein Gedicht und der Flammen brennendste: ein Tanz.

So empfängt Grete Wiesenthal ihren Impuls, so entatmet sie ihn, vom Klang erfasst, in seinem Rhythmus bewegt, von seinem Takt und Gang gebunden und befreit: innerliches wie die Seele eines Conquistadores erscheint gleichnishaft verkörpert im sinnvollen Spiel ihrer Glieder und dieses erweckt wieder die Unzahl der Visionen bei der Einheit der schönsten Erscheinung.

Um deutlichsten wird dieses Ineinander-tauchen der empfangenden und weiterreichenden Kräfte an dem „Donauwalzer“. Langsam, fragend beginnen die ersten Takte, da kniet sie in sich zusammengekauert, das blonde, dunkel-kupfrig auflauchende Haar verhüllt ihr Gesicht und strömt über die Schultern. Mit dem bewegteren Fortgang des Motivs erhebt sie sich langsam, scheint laufend erst ihrer Innre zu werden, bis die ganze, von einem anschließenden, stumpf grünen Gewande vertratene zarte Gestalt aufgerichtet, wie von der Musik erst gezeugt, dasteht, schon aber auch zu beben, zu atmen, zu schwingen beginnt; die Miene, ein schmales, mageres, starres Kinder Gesicht fängt leise zu leuchten an, die graublauen Augen schimmern und lächeln, lachen und strahlen endlich, der scharfgezeichnete Mund über dem langen Kinn öffnet sich mit der schimmernden Reihe der Zähne, eine stegreiche Heiterkeit leuchtet über dem Fließ der fortziehenden Musik, allmählich hebt der Körper sich empor und er hat fast mehr noch zu sagen, als das Gesicht allein, er erlebt das Spiel der Wellen und zeigt es, immer im Dreitakt des Walzers: die naive Geberde des Schwimmens, des Trinkens, des Badens, alles Treibens eines besessenen Geschöpfes, einer Nixe im wallenden Element, aber jede Geste nur eine von untrüglichem Stilgefühl gleichsam vergeistigte und verklärte Andeutung des Realen; in der wachsenden Bewegung steigert sich der jubelnde Taumel zu einer überströmenden Lust, zu einem Triumph körperlicher Melodik und eines herrlichen Augenwohlklangs in und über dem der Töne.

Elisa Wiesenthal, die stillere, sanftere lebt in einer zärtlichen träumerischen Romantik; das Bacchantische, völlig aufgelöste und brennend Verzehrende, das der Leidenschaft der Schwester gemäß ist, liegt ihr ferne, die weniger den tragischen Genius, als die seltsame Harmonie und Verklärung der Musik verkörpert, schon durch ihre Erscheinung allein, von ebenmäßiger Schlankheit, von einer knospenden Anmut; ihr Gesicht zeigt die reinsten Linien, den sanftesten Umriss, der Mund mit einem unvergleichlichen Sinn und Lächeln drückt den ganzen Zauber ihres Geschlechtes aus; in dem Schwung dieser Lippen, der schweigenden, der fragend halb geöffneten, der lachend erschlossenen, scheint alles weibliche Schicksal vorgeeignet, Lust und Leid, Sehnsucht, Liebe, Güte, alle reinen, den wahren Wohlklang, die sittliche und sinnliche

Harmonie des Frauenwesens bezeichnenden Züge spricht dieser stumme Mund wie eine Verheißung und Erfüllung aus. Und unter einer schwarzen, schimmernden Haarflut leuchtet die weiße Stirne, strahlen zwei ernste, feierliche, milde Augen eine klare Tiefe aus. Auch sie tanzt, was ihr gemäß ist, Musik, die von verwandtem Wesen eingegeben, die zärtliche, innig träumerische Romantik vergegenwärtigt: Mondlicht über Wiesen wallend, den schönen Harm der Sehrenden, die Schwermut der Verlorenen, die keusche Freude der gewonnenen Liebe. Schumanns Karnaval. Eben wegen der harmonischen Befasstheit ihres ruhig geschlossenen Wesens, ihrer seelenvollen Einsicht und Sicherheit vermag sie im Tanze, was der flammenden Persönlichkeit der Schwester versagt ist: deutliche, objektive Gestaltung und Charakterisierung, sie hebt typische Figuren heraus, den stämmigen Florentin, den unglücklichen Pierrot. Wie entzückend ist die Grazie, die den ungelenteten, schwerfälligen, mond-süchtigen, unsehligen Hanswurst aufs anmutigste ungraziös scheinen läßt, die mit der charakteristischsten Musik taumelt, hinkt, nach Halt sucht, indessen, wie in den Tönen der leise Spott des beherrschten harmonischen Gleichgewichts in ihren Gliedern lächelt, während darauf der triumphierende Harlekin in seiner Freude die kindlichsten Sprünge, ein Lachen am ganzen Leibe offenbart. „Valse noble“: in einem schimmernden Seidenkleide mit bloßen Schultern die schöne Frau, die sich im eigenen Zauber, halb schamvoll, halb bewußt neigt und beugt und badet, den Reiz ihrer verhaltenen, schwebenden Bewegung genießt und sich im Wohlklang ihres Leibes gleichsam bespiegelt.

Auch Elise Wiesenthal tanzt einen Walzer: „Rosen aus dem Süden“, in einem feuerfarbenen Gewande, das wie ein äppiger Blütenkelch die schlanke Gestalt umgibt, die daraus hervorleuchtet und wieder sich darein hüllt, einen Kranz von Rosen um das Haupt, die Lippen verheißend wie Rosen selbst und die rings um sie blühende Musik vom sanften Schwung des Beginnes bis zur höchsten Lust des Schlusses in das volle Bild der Erscheinung wandelnd: ein Bild, das sich selber gestaltet, ein Geschöpf, das all seinen und unseren Traum erfüllt.

Nicht ohne ein zwingendes Gebot ihrer Natur antworten diese Tänzerinnen am innigsten dem Rufe der Wienerischen Musik, drücken sie selbst doch den Reiz ihrer Heimat mit unwillkürlicher Kraft aus, als hätte diese Natur, der Wienerwald, welcher die aller schönste Stadt bekrönt, dieses Land, das in unvergleichlichem Reichtum Wunder der Erscheinungen hervorbringt, auch diese Mädchen erschaffen, so recht um die innewohnende Musik, den ganzen, steten Wohlklang seiner Schönheit im Tanze zu ver sinnlichen und zu erklären.

Otto Stoßel

Besprechungen.

Beethovens Briefe.

Beethovens Briefe erscheinen jetzt gleichzeitig in zwei Gesamtausgaben. Das heißt, die eine davon (Ludwig van Beethovens sämtliche Briefe und Aufzeichnungen, herausgegeben und erläutert von Dr. Fritz Prellinger, Wien und Leipzig, 1907, C. W. Stern) behauptet, sie habe „Vollständigkeit erstrebt“; denn jeder noch so kleine Zettel gehöre der Ewigkeit an. Die andere (Beethovens sämtliche Briefe, kritische Ausgabe mit Erläuterungen von Dr. Alfred Chr. Kalfschier, verlegt bei Schuster und Loescher, Berlin W) erklärt es von vornherein für unmöglich, alle Schriften zu bringen. Und eben in den letzten Wochen sind auch wirklich bisher unbekannte Dokumente zugänglich geworden. Aber gerade diese Ausgabe enthält eine stattliche Anzahl ungedruckter und zum erstenmal veröffentlichter Aufzeichnungen Beethovens, insbesondere aus den Schätzen der Verleger Breitkopf und Härtel. Und was wir da neu erfahren, ist wichtig genug. So findet sich ein Schreiben Beethovens aus dem Jahre 1815, das Druckfehlerverbesserungen für die Cellofonate op. 69 enthält, Verbesserungen, die merkwürdigerweise in der großen kritischen Gesamtausgabe der Werke Beethovens nicht berücksichtigt sind. Es muß fast Wunder nehmen, daß so bedeutsame Kundgebungen des Meisters wie diese Verlegerbriefe, bisher nicht veröffentlicht worden sind, und Kalfschier, übrigens einer der fleißigsten Beethovenforscher, hat sich durch seine Arbeit kein geringes Verdienst erworben. Jeder Brief ist mit Anmerkungen und kritischen Ausführungen bedacht, die ein unendlich mühseliges, aber gar oft auch erfolgreiches Studium verraten. — Vollständig ist bis jetzt weder die Berliner noch die Wiener Ausgabe. Über diese letzte läßt sich vorderhand wenig sagen, denn ihre drei hübsch ausgestatteten Bände geben nur Text, erst im (vierten) Schlußbande wird der Herausgeber zu Worte kommen, eine Art der Unordnung, die freilich an und für sich schon gelobt werden darf.

Was nun den Inhalt der schriftlichen Aufzeichnungen Beethovens anbelangt, so möge man ja nicht glauben, daß sie Nebensächliches bieten oder auch nur eine Angelegenheit der Biographen und Fachleute seien. Sie gehören vielmehr zum Besten und Erhabensten der Weltliteratur, und wer wahrhaft Musiker ist, wird nicht säumen, nach ihnen zu greifen. Scheut jemand die Gesamtausgaben, so sei ihm die schöne Auswahl in den „Büchern der Weisheit und Schönheit“ (Beethovens Briefe, ausgewählt von Dr. Karl Storr, Stuttgart, Verlag von Greiner und Pfeiffer) empfohlen. Aber es ist ganz selbstverständlich, daß uns jedes Blatt, jedes Wort des Meisters heilig sein kann und muß. Dies sei hier noch besonders deswegen betont, weil man erst jüngst im Streit um Her-

mann Bakes „Wien“, noch immer auf Chayer geklärt, Beethoven der Doppeltungigkeit und Selbstgier geziehen hat. Sehr richtig sagt Kalfschier: „Gerade in dieser Angelegenheit tritt wieder der Umstand klar zutage, daß es so wenig Menschen gibt, die das Vermögen besitzen, aus Beethovens reiner, heiliger Consprache auch dieses Einzigen absolute Seelenreinheit zu erschälen und zu erschöpfen. Wer namentlich durch seine Symphonien auch heute noch die Gemüter so zu rühren vermag, daß sie geradezu den Himmel offen sehen, . . . der muß solche Werke aus dem reinsten Gemüte erschaffen haben. Darum gilt ein für allemal das Wort: Beethoven hat immer Recht; nur in der Form kann er hier und da übers Ziel schießen: allein im Kernpunkte trifft er im Harn wie in der Ruhe stets das Richtige.“

Dr. Paul Stefan.

Zwei Romane. Georg Bangs Liebe — Sehnsucht. Von Karl Kosner. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt.

Wir fühlen sofort, nachdem wir ein Dutzend Seiten gelesen, daß wir einen Blick in die Innenwelt eines echten Dichters tun. Indem er uns seine eigene Welt erschließt, beginnt auch unser Innenleben sympathisch mitzuschwingen, und was der Dichter an schlichten Lebensschicksalen und Ereignissen erzählt, verwebt sich mit unserem eigenen Fühlen und Denken, als hätte er die Personen seiner Phantasie mit den intimsten, uns selbst halb verborgenen Vorgängen unseres Seelenlebens ausgestattet.

In dem ersten der genannten Romane: „Georg Bangs Liebe“, der auf Wiener Boden spielt, klingt die Wiener Saite in vollen Akkorden an. Nicht etwa breitspuriges Abschildern der Örtlichkeit und seines leichtlebigen Völkchens, kein behagliches Ausmalen seiner Tugenden und Schwächen, keine Duldhimmung und keine Rührungs-momente finden wir in dem Buche als billige Stimmungsmacher angewendet.

Der Zauber, der über der schlichten Erzählung liegt und uns allmählich einspinnt in seine Kreise, wird von dem warmen Herzblut eines Poeten unterhalten. Fast lauter gute Menschen begegnen uns in der Erzählung von Georg Bangs Liebe. Sie leben ein stilles kleines Innenleben, an denen der Weltmensch mit seinen großen Zielen und Leidenschaften achlos vorüberzufahren pflegt, das aber eine ganze Welt von Liebe, Hingebung und Opfer Sinn umschließt. Ein junges Menschenkind in kleiner, dürftiger Umgebung aufwachsend, aber umhegt und geschützt vor dem Rauhreif der kalten Welt durch die Liebe einer hingebenden Mutter, die dem Vaterlosen durchs Leben begleitet, steht im Mittelpunkt der Erzählung. Das, was den Lebensinhalt schlichter guter Menschen bildet, was ihre Herzen bewegt und

ihren bescheidenen Wünschen ein Ziel gibt, ist ihr Inhalt. Aber welch mild abgedämpter Farbenzauber, welch magisches Aufleuchten, welch tiefes Erfassen intimster Seelenvorgänge waltet in dem ruhigen Flusse der Erzählung! Wie ferne Harfentöne aus verklangener Zeit tönt es manchmal an unser Ohr, wie ein schauerndes Ahnen von Selbsterlebtem und Selbstempfundenem wandelt es durch unsere Seele; dann aber wieder treten die Geschehnisse vor uns hin im vollen Lichte der Gegenständlichkeit des unmittelbar Geschautes und Erlebten. Wir leben mit dem Dichter ein merkwürdiges Doppelleben der Seelen. Nichts stört uns aus dieser Vision auf, kein schriller Ton erweckt uns zur rauhen Wirklichkeit...

Dort, wo die alten Häuser stehen, wo uns jeder Winkel eine hundertjährige Geschichte von Kommen und Verwehen, von Freud und Leid, Dulden und Entfagen erzählt, ist der Schauplatz unserer Geschichte. Wir empfangen die Note und den Stimmungszauber gleich in den Einleitungsworten: „Das Haus, in dem sie wohnten, lag ganz weit draußen, über die Wienbrücke hinüber und dann den Heumarkt entlang. Es war eine stille Gegend, die sich nach und nach aus dem regen Treiben der Großstadt gesondert und geschieden hatte. Darüber lag es damals wie ein Hauch von Müdigkeit. Das Leben hatte so seltsam ernste Züge dort, und das Ganze war wie ein absterbender Teil am lebenden Körper der Stadt, durch den nur fichernd leise das Blut noch floss. — Da wohnten sie; in einer engen Gasse, deren alte Häuser helle, verbläute Farben hatten, wie Seidenstoffe alter Möbel, die die Sonne bleichte und die Zeit. Das breite, doppeltflügelige Haustor ging es hinein, dann hinweg unter dem hohen, angeklüppelten Schwibbogen der Einfahrt und über den stillen großen Hof, in dem die beiden alten Kastanienbäume standen. Und weiter die zweite Stiege hinauf, vier Treppen hoch...“

Hier wurde Georg Bang geboren, hier brachte er seine Kindheit zu bis zu seinen Lehrjahren in einer Leipziger Buchhandlung. Das stille Kind fand in dem peinlich reinen Zimmer mit den polierten altmodischen Möbeln seine ersten Eindrücke, seine Welt im Kleinen. Er war noch ein Kind, als sein Vater, ein kleiner Beamter, starb und die Mutter mit ihrem Jungen allein zurückließ.

Die kleine Pension hätte kaum gereicht für die dürftigste Lebensführung; aber eine Mutter, die für die Zukunft ihres Kindes bangt, weiß immer neue Dämme aufzuführen gegen die heranflutende Not. Sie arbeitete emsig seine Stickereien, vermietete eines der beiden Zimmer und lernte entbehren, um ihm das Notwendigste nicht versagen zu müssen.

Mutter und Kind! Das heiligste Band, das die Menschen verbindet und das Paradigma der Menschenliebe bildet. Der unerschöpfliche Liebesborn, der freudige Opfermut des Mutterherzens klingt Allen rührend an, die Mutterliebe genossen

und erfüllt die Stieffinder des Glücks mit süßer Sehnsucht, die sie auf ihrem Lebensweg entbehren mußten.

In diesem Sinne war die Kindheit Georg Bangs eine glückliche. In seinem stillen, armen Winkel fand er Liebe, wie kein Fürstentum sie finden konnte und aus diesem Winkel heraus schossen die Strahlen der Liebe über die ganze Welt, unerschöpflich wie das wunderbare Element, das immer leuchtet und strahlt und doch nie versiegt.

Und was für gute Menschen sieht dieser Dichter und reißt sie mit liebender Sorgfalt, wie eine Schar von Seraphim um seinen Helden! Selbst die schuldbeladene Frau Gerold, die ihren edlen Gatten mit einem komödiantenhaften rohen Fant betrog und die dieser dann schändlich verriet, weiß er in die Sphäre unseres Mitleids zu rücken. Alles verstehen heißt bei guten Menschen alles verzeihen. Manchmal glauben wir die unendliche Herzengüte eines Dickens aus seinen Menschenschilderungen herauszuhören; aber dann vermischen wir wieder die grotesken Bösewichter, das grinsende Laster, das bei diesem großen Humoristen hinter der Lichtwelt des des Schönen und Guten so gespensterhaft aufsteigt. Es ist vielmehr die Weltanschauung der Buddhisten, die in seinem Dichterherzen alles Unzulängliche begreift, alles fehlerhafte umwertet, Tat-twamasi, das bist du, sagt er zu der Welt und seine Ethik umfaßt alles Lebende mit Liebe und Mitleid.

Was sind das für Prachtmenschen, die mit unserem Herzen verwachsen und von denen wir am Schlusse so schweren Abschied nehmen, schauernd vor der Welt der Wirklichkeit, in die wir wieder zurückkehren?

Wie prächtig ist dieser knorrige, murrige und doch so weichherzige Buchhandlungsgehilfe Schneeberger gezeichnet, der sich als Zimmerherr ganz einspinnt in dieses innige Familienidyll und sich an die Seite von Mutter und Sohn stellt als Kämpfer und Beschützer! Wie poetisch ergreifend das Schicksal des Herrn Gerold, des armen Dulders, der den großen Schmerz um die Treulosigkeit der Gattin bis zu seinem Tode still mit sich herumträgt und sein liebebeißendes Herz ganz den Kindern hingibt; wie herrlich steht diese brave, opferfreudige Mutter vor uns und welch ein reicher Quell von Poesie sprudelt aus der reinen menschlichen Liebe, die aus den Kinderherzen Georgs und Sephs sich allmählich, wie eine Wunderblume sich erschließt!

Es ist ein Buch für Solche, die an die Menschheit glauben. — Der zweite Roman „Sehnsucht“ ist eine Künstlergeschichte, die in München spielt. Wir müßten all das Gute wiederholen, was wir vom Dichter und seinem Werke oben sagten, um auch diesem Werke gerecht zu werden. Der Schauplatz ist mannigfaltiger, das große Leben reicher ausgebreitet, als im ersten

Roman. Aber auch hier klingen ähnliche Grundtöne der Seele an, auch hier ist das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn ein grundlegendes fürs fernere Leben. Wie schwer entbehrt der prächtige Edelmann Leopold Loewe das zärtliche, hingebende verzeihende Mutterherz! Er spricht zu Hans Heider, dem Helden der Geschichte, die Worte: „Als Sie mir leghin — bei Ihrem ersten Besuche — von Ihrer verstorbenen Mutter sprachen, da ist das alles wieder aufgewacht in mir. Damals habe ich Sie still beneidet um die ewig gebende Liebe der Frau, die neben Ihrer Jugend gestanden hat, und immer hell und gütig neben Ihnen stehen wird. Wissen Sie jetzt, warum ich sagte, daß meine Jugend herb gewesen ist und daß ich einsam bin, wenn ich an meine Eltern denke?“

„Sehnsucht“ heißt das Buch. Jede von den Hauptpersonen hat ihre Sehnsucht, mit der sie kämpft und deren Ziel sie zu erringen sucht.

Sehnsucht ist der Inhalt des Lebens Leopold Loewes, der eine geliebte Frau an seiner Seite hat, die ihr Glück bei ihm nicht finden kann und sich in Sehnsucht verzehrt nach dem großen unbekannten Glück. Sehnsucht ist auch die junge Liebe Anna Schumanns und Hans Heiders, des Künstlers, der an dem allegorischen Gemälde „Sehnsucht“ arbeitet. Diese Sehnsucht klingt aus den engen Straßen des Prager Judenviertels heraus, das der Dichter mit meisterhafter Anschaulichkeit vor uns hinstellt. Jeder bessere Mensch trägt seine Sehnsucht in der Brust. Sie macht das Innendrama seines Lebens aus.

Wer Wärme und Innigkeit des Empfindens, zartes Enthüllen feinsten Seelenstimmungen, Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit der Erlebnisse, das Leben in seinen Tiefen dargestellt liebt, der nehme eines der Bücher Karl Kosners zur Hand. Er wird sich nicht leicht wieder aus ihrem Banne lösen.

D. Chiavacci.

Rundschau und kleine Mitteilungen.

11. Januar. 60jähriges Jubiläum des Ingenieur- und Architektenvereines in Wien. — 25jähriges Jubiläum der Postsparkassa. — Parteitag der Ultrathenen in Lemberg.

12. Parteitag der deutschradikalen Partei Böhmens in Prag. — Eine Versammlung in Klagenfurt spricht sich für die Zusammenfassung aller deutschen Volksräte zu einem deutschen Volksrat für Österreich aus. — 60jähriges Jubiläum der Fachschule für Textilindustrie in Wien.

13. Zahlreiche Mitglieder der beiden Delegationen begeben sich nach Triest, um von dort aus auf Einladung der Marineverwaltung eine viertägige Informationsreise anzutreten. — 20jähriges Jubiläum der Wiener Handelsakademie. — Die politisch-demokratischen Parteien erlassen einen Wahlaufruf für die galizischen Landtagswahlen.

14. Der landwirtschaftliche Ausschuß des österreichischen Abgeordnetenhauses hält eine Sitzung ab.

15. In der Budapester Hofburg findet die Eröffnung des Königin Elisabethmuseums statt. — Der niederösterreichische Landtag genehmigt das 360 Millionen-Anlehen der Stadt Wien. — Dr. Artur Schnitzler erhält für seine Komödie „Das Zwischenspiel“ den Grillparzer-Preis. — Das ungarische Abgeordnetenhaus nimmt die Ausgleichsvorlagen in dritter Lesung an. — Anlässlich der Ankunft des neuen Botschafters in Agram kommt es zu heftigen Demonstrationen.

16. Dr. Oswald Bachar (geb. 1846) Herausgeber der „Neuen freien Presse“ in Wien †. — Baron Rauch empfängt in Agram die Beamten der Landesregierung und entwickelt sein politisches Programm. — Realgymnasialdirektor Oswald Böll (geb. 1836) in Wien †.

17. Großherzog Ferdinand IV. von Toscana (geb. 1838) in Salzburg †.

18. Der niederösterreichische Landtag wird geschlossen.

19. Justizrat Prof. Dr. Felix Stoerl (geb. 1861) in Greifswald †.

20. An der Wiener Universität wird der 70. Geburtstag des Hofrat Prof. Wiesner gefeiert.

21. Enquete über die Mittelschulreform im Unterrichtsministerium.

22. Die Leiche des Großherzogs von Toscana wird in der Kapuzinergruft in Wien beigesetzt.

Museum für tirolische Volkskunst und Gewerbe. Die Innsbrucker Handels- und Gewerbekammer schrieb im Juli 1907 eine Konkurrenz behufs Erlangung eines möglichst guten Planes für den Bau eines „Museums für tirolische Volkskunst und Gewerbe“ aus.

Der Einsendungstermin war für 15. Dezember 1907 angesetzt. Von den überreichten Entwürfen wurden gemäß der Preisausschreibung drei preisgekrönt und vier andere angekauft. Die preisgekrönten Entwürfe trugen die Mottos: „Führungslinie“ (I. Preis 2000 K), „Jda“ (II. Preis 1500 K) und „Tradition“ (III. Preis 1000 K) und wurden als von den Architekten Dr. Gabriel von Seidl in München, Leopold Bauer in Wien und Heinrich Ried in Wien stammend agnosziert.

Angekauft wurden die Entwürfe von Max Hegele in Wien, Karl Badstieber in Wien, Oskar Huber in Innsbruck und Alexander Candler in Dresden.

Als Voraussetzung für eine sachliche Kritik der Entwürfe und deren Prämierung ist es nötig die Hauptforderung zu kennen, die in der Konkurrenzanschreibung aufgestellt wurde. Das Gebäude, dessen langgestreckter Baugrund am Inn zwischen der Bierbrauerei „Löwenhaus“ (die als freundliches Beispiel altbürgerlicher Baukunst anspricht) und der Kettenbrücke vorbestimmt ist, soll eine erweiterungsfähige Anlage sein. Es soll sich den örtlichen Bauüberlieferungen anpassen und künstlerisch in die landschaftliche Umgebung hineingestimmt sein. „Das Gebäude soll bei Vermeidung einer anspruchsvollen Ausstattung doch den Charakter eines öffentlichen Gebäudes tragen.“

Die landschaftliche Umgebung ist leicht mit wenigen Worten skizzierbar. Dominierend wirkt die vom gegenüberliegenden Innufer steil emporsteigende Bergkette mit ihren fähnen Felsgipfeln, die bekanntlich der Stadt ihren hochalpinen Charakter verleiht. Vom steilen Hang blicken die Fenster der köstlichen Weitferburg. Südlich vom Bauplatz und der Msee liegt das Innsbrucker

Villenviertel „Saggen“ ausgebreitet, das die neue getrimmte Handelsakademie und die evangelische Kirche bislang als letzte Gebäude gegen Norden vorgeschoben hat. Mit dieser landschaftlichen und architektonischen Umgebung sollten die Künstler rechnen. Gabriel von Seidl hat allein von allen Preisbewerbern einen Bau entworfen, der sich den erwähnten Forderungen vollkommen anpaßt und den Gedanken der Tiroler Kunst auch nach außen verkörpert. Der Erbauer des bayrischen Nationalmuseums verstand es ein anmutiges malerisches Gebäude zu entwerfen, dem trotz seines traditionell tirolischen Gepräges die nötige Monumentalität und architektonische Geschlossenheit eignet, und dessen Zweckmäßigkeit in der Verteilung der Innenräume bewundernswert ist. Hier galt es einen architektonischen Konflikt zu überwinden, den die praktische Bestimmung jedes Kunstgewerbemuseums in sich trägt: die Vereinigung von großen Ausstellungssälen mit kleineren Räumen, die als historisch treue Interieurs ausgestattet werden sollen in einem nach außen einheitlich wirkenden Gebäude. Diese Forderung wurde bei den meisten derartigen Musealbauten der letzten Jahrzehnte völlig unbeachtet gelassen und man konnte sich schließlich nicht anders helfen, als daß man Bauernstuben, Bürgerzimmer, Renaissance-räume usw. in die bestehenden Säle mit den obligaten riesengroßen Rundbogenfenstern einbaute, so gut es ging. Holzverkleidungen und Tapetenwände mußten das übrige leisten und die Belichtung ließ infolgedessen meistens alles zu wünschen übrig. Diesmal waren zirka 35 Räume, die als Bauernstuben, Bauernküchen, Renaissance-Herrenzimmer, Barock-, Rokoko- und Biedermeierzimmer dienen sollen, schon in der Ausschreibung für den Plan vorgeschrieben. Seidl gruppierte um einen zentralen Hof drei Trakte, die sich organisch zu einem Ganzen zusammenschließen, ohne ihre Eigenart preiszugeben. Die beiden größeren Trakte, die Hauptfassade gegen die Straße zu bildend, enthalten die großen Säle darunter den 280 m² umfassenden Mittelsaal als eigentlichen Repräsentationsraum des Museums für große Ausstellungsräume, ferner den Vortragsaal, der gleichzeitig für gelegentliche Ausstellungen dienen soll, den Bibliotheksaal u. a. Der dritte Trakt enthält im Erdgeschoß kleinere Ausstellungsräume, im Obergeschoß ausschließlich Bauernzimmer. Die für solche allein passenden und zweckmäßigen kleinen Fenster wurden durch die rückwärtige unbetonete Fassade des Traktes ermöglicht. Seine Intimität wird durch eine Laubengalerie im Hof vertieft. Ein Turm, der aus dem Hof emporsteigt und ein Kapellenchor, der östlich angebaut ist, bereichern die Gliederung und vervollständigen das Bild einer herrschaftlichen in der heimischen Tradition fußenden Bauanlage. Der Fehler, dem die meisten Konkurrenten anheimfielen, indem sie wirkliche Ritterburgen mit dem diesen eigenen abweisenden Charakter nach außen zeichneten, wurde von Seidl

völlig vermieden. Das mit einem Laubengang versehene Eingangstor ladet vielmehr die Besucher freundlichst zum Eintritt ein.

Die Erteilung des ersten Preises an Seidl findet jedermann, der seine Entwürfe gesehen hat, selbstverständlich. Die Preisjury durfte in diesem Punkt von seltener Einigkeit gewesen sein. Kämpfe mag es wegen Zuspöckung des zweiten und dritten Preises gegeben haben, Prämierungen, denen nicht jeder spontan beistimmen wird. Leopold Bauer hat ein gotisches Gebäude entworfen, dem die hohen feierlichen Spitzbogenfenster des Mittelsaals teilweise die Wirkung einer Kathedrale verleihen. Daß die Gesamtgruppierung dementsprechend streng durchgeführt werden mußte, ist die natürliche Folge des architektonischen Grundgedankens. Die innere Raumverteilung hat Bauer zwar trotzdem glänzend gelöst, bis auf die Flucht der Bauernstuben, die wieder durch Tapetenwände geteilt und durch zu große Fenster belichtet sein würden. Das Bauersche Projekt würde sich zur Ausführung inmitten einer Großstadt, wo auf eine malerische Anlage und Auflösung in Einzeltrakte verzichtet werden mußte, vortrefflich eignen. Für den vorgesehenen Platz paßt es gar nicht. Und da das Gebäude äußerlich die Forderungen der Ausschreibung so ganz und gar unbeachtet läßt, verblüßt die Anerkennung des zweiten Preises anfangs. Sie läßt sich nur als Anerkennung der ausgezeichneten und wohl durchdachten Gesamtanlage erklären. Bemerkenswert ist, daß Bauer übereinstimmend mit Seidl für den großen Mittelsaal das hohe Seitenlicht dem Oberlicht vorzieht und den Vorteil dieser Art von Lichtquelle auf Grund praktischer Erfahrungen in den Begleitworten begründet.

Von den übrigen Projekten möchte ich nur noch das des Architekten Candler in Dresden, eines gebürtigen Tirolers, erwähnen. Sein geplanter Bau kommt dem Seidlschen an Vollständigkeit nahe, verfällt jedoch dem erwähnten Fehler einer zu starken burgartigen Abgeschlossenheit nach außen. (Wie überhaupt die meisten Konkurrenten in ihren schloßartigen Entwürfen viel zu wenig den Gedanken der Bauernkunst verkörpert haben, die das Hauptkontingent der Sammlung bilden wird.) Einzelflücken aus Candler's Entwürfen eignet ein großer Reiz und wie schön sein Wollen war, erhellt aus seinem Begleitwort: „Kein mächtig aufwärtsstrebender Baukörper soll in vergeblichem Bemühen mit den Innsbrucker Bergen im Wettbewerb zu treten versuchen, keine zierliche Form den wandernden Blick erfolglos an sich zu fesseln trachten. Der Tiroler soll sein Museum mit dem Empfinden versehen, längst bekannte und doch wieder neue Baulichkeiten zu schauen und in der herrlichen Landschaft soll der Neubau keinen Fremdkörper bedeuten.“

Mit dem Siege des Seidlschen Projekts wäre eigentlich die ganze Angelegenheit bestens gelöst. Die Ausführung des Baus könnte somit im Frühjahr beginnen. Jedoch wird höheren Orts der

Einwand erhoben, man müsse den Österreicher bevorzugen und daher Bauer zur Fertigstellung eines zweiten Projekts auffordern.

Dr. Ernst Diez.

*

Von den Opernbühnen. Sind die Zeiten der „Cavalleria rusticana“ wieder gekommen? Fast scheint die Frage unrichtig gestellt. Man scheint sich zwar zu erzählen, daß man jüngst wieder einmal bei „Cavalleria“ war, aber der Spielplan der Hofoper, der mit unerschütterlicher Beharrlichkeit verhältnismäßig oft diese Oper Mascagnis bringt, zeigt doch, daß alljährlich eine hübsche Anzahl heimlich Verschämter daran Gefallen findet. Aber nicht diese Oper allein lebt munter fort, trotz aller schauerhaften Vernachlässigung im äußeren Wesen, sondern der ganze Typus scheint wieder zu Ehren zu kommen. In den letzten Wochen sind Werke mit Erfolg gegeben worden, die mit oder eigentlich durch die „Cavalleria“ entstanden sind, ihre Zeit verschlafen haben und erst jetzt zu fröhlichem Leben erwacht sind. Es tute mir leid, wenn Smareglia mit seiner „Istrianischen Hochzeit“ beim Publikum der Volkoper hauptsächlich deshalb freundliches Entgegenkommen gefunden hätte, weil die ganze Handlung und ein wenig auch die Masche sich unverkennbar an das Mascagnische Vorbild anlehnt. Doch gerade diese Ähnlichkeiten sind die Schwächen des Werkes. Der erborgte Stil ist dem eigenen Wesen des Komponisten durchaus fremd. Wenn der Begriff italienische Musik durch die Jungitaliener seine besondere Färbung erhalten hat, so kann man kaum einen weniger italienischen Komponisten finden als den Italiener Smareglia. Ihm fehlt das Knallige, das Explosive vollkommen. Er hat eine stillere, innigere Art des Musizierens. Sie drückt sich auch in der „Istrianischen Hochzeit“ aus, trotz der Gewalttätigkeit des Stoffes und trotz mancher formaler Anlehnung an das fremde Muster. Mit ihrem schönen Melodienfluß und ihrer sauberen Arbeit sollte diese Oper auch gefallen können, ohne daß man ihre erborgten Eigenschaften für den wahren Charakter nehmen müßte.

Doch nach dem zweiten Erfolg, der in der Volkoper dem der „Istrianischen Hochzeit“ etwas rasch auf die Hacken getreten ist, kann man erwarten, wohin augenblicklich der Geschmach des Publikums fliehet. „Manon Lescaut“ von Puccini hat in einer nicht ganz einwandfreien, wenn auch musikalisch und szenisch recht sorgfältig durchgearbeiteten Aufführung sehr gefallen. Diese „Manon Lescaut“ ist jünger als alle Werke, die man von Puccini sonst in Wien kennt; sie ist echter Puccini, aber ohne „Cavalleria“ nicht bloß undenkbar, sie ist auch Fleisch von ihrem Fleische und Bein von ihrem Beine. Merkwürdigerweise gefiel am besten das Vorspiel zum dritten Akt, das Cavallerialänge recht offenkundig wiederholt. Mag man noch so sehr die gefällige und bei

aller Leichtigkeit nicht unwirksame Melodik dieses Vorspiels in Unrechnung bringen, mag man in dem Beifall gleichzeitig auch die Unkenntnis einer hübschen Deckenverlebung sehen, so bleibt doch ohne Zweifel die Tatsache bestehen, daß es der wohlvertraute Cavalleriastil ist, der uns jetzt auf einmal so viel Vergnügen macht. Selbstverständlich in Puccinischer Fassung. Puccini hat die größere Modernität für sich, obwohl gerade davon in „Manon Lescaut“ erst die Anfänge zu erblicken sind. Nicht nur die Modernität der Technik, sondern auch die des Geschmacks. Er hat die Wollust des Sterbens entdeckt. Mascagni braucht zu einer ganzen Oper einschließlich der jähren Katastrophe einen Akt. Puccini braucht ebensoviel bloß für das Sterben, und das Publikum von heute findet besonderen Wohlgefallen daran. Freilich in „Manon Lescaut“ hat Puccini noch nicht mehr herans, als daß das Sterben hübsch langsam vor sich gehen muß; darum fällt der letzte Akt, in dem auch nichts als gestorben wird, ein wenig ab. In „Tosca“ sieht sich's viel komplizierter und darum auch aufregender und amüsanter für das Publikum. Auch in Madame Butterfly, die überdies dem Vorzug besitz, auch in Kolorit und Technik viel neuer, viel moderner zu sein.

Darum dürfte auch der Erfolg von „Manon Lescaut“ nicht allzu lange vorhalten. Wien ist jetzt ganz in Puccini aufgelöst, sogar in die jüngste Operette ist ein wenig Puccini eingeblungen. Doch in Wahrheit ist es nicht das tiefgefühlte Bedürfnis gerade nach Puccini, das diesen Erfolg schafft, sondern das lebhafteste und nur zu berechtigte Verlangen nach gutem Theater auch im Bereich der musikalischen Bühne. Wenn D'Albert's „Liesland“ jetzt nach Wien an die Hofoper kommt, wird diesem Bedürfnis auch mit dem Werk eines deutschen Komponisten abgeholfen sein; daß es nicht Puccini als solcher ist, nach dem sich das Publikum sehnt, ersieht man auch an dem Schicksal der „Madame Butterfly“ für die das Interesse in demselben Augenblick abzusinken begann, als mit dem „Wintermärchen“ wieder ein gutes Repertoirestück gewonnen war. Jetzt ist ein neuer Erfolg mit der Neuinszenierung des gewaltigen „Fidelio“ hinzu getreten. Direktor Weingartner hat seinen „Fidelio“ gezeigt, und man kann der Auffassung des nachschaffenden Künstlers kein größeres Lob spenden, als indem man sagt, auch dieser „Fidelio“ sei „Fidelio“. Daselbe hat für den Mahler'schen „Fidelio“ gegolten und das war ein ganz anderer. Beide Auffassungen haben ihre Berechtigung, ihre Vorzüge und ihre Nachteile. Eine vollständige Konkurrenz mit dem Idealbild des „Fidelio“ läßt sich überhaupt nicht erzielen; ist sie doch nicht einmal Beethoven selber gelungen, als er an die Aufführung seines Werkes schritt. Was viele am Mahler'schen „Fidelio“ am meisten störte, war die Einschlebung der großen dritten Leonoren-Ouvertüre.

ture vor die letzte Verwandlung. Was das Mitgehen mit Weingartner am meisten erschwert, ist das Wegfallen dieser Ouvertüre. Gerade Wien ist seit einer Reihe von Jahrzehnten daran gewöhnt, und der sozusagen konservativen Behandlung des „Fidelio“, wie sie Weingartner einschlug, wäre es wohl angestanden, auch dieses Gefühl zu schonen. Vielleicht wird nach einer Reihe von Jahren die Wiedereinfügung der Dritten ebenso als besondere Neuerung empfunden werden wie jetzt ihre Weglassung. Dr. D. J. Bach.

Lehár's neue Operette. Das große Ereignis der letzten zwei Berichtswochen war Franz Lehár's „Der Mann mit den drei Frauen“ im Theater an der Wien und die Spannung war um so größer, als Julius Bauer das Textbuch geliefert hatte. Offen gesagt, Franz Lehár und Julius Bauer passen überhaupt nicht zusammen. Nach meinem Dafürhalten steht das slawisch-träumerische und lyrisch-verschwommene Wesen des einen in geradem Widerspruch mit dem silberstechenden Witz des anderen, und wenn es für Julius Bauer's epigrammatische Art in Wien überhaupt einen Komponisten gibt, dann könnte es nur Oskar Straus sein, der in seiner Musik zu den „Luftigen Nibelungen“ einen verwandten Witz bekundet hat. Lehár's Consprache aber hat bisher immer dramatisch versagt, wo sie die Aufgabe hatte, witzig zu sein. (Siehe „Göttergatte“ und „Jugheirat“.) Erst wenn sie schmachten und girren kann, fühlt sie sich in ihrem Element, und der unverdiente Erfolg des „Raffelbinders“ ist ebenso auf das sentimentale Dorfspiel zurückzuführen, wie der immerhin verdiente der „Luftigen Witwe“ auf den empfindsamen Liebeshandel zwischen Danilo und Hanna Glawari. Im „Mann mit den drei Frauen“ aber gibt es nicht eine einzige Szene, die sich an das Gemüt wendet, nicht eine einzige Aktion, die einer lyrisch-dramatischen Gefühlsaufwallung entspringt, und wiewohl Julius Bauer sich bemüht, den Situationswitz der Operette durch die Erweiterung der Schwankeidee des „Schlafwagenkontrollors“ von zwei auf drei Frauen zu erhöhen, so erreicht er nur das Gegenteil davon, weil es seinem Witz versagt ist, sich in Bühnenwirksamkeit umzusetzen. Nichts spricht deutlicher für die falsche Bühnenperspektive Bauer's, als die Art, wie er seinen Helden zu charakterisieren sucht, einen flatterhaften Reisemarschall, der in den drei Hauptorten seines Wirkungskreises sich durch je ein süßes Weibchen ein trautes Nest warm halten läßt. Statt die suggestive Kraft seiner Liebesheldentum auf die Frauen darzu-

stellen, weist ihm Bauer einfach die Aufgabe zu, in jedem Akt dem Publikum seine bequeme Häuslichkeit vorzuschlafen. Ein Liebhaber aber, den wir immer schlafen sehen, ist uns kein Liebhaber mehr, sondern eine Schlafmähne, bar jedes weiteren Interesses. Und weshalb das dreiaktige Spazierenschlafen? Wegen eines Schlusseffekts, auf den Bauer die ganze Operette gestellt hat. Nun wirkt es ja in der Tat überaus belustigend, wenn schließlich die drei betroffenen Frauen zusammenkommen und an dem ahnungslos schlummernden Rache nehmen, indem sie ihm abwechselnd sein Lieblingslied vorsingen und ihn dadurch förmlich in eine Gespensterfurcht jagen. Aber dieser Schlusseffekt ist ein wenig teuer erkauft und findet auch nicht mehr die rechte Stimmung vor. Nur zu begreiflich. So wie der Physiologe, der einen Vortrag über das Gähnen hält, Gefahr läuft, seine Zuhörer wirklich zum Gähnen zu bringen, so schwebt über dem Liebhaber, der auf der Bühne fast nichts anderes zu tun hat, als zu schlafen, das drohende Gesicht, einschläfernd zu wirken. Und Lehár ist auch nicht der rechte Ermunterer, der rechte Lebenspender, zumal nicht auf dem Versuchsfelde der komisch-heitern Polyphonie, auf das er sich durch den lustspielmäßigen Zuschnitt des Buches hat locken lassen. Gewiß weiß heute unter allen Wiener Operettenkomponisten keiner so fein das Orchester zu behandeln, wie er, und der Farbenreichtum seiner Instrumentierung steht hors concours. Allein ihm fehlt der Witz Offenbach's, und zudem glaubte er, die geschlossene Melodie, seine Stärke, ausschalten und soviel wie möglich durch symphonische Untermauerung ersetzen zu müssen. Die Seele der Operette aber ist und bleibt nun einmal die leichtfaßliche Melodie, die sich nachsummend mit nach Hause nehmen läßt, und Harmonie und Kontrapunkt dürfen nirgends weniger zum Selbstzweck erhoben werden, als in der Operette, deren Reform nur durch einen verfeinerten Geschmack in der Wahl der Stoffe und in der Anwendung der künstlerischen Ausdrucksmittel angebahnt werden kann, nicht aber durch mühselig ausgestülte Verknüpfung oder gar durch Verbannung der volkstümlichen Melodie. Alle Achtung vor dem aner kennenswerten Bestreben Lehár's und Bauer's, die Operette auf ein höheres Niveau zu heben; der Weg aber, den sie in der „Jugheirat“ eingeschlagen und im „Mann mit den drei Frauen“ fortgesetzt haben, scheint mir ins dürre Holz zu führen. Dies natürlich nur eine Meinung gegen viele; aber eine, die den Vorzug unbedingter Ehrlichkeit für sich hat. Theodor Antropp.

□	„Österreichische Rundschau“, XIV., 5.	□
□	Redaktionschluss 29. Januar 1908.	□
□	Ausgegeben 1. Februar 1908.	□
□	Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy,	□
□	Dr. Felix Freiherr von Oppenheim.	□
□	Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junfer.	□

Notizen.

Der „Wiener Verein für Stadtinteressen und Fremdenverkehr“, dessen erfolgreiche Tätigkeit auf dem Gebiete des Fremdenverkehrs bekannt ist, begibt vor kurzem das 25. jährige Bestehen. Aus diesem Anlasse erschien eine sehr interessante und hübsch ausgestattete Festschrift aus der Feder des kaiserlichen Rates S. Lehr, die in treffender Weise den Anteil des Vereines an der Entwicklung des Wiener Fremdenverkehrs schildert. Der Autor behandelt vorerst die volkswirtschaftliche, ethische und kulturelle Bedeutung des Fremdenverkehrs, gibt einen Abriss aus der Geschichte des Vereines, weist auf dessen Aktionen auf dem Gebiete der Propaganda für Wien im Auslande, des Verkehrswezens und in lokaler Beziehung hin. Aus alledem geht hervor, daß der Verein ein wichtiger Faktor auf dem Gebiete des Fremdenverkehrs geworden ist, dessen Namen in der Geschichte Wiens stets einen ehrenvollen Platz einnehmen wird.

Die nächsten Ausflüge der „Challa“. Auf Grund der bisherigen Erfahrungen und mit Rücksicht auf die Wünsche des reisenden Publikums unternimmt die „Challa“ des Österreichischen Lloyd in der nächsten Zeit die folgenden Fahrten: Reise II vom 26. Februar bis 24. März nach Süditalien, Tunis und an die Riviera, über Syrakus, Tunis, Philippopolis, Ajaccio, Villefranche, Neapel, Palermo und Messina. Fahrpreis für die Seefahrt mit Verpflegung von K 600.— aufwärts. — Reise III vom 4. bis 21. April „Opfern zur See“, nach Süditalien, Tunis und Tripolis, über Abbazia, Messina, Palermo, Tunis, Gergenti, Tripolis, Malta, Syrakus und Korfu. Fahrpreis für die Seefahrt mit Verpflegung von K 450.— aufwärts. — Reise IV vom 26. April bis 26. Mai nach Spanien, den Kanarischen Inseln und Nordafrika, über Malta, Algier, Malaga, Gibraltar, Cadix, Madeira (Funchal), Teneriffa, (Sta. Cruz), Las Palmas, Tanger, Tunis und Korfu. Fahrpreis für die Seefahrt mit Verpflegung von K 700.— aufwärts. Die Landtouren werden von dem Reisebureau Chos. Cool & Son, Wien, I. Bezirk, Stephansplatz 2, zu dem in einem Spezialprogramm enthaltenen Bedingungen ausgeführt. Programme, Auskünfte und Anmeldungen bei der Generalagentur des Österreichischen Lloyd, Wien, I. Bezirk, Kärntnering 6 und bei allen Reisebureaus.

Die neuen Bahnverbindungen mit Dalmatien, wie sie in dem neuen Ausgange festgelegt werden, sind auf der eben erschienenen G. Freytags Verkehrsarte von Österreich-Ungarn 1908, Maßstab 1:1.500.000, 71:98 cm groß, Preis K 2.— (Verlag von G. Freytag & Berndt, Wien VII/1, Schottenfeldgasse 62) enthalten und können von jeder Buchhandlung, sowie vom Verlage G. Freytag & Berndt, Wien VII/1, Schottenfeldgasse 62, gegen Einzahlung von K 2.— bezogen werden.

Büchereinkauf.

Die Reisen des Herrn Wabel. Von Vinzenz Chiavacci. Wien 1908. Verlag von Robert Mahr.
Ausschnitt. Wiener Skizzen und Erzählungen. Von Fritz Stäber-Gunther. Wien 1908. Verlag von Robert Mahr.
Stadt und Land. Allerlei Studien und Stimmungen. Von Eduard Bögl. Wien 1908. Verlag von Robert Mahr.

Sich selbst im Wege. Ein Stimmungs- und Bild aus dem Böhmenleben. Von Magistralen Bern. Berlin-Charlottenburg. Verlag von A. Mehler. Preis geb. III 1.—.

Die Vögel des deutschen Waldes. Von Dr. Kurt Floerke. Herausgegeben von der Gesellschaft der Naturfreunde Kosmos. Stuttgart. Franzische Verlagsbuchhandlung. Preis III 1.—.

Julius Gilder (1886 bis 1902) Ein Beitrag zur Deutschen Gelehrtengeschichte. Von J. Jung. Innsbruck 1907. Verlag der Wagnerischen Universitätsbuchhandlung. Preis K 12.—.

Gedichte. Von J. W. H. Hellwig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig 1907.

Schloß Werden von Kloys Sutter. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig 1907.

Sehde. Gedichte von Harold Schubert. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig 1907.

Gedichte von Joseph Schlembach. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig 1907.

Abseits vom Weg. Gedichte von Matthias Conrad Kann. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig.

„Sanitas“. Ernst und heitere Bilder aus dem Leben kranker und gesunder Menschen. Von Tony Dersch. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig 1906.

Samm. Gedichte von Theo Fischer-Hoffmann. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig 1907.

In stillen Stunden. Gedichte von Rudolf Beckhaus. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig 1907.

Jahr und Leben. Gedichte und Märchen von Julius Glöckle. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig 1907.

Dem schönen Geschlecht. Gedichtbuch eines Neunzehnjährigen von Gustav Bramby. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig 1907.

Amors Kanten. Das Liebesleben in Liedern von Josef Hölzlner. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig 1907.

Gedichte von Anton Hölzl. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig 1907.

„Mizzi“ und andere Erzählungen von Ch. G. Staabo. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig 1907.

Aus meiner Minifrauentzeit von Wolfgang Schuber. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig 1907.

Schneebälle, Lawinen von Wilhelm Pappal. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig 1907.

Aus vergangenen Tagen. Gedichte von Alexander Heberlein. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig 1907.

Ad solam. Eine große Jugend. Von Hugo Sonnenschein. Verlag E. Pierzon, Dresden.

Aus jungen Tagen. Eine Erzählung von Gustav Wied. Autorisierte Übersetzung von Ida Anders. Verlag Axel Juncker, Berlin, Stuttgart, Leipzig.

Zur Frage der Feldschützenwagen von Dr. jur. Josef Kuhn. Verlag des ersten Wiener Feldschützen-Vereins.

Matthias Claudius Werke. Herausgegeben von Georg Behrmann. Verlag Leipzig Max Hoff.

Häßliche Nasen und ihre Verbesserung von Dr. med. Fritz Koch. Verlag von Hans Baake Nachf. (E. Abel.) Berlin.

Williger Jünger. Von Carl Herber. Kommissionslager Frankfurt & Wagner, Leipzig.

Mitteilungen des f. u. f. Kriegsarchivs. Herausgegeben von der Direktion. Verlag von W. Seidel & Sohn, f. u. f. Hofbuchhändler. Wien 1907.

Kaffe. Von Konrad Greif. E. Pierzons Verlag Dresden.

Die hier angezeigten Bücher können durch A. Lechner (Wilhelm Müller), f. u. f. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung Wien, I., Graben 51, bezogen werden.

Redaktion: Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telefon 10.817.	
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.	
Verlag: Wien und Leipzig. K. u. f. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.	
Papier: Schläglmühl.	

Eingefendet.

Klösterle Natürlicher
Sauerbrunn
Furth-Quelle

Hochfeines Tafelwasser.
Überall erhältlich! Eigene Niederlage:
Wien I., Sonnenfelsgasse Nr. 4.

**Deutsche,
lernet Tschechisch**

aus den „Tschechischen Sprach-
briefen zum Selbstunterricht“ von
G. Wicke. Preis samt Schlüssel 3 K
Brün, Friedr. Irrgang.

KONZERTE

des Konzert-Bureau der k. u. k. Hof-Musikalienhandlung

ALBERT GUTMANN

Wien, k. k. Hofopernhaus.

Sämtliche Konzerte, wenn nicht anders angegeben, im Saale
Bösendorfer.

Februar:

- Samstag 1. John Powell, Klavier-
virtuose.
Montag 2. Julia Culp, Liederabend
(Brahms).
Dienstag 4. { Hagda v. Nathberg-
Rohling (Klavier).
Géza v. Koss (Violine).
Mittwoch 5. Paul Reimers (Tenor),
Liederabend.
Donnerstag 6. Ferruccio Busoni, Kla-
viervirtuose, II. (letzt.) Konzert.
Freitag 7. Tschalkowsky-Abend. Mit-
wirkend: Das Symph.-Orch.
d. Wiener Konz.-Vereines
und Leopold Godowsky (Klavier).
Dirigent: Sergei Kussewitsky.
(Großer Musikvereinsaal.)
Freitag 7. Tilly Keenen, Liederabend
(Brahms—Hugo Wolf).
Samstag 8. Hena K. Durig, Lieder-
abend.
Montag 10. Soldat-Reeper-Quartett.
II. Abonnementabend.
Dienstag 11. { Robert Hausmann (Vio-
loncell).
Marie Baumayer (Klav.).
I. Beethoven-Abend.
Mittwoch 12. Paul Schmiedel, II. (letzt.)
Liederabend.
Donnerstag 13. { Ferdinand Löwe (Kla-
vier).
Paul Grimmer (Vio-
loncell).
Sonatenabend.
(Festsaal des Gremiums der
Wiener Kaufmannschaft.)
Vormerkungen u. Kartenverkauf u. vorstehend: Konzerten ausschließlich in
GUTMANN'S k. u. k. Hof-Musikalienhandlung (Hofopernhaus)
und Klavier-Etablissement, I. Bezirk, Rinnelpfortgasse 27.
(Kassastunden an Wochentagen vorm. von 10—1, nachm. von 2—7.)
- Freitag 14. Brüsseler Streichquartett.
III. (letzt.) Abonnementabend.
Samstag 15. Elise Elitz, Liederabend.
Sonntag 16. { Robert Hausmann (Vio-
loncell).
Marie Baumayer (Klav.).
II. (letzt.) Beethoven-Abend.
Montag 17. Eugène Ysaÿe, II. Konzert
mit Orchester.
(Großer Musikvereinsaal.)
Montag 17. Gerda Nidebrand-Schne-
velgt, Liederabend.
Dienstag 18. Reed-Quartett, IV. (letzt.)
Abonnementabend.
Mittwoch 19. Gisela Springer, Klavier-
virtuosin.
Donnerstag 20. Ondrick-Quartett,
I. Kammermusik-Abend.
Samstag 22. Marie Tausky, Klavier-
abend.
Dienstag 25. Lela Byss-Smetzer,
II. (letzt.) Liederabend.
Karten vom 2. Dezember
giltig.
Mittwoch 26. Senta Kiang-Egger,
Liederabend.
Donnerstag 27. Kahr-Abend, zu wohl-
tätigem Zweck.
(Großer Musikvereinsaal.)

SIGMUND FLUSS

K. u. k. Hoflieferant Brunn K. u. k. Hoflieferant

**Hof-Kunstfärberei und chemische
Waschanstalt**

für Garderoben, Uniformen und Stoffe aller Art.
Spezialität: Färberei für Seidenkleider in allen Farben.

Billige Preise. — Vorrügliche Arbeit.

Für hervorragende Leistung prämiert mit 10 goldenen Medaillen.
Provizianaufträge werden auf das sorgfältigste ausgeführt.

Annahmestellen

in allen größeren Städten, wo nicht, erbitte direkte Zusendung.

Bosnisches Kunstgewerbe

Wien I., Sellenstrasse Nr. 30 (Ecke Hnagasse)

Freier Eintritt

Permanente Ausstellung und Verkaufsstelle

Banca Commerciale Triestina.

Zentrale: Triest.

Filialen: Spalato, Trient.

Agenturen:

Cortina-d'Ampezzo, Mezzolombardo.

Besorgung jeder Art von Bankgeschäften.

Direkte Verbindungen an allen bedeutenderen Plätzen
des Weltverkehrs.

Kreditbriefe.

Verlag der k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung **CARL FROMME**, Wien II/4, Glockengasse 2.

Dr. Gustav Kolmer

Das

Österr. Herrenhaus

XXXIII und 381 S. 1907.

19×24 cm. K 5.40 = M. 4.50



Das Buch enthält die Biographien der Mitglie-
der des Kabinetts Beck, sowie 354 Biographien der
Herrenhausmitglieder, welche der Pairskammer an-
gehörten, als die Wahlreform beraten und der Na-
merus clausus für die lebenslänglichen Mitglieder
der ersten Kammer beschlossen wurde. In diesen
reichen Daten aus dem Lebenslauf der ehemaligen
Lenker des Staates, der hervorragenden Männer des
Hochadels, des Episkopats, der Bureaucratie, der
Wissenschaft, der Kunst und des Großkapitals spie-
gelt sich die Politik und das parlamentarische Leben
Österreichs. Seit mehr als einem Jahrzehnt ist kein
biographisches Werk über den Reichsrat erschienen.
Kolmer's „Herrenhaus“ entspricht daher einem Bedürf-
nisse aller politischen Kreise und wird ein unentbehr-
licher Behelf für alle jene sein, die sich aktiv an dem
politischen Leben beteiligen oder auch nur den parla-
mentarischen Vorgängen mit einiger Aufmerksamkeit

Politische Dramen — dramatische Politik.

Von Leopold Freiherrn von Chlumetzky.

D'Annunzio ist unter die Politiker gegangen und Demagoge geworden. Der Stern des Dichters war im Verdunkeln; er fühlte wohl, daß der Name, den er sich als Romancier geschaffen, durch seine Mißerfolge auf der Bühne ernstlich gefährdet war. Es fehlte nicht viel und d'Annunzio, der Dramatiker, hätte d'Annunzio, den Erzähler, des wohlverdienten Lorbeers beraubt. Das Publikum fühlte sich von dem letzten Drama „Più che l'amore“ abgestoßen und nicht einmal ein Achtungserfolg war ihm beschieden. Darum wollte der Dichter nunmehr mit einem kräftigen Ruck sich um jeden Preis die Gunst seiner Landsleute wieder gewinnen. War es wirklich die loderende Begeisterung wahrer Vaterlandsliebe, welche ihm die Feder führte? Oder war es nicht vielmehr bloß das Versagen seines dramatischen Könnens, wenn d'Annunzio sich seine Revanche nicht durch eine große dichterische Leistung holte, sondern durch tendenziöses Aufstacheln politischer Leidenschaften, durch spekulative Verwertung des dem Italiener instinktiv innewohnenden imperialistischen Dranges nach dem Osten?

Rovetta war es, welcher Gabriele d'Annunzio den Weg gewiesen. Er hatte den Beweis erbracht, daß es genüge, den politischen Nerv der Italiener ins Schwingen zu versetzen, um einen dauernden Bühnenerfolg zu erzielen. Und Rovetta packte seine Mitbürger dort, wo sie am empfindlichsten sind, er ließ jene Saite anlingen, welche stets am bereitwilligsten und am lautesten tönt: die Abneigung gegen Österreich.

Gewiß, es ist eine bereits dahingegangene Generation, welche in Rovettas „Romanticismo“ ihrem Haß gegen Österreich die Zügel schießen läßt: die Verschwörer und Freiheitskämpfer der fünfziger Jahre. Ihnen können wir heute, wo die Wunden vernarbt sind, und im Wandel der Zeiten unser Blick sich geklärt hat, so manches vergeben, was einstens als schwerer Frevel gegolten. Trotzdem müßten wir Österreicher aus ganz sonderbarem Holz geschnitten sein, wenn uns Rovettas Drama nicht aufs tiefste verlegen soll. Es erscheint uns geradezu als Apotheose des Hasses gegen unsere Heimat, und mehr als das: als Aufruf an die österreichischen Italiener sich ihrer einstigen Conationalen in der Lombardei würdig zu erweisen. Tatsächlich ist die Aufführung des „Romanticismo“ nur allzu häufig von Ausbrüchen lärmender, irredentistischer Demonstrationen begleitet. Selbst in den südlichsten Gebieten Italiens, in denen weder geschichtliche noch psychologische Momente eine tiefgehende Abneigung gegen Österreich begründen, folgt den Ausfällen gegen unsere Heimat fast immer demonstrativ frenetischer Applaus und nicht selten Klagen aus den Reihen der Zuschauer feindliche Rufe gegen Österreich an mein Ohr. Im Norden aber spiegelt sich die Tendenz dieses Dramas im Publikum noch deutlicher

wieder. Dort, wo die Erinnerung an die österreichische Herrschaft noch eine lebendige, wo die Berührung mit den „irredenten Provinzen“ eine weit innigere, wo in zahlreichen Konventikeln auch heute noch „Befreiungspolitik“ gemacht wird — dort sieht das Publikum Rovettas Drama seines historischen Gewandes entkleidet, dort wird der „Romanticismo“ auf die Gegenwart bezogen, und dieses Stück als Menetekel an die jetzige Generation aufgesetzt und bezubelt. Darum die häufigen Rufe „Evviva Trieste!, Evviva l'Istria!“, darum der fünfjährige Siegeszug dieses politischen Tendenzdramas.

Obzwar gerade wir Österreicher blutwenig dazu tun, um die heutige Generation durch poetische und bildliche Verherrlichung unserer Vergangenheit aufzurütteln, — obwohl wir allzu wenig die düstere Gegenwart durch das Hervorholen vergangener Lichtblicke erhellen und auf diese Weise ein weites Feld dankbarer patriotischer Arbeit nur sehr mangelhaft bebauen, wissen wir doch bei anderen Völkern diese Übung selbstverständlicher patriotischer Pflicht vollauf zu würdigen und zu achten. In Zeiten, in denen die werbende Kraft der roten Internationale die uns vererbte Hingebung an den Heimatstaat zu untergraben sucht, und in welchen ein stets weitergreifender Materialismus auch den idealen Vaterlandsbegriff in seiner Reinheit bedroht, in solchen Zeiten kann man sich nicht oft genug in die Vergangenheit flüchten, und in den erhebenden Seiten ruhmvoller Geschichte blättern. Das große Beispiel des Opfermutes vergangener Geschlechter wirkt dann wieder anregend und anfeuernd auf die neue Generation. Wir können darum nur mit Neid und Bewunderung auf jene Nationen blicken, die eine viel kleinere und ruhmlosere Vergangenheit um so vieles besser in den Dienst der Gegenwart zu stellen vermögen. Die Romanen könnten uns hierin überhaupt als Vorbilder dienen, und in Österreich wird es gewiß auch niemand unseren südlichen Nachbarn verargen, wenn sie dem heutigen Verflachen durch stetes Erinnern an frühere Zeiten begegnen wollen. In der Natur der Sache liegt es, daß diese Reminiszenzen manchmal auch mit einem recht herben Beigeschmack für uns versehen sind, den wir mit in den Kauf nehmen müssen als etwas durch die unabänderliche Vergangenheit Gegebenes. Eines aber können wir mit Recht verlangen — ja, wenn wir unserer Ehre und Würde nichts vergeben wollen, müssen wir es verlangen: daß jene für uns bitteren Erinnerungen doch nur insoweit aufgefrischt werden, als es geschehen kann, ohne uns auf das Tiefste zu verlegen, dann aber ganz besonders, daß man in Italien bessere Mittel und Wege finde, um dem Volksgeiste eine einheitliche, patriotische Richtung zu geben, als indem man dort zu Feindschaft und Haß gegen den Verbündeten aufreizt. Mag sein, daß die Kluft zwischen Nord und Süd, daß die immer gewaltigeren Klassengegensätze in Italien nur mehr durch einen großen, mächtigen, einigenden Gedanken überbrückt werden können. Mag sein, daß die Verbindung auf die Spitze getriebenen nationalen Gefühles mit ehrgeizigem Imperialismus unabweislich ist, wenn man die Menge mit sich fortreißen, sie in den Dienst des Staatsgedankens stellen will. . . Diese nationale Expansions-tendenz darf aber nicht zur Beunruhigung und Gefährdung unseres Besitzstandes führen, der Imperialismus unsere Interessensphären nicht bedrohen. Ein solches Vorgehen wird durch normalfreundschaftliche Staatenbeziehungen ausgeschlossen, und der Bundesgenosse darf jenes wohl auch vom Verbündeten erwarten, was er von jedem anderen Staate

fordern würde: die pflichtschuldige Rücksichtnahme auf seine vitalsten Interessen, und die Vermeidung gehässiger Verhetzung der Massen.

Eine solche Verhetzung erfolgt aber seit Jahr und Tag in höchstem Maße durch Rovettas „Romanticismo“, und es ist nicht bekannt, daß jemals eine italienische Regierung die Aufführung dieses die Volkstimmung vergiftenden Dramas verboten oder auch nur den Theatern dessen Nichtaufführung nahe gelegt hätte. Als im Vorjahre ein japanischer Prinz in England weilte, verbot die Regierung sämtlichen englischen Theatern die Aufführung der Operette „Milado“, ja selbst das Spielen einzelner Piecen aus dieser Operette war den Kapellen untersagt. In diesem freiesten aller Staaten erkannte man die internationale Courtoisie und die Schonung berechtigter Empfindlichkeiten eines Fremden als ein genügend triftiges Argument, um eine derartige Polizeimaßregel zu rechtfertigen. . . Rovettas Drama wühlt die Leidenschaften gegen den Alliierten auf; wäre da nicht die Befolgung des englischen Beispiels am Platze gewesen?

Wenn Rovetta den nationalen Nerv der Italiener mit geschicktem Griff ins Schwingen versetzt, so hat d'Annunzio den Beifall der Massen durch Ausnutzung und Ausspielen eines anderen, nicht weniger suggestiven politischen Gedankens gesucht. Seit Jahr und Tag macht sich in Italien eine imperialistische Bewegung geltend, deren Ziel auf die Vorherrschaft im Adriatischen Meer gerichtet ist. Der Ruf nach dem „mare nostro“ erklang erst schüchtern und vereinzelt, und die ihn erhoben, horchten gespannt, welchen Widerhall er in Österreich finden würde. Als bei uns lange Zeit alles gleichmütig schwieg, als wir es anscheinend nicht empfanden oder nicht empfinden wollten, daß diese neuangefündigte Adriapolitik unseren Lebensnerv bedrohen müsse, da erhoben sich darüber die Stimmen immer lauter, immer zahlreicher und immer heftiger erklang der Ruf nach dem „mare nostro“! Ein scharfer politischer Wind wehte durchs Land und diesen faßte d'Annunzio mit kundigem Griff in die Segeln seiner „Nave“ . . . die er als beutesuchendes Korsaren-schiff gegen das Ostgestade der Adria entfendet.

Selbstverständlich hat auch d'Annunzio seiner „Nave“ historisches Gewand angelegt, das aber freilich so reichen mythisch-symbolischen Puz trägt, daß es unter dem glitzernden Überwurf fast verschwindet. Das Stück spielt im sechsten Jahrhundert und d'Annunzio zeigt uns das werdende Venedig, wie es aus der Lagune ersteht, wie es von persönlichen Kämpfen und leidenschaftlicher Verblendung der Großen zerrwühlt, sich durchringt zur Erkenntnis, daß auf dem Meere seine Zukunft liegt, daß die Eroberung und Beherrschung der Adria seine Mission sei, und der Kurs für alle Zukunft nach Osten weise. Der eben erwähnte Tribun Marco Gratico hat dies wohl sofort mit Seherblick erkannt, und in bilderreichster Sprache läßt ihn der Dichter sein politisches Kredo des seewärts gerichteten Strebens dem jauchzenden Volke verkünden. . . Dieser stolze Anlauf findet aber einen jähen Halt, geboten durch die verführerisch schöne Basiliosa, unter deren dämonische Gewalt Marco Gratico gerät. Er wird zu ihrem blinden Werkzeug, sieht nicht, wie all dies nur Basiliosas Rache an dem Geschlechte der Gratici darstellt, dafür, daß ihr Vater und ihre Brüder, die einstens über Aquileja herrschten, nunmehr der Macht beraubt, geblendet und verstümmelt, ein elendes Dasein führen. Das mit allen Künsten raffinierter Sinnlichkeit die Männer fesselnde und entnervende Weib soll wohl symbolisch den

auf materiellen Genuß gerichteten Trieb der Gegenwart darstellen, jene unser Geschlecht verweichlichende Sucht nach schrankenlosem Ausleben und erschöpfendem Durchkosten aller Lust. *Basilola*, deren weicher Name allein schon mit melodisch-sinnlichem Klang vielverheißend an unser Ohr tönt, *Basilola* ist die Verkörperung der Sinnentlust und des Zaubers materiellen Genießens, von welchen d'Annunzio die Verweichlichung der heutigen Generation Italiens und eine Ablenkung von dem ihr vorgezeichneten dornenvollen Wege der Adriaerkämpfung zu befürchten scheint. Die Einfügung der Figur *Basilolas* gab d'Annunzio den willkommenen Anlaß alle Mittel raffiniertester Technik hier ins Treffen zu führen, um auf die Nerven und die Sinne des Zuschauers zu wirken. Für seine Zwecke verschmäht der Dichter es nicht, eben jene Regungen zu wecken und zu nutzen, die ihm anscheinend so verderblich dünken. Alle im Repertoire der modernen Sensationslust zur Aufpeitschung des Publikums bekannten Mittel sind zusammengetragen, um den Zuschauer in Atem zu erhalten, um ihn in jene Erregung zu versetzen, in welcher er dann den immer lauter erschallenden politischen Kampfruf begeistert aufnimmt.

Denn *Marco Gratico* hat sich von *Basilola* losgerungen und damit erwacht auch wieder sein Drang nach Macht und Ruhm und Seebezwingung. In farbenreicher Pracht wird uns ein Trinkgelage vorgeführt, in dem *Sergio Gratico*, Venedigs Bischof, nun auch in die Bande der Verführerin geraten, sich dem tollen Wirbel einer wilden Orgie hingibt. Er fällt schließlich im Zweikampfe mit dem eigenen Bruder, und diese Schuld *Marcos* will gesühnt sein. Und die Sühne? Prophetisch hat sie die Diaconistin *Ema* angekündigt und laut wird sie vom Volke gefordert. Das Schiff steht bereit in die Wogen zu gleiten, fest gezimmert, das erste, große Schiff des jungen Venedig: und *Marco Gratico* soll es besteigen, er soll hinaus in die Adria, sie für Venedig erobern. „Gib uns die Adria wieder — von den Räubern befreie unser Meer!“ So tönt's dem Tribunen entgegen. Es ist seine eigene Stimme, die nun in hundertfältigem Echo erschallt; es ist sein eigenes Wollen, das er dem Volke eingeimpft, das nun als Volkswille feierlich kraftvollen Ausdruck findet. Und während *Basilola* den selbst gewählten Flammentod erleidet, wird das Schiff seinem Elemente übergeben, und neuerlich gröhlt das Volk: „Herr, gib uns die Adria wieder, befreie für dein Volk das Adriatische Meer — — — die ganze Adria sei der Veneter Vaterland!“

Hätte es da noch eines Kommentars des Dichters bedurft, um auf die klare politische Tendenz dieser Tragödie hinzuweisen? D'Annunzio hat dies für notwendig erachtet, was uns fast unbegreiflich erscheint. Er wollte offenbar um keinen Preis die Gefahr laufen, vom italienischen Publikum nicht ganz deutlich verstanden zu werden. Wollte es vermeiden, daß man etwa den Ruf nach Alleinherrschaft über die Adria bloß mit Venedigs Vergangenheit, und nicht, wie er ihn deutet, mit Italiens Zukunft in Verbindung bringe. Darum wohl seine in Gegenwart von Ministern und Parlamentariern gehaltene Tischrede, in welcher er „mit den guten Italienern aus allen Landen auf das sehr bittere Adriatische Meer“ trank, darum auch die Äußerung von dem kranken linken Lungenflügel Italiens.

D'Annunzio hat seinen Zweck erreicht. Der suggestiven Wirkung des stolzen imperialistischen Gedankens, den seine Tragödie verkündet, hat sich das hierfür wohl disponierte und schon vor der Erstaufführung durch eine geschickte Mache entsprechend

gestimmte römische Publikum nicht entzogen. Das Argentina Theater war die Stätte von Triumphen, wie sie Rom seit den Aufführungen der Verdischen Opern nicht wieder erlebt hat. Diesen Sieg hat aber d'Annunzio der Demagoge, nicht d'Annunzio der Poet errungen, und dieses Bewußtsein mag in ruhigen Stunden vielleicht doch zum „sehr bitteren Tropfen“ in d'Annunzios Freudenbecher werden. Die giftige Saat aber, die er gewissenslos gestreut, kann für Italien noch böse Früchte bringen. Die agitatorische Kraft dieses Trauerspiels liegt auf der Hand. Durch alle Künste einer wohlklingenden Sprache, durch das Raffinement bewegter, vielfarbigster Szenen befangen und angeregt, wird der italienische Zuschauer durch das Einwirken bekannter politischer Akzente schließlich in einen solchen Taumel versetzt, daß der Ruf nach Befreiung der Adria seiner erregten Phantasie entgegenhallt — als wäre es wirklich Italiens Volk, welches dort von der Bühne herab zu ihm spricht: „Gib mir die Adria wieder, säubere sie von den Räubern!“ Und die tausend Zuschauer, die allabendlich in erregter Stimmung das Theater verlassen, sie werden den Kampfruf von Mund zu Mund weiter tragen, bis er durchs ganze Land braust. . . . Dann mag es geschehen, wie in d'Annunzios „Mare“, daß der Ruf, den ein Einzelner ins Volk schleuderte, nach einiger Zeit in tausendfältigem Echo aus dem Volk zurücktönt. Und dann? Wird d'Annunzio den Sturm bannen, den er so unbedachtsam entfesselt hat? Wird immer und stets jede Regierung die Kraft besitzen mit der besseren Einsicht durchzudringen und dem im Volke künstlich entfachten Drang nach dem Osten zu widerstehen? Man kennt die Kraft solch verbender Gedanken, welche die Masse förmlich hypnotisieren, und — wenn sie nur einmal in die Volksseele gedrungen sind, mit elementarer Gewalt zum Durchbruche streben. Auch der italienische Einheits- und Freiheitsgedanke ist durch das gesprochene und geschriebene Wort mehr als durch das Schwert zum Siege gelangt. Nun wird der nationalen Eitelkeit ein neues Ziel gesetzt, werden dem Drängen und Stürmen des ohnedies unruhigen romanischen Geistes neue Erregungsmomente zugeführt: Noch sei Italiens historische Mission nicht erfüllt, noch sei das Werk des risorgimento unvollendet. Höher hinaus müsse Italiens Volk streben, nach größerem Ruhm, nach stolzerer Macht, nach dem Alleinbesitz der Adria. Dies die neue Parole, welche den gärenden Volkskräften die Richtung ihrer Betätigung weist. Politiker haben den Begriff des „mare nostro“ geprägt, die Journalistik ihn erweitert und dem Volke mundgerecht gemacht, jetzt bemächtigt sich ein Dichter dieses Gedankens und reißt mit ihm die Massen fort, peitscht ihre Leidenschaften auf, und zeigt ihnen das glänzende Bild ruhmgekrönter Adriabeherrschung!

Solch politische Dramen bergen ernste Gefahren in sich, sie können den Anstoß zu allzu dramatischer, vielleicht tragischer Politik geben. Noch hat die italienische Regierung das Gefährte fest in der Hand; sie lockert die Bremsen, wo sie ohne Gefahr hierdurch ihren eigenen Absichten Vorschub leisten kann, dann aber hemmt sie wieder den Lauf und hindert es auf Wege zu geraten, die ihr zu gefährlich scheinen, und für deren Betreten sie niemals die Verantwortung tragen könnte. Wenn aber das Tempo ein zu rasches, die Bahn eine zu steile wird? Kann da nicht eines Tags der offizielle Mechanismus versagen und mit Gewalt gezwungen werden, sich dem Dienste des großen Volkswillens zu unterordnen? Dann werden die Zeiten dramatischer Politik beginnen, vor welchen ein gütiges Geschick Italien

und uns noch lange bewahren möge. Die „Nave“, welche heute bestimmt ist, die Italiener noch mehr für den adriatischen Imperialismus zu begeistern — sie wird dann hinausziehen müssen, diesen Anspruch auf die Adria mit anderen als poetischen Argumenten zu begründen. Uns gegen diese Eventualität zu schützen, dies ist unser gutes Recht, und mehr als das: unsere heiligste Pflicht. Am besten können wir dies tun, indem wir d'Annunzios „Nave“ unsere Navi“ entgegenstellen und unsere so ungemein kleine Kriegsflotte endlich ausbauen; indem wir Dalmatien politisch und wirtschaftlich wiedererobern, und die slawischen Bevölkerungen der Adria durch eine kluge, entgegenkommende Politik besser an uns knüpfen; indem wir schließlich bis über ihr südlichstes Ende hinaus die Adria verkehrspolitisch zu dominieren suchen.

Wenn wir rechtzeitig in dieser Weise vorsorgen, dann wird d'Annunzios „Nave“ uns nicht gefährlich werden — denn es wird dann nicht einmal zum Versuch kommen, das „mare nostrum“ aus dem Bereiche dichterischer Phantasie in die reale Wirklichkeit zu versetzen. Vergessen wir aber nicht, daß Eile nützt und daß schon heute Woche um Woche in Italien Tausende für den Gedanken der Vorherrschaft im Adriatischen Meer gewonnen werden. „La Nave“ wird weiter den vergiftenden Einfluß üben, wie ein Bazillus, der auf einen ohnedies günstigen Nährboden stößt. „La Nave“ wird Tag um Tag in Szene gehen: in England wurde die harmlose Operette „Mikado“ zeitweise untersagt — Italiens König hat seinem Wohlgefallen an d'Annunzios politischem Drama durch wiederholten Besuch und durch eine namhafte Geldspende Ausdruck gegeben. . . .

Kinderschutz und Jugendfürsorge.

Von Ferdinand Erbgraf von und zu Trauttmansdorff-Weinsberg.

Kinderschutz und Jugendfürsorge!

Gleichsam mit elementarer Gewalt sind diese Worte emporgehoben worden bis hinauf in die Regionen der letzten Chronrede. Bis vor kurzem waren sie für die große Öffentlichkeit etwas ganz Unbekanntes und auch heute noch herrscht vielfach über deren Sinn und Tragweite tiefes Dunkel.

Den Einberufern des Kinderschutz-Kongresses gebührt das Verdienst, alle Ansätze auf diesem Gebiet aufgedeckt zu haben, um eine geordnete erspriessliche Arbeit zu ermöglichen. Nicht minder gebührt auch jenen die vollste Anerkennung, die vorher praktisch tätig waren und durch ihre Mühe greifbare Resultate erzielt haben. Sie sind das im stillen glimmende Feuer, das vorhanden sein mußte und auch reichlich vorhanden war, damit der Kongreß zu jener Bedeutung auflodern konnte, die er unstreitig erreicht hat.

Mein Bestreben soll es nun sein, ein wenig dazu beizutragen, weitere Kreise, die noch nicht Gelegenheit hatten, sich in dieser Materie zu orientieren, mit den Gründen und Ursachen vertraut zu machen, warum dem Kinderschutz und der Jugendfürsorge in Zukunft eine größere Aufmerksamkeit entgegengebracht werden muß als bisher.

„Geradezu unabsehbar liegt das Gebiet, das im weitesten Sinne als Kinderschutz bezeichnet werden kann, vor uns.“ So schreibt Dr. v. Baernreither in seinem

Vorworte zum ersten Band der Schriften des ersten österreichischen Kinderschutz-Kongresses. Und dem ist wahrlich so. Bände wären zu schreiben, wollte man auf die einzelnen Gruppen dieser Riesenmaterie eingehen, wollte man die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung und praktischer Tätigkeit aneinander reihen und deren Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung darzulegen versuchen. Das kann nicht Sache eines einzelnen sein, das kann nur durch Zusammenwirken aller geschehen, die ein Interesse für das Kind haben. Und wer sollte ein größeres Interesse für die Jugend haben, als die menschliche Gesellschaft, als der Staat selbst? Wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft, und wie sich Staat und Gesellschaft die Jugend heranbilden, davon wird ihre eigene Zukunft abhängen.

Wie weit auch die Auffassungen über die Art der Jugendbildung gehen mögen, eines bleibt gewiß: nicht nur verwahrloste Kinder müssen soweit erzogen werden, daß sie in Zukunft brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft werden, sondern auch die weitaus größere Zahl jener Kinder, denen die Verwahrlosung droht, muß davor bewahrt und geschützt werden. Gleich hier tritt uns der große Fragenkomplex vor Augen, der sich zusammenfassen läßt in den Ausdrücken, Elternrecht, Elternpflicht gegenüber Kinderrecht und Kinderpflicht gegeneinander und im Verhältnisse zur Gesamtheit gegenüber in der Frage, sowie ob der Staat einerseits das Recht hat, auf Erfüllung dieser Pflichten zu bestehen, andererseits die Pflicht dort einzugreifen, wo Überschreitungen jener Rechte vorkommen. Unsere Gesetze kennen alle diese Begriffe, doch ist deren Ausgestaltung und Abgrenzung sehr verschieden. Den französischen Standpunkt, nur die Elternrechte anzuerkennen, die Pflichten aber als der Natur entsprechend, vorauszusetzen, teilt unsere Gesetzgebung nicht. Elternpflichten sind zu erfüllen, dem Staat steht das Recht auf Erfüllung zu, dem Mißbrauch der Elternrechte hemmend, ja strafend entgegenzutreten. Der Begriff des Rechts der Kinder aber auf angemessenen Schutz sowie auf Erziehung durch den Staat, da wo es an den nötigen Vorbedingungen zur regelmäßigen Erfüllung durch die anderen hierzu verpflichteten Faktoren gebricht, dringt erst allmählich durch.

Hier begegnen wir den großen Gegensätzen bei Beurteilung des Rechts der Eltern auf Erziehung ihrer Kinder gegenüber der obligatorischen staatlichen Anstaltserziehung, sowie der Notwendigkeit und Nützlichkeit möglicher Individualerziehung gegen unwillkürlich ins schablonenhafte verfallende Massenerziehung. Jenen, die im Interesse der breiten Schichten zu wirken meinen, indem sie die Nivellierung aller durch eine unbegrenzte Staatsomnipotenz befürworten, möchte ich bemerken, daß sie gerade in diesem Punkte den breiten Schichten der Bevölkerung den allerschlechtesten Dienst erweisen. Denn ein jeder, der sich ehrlich und praktisch mit dem Problem des Schutzes und der Fürsorgeerziehung verwahrloster Kinder befaßt, wird mir zugeben, daß die besten Resultate durch die Erziehung in einer, wenn auch fremden Familie erzielt werden. Wo Anstaltserziehung aus Mangel tauglicher und opferwilliger Einzelpersonen eintreten muß, soll nach Möglichkeit Individualerziehung platzgreifen.

Das Studium der Verwahrlosung, ihrer Gründe, Ursachen und deren Wirkungen auf die Kinder, ist sehr mannigfach, aber sehr notwendig, um beurteilen zu können, welche Kategorien von jugendlichen Verwahrlosten zusammen belassen und gemeinsam erzogen werden können, welche unbedingt der Einzelerziehung bedürfen, um gedeihliche Resultate zu erzielen. Ich habe ganz merkwürdige Erfahrungen in

meiner Praxis gemacht. Doch sind die Ergebnisse noch allzu unsicher, und es ist auch hier nicht der Platz sie darzulegen.

Nur eines möchte ich erwähnen. So lange ein Kind, und das trifft ganz besonders bei Mädchen mit sittlichen Defekten zu, allein als solches bleibt, schlummert der bereits geweckte Trieb und kann mit der Zeit sogar verschwinden; der Defekt bricht jedoch sofort in seiner ganzen Stärke hervor, wenn das Kind mit einem anderen Kinde zusammenkommt, das mit einem gleichen oder verwandten Defekt behaftet ist. Das Bewußtsein, nicht mehr allein zu sein, daß vielmehr auch andere in gleicher Lage sind, ist das größte Hindernis ein Kind zu retten, die größte Schwierigkeit für die Anstaltserziehung moralisch defekter Kinder.

Ich habe hier von verwahrlosten Kindern und solchen, die mit Verwahrlosung bedroht sind, gesprochen und damit gelangen wir zur jener Kategorie von Kindern, bei denen Kinderschutz und Jugendfürsorge im engeren Sinne zur Anwendung kommen soll. Wann einem Kind Verwahrlosung droht, ist ebenso schwer zu sagen, als den Zeitpunkt anzugeben, wann es bereits verwahrlost ist. Und dennoch ist dies für die weitere Behandlung eines Kindes grundlegend. Auch hier hilft nur praktische Erfahrung darüber hinweg. Auseinanderzuhalten ist physische und moralische Verwahrlosung. Beide gehen meist Hand in Hand. Fortgesetztes physisches Verwahrlostsein hat fast immer moralische Verwahrlosung zur Folge, dagegen braucht moralische Verwahrlosung mit physischer nicht Hand in Hand zu gehen. Bedroht ist ein Kind wohl, wenn die Umstände aller Wahrscheinlichkeit nach Verwahrlosung nach sich ziehen. Der Grad der Bedrohung, wie ihre Ursachen, sind ungemein verschieden. Die Zahl der Verwahrlosten ist groß, noch größer aber die Schar der Bedrohten.

Blicken wir nach den Ursachen, so entrollen sich vor unseren Augen alle Schrecken menschlicher Verrohung und Entfittlichung: wir ersehen in dem verschuldeten, aber auch so oft unverschuldeten Elend die Brutstätte physischer und moralischer Verkommenheit, und finden hinwiederum erhebende Züge menschlicher Charakterstärke und Seelengröße. Und wer von der Vorsehung begünstigt, aus besser situierten Kreisen zu stammen, aus Beruf oder aus eigenem Antriebe in die Lage kommt, mit jener untersten Schicht der menschlichen Gesellschaft in Berührung zu kommen, der muß lernen, sich nicht mehr zu entsetzen, sondern in christlicher Milde und Nachsicht diese Armseligen zu lieben und aus dieser Liebe heraus ihnen helfend und stützend beizustehen. Er wird aber auch jene verachten lernen, die bessere Tage zu sehen gewohnt, mit stolzem Übermute sich entsetzen und besser zu sein wähnen, als so ein armes Geschöpf. Wer weiß denn, wie sie in gleicher Lage die Probe bestanden hätten? Doch weit entfernt, Verschuldetes beschönigen, Entartung entschuldigen zu wollen, darf man doch auch nicht mit dem Urteil allzu eilig sein und rasch den Stab über einen solchen Unseligen brechen. Wo ist in solchen Fällen die Grenze zwischen Schuld und Fügung? In welchem Grade tritt ererbte Disposition ein, so besonders bei Kindern von Eltern, die mit Syphilis behaftet oder dem Alkoholismus verfallen sind, jenen zwei Todsünden an der Nachkommenschaft der menschlichen Gesellschaft? Wann und inwieweit sind soziale oder wirtschaftliche Verhältnisse ursächlich maßgebend gewesen? Bedenken wir dies alles, so eröffnet sich uns ein unendliches Gebiet sozialen und wirtschaftlichen Lebens und drängt uns zu positiver Arbeit zugunsten der Schwachen. Freilich muß man sich von vornherein bewußt

sein, daß man auf Dank und Anerkennung von Seite dieser Schwächeren nur in den allersehrsten Fällen rechnen darf. Wer um Dankeswillen sich hiermit befassen wollte, der möge nur gleich damit aufhören. Der Sache willen allein muß man sich als Glied der großen menschlichen Gesellschaft zu deren Nutzen und Frommen mühen. Nicht so aber, wie jene es tun, welche sich rühmen, allein für die arme Menschenklasse zu wirken, indem sie Millionen von Armentreuzer vergenden zu agitatorischen Zwecken, immer nur von dem einen Gedanken beseelt, selbst oben zu bleiben. Nicht dadurch bringt man den Armen Hilfe und Rettung, indem man Unzufriedenheit und Haß gegen die Besitzenden ausstreut, zugleich aber verlangt, daß dieser Haß von unten durch Entgegenkommen von oben gelohnt werde. Gewiß müssen alle Bemühungen, die materielle Lage der armen arbeitenden Schichten zu verbessern, mit Freude begrüßt werden, aber damit allein ist bei weitem nicht alles getan. Was nützt der schönste goldigste Samen, wo der Boden zur gesunden Entfaltung fehlt? Hebung des Bildungsniveaus und der moralischen Widerstandskraft der breiten Schichten muß den üppigen Grund zu besserer Lebensführung bilden. Und wie kann man dies sicherer erreichen, als die Jugend nach Möglichkeit dieser für das ganze Leben so unschätzbaren Güter teilhaftig werden zu lassen.

Ein wichtiger Faktor zur Erreichung dieses Zieles ist die Gesundheitspflege des Kindes. Schon gegen die große Sterblichkeit der Säuglinge muß mit allen zu Gebote stehenden Mitteln gekämpft werden. So erfreulich und nützlich es ist, dafür zu sorgen, daß den Kindern in ihrer ersten Jugend möglichst einwandfreie Nahrung zugeführt werde, so dringend nötig ist es, jene große Zahl der von ihren Müttern verlassenen Säuglinge in verlässliche Pflege unterzubringen. Mit einem Worte, es ist alles aufzubieten, um die neugeborenen Kinder bei guter Gesundheit zu erhalten, um dadurch die Volkskraft zu vermehren. Die Volkskonstitution zu heben ist eine der wichtigsten Aufgaben. Was ein Kind an natürlicher Kraft von Seite seiner Eltern fürs Leben mitbringt, das ist und bleibt für das Kind unbezahlbar und ist durch nichts zu ersetzen. Wie schwer aber lastet dagegen auf dem Kinde jenes Gift sogenannter erblicher Krankheiten, erblicher Disposition. Was für verheerende Wirkungen nicht allein auf die körperliche Entwicklung, sondern auf die ganze geistige Veranlagung und moralische Disposition des Kindes z. B. der Alkoholismus der Eltern hat, ist ja jedem, der sich nur ein wenig mit Volkshygiene befaßt, in ganz erschrecklichem Maße bekannt.

Wie traurig sind alle diese Folgen im Kreise der Familie, wie entsetzlich die Erkenntnis, daß der größere Teil des Volkes auf dem Wege der Degeneration begriffen ist, trotz scheinbar immer zunehmender Kultur und Zivilisation. Und wenn hierin Gesellschaft, Wissenschaft und staatliche Vorsicht und Autorität Wandel zu schaffen nicht imstande sind, dann kämpfen alle, die sich um Volkswohl mühen, ein in seinem Ende fruchtlosen Kampf. Es möge dann auf dem Leidenswege der Menschheit gerettet wer den, was zuretten ist; das Ende aber ist Untergang. Trotzdem ist es des schweren Kampfes wert, denn es handelt sich um Sein und Nichtsein kommender Generationen, und hoffentlich wird der in der menschlichen Natur schlummernde Trieb nach Selbsterhaltung doch zum Siege gelangen.

Aber nicht nur die Sorge um die Gesundheit im frühesten Kindesalter, sondern die gesundheitliche Pflege der heranwachsenden Jugend überhaupt gehört dem Ge-

biete des Kinderschutzes an. Ein reiches Feld der Tätigkeit für Ärzte und Sozialstatistiker. Hand in Hand mit jenen, die die Pflege des Körpers in der Forschung und Betätigung als ihren Beruf erwählt haben, muß nun der Pädagoge arbeiten, um in einem gesunden Leibe einen gesunden Geist heranzubilden.

Zweifaches muß hier ins Auge gefaßt werden, doch immer muß beides zusammenwirken, um Gutes erreichen zu können: Erziehung und Unterricht. So wichtig und notwendig ein guter Volksunterricht ist, das größere Gewicht möchte ich dennoch auf eine gute Erziehung der Jugend legen. Und fast scheint es mir, daß unter dem Drange immer steigenden Bildungseifers die Erziehung zu kurz kommt. Ich will mich hier nicht mit dem ganzen Unterrichtssystem beschäftigen, das gewiß auch in den weiten Rahmen des Kinderschutzes gehört. Vor Augen schwebt mir doch immer die große Schar verwahrloster und bedrohter Kinder, die zum allergrößten Teil jener Menschenschicht angehören, aus der es nur wenigen gegönnt ist, aus dem Stadium des Volksschulunterrichtes hervorzutreten. Und was nützt die schönste Unterrichtsordnung, wenn außerhalb der Schule die geringe erziehliche Tätigkeit, die der Schullehrer beim Unterricht entwickeln kann, ins gerade Gegenteil verkehrt wird. Freilich, was nützt anderseits oft alles elterliche Bemühen, wenn ein gewissenloser Lehrer seine Pflichten verlegt. Nur da wo Schule und Elternhaus im veredelnden Sinne zusammenwirken, kann mit Zuversicht guter Erfolg erwartet werden.

Grundlegend bleibt in der überwiegenden Zahl der Fälle der Einfluß des Elternhauses; kaum ist das Kind den ersten Lebensjahren entwachsen, so stellen sich auch schon die Gefahren für seine moralische Entwicklung ein und da müssen alle Hebeln der Erziehung ansetzen, um das Kind davor zu bewahren. Sind aber die zur Erziehung berufenen Faktoren nicht in der Lage, ihren Pflichten zu entsprechen, oder sind sie sogar selbst Ursache der Verführung, dann ist es Aufgabe der Gesellschaft einerseits, die verpflichteten Faktoren in die Lage zu setzen, ihren Pflichten nachkommen zu können, oder ihnen diese abzunehmen, anderseits sie an der Verführung der Kinder zu verhindern.

Das Kapitel über die verderblichen Folgen bösen Beispiels entarteter Eltern gehört wohl zu einem der traurigsten auf dem Gebiete des Kinderschutzes. Was bekommen Kinder von Alkoholikern nicht alles zu sehen und zu hören, ja wie oft kommen Sittlichkeitsverbrechen an den eigenen Kindern vor. Wie empörend aber ist es, wenn es Leute gibt, welche den Deckmantel der Sorge um solche arme Kinder benutzen, um sich an ihnen zu vergreifen!

Aber nicht bloß das Verschulden der Eltern bringt für die Kinder Gefahr. Wie oft treibt die Sorge um das tägliche Brot die Eltern aus dem Hause und daheim bleibt aufsichtslos die Schar armer Kinder. Die Gasse ist der Tummelplatz, auf dem sie Gelegenheit finden, alle Unarten und Untugenden zu erlernen, ja frühzeitig zu Verbrechen verführt und herangebildet werden. Wie schmerzlich muß das für liebende Eltern sein, auf solchem Wege ihre Kinder unrettbar der Verwahrlosung anheimfallen zu sehen. Und solche Kinder gibt es eine große, große Zahl. Schon der Linderung des Schmerzes willen steht es dafür, nach Kräften Sorge zu tragen, daß solche Kinder vor dem Verderben bewahrt bleiben. Und je mehr solche Kinder gerettet werden, um so viel weniger Mühe und Kosten wird man mit verwahrlosten Kindern haben, um so weniger werden Strafanstalten sich füllen.

Anstalten, wie Kindergärten für Kinder unter sechs Jahren, Tagesheimstätten* für schulpflichtige Kinder, mit der Aufgabe, die Kinder während der Arbeit ihrer Eltern in Obhut und Sorge zu übernehmen, sind eine eminente soziale Wohltat. Diese Art der Versorgung hat den Vorteil, daß die Kinder täglich in den Schoß ihrer Familie zurückkehren, wodurch das Gefühl der Zusammengehörigkeit aufrecht erhalten wird, sowie auch durch tägliche kleine Beiträge von Seite der Eltern das Gefühl der Pflicht, für die Kinder sorgen zu müssen, rege bleibt.

Denn unter keinen Umständen darf jener Auffassung Vorschub geleistet werden, die leider immer stärker unter der ärmeren Bevölkerung sich auszubreiten beginnt, daß die Kinder ein lästiger Ballast sind, dessen man sich nur sobald als möglich und für immer entledigen soll. Hierher gehört auch das ganze Kapitel über Findelanstalten. Gewiß muß für diese ärmsten der Kinder gesorgt werden. Aber man bedenke, daß eine Dirne ihr Kind in einer Findelanstalt zur Welt bringen und es dieser dann leichten Herzens überlassen kann, um sich seiner nie mehr zu erinnern, und ihr Geschäft ruhig weiter zu betreiben, während ein mit Kindern gesegnetes Weib, welche im ehrlichen Ehestande mühsam um ihr Leben kämpft, vor Hunger, Schmerz und Gram hilflos verkommen muß, im Augenblick, wo sie einem in Liebe aufgenommenen neuen Ankömmling das Leben schenkt! Wie häufig ereignet es sich, daß ein leichtsinniger Mann Kinder in die Welt setzt, ohne zu ihrer Erhaltung auf das energischste herangezogen zu werden, und die Kosten der Ernährung der Allgemeinheit aufgebürdet werden? Sollte es sein können, daß Staat und Kirche ihre Einwilligung zur Ehe demjenigen, der uneheliche Kinder hat, geben, bevor er den Nachweis erbracht hat, daß er für diese sorgt und weiter zu sorgen imstande ist? Nur andeuten kann ich, nicht eingehen auf alle Punkte dieses großen Gebietes, aber viel, viel Unrecht geschieht gerade hier.

Kinder dagegen, welche durch den Verkehr mit ihren Eltern an Leib oder Seele Schaden leiden, oder deren Eltern sie vor Schaden zu schützen nicht in der Lage sind, müssen wohl der häuslichen Erziehung entzogen und in dauernde Pflege übernommen werden. Hierher gehören auch jene Kinder, denen der Tod die helfende Hand der Eltern entrißen hat. Da muß endlich einmal die Staatsgewalt helfend und fördernd eingreifen, denn so viel auch die Privatwohlthätigkeit geleistet hat und leistet, ihre Mittel sind doch immerhin sehr beschränkt.

Es fragt sich nun, was soll mit solchen Kindern geschehen und wo sollen sie untergebracht werden?

Kinder, denen Verwahrlosung droht, weil die Eltern nicht in der Lage sind sie tagsüber zu beaufsichtigen, müssen für diese Zeit in Obhut und Sorge, Kinder, welchen Verwahrlosung droht, weil sie des elterlichen Schutzes entbehren, müssen in dauernde Pflege genommen werden. Ebenso muß für jene Kinder gesorgt werden, denen Gefahr von Seite der Eltern droht. Sie müssen diesen abgenommen und

* Der Verein „Kinderschutzstationen“, Wipplingerstraße 8 — nicht zu verwechseln mit der Kinderschutz- und Rettungsgesellschaft — hat während seines siebenjährigen Bestandes nahe an 20.000 Kinder in seiner Obhut gehabt, von denen über 1000 in gänzlicher Pflege untergebracht waren, über 6000 in Tagesheimstätten Schutz und Kost erhalten haben, über 500 in auswärtiger Pflege untergebracht und erhalten wurden und an 11.000 Kinder in den zwei Tageserholungsstätten im Sommer zur Erholung Aufnahme gefunden haben.

dauernd untergebracht werden. Hier kann überall die Privatwohlthätigkeit, insofern sie auch von den öffentlichen Korporationen, sei es Stadt, Land oder Staat, finanziell unterstützt wird, tatkräftig und segensreich eingreifen.

Schwieriger gestaltet sich die Unterbringung solcher Kinder, die mit einem moralischen Defekt bereits behaftet sind. Wohl handelt es sich um den Grad des Defekts. Immer aber ist Gefahr für intakte Kinder vorhanden, wenn sie mit bereits fittlich erkrankten zusammenkommen. Meiner Ansicht nach wären diese durchwegs getrennt von den übrigen zu halten und zu erziehen. Unter allen Umständen aber müssen moralisch schwer defekte Kinder separiert werden. Weder in den Tagesheimstätten, noch in den Anstalten, wo Kinder dauernd untergebracht sind, dürfen sie Aufnahme finden, denn der sehr zweifelhaften Hoffnung wegen, das eine Kind zu bessern, dürfen nicht Hunderte der sicheren Gefahr ausgesetzt werden zu verderben. Hier müssen eigene Anstalten errichtet werden, um diese besserungsbedürftigen Kinder aufnehmen zu können.

Hier nun muß die Staatsgewalt eingreifen, da die Privatwohlthätigkeit das Auslangen nicht finden kann. Denn die Erziehung solcher Kinder bietet die größten Schwierigkeiten. Sicher ist, daß nur die möglichste Individualerziehung zu gedeihlichen Resultaten führen kann. Das beste wäre daher wohl, solche Kinder in verlässliche Familienerziehung unterzubringen; aber wie oft finden sich so opferwillige Leute, ein stark defektes Kind aufnehmen und erziehen zu wollen? Die Anstalt bleibt in den meisten Fällen die ultima ratio. Und will man wirklich Erfolge in solchen Anstalten erzielen, so braucht man tüchtig geschultes Erziehungspersonal. Die Auslese der Lehrerschaft müßte dort Anstellung finden, und zwar in reichlicher Zahl. Denn abgesehen davon, daß nur gewisse Kategorien von Kindern zusammen erzogen werden sollen, muß die möglichste Individualerziehung eintreten. Zehn, höchstens fünfzehn Kinder dürfen in eine Abteilung untergebracht werden, soll es dem Erzieher möglich sein, die ihm anvertrauten Schützlinge genau zu kennen und auf jeden nach seinen Charaktereigentümlichkeiten einzuwirken. Das alles erfordert so viel Geld, das sich die Privatwohlthätigkeit nie wird verschaffen können. Darum muß der Staat eingreifen. Die baldige Vorlage eines Fürsorgegesetzes wird daher mit Sehnsucht erwartet; die Volksvertretung möge ein solches Gesetz gewissenhaft prüfen und rasch erledigen, im Interesse der schwer belasteten menschlichen Gesellschaft.

Ich habe bereits bemerkt, daß die Unterbringung in geeignete Familienerziehung das beste wäre. Leider aber ist ein solcher Ersatz sehr selten. Der überwiegende Teil solcher „Kostparteien“, wie sie bezeichnenderweise genannt werden, geht auf Gewinn aus und die ihnen überlassenen Kinder sind nichts als eine Beute der Geldgier. Deshalb ist bei der Unterbringung von Kindern bei fremden Parteien die größte Vorsicht geboten. Allerdings findet man auch Leute, welche mit so rührender Liebe an den aufgenommenen Kindern hängen, daß sie diese sogar später adoptieren. Noch eine kurze Bemerkung möchte ich hier einfügen. Wie segensreich für das Volk die allgemeine Schulpflicht ist, wird wohl niemand bestreiten wollen. Aber diese Schulpflicht kann unter Umständen für den Lehrer zur Geißel, für eine ganze Klasse zum Unglück werden. Der Umstand, daß ein gänzlich verdorbenes Subjekt aus der Schule nicht entfernt werden kann, ist die Ursache solchen Übels. Dem Lehrer steht oft kein

Mittel zur Verfügung, ein solches Kind aus der Schule auszuschließen und er steht oft machtlos vor der Tatsache, daß durch einen Schüler die ganze Klasse verdorben wird. Auch hier muß Sorge getroffen werden, daß solche Kinder aus der öffentlichen Schule ausgeschlossen und in entsprechende Erziehung gebracht werden. Die Anregung von Errichtung von Straßklassen hat viel für sich, doch ist sie nur in größeren Orten durchführbar. Aber auch für das Land gibt es Mittel und Wege, ein gleiches Ziel zu erreichen, auf die ich hier vorläufig nicht eingehen will. Aus der Fälle von Materien, die sich noch auf den Kinderschutz und die Jugendfürsorge beziehen, und die ich nicht einmal andeuten konnte, um nicht allzu weitläufig zu werden, will ich nur noch auf zwei Punkte hinweisen. Es ist unser Vormundschafswesen und unser Jugendstrafrecht.

Was unser Vormundschafswesen betrifft, so muß man sagen, daß es sehr im argen liegt. Ich habe in dieser Angelegenheit auch gelegentlich des Kinderschutzkongresses, sowie des Delegiertentages des Reichsverbandes der katholischen Wohltätigkeitsorganisation meine Meinung zum Ausdrucke gebracht, die auszugsweise gedruckt vorliegt. Deshalb will ich mich hier nur sehr kurz fassen. Ich will nur erwähnen, daß ich auf dem Standpunkt stehe, Elternrechte und Elternpflichten seien prinzipiell von den Eltern auszuüben, daß es aber dem Staate kraft seines obervormundschaflichen Rechtes zusteht, in gewissen Fällen die Ausübung dieser Rechte und Pflichten anderen zu übertragen. Dies geschieht bei Ermangelung von Eltern oder in den Fällen der §§ 177, 178 a. b. G. B. Hier muß eine Erweiterung eintreten, indem eine Entziehungsmöglichkeit auch dann vorhanden sein muß, wo nicht bloß die Fälle dieser Paragrafen bereits eingetreten sind, sondern einzutreten drohen. In der Art der Übertragung muß an dem Prinzip der Einzelvormundschaf festgehalten werden. Sammel-, respektive Generalvormundschaf soll nur subsidiär eintreten. So muß eine solche für alle Findelkinder eintreten, sowie für Kinder in Waisenhäusern, die aus öffentlichen Mitteln erhalten werden. Dann weiters im eigentlichen Sinne des Wortes subsidiär überall da, wo kein tauglicher Vormund zu finden ist. Nie dürfte es vorkommen, daß Kinder gar keinen Vormund haben, wie dies heute sehr oft der Fall ist, oder nur einen Vormund, der sich um nichts kümmert und oft auch nicht kümmern kann. Zu erwägen wäre auch der Gedanke, ob Verbände privater Wohltätigkeitsvereine sich nicht eigene Sammelvormünder für die von ihnen versorgten Kinder halten könnten. Dies hätte ganz hervorragenden Wert für gute Erfolge der Erziehung in der Privatwohltätigkeit. Auch würde eine Regierungsvorlage, die diesen Mifständen Abhilfe leistet, freudig begrüßt werden.

Und nun möchte ich nur noch ein paar Worte über das Jugendstrafrecht sagen. Dieser Zweig des Kinderschutzes ist so groß und wichtig, daß in seinen Einzelheiten nur gewiegte Juristen, die zugleich praktische Richter sind, ein maßgebendes Urteil abgeben können. Ich kann mich daher nur auf einige allgemeine Gesichtspunkte beschränken, die ja von berufener Seite vielfacher Erwägung bereits unterzogen worden sind.

Da ist vor allem die Frage der Strafmündigkeit. Unser Strafrecht kennt den Begriff der Strafunmündigkeit, relativer und voller Strafmündigkeit. Dies entspricht der unserem Strafrecht zugrunde liegenden Anschauung der vergeltenden Gerechtigkeit,

wo mit dem Schuldspruch zugleich Strafurteil eintreten muß, wobei das Strafausmaß nach dem Grad der Verantwortlichkeit innerhalb bestimmter Altersstufen verschieden ist, indem vom 10. bis 14. Lebensjahr Verbrechen als Vergehen bestraft werden, nach vollendetem 14. bis vollendetem 20. Lebensjahr dagegen sich die verminderte Verantwortlichkeit nur mehr im Strafausmaße kennzeichnet, während später volle Verantwortlichkeit eintritt. In logischer Konsequenz der vergeltenden Gerechtigkeit muß Schuld- und Strafurteil zusammenfallen. Die durch die beiden Gesetze vom 24. Mai 1885, R.-G.-Bl. Nr. 89, 90, an das alte Strafrecht angegliederte Nach- und Fürsorgeerziehung kann daher nur als Strafersatz gelten. Damit ist aber weder im Prinzip noch in der Praxis das vermieden, worauf es hauptsächlich ankommt: Jugendliche nach Möglichkeit vor dem anhaftenden Makel des Strafurteils zu schützen, es wäre denn, daß ein Freispruch erfolgt. Ich füge bei, daß es sich hier nur um strafmündige Jugendliche handeln kann, die ich als im Alter von 14 bis 20 Jahren stehend betrachte, während ich unter diesem Alter Strafunmündigkeit annehmen möchte. Die Unterlassung eines Strafurteils über solche strafmündige Jugendliche durch den Richter bei erkanntem objektiven und subjektiven Tatbestand, um die oft für den Jugendlichen verderblichen Wirkungen einer Freiheitsstrafe zu umgehen, wie es leider heute oft geschieht, involviert einen Freispruch von der Schuld, wofür ich mich nie und nimmer aussprechen könnte. Denn was auf der einen Seite vermieden wird, tritt auf der anderen Seite ein, der Schaden, der dadurch entsteht, daß eine erwiesene Schuld durch den Richter als Nichtschuld erkannt wird. Das nicht ganz verlorengegangene Rechtslichkeitsgefühl würde durch ein solches Vorgehen einen allzu argen Stoß erleiden. Ich kann mich daher bei der Beurteilung sogenannter strafmündiger Jugendlicher nur dem englischen System anschließen, welches den Richter nach konstatiertem objektiven Tatbestand zur Feststellung des subjektiven Tatbestandes anweist, wobei, wie ich meine, nach Feststellung beider Schuldspruch stets eintreten muß, nach erfolgtem Schuldspruch aber es dem Richter freistünde, je nach dem Grade erkannter Verantwortlichkeit und je nach der Veranlagung des Schuldigen, sowie unter Berücksichtigung der äußeren Umstände, unter welchen der Jugendliche herangewachsen ist, auf Strafe oder Nacherziehung zu erkennen, wobei es dem Richter weiter frei stehen muß, die Strafzuerkennung auf eine bestimmte Probationszeit zu fixieren. Nur für bestimmte schwere Verbrechen möchte ich unter allen Umständen Strafe zuerkannt wissen, worauf nach deren Abbüßung Nacherziehung eintreten müßte. Denn Strafe allein nützt meist wenig, doch gibt es Verbrechen, die selbst bei größter Nachsicht nicht ungestraft bleiben dürfen. Demnach möchte ich bei sogenannten strafmündigen Jugendlichen von dem Prinzip der vergeltenden Gerechtigkeit, das nur Strafurteil kennt, abgehen und Schuldspruch und Strafzuerkennung trennen, und zwar dem Prinzip der Vergebung zuwenden, das von der Pflicht und Sorge getragen ist, den jugendlichen Schuldner zu bessern. Und da soll eine eventuell verhängte Strafe nicht Vergeltung, sondern als Mittel zur Besserung in Anwendung kommen.

Alles muß daran gesetzt werden, um das in der Volksseele leider in so erschreckendem Maße abnehmende ethische Kapital zu erhalten, ohne welches die Menschheit trotz scheinbar zunehmender Kultur immer tiefer und tiefer sinken muß. Daran mitzuarbeiten muß die Sorge eines jeden denkenden und fühlenden Menschen

sein. Erst dann hat er ein Recht, sich als ein nützliches Glied der Menschheit zu betrachten, und je mehr es ihm vergönnt ist, von diesem Kapital in sich aufzunehmen, um so mehr ist er verpflichtet, zur Erhaltung und Vermehrung desselben beizutragen. Und in dem vollen Bewußtsein dieser Pflicht, das wenige, das ich aufzunehmen imstande bin, nach Möglichkeit zurückzugeben in praktischer Tätigkeit, will ich meine Betrachtungen mit einer kurzen Bemerkung schließen. Mir dünkt, daß in der menschlichen Seele der schönste Keim ethischen Kapitals in ihrem religiösen Empfinden liegt, welches nicht mutwillig, wie es leider jetzt nur zu oft geschieht, schon im Kindesalter erstickt werden darf. Im Gegenteil sollte es nach Kräften gepflegt werden, weil es das beste Mittel ist zu edlerer, höherer Auffassung des menschlichen Seins.

Unsere Verkehrspolitik am Balkan.

Don * * *

Keiner Großmacht Europas sind die Wege so klar von der Natur gewiesen, als der habsburgischen Monarchie, will sie jenseits ihrer Grenzen Macht und Einfluß erringen, will sie eigene Kultur und Wohlstand hinaustragen, dem Auslande unmittelbar, mittelbar aber sich selbst Vorteile bringen. Wir leben heute wieder in einer Epoche, in welcher die Kulturstaaten sich auch außerhalb ihrer Grenzpfähle betätigen müssen, um ihr Ansehen nach innen und außen zu behaupten, ihre führende Stellung erhalten zu können. Schon wenige Jahre, nachdem das Deutsche Reich geeint neu entstanden war, hat sein Kaiser erkannt, daß die Zukunft des Reiches auf dem Wasser liege, und mit Recht staunt man heute über Deutschlands großartige und zielbewußte Kolonial- und Schiffahrtspolitik, über die Tatkraft und den Unternehmungsgeist seiner Bürger, die nach den fernsten Ländern deutsche Kultur und deutschen Wohlstand tragen. Sogar das kleine Belgien ist bestrebt, sich ein Gebiet anzugliedern, das um ein Vielfaches größer als sein eigenes ist, um im regsten Wechselverkehr diesem und sich selbst zu nützen. Aber die Erde ist heute verteilt und an Ländererwerb kann kein Staat mehr denken, ohne unberechenbare Konflikte heraufzubeschwören und keinem Staate liegt eine solche Expansion auch ferner als Österreich-Ungarn. Wir haben nie eine Eroberungs-, nie eine Kolonialpolitik getrieben; wir hatten es auch nicht nötig, wir brauchten nicht in die Ferne zu schweifen, um eine kulturelle Mission erfüllen zu können. Ein reiches jungfräuliches Feld liegt vor unseren Toren, und der doppelköpfige Adler, den wir im Schilde führen, der nach Westen und Osten blickt, weist uns unsere Aufgabe: die Kultur des Okzidents nach dem Orient zu tragen.

Mehr als ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seit uns diese Aufgabe klar zur Erkenntnis kam. Dem Scharfblick Andrassys verdanken wir, daß die Monarchie durch die Okkupation Bosniens und der Herzegowina einen festen Stützpunkt im Südosten erhielt und gewissermaßen in die Reihe der Balkanstaaten eintrat. Beide Provinzen haben in diesen 25 Jahren einen geradezu beispiellosen Fortschritt gemacht, sich prächtig entwickelt, und die zivilisatorischen Fähigkeiten Österreich-Ungarns glänzend bewiesen. Aber die Lorbeeren des Reichsfinanzministers ließen seinen Koenig am Ballplatz ruhig. Hier war man vielmehr nur bedacht, Frieden und

Ordnung in Makedonien anzubahnen, und dies zu erreichen war auch der Zweck des Märzsteiger Programms. Aber heute verbreitet man keine Kultur mehr durch eine Reform der Gendarmerie. Diese sowie die übrige Reformation erscheint wohl unerlässlich, um hart an unserer Grenze Ruhe zu stiften und das Ausflodern gefährlicher Brände zu hindern, deren Funken auf die okkupierten Provinzen niederprasseln würden. Die Reformation kann aber doch nur das Mittel zum Zweck sein: jenen Gebieten eine solche Entwicklungsmöglichkeit zu geben, daß sie unserer wirtschaftlichen Expansion nutzbar werden. Man bezweifelte unsere Uneigennützigkeit und mutete uns, eben weil wir uns wirtschaftlich an Makedonien so ganz desinteressiert zeigten, weitgehende, geheime politische und territoriale Aspirationen zu. Unsere Erkenntnis ist jedoch heute eine bessere; wir wissen, daß nur durch die Erhöhung der materiellen Kultur, durch die Förderung der wirtschaftlichen Lage die Sittlichkeit gehoben werden könne. Nicht mit Waffengewalt, auch nicht mit Büchern bahnt die Kultur sich heute mehr die Wege, die Lokomotive ist es, die sie ins Land trägt. Was wäre Amerika heute noch, hätte man dort diesen Gedanken nicht längst erfaßt. Wohl haben auch wir in Bosnien Bahnen gebaut, aber es waren enge Sackgassen, die wir zogen. Nur ein einziger Schienenstrang verbindet heute die Türkei mit dem übrigen Europa. Dies ist um so bedauerlicher, als gerade jene Gegenden, die an Naturschätzen so reich, der Interessensphäre unserer Monarchie naturgemäß angehören, uns so weit entfernt liegen, als würden Meere sie von uns trennen.

Mit Baron Aehrenthal ist ein neuer frischer, moderner Zug in unsere äußere Politik, insbesondere in unsere Balkanpolitik gekommen. Er hat von der Politik seiner Vorgänger sich das Gute zu eigen gemacht. Er hält treu zu den Bundesgenossen und Freunden der Monarchie, er will ihr aber auch neue schaffen; er achtet die territorialen Grenzen der Nachbarn, aber er ist bestrebt den Kreis unserer Interessen zu erweitern, unserem Unternehmungsgeist neue Wege zu weisen und uns endlich das uns längst bestimmte Kolonisationsgebiet zu öffnen.

Seit langen Jahren zum ersten Male hat das Exposé, das der Minister des Äußern den Delegationen erstattete, neue Gedanken ausgesprochen, wirklich programmatische Sätze enthalten. Vielleicht die wichtigsten unter diesen waren die Mitteilungen, betreffend die Ausgestaltung unserer Verkehrswege nach dem Orient. Der Ausbau der Eisenbahn durch das Sandschak nach Mitrovica und eine Eisenbahnverbindung mit Montenegro wird nicht nur als notwendig bezeichnet, sondern man erfährt, daß die einleitenden Schritte zur Verwirklichung dieser Pläne bereits erfolgt sind.

Bekanntlich führt seit 1880 eine Eisenbahn nach Sarajewo, deren Fortsetzung die im Vorjahr eröffnete bosnische Ostbahn ist, die bei Uvac knapp an der bosnisch-türkischen Grenze endet. Erst 200 km weiter in südöstlicher Richtung beginnt in Mitrovica der Schienenstrang wieder, der über Uskub nach Saloniki führt. Durch die Herstellung einer Bahnverbindung zwischen Uvac und Mitrovica würde nun ein direkter, fast gerader Weg von der Grenze unserer Monarchie bis zum Ägäischen Meer geschaffen werden. Dadurch ginge ein Traum in Erfüllung, der schon vor mehr als einem Menschenalter die besten Köpfe der Türkei beschäftigt hat.

Schon lange vor dem Berliner Vertrag hatte nämlich die Pforte eine Bahnverbindung Konstantinopels mit Österreich projektiert; sie sollte über Adrianopel,

Philippopol, Sarambey, Samokov, Küstendil, Üsküb, Pristina, Mitroviça, Sarajewo und Banjaluka nach Novi, südlich von Sissef, führen. Die europäische Türkei sollte auf diese Weise nicht nur mit dem Ozeident verbunden werden, sondern gewissermaßen ein eisernes Rückgrat erhalten. Auf Serbiens Wunsch wurde dieses Projekt noch erweitert und eine Nebenlinie von Üsküb über Nisch nach Belgrad vorgesehen. So war eine großartige Weltverkehrslinie geplant worden, wichtig nicht nur für die Türkei, sondern auch von enormer Bedeutung für den Orientverkehr der österreichisch-ungarischen Monarchie. Durch die Kriegerereignisse der folgenden Jahre ist aber dieser Plan in ganz anderer Weise zur Ausführung gelangt. Die Nebenlinie ward zur Hauptbahn; der Orientexpress fährt heute über Belgrad, Sofia, Adrianopel nach Konstantinopel; in die fruchtbaren, an Bodenschätzen so reichen Gegenden der westlichen Türkei aber führen nicht einmal primitive Straßen. Durch den Ausbau der Strecke Uvac—Mitroviça würde ein direkter Schienenstrang über Sarajewo nach Saloniki führen und eine Weltverkehrslinie geschaffen werden können.

Noch eine zweite Linie wurde erwähnt, deren Zustandekommen in ganz besonderem Interesse Österreichs läge und insbesondere auch Dalmatien zu großem Vorteile gereichen würde. Die Verbindung Dalmatiens mit Wien ist seit der Dotierung der Ausgleichsvorlagen nur mehr eine Frage weniger Jahre. Von Ogulin nach Knin wird binnen kurzem eine Bahn gebaut werden, die nach dem Ausbau der Strecke Spalato—Metković bis an die Bocche führen wird. Von dort soll nun unter Inanspruchnahme der uns nach Artikel XXIX des Berliner Vertrages zustehenden Rechte eine Bahn über Spizza durch montenegrinisches Gebiet gebaut werden, die in ihrer weiteren Fortsetzung wohl an die Linie Monastir—Saloniki wird angeschlossen werden müssen. So ergäbe sich — allerdings in ziemlich ferner Zukunft — auch eine direkte Linie von Wien nach Saloniki.

Die im wirtschaftlichen Interesse Österreich-Ungarns gelegenen verkehrspolitischen Projekte auf der Balkanhalbinsel erfordern eine nähere Würdigung, zumal der Minister des Äußern in den Delegationsberatungen nicht nur auf diese besonders hingewiesen, sondern auch die Erklärung abgegeben hat, daß die Regierung auf jedwede aus den tatsächlichen Verhältnissen sich ergebende Korrektur Rücksicht zu nehmen bereit sei.

Unter den denkbaren Routen nach Saloniki von Norden her ist die gegenwärtig bestehende über Belgrad und Üsküb unter allen Umständen die kürzeste, indem sie von Wien aus 1327 und von Budapest 1070 km beträgt, während jene über die Sandjakbahn wie auch die dalmatinisch-albanesische Route länger sein würden.

Der Hauptzweck, den Österreich-Ungarns Verkehrspolitik am Balkan zu verfolgen hat, ist nicht der einer Abkürzung der bestehenden Eisenbahnverbindungen an das Mittelländische Meer, sondern vornehmlich ein wirtschafts- und kulturpolitischer. Bei der nunmehr inaugurierten verkehrspolitischen Aktion fällt nun vor allem in die Wagschale, daß die österreichisch-ungarischerseits projektierten Schienenwege am Balkan einen viel längeren Durchlauf auf österreichisch-ungarischem Territorium besitzén, als die bereits bestehende Verbindung, daß sie Österreich-Ungarn unmittelbar oder wenigstens fast unmittelbar mit türkischem Gebiete in Verbindung bringen und schließlich, daß sie durch Gegenden ziehen, die als Absatz- und Bezugsgebiete sehr wertvoll sind. Wir wären daher in der Lage durch die unsererseits

ins Auge gefaßten Verkehrsprojekte am Balkan eine befruchtende Wirkung auf die Entfaltung der in den Balkanländern schlummernden Kräfte auszuüben. Allem Anscheine nach waren auch diese gewichtigen Momente dafür maßgebend, daß vorerst an die Durchführung des Bahnanschlusses Uvac—Mitroviça geschritten wurde, ohne daß deshalb die Absicht besteht, nicht auch in Zukunft der Ausführung einer Bahnverbindung Dalmatiens mit Albanien näher zu treten.

Abgesehen von der politischen Bedeutung der Sandjabbahn und der Möglichkeit durch ihre Ausführung das bosnische Bahnnetz aus seiner Isolation und der sich daraus ergebenden geringen Ertragsfähigkeit zu befreien, mag wohl ausschlaggebend gewesen sein, daß Österreich-Ungarn der Türkei gegenüber bei der Verbindung Uvac—Mitroviça einen ganz unleugbaren Titel dafür besitzt, um einen Eisenbahnanschluß an das türkische Eisenbahnnetz anzustreben. Die bosnischen Bahnen sind nämlich bis zur türkischen Grenze bereits seit mehr als einem Jahre in vollem Betriebe, während wir mit dem eigenen Bahnnetz in Dalmatien dermalen noch lange nicht fertig sind und wohl auch noch geraume Zeit verstreichen wird, bis dieses dem Betriebe wird übergeben werden können. Wenn die türkische Regierung ersucht werden würde, den Bau einer Verbindung zwischen der montenegrinisch-türkischen Grenze und Monastir ins Auge zu fassen, könnte sie unzweifelhaft einwenden, daß, insoweit als unser dalmatinisches Eisenbahnnetz nicht ausgebaut sei, an eine Verbindung desselben mit dem türkischen nicht gedacht werden könne. Tatsächlich sind noch zahlreiche Teilstrecken des dalmatinisch-albanesischen Eisenbahnprojektes auf unserem Territorium unausgebaut; so insbesondere die Strecke Ogulin—Knin (180 km), Spalato—Metković (120 km), Zelenița—Kattaro (15 km) und Kattaro—Spizza (60 km), also zusammen 375 km; dazu kommen noch zirka 285 km, die auf montenegrinischem und türkischem Territorium zu bauen wären.

Zur Vollendung dieses Bahnprojektes fehlen demnach noch rund 660 km Bahnlinie. Außerdem müßten aber noch etwa 170 km (Metković—Zelenița) schmalspuriger Bahn auf die Normalspur umgebaut werden. Bei Herstellung der Bahnverbindung Uvac—Mitroviça handelt es sich vornehmlich um den Ausbau von zirka 200 km Bahn, die allerdings kostspielig sein werden, da sie mit sehr erheblichen Terrainschwierigkeiten verbunden sind. Es ist jedoch mit Rücksicht auf die schon bestehende Linie bis Uvac die Möglichkeit eines sofortigen Anschlusses an unser Eisenbahnnetz gegeben.

Überdies wird es notwendig sein, um diese neue Route für einen internationalen Transitverkehr geeignet zu machen, was insbesondere für eine Verbindung von Westeuropa nach dem Mittelländischen Meere deshalb wichtig wäre, als sie dann die kürzeste Route darstellt, das bosnische Eisenbahnnetz, insofern es in Verbindung mit dieser Route steht, in ein normalspuriges umzuwandeln. Hierbei ist zu erwähnen, daß die Strecke Zenica—Sarajewo—Uvac bereits normalspurigen Unterbau besitzt, daher ohne erhebliche Kosten durch Umwandlung des Oberbaues zu einer vollkommen normalspurigen gemacht werden könnte. Es wäre somit, um einen normalspurigen Anschluß an das Eisenbahnsystem der Monarchie herzustellen, erforderlich, die Strecke Zenica—Brod, die gänzlich schmalspurig ist, von Grund auf umzubauen. d. i. also 190 km eigentlich neu herzustellen.

Im Interesse einer gewissen Abkürzung der ganzen Trasse der neuen Route und um diese in eine bessere Verbindung mit dem österreichischen Eisenbahnnetz

zu bringen, könnte nun zu dem Auskunftsmittel gegriffen werden, von der an der Strecke Lašva—Travnik gelegenen Station Bjela aus, im Tale des Flüsschens Bjela und dann des Drinajabaches, einen normalspurigen Schienenstrang nach Banjaluka zu erbauen. Von Banjaluka aus würde sich dann die Bahn teilen, nach Österreich zu würde sie im Tracé der normalspurigen Militärbahn Banjaluka—Novi—Doberlin laufen; zur Verbindung mit Ungarn wäre im Tale des Drinas von Banjaluka aus ein Bahnzug über Svinjar an der bosnisch-ungarischen Grenze nach Uj-Kapela zum Anschlusse an das ungarische Bahnnetz zu führen. Dieses Projekt würde den Vorteil bieten, daß es nur den Neubau von circa 165 km Bahn erfordern würde, was beiläufig ebensoviel kostet wie der Umbau der 190 km langen Schmalspurstrecke Zenica—Brod, und daß die neue Route nach Ungarn um 30 km und nach Österreich um 40 km kürzer sein würde als der bisherige Weg über Brod, außerdem aber eine direktere Verbindung mit dem österreichischen Eisenbahnnetz hergestellt sein würde.

Die Entfernung zwischen Wien und Saloniki würde sohin auf diese Art rund 1460 und zwischen Budapest und Saloniki circa 1320 km betragen.

Im Vergleiche mit der allerdings etwas längeren Route über Belgrad und Meskub würde die neue Verbindung den unschätzbaren Vorteil bieten, einen um 145 km längeren Durchlauf durch unser Territorium zu besitzen und nur eine Grenze zwischen uns und der Türkei überschreiten zu müssen, wodurch sie im Vergleiche mit der bisherigen Route eine größere Selbstständigkeit erlangen würde. Zieht man noch in Erwägung, daß durch die neue Route dem bosnischen Verkehre, sobald die bosnischen Bahnen in normalspurige umgewandelt sein werden, eine ausgiebige Alimention geboten sein wird, wodurch die Beiträge der beiderseitigen Regierungen zu den Kosten der bosnischen Verkehrsmittel sich erheblich verringern werden, und daß durch den neuen Schienenweg nach Ausbau unserer Alpenbahnen und Herstellung des griechisch-türkischen Bahnanschlusses die kürzeste Verbindung zwischen Westeuropa und dem Pyräus geschaffen sein wird, so werden wir durch diese unsere verkehrspolitische Aktion nicht nur die kulturelle Mission, die uns obliegt, erfüllen, sondern wir werden auch uns und dem europäischen Verkehre ganz ungeahnte Quellen eröffnen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch das dalmatinisch-albanische Bahnprojekt, sobald die dalmatinischen Bahnen ausgebaut und die vom Minister des Äußern angekündigte Verbindung mit Montenegro hergestellt sein wird, unsere nächste Sorge sein muß. Diese Route würde unter Annahme der kürzesten Verbindung zwischen der montenegrinisch-türkischen Grenze und Monastir rund 1640 km betragen, was aus der folgenden Zusammenstellung ersichtlich ist:

Wien—Agram	387 km
Agram—Josip Dol	105 km
Josip Dol—Priludic—Knin	180 km
Knin—Spalato	132 km
Spalato—Metkovic	120 km
Metkovic—Zelenika	170 km
Zelenika—Bocche—Spizza	75 km
Spizza—Monastir	285 km
Monastir—Saloniki	191 km
Zusammen	1645 km

Diese Strecke ist somit allerdings um 178 km länger als die Linie Wien—Saloniki über Banjaluka—Uvac—Mitroviča und um 316 km länger als die gegenwärtige Route Wien—Budapest—Belgrad—İsküb—Saloniki. Man muß jedoch in Betracht ziehen, daß wir durch Ausbau dieser Linie nicht nur unser dalmatinisches Eisenbahnnetz rentabler gestalten und erheblich alimentieren würden. Es würden überdies dann auch Ländergebiete außerhalb der Monarchie erschlossen werden, die bisher ganz jungfräulich jeder westlichen Kultur entbehren. Da diese Linie jedoch fünf Ländergebiete durchquert (Ungarn, Dalmatien, Bosnien, Montenegro und die Türkei), so darf die enorme Schwierigkeit, die ein derartiges Projekt bietet, nicht unterschätzt werden. Dieses weitere Projekt wird im Zusammenhange mit dem Ausbau der Sandjakhbahn die natürliche Ergänzung für ein großzügig angelegtes Verkehrsnetz bilden, welches bestimmt sein soll, den westlichen Balkan der okzidentalen Kultur und dem europäischen Handel zu erschließen.

Sowohl die Linie über Mitroviča als auch jene über Dalmatien durch Albanien werden jedoch wirkliche transeuropäische erst dann sein, wenn sie bis nach Athen weiter führen werden. Von Athen zieht heute schon eine direkte Bahnlinie nach Lamia. Von dort bis Larissa dürfte der Schienenstrang bereits in wenigen Wochen fertiggestellt sein. Ein französisches Konsortium hat bereits den Bau der Strecke Larissa nordwärts in Angriff genommen. Es handelt sich nun nur noch um die Verbindung mit dem türkischen Bahnsystem. Baron Aehrenthal hat in seinem Exposé betont, wie sehr er bemüht sei, die griechischen Bestrebungen in Konstantinopel zu unterstützen, damit diese Verbindung zustande komme. Sobald diese Streckenzüge normalspurigen Charakter bekommen haben, werden fast geradlinige Schienenstränge den europäischen Kontinent durchqueren und die rascheste Verbindung zwischen Calais und dem Pyräus herstellen. Ägypten und Indien würden so von England aus weit rascher und bequemer als bisher erreicht werden können. Die Linie Calais—Athen wäre für Europa von eminenter Bedeutung und sie würde Bosnien und Dalmatien in den Mittelpunkt des Weltverkehrs rücken.

Doch wir wollen unseren Blick nicht in eine immerhin noch ferne Zukunft schweifen lassen. Die nächste Aufgabe, die uns entgegentritt, ist die Verbindung Uvac—Mitroviča. An dieser Verbindung haben wir das nächste und größte Interesse. Die bosnische Ostbahn hat 43 Millionen Kronen gekostet, sie wird einen wirklichen Wert erst dann besitzen, wenn sie Sarajewo mit Mitroviča verbunden hat.

Das Zustandekommen eines Anschlusses der bosnischen mit den türkischen Bahnen wird aber nicht nur für Österreich-Ungarn, sondern auch für die Türkei von hoher Wichtigkeit sein. Dieser Anschluß wird beiden Staaten weitgehende wirtschaftliche Vorteile gewähren, und ein neues gemeinsames Interesse zwischen ihnen schaffen, denn beide haben in den von der neuen Bahn durchzogenen Gegenden eine pazifisatorische Rolle zu spielen. Weit entfernt also, daß die Strecke nach Mitroviča für uns ein Mittel territorialer Expansion abgeben könnte, wird sie vielmehr dazu dienen, den Status quo aufrecht zu erhalten. Sie wird unbotmäßige und turbulente Bevölkerungselemente dem Wohlstand und der Kultur zuführen, den Handel und die Zivilisation jener Gegenden fördern und so wesentlich dazu beitragen, daß der Türkei Gebiete erhalten bleiben, die sonst vielleicht ihr eines Tages verloren gehen könnten. Die Türkei wird durch den Ausbau der Verbindungsstrecke

einen direkten und indirekten Nutzen ziehen können und in gleicher Weise geträgt werden zur Vornahme der von ihr begonnenen Reformation.

Die Pforte hat gerade in der letzten Zeit Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen, wie aufrichtig und selbstlos die Monarchie ihr entgegenkommt, und welche tatkräftige Unterstützung sie ihr zu bieten in der Lage und auch bereit ist. Die Durchführung der Einie selbst wird wegen der Schwierigkeit des Baues viele Jahre erfordern. Aber jeder Schritt bringt uns näher der Verwirklichung einer großen verkehrspolitischen Tat, näher der Möglichkeit, den Balkan nicht zu erobern, aber mit unserem Geist und mit unserer Kultur zu erfüllen, mit ihm und durch ihn reicher und mächtiger zu werden.

Drei Parabeln.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Was uns frommt.

Die Göttin Abundantia flog zur Erde nieder. Ihr Füllhorn enthielt unendlichen Reichtum und in fröhlicher Großmut streute sie ihn über die Sterblichen aus.

Ein Philosoph sah mißfällig ihrem Treiben zu und sprach: „Was hat dir, Göttin, das arme Menschenvolk getan, daß du es verderben willst?“

„Es verderben!“ rief sie. „Bist du blind und siehst nicht, daß ich im Begriff bin es zu beglücken? Meine besten Gaben schenke ich ihm, es soll weder Not noch Dürftigkeit mehr kennen, nur noch Behagen, nur noch Wohlleben genießen.“

„O du weltfremde Tochter des Olymps“, erwiderte der Philosoph, „die uns beglücken will und nicht ahnt, daß wir Menschen angetan sind, alle irdischen Mühsal, aber nur sehr wenig Wohlleben zu ertragen.“

Die Pygmäen.

Zwei reisende Pygmäen erfuhren zufällig, daß ein großes Etwas, an dem sie vorbei gekommen waren, ein Riese gewesen sei. Nach Hause zurückgekehrt, erzählten sie von diesem Erlebnis und wurden mit Fragen bestürmt.

„Einem Riesen seid ihr begegnet — das ist ja ungeheuer merkwürdig! Wie sieht er denn aus, so ein Riese? Wie ist er denn?“

Die Kleinen nahmen etwas wegwerfende Mienen an und sagten: „Wie soll er sein? — staubig ist er.“

Sie hatten nur den Rand seiner Stiefelsohlen gesehen.

Ein Dunkeltier.

Ein Maulwurf, gefräßig wie alle die seines Geschlechtes sind, war auf einem Raubzug begriffen. Er wurde von einem Fächslein beobachtet, das ihn nach einer Weile fragte:

„Warum gehst du immer nur der Nase nach? Mache doch die Augen auf!“

„Werde mich wohl hüten“, erwiderte der Maulwurf, „es könnte mir ja Licht hineinfallen.“

Hofrat Nett.

Novelle von Kurt Frieberger.

Ein grauer Vorfrühlingssonntag. Eintönig rieselt dichter Regen auf triefende Dächer und menschenleere Straßen; in fahlen wässerigen Schleiern verdämmern die Türme. Wenn jemand unter naßglänzendem Schirm über die Gasse hastet, blickt er mißmutig in die regengepeitschten Lachen, die immer wieder hemmen und zu zögerndem Zick-Zack nötigen. Draußen an der Großstadtgrenze, wo zwischen den ländlichen Häuserzeilen grüne Hügel und umgepflügte Ackerhänge ansteigen, wandert Dori Redtenpacher, Oberleutnant bei den Kaiserjägern, die holperigen Fußsteige bergauf. Sein Mantelkragen ist aufgestellt; die Hände sind in den Taschen geborgen, und mit verdrießlicher Sorgfalt sucht er zwischen Pfügen mehr trockenen Weg. Niemand begegnet ihn, denn es ist Messezeit und wer nicht in der Kirche seine Andacht verrichtet, sitzt in warmer Stube und rastet von der Mühsal seiner Werktagsarbeit.

Von Zeit zu Zeit fluchte der Offizier in seinen feuchten Schnurrbart, den das äble Wetter ganz aus der gewohnten schneidigen Form gebracht hatte. Muß der Onkel Hofrat just am Ende der Welt wohnen? In einer Gegend, wo es nicht einmal ein Kaffeehaus gab, um sich ein wenig auszuwärmen. Einen pudelnassen Gast wird der Alte auch nicht übermaßen erfreut bewillkommen und Dori mußte Wert darauf legen gute Figur zu machen, denn um seine gewaltige Bitte freundlich zu erfüllen, tat gute Laune not. Vergeblich hatte der Oberleutnant alle Verwandten ausgehört, ob der Hofrat Nett keine schwache Seite hätte, wo ihm leichter beizukommen wäre. Aber die meisten hatten den alten Herrn seit Jahren nicht zu sehen bekommen, ja, man sagte ihm sogar nach, er ließe sich absichtlich verleugnen, wenn man in seinem entlegenen Landhause nach ihm fragte. Familiensinn schien also zu fehlen.

Die anscheinende Hoffnungslosigkeit dieses langen Bittganges im trostlosen Wetter machte Dori recht kleinlaut und er war in einer Stimmung wie ein Schuljunge, der zum Zahnarzt geführt wird und Schritt um Schritt bitterängstlich überlegt, ob er nicht lieber Kehrt machen und Reißaus nehmen sollte. Manövererlebnisse kamen ihm in den Sinn, Rekognoszierungsmärsche durch entlegene Dörfer bei Landregen. Aber das amüsierte doch, weil man nicht so mutterseelenallein war und jeden Augenblick von einer hervorbrechenden feindlichen Abteilung überrumpelt werden konnte. Dann galt es Geistesgegenwart und entscheidende Tat.

Noch einmal erwog er die zwingenden Gründe, doch der Besuch erschien ihm nur desto unvermeidlicher, je mehr er ihn zu unterlassen trachtete. Nun war er bereits eine halbe Stunde von der letzten Stadtbahnstation unterwegs. Seine beste Montur hatte er angezogen; die mochte trübselig aussehen.

Bei der nächsten Straßenecke heiterte sich Doris Gesicht ein wenig auf. Jetzt mußte er nur noch die ungepflasterte Fahrbahn übersehen, dann langte er vor dem Gartentor der gesuchten Villa an. Ein hohes Gitter trug die Hausnummer und rechts vom Eingang glänzte blankgeschauert der Taster einer elektrischen Klingel mit der Umschrift: „Hofrat Nett.“

Nachdem der Offizier auf den weißen Knopf gedrückt hatte, öffnete sich die Türe selbsttätig und lautlos. Rasch überschritt der Gast das Klinkerpfaster und

betrat den Flur, wo ihn ein hochgewachsener weißhaariger Diener mit respektvollem Bückling begrüßte.

„Ist der Herr Hofrat zu sprechen?“

„Zu dienen, Herr Oberleutnant.“

Der Alte half Dori dienstfertig aus dem triefenden Mantel und führte ihn mit der Versicherung, daß er sogleich anmelden werde, in ein niederes aber geräumiges Zimmer, dessen Fenster der Straße zugewandt waren. Altmodische Spiegelschränke und Bücherlasten, deren Scheiben mit grüner Seide verhängt waren, sowie niedere Etagères mit allerlei Nippes, Sammlungen von Dosen, Papiermessern, seltsamen Muscheln und Korallengebilden füllten drei Wände des Raumes, während dem Eingang gegenüber ein symmetrisches Arrangement von Sopha und Fauteuils aufgestellt war. Die Sitzmöbel waren sorgsam in Leinwandüberzüge gehüllt. Darüber hingen in glatten Holzrahmchen zahlreiche Porträts, teils Miniaturen, teils künstlerische Federzeichnungen, auch einige Lithographien und ein paar Lichtbilder ältester Manier.

Manche der spitzpfeilförmig gemalten lieblichen Figürchen waren erlesene Kunstwerke geschätzter Alt-Wiener Meister; Daffinger, Anreiter, Waldmüller waren vertreten. Freilich interessierten den Offizier mehr die dargestellten Leute als die treffliche Ausführung. Ein Doppelporträt zeigt in rötlich violetten Atlas gekleidet eine stattliche ältere Dame der Biedermeierzeit, deren defolletierte Schultern ein feiner Schleiertragen deckt; auf den Ringellocken sitzt eine große, zierlich gefälschte Spigenhaube mit Jasminblüten geschmückt. Ein reizender Junge von etwa acht Jahren legt seine molligen Händchen um den Hals der freundlichen Frau und sein rosig frisches längliches Gesicht sieht scheu aus großen rehbraunen Augen zum Beschauer auf. Gegen diese tiefen verständigen Augen gibt der rote Herzmund einen lebenswürdigen, klein wenig dummen Zug voller Kindlichkeit. Das weiche gescheitelte Blondhaar trägt der Knabe leicht in die Stirne frisiert. Sein enger schwarzer Samtpenzer reicht knapp bis zur Taille; die Höschen sind weit und weiß.

Der blutjunge Offizier im weißen altösterreichischen Waffenrock auf dem Brustbilde daneben ist ganz wie das Kind frisiert, aber das hübsche bartlose Gesicht ist fest und übermütig. Nur schauen die schönen braunen Augen nimmer so scheu, sondern selbstbewußt und ein klein wenig brutal. Der tüchtige Brustkorb läßt auf eine hohe festsche Figur schließen. Die Arme sind gekreuzt und die Rechte hält mit eleganter Leichtigkeit den wuchtigen Pallasch unterm Korb.

Ein größeres Aquarell — unter dem Glase schlingen verdorrte Blumen einen Kranz — schloß die unterste Reihe der Porträts. Ein sehr schönes junges Mädchen mit hellblondem Haar und dunklen Augen ist dargestellt. Träumerisch lächelnd liest sie einen Brief, dessen sorgsam geschriebene Adresse deutlich sichtbar ist:

„An das hochwohlgeborene Fräulein Franziska Nett.“

Dori erkannte seine Mutter, die er in früher Jugend verloren hatte. Wehmütig starrte er auf das Bildnis der holden Toten, auf die welken Blumen rundum, und ein Ahnen verblühter Liebe stieg in ihm auf.

Geräuschlos trat der alte Diener ein und sagte: „Der Herr Hofrat läßt bitten.“ Dann schwieg er verlegen, faßte aber wieder Mut und erlaubte sich mit leiser Stimme die Frage: „Es ist doch nichts Aufregendes, was der Herr Oberleutnant dem gnädigen Herrn zu sagen haben?“

„Aufregend? — — Na — für ihn weniger. Warum?“

„Weil der Herr Doktor Kupeßki jede Gemütsregung strenge untersagt hat.“

„Der Onkel ist doch wohl?“

„Gott sei Dank geht es in der letzten Zeit besser, aber seit der bösen Geschichte im November . . .“

„Was war denn los? Man erfährt ja nichts.“

„Ein Schlaganfall.“

„Ah!“

„Seither geht es dem Herrn Hofrat nicht mehr gar gut. Die rechte Seite versagt hie und da den Dienst. Ich tät' halt bitten, wenn es durchaus sein muß, recht vorsichtig, Herr Oberleutnant.“

„— Es muß aber sein, lieber Freund.“

„Bitte . . . recht schonend. Recht schonend, Euer Gnaden.“

Dori folgte dem Alten in ein trauliches kleines Gemach des Oberstockes. Wärmendes Feuer prasselte im Ofen. Durch das Fenster ging der Blick auf runde Hügel und waldgekrönte Berge, deren sanftere Hänge im gelben Frühlingsglanz der Primeln leuchteten.

Als der Offizier eintrat, saß der Hofrat in einem mächtigen Lehnstuhl bei seinem Schreibtisch, rauchte ein lange Pfeife, hatte Horazens Gedichte vor sich aufgeschlagen und sinnierte über den Vers:

„Omnes una manet nox.“

Beflommenen Herzens, aber militärisch stramm begrüßte Dori den Greis, der sich mühsam erhob und ihm wenige Schritte entgegenkam. Beide betrachteten einander forschend. Hofrat Nett war trotz seiner Jahre groß und stattlich. Schneeweißes schlichtes Haar deckte noch dicht den Scheitel. Dem feinen glattrasierten Antlitz gab die hochgewölbte Stirne einen bedeutenden Ausdruck und der Blick der großen hellbraunen Augen prägte sich dem jungen Gast für immer ein; das waren Augen, die das Leben ernst gemacht hatte, tief ernst.

Der Oheim schien im Gesichte des Besuchers nach verwandten Zügen zu forschen. Freundlich reichte er ihm die Hand und bot ihm einen Platz zur Seite des Schreibtisches.

„Also mein lieber Nefte — Theodor heißt du, nicht wahr? . . .“

„Jawohl.“

„Wie dein Vater. Was führt dich denn zu mir. Es muß schon ein wichtiges Anliegen sein, da sich meine braven Verwandten erfreulicherweise nur höchst selten meiner Existenz erinnern.“

„Ich bitte um Entschuldigung, Onkel Hofrat . . .“

„So war's nicht gemeint. Ich will niemandem Vorwürfe machen, kann dir sogar die Versicherung geben, daß ich eigentlich längst neugierig war, dich zu sehen. Einmal wollte ich dich sogar zu mir laden, aber dann habe ich wieder gedacht, daß es sehr weit zu meiner Behausung ist, daß ein junger Offizier vermutlich bessere Unterhaltung weiß, als mit einem eisgrauen, mumifizierten, pensionierten Hofrat tiefsinnige Gespräche zu führen. Ob du mich nun heut oder an einem anderen Tage aufsuchst, ist im Grunde gleichgültig. Mir ist jede Stunde gleich wert und voll. Um mich zu langweilen, bin ich noch nicht alt genug.“

„Du verzeihst, Onkel Hofrat.“

„Den Titel kannst du ruhig lassen. Wir sind nicht Hofrat und Subalterner, sondern Onkel und Nefte. Und jetzt rede du und laß mich zuhören.“

„Ich wäre gewiß schon früher gekommen, meine Aufwartung zu machen, aber man sagt, Besuche seien dir nicht sonderlich angenehm. Nimm mir's nicht übel; ich hielt dich für . . . na, für einen alten Griesgram. Wenn ich geahnt hätte, daß mir ein so freundlicher Empfang von einem gütigen väterlichen Freund . . .“

Hofrat Nett nahm die Pfeife aus dem Munde und beschaute sein Gegenüber mit gutmütiger Ironie. Dadurch brachte er Dori ein wenig aus der Fassung. Um ihn wieder gesprächig zu machen, bot er ihm ein Kistchen Zigarren und sagte: „Stech dir eine Havanna an. Ich sehe, du willst dem alten Herrn — wie man sagt: ein bißchen das „Goderl fragen“. Gut, gut. Ist aber nicht nötig. Laß die langen Einleitungen und beginn das Thema. — Halt. Wart noch einen Moment. Dominik!“

Lautlos trat der Diener ein.

„Dominik; bring' den Benediktiner und Gläser.“

„Onkel; das ist wirklich nicht nötig.“

„Aber ja. Bei dem Wetter ist eine kleine innere Auswärmung sehr angebracht. Bist du im Wagen gekommen?“

„Nein; mit der Stadtbahn.“

„Das kommt freilich billiger, nur erfordert es noch einen kleinen Marsch. Armer Junge, du wirst nicht wenig der Marotte des alten Nett gegrollt haben, daß er just so menschenfern domiziliert.“

Dominik servierte das gewünschte Getränk und zog sich geräuschlos wieder zurück.

„Auf dein Wohl, Theodor, und gute Verrichtung.“

„Danke, Onkel. Profit. — Du hast sofort erkannt, daß es einen ganz außerordentlichen Grund haben muß, wenn ich dich in deiner Zurückgezogenheit störe. Es fällt mir nicht leicht, geradewegs mit einer Bitte herauszurücken. Noch dazu sind wir einander leider etwas fremd. Lieblos und egoistisch muß ich dir erscheinen, weil ich erst von Not getrieben den Weg zu dir finde.“

„Ich mache dir keinerlei Vorwurf daraus. Es wäre bedauerlich, wenn ich in achtzig Jahren so wenig Menschenkenntnis erworben hätte, um dir das übel zu nehmen.“

„Du wirst mein Anliegen um so besser verstehen, da du ja auch Offizier gewesen bist, wie ich glaube.“

„Das ist lange her. So lange, daß ich mich an die Begriffe dieser Kreise nicht recht deutlich erinnern kann. Macht nichts. Vielleicht finde ich mich auch so zurecht.“

Dori fand viel Gefallen an dem alten Herrn und es wäre ihm peinlich gewesen, wenn diese Bekanntschaft, so neu sie war, in Härte und Feindseligkeit geendet hätte. Traurigerweise war das eher zu gewärtigen, als ein Abschied in Frieden und Einverständnis, aber er gab sich redlich Mühe, dem Onkel alles mit möglichster Klarheit darzulegen. Vorerst erwähnte er kurz die Zeit seiner Kindheit, den frühen Tod der Eltern und wie das schmale Erbteil zur Not gelangt hatte, ihm das Studium der Militärrealschule zu ermöglichen. Seine ersten Dienstjahre als Leutnant waren keineswegs fröhlich und freudenreich gewesen, die kärgliche Löhnung und der armselige Rest

der väterlichen Hinterlassenschaft zwangen den jungen Offizier zur größten Bescheidenheit. Wein, Spiel und Weiber waren ihm zu teure Vergnügungen. Das Sparen und Haushalten kostete ihn viel Kopfzerbrechen. Meist garnisonierte er in kleinen Provinznestern, wo die Versuchung zu Verschwendung niemals an ihn herantrat. Dafür versah er tüchtig und wacker seinen Dienst. Vorwärtskommen, so schnell als möglich, war sein Streben und die öde eintönige Langeweile seiner Garnisonen trieb ihn noch mehr zu eifrigem Lernen, zu strammer Pflichterfüllung. Früher als viele andere, die seinerzeit mit ihm zugleich ausgemustert worden, war er zum Oberleutnant avanciert. Und nun lohnte seine arbeitsame Ausdauer der Erfolg, daß man ihn für würdig befunden zum Eintritt in die Kriegsschule. Dadurch war er jedoch gezwungen in der teuren Hauptstadt zu leben; neue Sorgen, neue Entbehrungen waren ihm bereitet.

Der Hofrat lauscht mit ernster Miene dem Erzähler, der schlicht und bescheiden seinen ereignisarmen Lebenslauf schilderte. Nachdenklich blies er von Zeit zu Zeit aus der Pfeife große Rauchwolken, die ein gemütliches blaues Dämmerlicht in das warme Zimmer brachten, während draußen ein ungestümer Wind große Regentropfen ans Fenster warf.

Nach und nach war die hoffnungsarme Befangenheit von dem jungen Offizier gewichen. Sein Besuch erschien ihm weniger aussichtslos. Er merkte das Interesse des alten Herrn und ein tröstliches Gefühl überkam ihn, das dem Frühverwaisten fremd und neu war: Das geheimnisvolle Gefühl einer inneren tiefen Verwandtschaft. Hier sprach er nicht zu einem strengen Vorgesetzten, nicht zu einem Unbekannten, der ihm zufälligerweise, sei es aus Neugierde, sei es aus Langeweile, Gehör schenkte. Nein: Wider Erwarten hatte er einen warmherzigen Menschen gefunden, der mit Wohlwollen diese höchstpersönlichen armseligen Leiden anhörte, die in ihrer grauen Gleichförmigkeit jedem, der nicht mit dem Herzen Anteil nahm, überaus gleichgültig sein mußten.

„Na, mein lieber Nefte; falls das alles wirklich so war und ist, bist du wahrhaftig Muster und Beispiel eines braven Jungen. Du verdienst einen Orden für deinen Lebenswandel, denn du hast schier einsamer gelebt als ich. Und jetzt sage mir ehrlich, hast du in deinem vortrefflichen Leben niemals eine herzhafte Dummheit gemacht. Es wäre doch sonst beinahe zu einseitig gut.“

„Du machst mich leider vollkommener als ich bin.“

„Also doch. Gott sei Dank. Bevor du beichtest, zünde dir deine Zigarre wieder an. Im Feuer der Rede hast du ganz aufs Rauchen vergessen; sie ist ausgegangen, und ich kann das nicht leiden, wenn einer mit einem kalten Glühmstengel dafist. — So. Bitte weiter.“

— „Ja, Onkel; ich habe eine Dummheit gemacht, eine Dummheit, die ich tief bereue, die mich eigentlich zugrunde richtet . . . und doch war diese Dummheit die einzige Freude in meinem leeren Dasein.“

„Mhm. Ein Frauenzimmer“, sagte der Hofrat und zog sofort wieder an der Pfeife.

Dori hatte während des letzten Jahres in einer freundlichen kleinen Provinzstadt der Alpenländer garnisoniert. Zurückgezogen verbrachte er in gewohnter Anspruchslosigkeit sein Leben, las militärische Werke, drillte seine Soldaten, übte sich

im Fechten und Reiten. Nur Sonntags ging er in das einzige bescheidene Kaffeehaus am Hauptplatz, trank eine kleine Melange und las die wenigen vorhandenen Zeitungen. Wenn er damit fertig war, lehnte er sich bequem zurück und träumte vor sich hin.

Erinnerungen hatte er wenig, die Gegenwart bot auch keine Anregung, so erlaubte er sich ein bißchen Zukunftssphantasie. Zumal in der warmen Jahreszeit freute ihn dieses stille Vergnügen. Dann stellte der Kaffeesieder vier Tische mit Stühlen auf den Fußsteig vor dem Lokal. Nachmittag gab es dort schönen Schatten, man über sah den weiten, sonntäglich leeren Platz, und über die behäbigen Patrizierhäuser der gegenüberliegenden Seite, die sich dick und gemütlich gleich ihren Besitzern zu sonnen schienen, grüßten in lachendem Grün die Berge.

Der Weg von der Kaserne zum Kaffeehaus führte einen reizenden, grünlich schäumenden Gebirgsfluß entlang. Dort, wo auf kleinen Stegen stämmige Weiber mit großen farbigen Kopftüchern knieten und im klaren kaltrauschenden, sonnenglühenden Wasser Wäsche spülten, die sie dann auf einer breiten Schotterbank der Krümmung des Flussbettes zum Trocknen aushingen, dort reihten sich die schmalen hochgiebeligen Häuschen der Ufergasse, Heimstätten des ärmeren Volkes, bei dem die Kinder so zahlreich sind wie die Sorgen. Tagsüber tummelten sich die Kleinen allenthalben auf der Straße, spielten und balgten sich im Sonnenschein, nur wenn es regnete, hockten sie kleinlaut in den dumpfen Stuben, lugten durch die vergitterten Fenster und harrten sehnsüchtig des schöneren Wetters. Kaum blinkte der erste freundliche Strahl auf das nasse Pflaster, waren sie flugs aus den Türen, fielen den Eltern nicht länger zur Last und stellten sich erst zur Essenszeit mit rührender Pünktlichkeit wieder ein.

Die Sorgen dagegen blieben treulich bei den Leuten, rannten den Männern allüberall nach, hingen sich den Frauen wie die jüngsten Nesthäkchen an die Kittelfalte, saßen vor den anderen am Mittagstisch, geleiteten alle zur Ruh und warteten schon am nächsten Morgen auf das Erwachen ihrer armen Wirte.

In diesem Stadtteil war auch kein allzu sicheres Wohnen. Wenn droben in den Bergen der Schnee schmolz oder starke Regengüsse niedergingen, dann schwoll der Fluß gewaltig an, hoch gingen die trüben gelben Fluten und ängstlich warteten die Anwohner, ob nicht die Wellen den Straßendamm übergischeten. Zahlreiche Merkstriche mit Jahreszahlen waren da und dort an den feuchtfleckigen Mauern zu sehen; Erinnerungszeichen schwerer Not, da Hochwasser über die Ufer brandete, in die tiefer gelegenen Wohnungen sich ergoß, den spärlichen Hausrat der Armen zertrümmerte, und kalter Tod grausame Musterung drohte.

An einem freundlichen warmen Maisontag, als Dori der Jause in seinem Kaffeehaus zuwanderte, bemerkte er zwischen blütenweißen Gardinen im Oberstock eines Uferhauses ein liebes Mädchengesicht. Unwillkürlich verlangsamte er seinen Schlenderschritt, den Blick nach oben gewandt. Als sie sich entdeckt sah, verschwand die Schöne errötend. An jenem Nachmittage fand der Oberleutnant, daß ihn die Zeitungen minder interessierten und daß seine Phantasien durchaus in der Ufergasse spielten. Zu seinem großen Bedauern sah er das Mädchen während der nächsten Monate nicht mehr; weil er jedoch eine feste nüchterne Natur war, kam er nach einigem Kampf zu dem Schluß, daß es besser und vernünftiger sei zu arbeiten und dem ersehnten Ziele zuzustreben, als sich aussichtslos zu verlieben.

Indem er sich mühte zu vergessen, ging der Monat August zu Ende und das Geburtsfest des Landesherrn jährte sich. Das wurde von den Bürgern der Stadt nach altem Herkommen mit Hochamt, allerlei Schießübungen, Umzügen und Banketten gefeiert. Die Offiziere der Garnison wurden geziemend eingeladen und der Oberst hatte beim Rapport deutlich genug zu erkennen gegeben, daß ihm eine möglichst zahlreiche Beteiligung der Herren vom Regiment erwünscht wäre. So mußte auch der sparfame Dori entgegen seiner gewohnten Zurückgezogenheit an den Festlichkeiten teilnehmen, die mit der Darstellung eines patriotischen Gelegenheitsfestspiels im großen Tanzsaal des Städtchens, der „Schießstätte“, ihren Abschluß fanden. Leider mangelte Dori das Verständnis für das dilettantische Theater und er sah in wachsender Zerstreuung immer seltener auf die Bühne. In seiner Nähe saß nämlich das schöne Mädchen vom Fenster; freilich nicht mehr in den Reihen der Honoratioren, denn die Etikette der Kleinstadt fordert strenge Rangunterscheidung und von der Bürgermeiſterbank bis zu den bescheidenen Plätzchen der Familien aus der Ufergasse war weiter Abstand.

Auch das junge Fräulein hatte den Offizier bald entdeckt und mehrmals wandte sie sich mit gleichgültigen Bemerkungen einer Freundin, die hinter ihr saß, zu, um Dori verstohlen zu betrachten, bis sie ein übereifriger Zuhörer durch energisches Zischen so erschreckte, daß sie sich nimmer zu regen wagte.

Der offizielle Teil der Feier hatte unter Absingung der Volkshymne mit braujenden Hochrufen auf den Kaiser sein begeistertes Ende gefunden. Stühle und Bänke wurden mit eiligem Gepolter weggeräumt und die Regimentsmusik intonierte den ersten Walzer.

Nachdem der Oberleutnant die pflichtgemäßen Touren mit den Töchtern der Hochmögenden zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erledigt hatte, suchte er das Fräulein vom Uferhäuschen. Der Tänzer waren nicht allzu viele, insbesondere durften die Damen der Honoratioren nicht zu Mauerblümchen herabgewürdigt werden, so daß das schöne Mädchen noch kein einzigesmal aufgefordert worden war. Ihr Gesichtchen hatte einen melancholischen, resignierten Ausdruck angenommen. Die Offiziere, ein paar Studenten auf Ferien, wenige jüngere Beamte, Handelsbessene und die Schüler der obersten Klasse des städtischen Gymnasiums, niemand von all den Herren hatte noch für sie Zeit gefunden.

Da erschien Dori und bat sie um die nächste Quadrille. Ein rangsgleiches vis-à-vis hätte sich schwer gefunden, wenn nicht eine freundliche Selchersgattin durch die galante Aufforderung des Papierhändlers, eines lustigen ältlichen Hagestolzen, zur Teilnahme an dem ruhigeren Tanze verleitet worden wäre.

Von seiner freudestrahlenden Dame erfuhr der Oberleutnant, daß sie Mizzi Holkeneder heiße und die älteste Tochter des zweiten Arztes im Städtchen sei. Ihr Vater, ein gemüthlicher waderer Mann, hatte leider nur die ärmeren Patienten; viel Arbeit und wenig Lohn. Dazu waren noch drei Buben und ein Mädchen zu nähren, zu kleiden und zu unterrichten, so daß die Mutter mit dem Haushalt ihre liebe Not hatte.

Dem Doktor Holkeneder gefiel der schlichte liebenswürdige Soldat vortrefflich und Dori verbrachte die Pause am Tisch der Familie. Seine Kameraden waren durch ihn auf die reizende „Armendoktorische“ aufmerksam geworden und bewarben

sich eifriger um sie, als ihr genehm war, denn am liebsten tanzte sie doch mit dem Herrn Oberleutnant Redtenpacher.

Hofrat Nett merkte, daß es seinem Neffen schwer und schwerer fiel zu erzählen, je näher er der eigentlichen Schilderung seines Liebesglücks kam. Der Erzähler stockte, verbesserte sich wiederholt und kämpfte mühsam mit der tiefen Scheu einsamer Menschen, von eigenen innigen Gefühlen zu reden. Auch erschien ihm jetzt sein Erlebnis vor Schuldbewußtsein und Scham, daß er sich nicht besser zu beherrschen gewußt, um vieles trüber und schmerzlicher. Die Geliebte wollte er aufs lebenswürdigste schildern; sie durfte kein Vorwurf treffen, er allein war unüberlegt, pflichtvergessen und strafbar. Der alte Herr wollte ihm zu Hülfe kommen: „Lieber Theodor! Du mußt dich nicht selber anklagen. Und das Fräulein Holkeneder wollen wir auch freisprechen. Ihr Leben wird recht arm an Freude gewesen sein. Und so einem guten gesunden jungen Mädels, reif zu Lust und Liebe, kann doch nur ein Erzspießer und Philister einen Vorwurf machen . . .“

„Nicht wahr, Onkel, du hältst sie nicht für schlecht? Ich, ich allein bin ein niederträchtiger dummer Kerl gewesen.“

„Aber geh. Es ist doch kein Verbrechen, wenn Menschen jung sind und einander lieb haben. Kurz und gut: Ihr seid herzenseins geworden.“

„Ja, Onkel. Alles war so schön und ich war so glücklich . . .?“

„Wann hast du sie denn zum letztenmal gesehen?“

„Noch nicht zwei Monate sind vergangen, daß wir Abschied genommen haben. Tag für Tag schrieb sie mir, Tag für Tag schrieb ich ihr. Ich habe schon begonnen zu sparen, daß ich beim nächsten Urlaub, sobald wir auf der Kriegsschule Ferien haben, zu ihr fahren kann. Und vorgestern bekomme ich diesen Brief: . . .“

Dori nahm aus seiner Brusttasche einen kleinen verknitterten blauen Bogen, dem man ansah, daß er oft und oft gelesen und wieder gelesen worden war.

„Sie schreibt mir . . .: „Ich habe es selbst nicht glauben wollen; ich habe es dir bis jetzt verheimlicht, aber ich weiß mir nicht zu raten und zu helfen. Warum soll ich auch warten, bis es die Leute merken. Je früher, desto besser. Es gibt keine Rettung. Du darfst um meinetwillen nicht leiden. Du hast eine schöne glückliche Laufbahn vor dir. Heiraten können wir nicht. Deinen Dienst darfst du nicht verlassen. Es wäre dein und mein Unglück. Von meiner frühesten Kindheit habe ich im Haus meiner Eltern zu viel Not, zu viel Kummer und Elend gesehen. Ich will dir dein Leben nicht zerstören, ich will nur dein Glück. Was liegt an mir. Jetzt habe ich mich schon langsam an den Gedanken gewöhnt.“

Mich tröstet, daß ich es dir zu Liebe tue. Es kostet gar nicht viel Mut. Im Gebirge schmilzt der Schnee. Unser Fluß geht hoch und reißend. Ich muß ja nur über die Straße hinüber. Die Leute sollen an einen Unfall glauben. Schreibe mir noch einmal, schreibe nur, daß du mich ebenso lieb hast, wie ich dich, dann wird es ganz leicht sein . . .“

„Es ist doch ums Himmelswillen kein Malheur geschehen.“

„Nein, Onkel, ich hoffe, es ist noch nichts geschehen . . . Ich habe mir den Schädel zermartert, mich gemüht und geplagt; ich weiß keine Hülfe. Soll sie von den Eltern fliehen? Sie kann doch nicht ins Findelhaus. Das Herz krampft sich mir zusammen, wenn ich bedenke, was sie erdulden muß!“

„Aber, Junge. Beruhige dich doch . . .“

„Was ich mich auch quäle, ich armer Teufel kann nichts tun. Mir bleibt nur eins: Wenn sie ihren fürchterlichen Entschluß wahr macht, wenn sie ins Wasser geht, dann mache auch ich mit meinem Leben Schluß.“

„Dieses leichtsinnige junge Volk! Spricht und schreibt ohne viel Überlegung Tod und Selbstmord. Und weiß noch gar nicht, was leben heißt, was das Leben ist.“

„Schau, Onkel. Mir bleibt ja nichts übrig!“

„Na. Wenn du zu mir herausgefunden hast, wirst du doch noch irgend eine Rettungsmöglichkeit erhofft haben. Ich bin auch einmal so in der Verzweiflung dageessen, ganz ähnlich wie du und habe gedacht, die einzige Erlösung bringt mir die Kugel in die Schläfe. Es ist auch anders zum guten Ende gekommen.“

„Deine Gründe von damals kenne ich nicht, aber ich — ich kann nicht anders.“

Der Hofrat legte die Pfeife weg, neigte sich vor, klopfte den Offizier auf die Schulter und sagte mit erkünstelter Ironie, während seine Augen feucht glänzten: „Du bist doch hoffentlich nicht gekommen, um mir nur das mitzuteilen?“

„Ja, allerdings . . .“ stammelte Dori verlegen. „Ich muß dich vor allem um Verzeihung bitten . . .“

„Wie oft soll ich dir denn sagen, daß das unnötig ist! Du störst mich nicht — gar nicht.“

„Ach, ganz etwas anderes. Eigentlich ist es eine unverzeihliche Kühnheit von mir gewesen. Nur die Verzweiflung über Mizzis Brief hat mir den Gedanken eingegeben . . .“

„Ich erteile dir im vorhinein Absolution und gnädigen Erlass der Strafe. Was war denn der Gedanke, zu dem du dich aufgeschwungen hast?“

„Du wirst helfen.“

„— Der alte Onkel soll also den deus ex machina tragieren, mit gerührtem Lächeln über Unhänglichkeit und Gottvertrauen des braven Neffen die rote Brieftasche herausziehen und sagen: Hier, mein Junge, bediene dich nach Herzenslust; nimm das Geld und nimm das Mädel? — — — Dann hat der alte Onkel seine Pflicht getan, dann kann er sich begraben lassen.“

„Leider hast du recht, wenn du mir Vorwürfe machst . . . Und doch . . . deine Güte ist meine letzte Hoffnung.“

„Wer hat dir je von meiner Güte erzählt? Ich bin nicht gütig, bin es nie gewesen. Mich hat das Leben schon in frühen Jahren hart gemacht; lang, lang, bevor du auf der Welt warst. Da ist der nachmalige Oberleutnant Redtenpacher noch mit den Mucken geflogen, als bereits kein Mensch mehr glauben wollte, daß ich gut bin.“

„Du willst mir also wirklich nicht beistehen, willst mir nicht helfen, Onkel?“

„Der Dominik hat dich wohl ins Parterrezimmer mit den Familienbildern geführt, ehe er dich heraufgebracht hat?“

„Ja.“

„Vielleicht hast du das Bild von der Dame mit dem kleinen Buberl gesehen.“

„Gleich links über dem Sofa? Ja.“

„Siehst du, das Buberl war gut mit den Menschen. Dem haben die Lehrer schon langsam das Gutsein ausgetrieben. Daneben hängt ein Bild von einem Leutnant.

Der hat gelernt, daß Güte Insubordination ist. — Hast du auch das Bild mit den weißen Blumen gesehen?"

„Das ist meine Mutter als junges Mädchen, nicht wahr?"

„Die hat der Leutnant gerade so gern gehabt, wie du das Fräulein Holkeneder. Aber unsere Väter waren Brüder und Ehen zwischen Geschwisterkindern untersagt das Gesetz. Alles war gegen uns: Gott und Kirche, Staat und Familie; die eigenen Eltern haben mich von ihr ferngehalten, wies Feuer vom Zunder.“

„Niemand hat mir davon je erzählt.“

„Darauf habe ich den weißen Waffenrock ausgezogen und bin hinunter in die Lombardei als Regierungsbeamter. Ich war meinen Vorgesetzten zu gut mit den Leuten. Und sie haben recht gehabt. Wie es da unten losgegangen ist mit Feuer und Eisen, wie die Irredentisten bluthündisch wild hinter uns drein sind, da ist der letzte Rest von Güte in mir versiegt und verschwunden.“

Draußen hatte der Regen aufgehört. Der saufende Märzwind jagte die Wolkensephen über den hellblauen Himmel davon. Die harte grelle Frühlingssonne leuchtete blendend ins Zimmer auf das weiße Haar und das strenge feine Antlitz des Hofrates. Stumm sah der Offizier auf den Greis, den ein langes Leben mit Runzeln und Falten gezeichnet.

„Onkel. Schmerzliche Erinnerungen will ich nicht wachrufen, allein du selbst hast mich darauf gebracht: Beim Andenken meiner Mutter, die du geliebt hast, hilf mir!“

Hofrat Nett neigte sich schweigend vor und tastete mit seinen schlaghaften unsicheren Händen nach dem Buche, das auf dem Schreibtisch offen lag und sein Blick fiel auf den Horazischen Vers, den er vor Doris Eintritt gelesen: Omnes una manet nox. Goldene Lenzsonne überstrahlte die düsteren Worte. Eine Weile schwieg der alte Mann — sein Nefse wagte ihn nicht zu stören — dann begann er: „Gib mir dein Ehrenwort, daß du nichts und niemandem erzählst, was ich dir jetzt anvertraue.“

„Ja, Onkel. Mein Ehrenwort!“

„Ich habe dich als den einzigen näheren Verwandten in meinem Testament bedacht . . .“

„Onkel!“

„Pst. Rede nichts; danke nicht. Das geht dich weiter nichts an. Es ist nicht gar so viel. Du erhältst dieses Haus und einiges Vermögen; dem alten Dominik mußt du eine Pension auszahlen.“ Dann setzte er lächelnd hinzu: „Aber du hättest noch ein wenig warten sollen. Ich kann nichts dafür — wirklich nicht — daß mein Herzmuskel noch immer funktioniert; — zwar seit November recht schlecht, aber — doch . . .“

„Um uns zu helfen . . . Viel Geld braucht es doch nicht dazu.“

„Mir scheint, du hältst mich für reicher als ich bin. Ich habe mich in den letzten Jahren an ein behagliches Leben gewöhnt. Alte Leute sind eben egoistisch — junge auch . . .“

„Weißt du, Onkel. Seit ich den Brief bekam, den ich dir vorgelesen, ist mein ganzes Sehnen und Trachten gewesen: Wie rette ich das arme Mädchen; wie halte ich sie von ihrem gräßlichen Vorhaben zurück?"

„Na . . . und?“

„So schrieb ich ihr in höchster Not, daß ich uns Rettung wüßte; — meine Onkel, der Hofrat Netti, habe mir bereits seine Hilfe zugesagt.“

„So? Wenn ich jetzt nicht helfen kann, bin ich der Schuft, der ein unglückliches verführtes Mädchen in den Tod treibt, der durch seine grausame Härte den eigenen Neffen zwingt, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen! Ich habe dann zwei junge Menschenleben auf dem Gewissen; ich raube dem Staat einen tüchtigen, vielversprechenden Offizier. Ja, sogar das keimende Leben, dein und deiner Geliebten Kind habe ich vernichtet. — Ich danke dir, mein guter Neffe!“

„So war es nicht gemeint!“

„Jawohl. Aber das wäre die Folgerung.“

Die Beiden saßen noch lange beisammen und überlegten und rechneten. Es handelte sich nicht allein um Doris Kaution, dem Paare mußte ein standesgemäßes Leben ermöglicht werden. Dazu fühlte sich das verzweifelte Mädchen Mutter und das Kind sollte nicht in Not und Elend aufwachsen. Für alle diese Forderungen wurde das Vermögen des Hofrates zu knapp. Er dachte daran, seine Villa zu verkaufen; erst vor kurzem hatte er ein vorteilhaftes Angebot erhalten. Trotzdem hätte er sich sehr einschränken müssen. Was der alte Netti besaß, war für ihn reichlich genug, für den jungen Mann und seine zu begründende Familie hätte es trefflich gelangt, aber für alle zusammen wollte es nicht ausreichen.

Der Hofrat trat zum Fenster und sah in Gedanken versunken hinaus ins Land, über knospende Wipfel und Kronen, über grünende Fluren und den freudigen gelben Glanz der Primeln. Er dachte an das schöne Mädchen, seines Neffen Geliebte, die nun auch in ihrem Mutterschoß keimende Frucht trug. Aber nicht froh und glücklich, sondern in tiefster Not. Er dachte an die Jugend des braven Offiziers, der noch das ganze Leben voller Glück und Leid vor sich hatte . . . Frühling in dem jungen kräftigen Mann, Frühling, Frühling in Berg und Tal. — Und er selbst ist ein Greis, alt, steinalt, mit schneeweißem Haupt und verhärtetem Herzen, übermüde unter der Last von tausend und abertausend wehmütigen Erinnerungen. Hat nicht vor wenigen kurzen Wochen der Tod vernehmlich zum ersten Male gepocht? An dem Abend, als Dominik ins Zimmer tretend seinen Herrn wehrlos, regungslos, weißen Schaum auf den stummen Lippen auf den Boden hingestreckt fand. Seit damals peinigen ihn unaufhörlich die bitteren Gedanken von der Nutzlosigkeit seines ganzen Lebens. Alles, was er geleistet hat, ist spurlos verschwunden, denn er hat nicht einmal Gründe vorgebaut, auf denen jetzt gearbeitet werden könnte. Sein Schaffensbereich, das lombardische Gubernium gehört längst nicht mehr dem Österreich und nur der Orden, aber nicht das Land der eisernen Krone ist dem Doppeladler erhalten geblieben. Dem Greise war, als müßte er sich schämen, wenn ihn einer fragte, wofür er der Ruhe genieße, wofür er seine Orden erhalten habe. Müßten ihn die Zeitgenossen nicht ansehen wie etwa neugierige Forscher in Asien einen dem Schutt entragenden Denkstein, der die ruhmredige Inschrift trägt: „Damocles hat das Bündnis zwischen Moora und Chrysippa vermittelt!“ So viele Jahre und alle umsonst gelebt, derweil schon ungeduldige Jugend seinen Platz begehrte. Das gellte grausam in den Ohren gleich dem kampfsornigen Ruf Friedrichs des Großen: „Ihr Räder, wollt ihr ewig leben?“ Märzsturm und Märzsonne jagen den eisgrauen Winter ohne Gnade über Berg und Tal nach Norden.

„Theodor“, sagte der alte Hofrat, ohne sich umzuwenden, „wenn ich dir heute noch keine entscheidende Antwort sage, so — freu dich nicht zu früh, oder — sei mir nicht böse.“

„Ja . . . Wieso? — Es geht doch nicht?“
 „Streng dich weiter nicht an. Du hast das Mädchen — deine Braut — hoffentlich vom letzten Weg zurückgehalten. Ob ich euch beiden Hilfe finde, weiß ich nicht.“

„Ich kann dir nicht sagen, wie ich dir danke; du bist so gut.“
 „Nein. Gut bin ich nicht. Du hast auch noch gar nichts zu danken. Wenn ich Bedenkzeit begehre, will ich dir eben nicht alle Hoffnung zerstören. Und überhaupt — zum Teufel! Ich bin nicht gewöhnt, rasch zu entscheiden. Da kommt nichts Gutes heraus. Die Sache Redtenpacher-Holzeneder will beschlafen sein.“

Dori raffte sich auf, erhob sich und mit feuchten Augen und zuckenden Lippen verneigte er sich stumm vor dem Greis, dessen ernstes Antlitz nicht alles Mitleid verhehlen konnte.

„Lab wohl!“ sagte der Hofrat leise und wollte dem Nefen zum Abschied die Rechte reichen; hätte jedoch der Offizier nicht in hastiger Sorgfalt die starre Hand erfaßt, so wäre der Arm des Alten kraftlos zurückgesunken. Nun lagen die leichtgekrümmten, blaugeäderten, ungelenken Finger wie gebettet in der sehnigen Faust des Soldaten und Hofrat Nett sah mit wehmütigem Blick auf diese Hand, die so jung, so stark und lebendig war, und auf die seine, die halb abgestorben darin ruhte.

Der Oberleutnant ging langsam und müde treppab, ließ sich von Dominik in den Mantel helfen und trat hinaus in den feuchtsfrischen, sonnigen Glanz des aufgeheiterten Tages.

Unterdes begann sein Onkel ein mühseliges, rastloses Wandern durch alle Zimmer. Der alte Diener mußte ihn stützen, mußte Schlüssel zu längstversperrten Kasten und Kommoden hervorsuchen. Alte Schriftenmappen und Bilderpäckchen wurden durchstöbert und bis in die tiefe Nacht verloderten vergilbte Briefe im Feuer des Ofens. Endlich hielt der Greis inne, setzte sich wieder an den Schreibtisch und ließ sich die beste Pfeife stopfen. Als Dominik mit den besoffenen Handreichungen zu Ende war, rief ihn der Hofrat zu sich: „Sag, Dominik, wie lange bist du jetzt bei mir? Dreiundvierzig Jahre, nicht wahr? Und du weißt, wer der Offizier heute Vormittag war?“

„Dem gnädigen Herrn sein Nefse.“
 „Richtig. Hast du ihn schon einmal gesehen?“
 „Zu dienen. Vor etlichen zwanzig Jahren, als der Herr Hofrat zu Laibach im „Elefanten“ logierten.“

„Stimmt, Alter. Du hast ein treffliches Gedächtnis. Weißt du noch mehr von jener Begegnung?“

„Die gnädige Frau Consine kam mit ihrem kleinen Böhnchen zum Herrn Hofrat auf Besuch. Ich führte die Dame mit dem Kind ins Zimmer und wollte mich zurückziehen, aber der gnädige Herr haben mir befohlen zu bleiben und mit dem Kinde zu spielen. Darüber war die gnädige Frau sehr erstaunt und während ich mit dem Knaben eine illustrierte Zeitung beschaute, haben sich die Herrschaften längere

Zeit leise in einer Fensternische besprochen. Nach einer Stunde ist der kleine Herr Theodor ungeduldig geworden und seine Frau Mama ist mit ihm fortgegangen."

"Von dem Gespräch hast du nichts verstanden?"

"Nein. Es kam mir nur so vor, als ob der gnädige Herr sehr kühl und streng mit der Dame gewesen wäre."

"Wieso hast du dir das alles so genau gemerkt?"

"Weil der gnädige Herr nachher, wie die gnädige Frau Cousine fortgegangen war, so bitterlich geweint haben, und weil ich den gnädigen Herrn in dreiundvierzig Jahren niemals sonst weinen gesehen."

"Dominik, was hältst du eigentlich vom Leben?"

"Wie meinen der Herr Hofrat?"

"Hat dir dein Leben gefallen?"

"Darüber hab' ich noch nicht nachgedacht, gnädiger Herr. Ich meine halt, wir müssen es so nehmen, wie's dem Herrgott gefällt."

"Warst du mit mir — bis jetzt zufrieden? Aber ehrlich; nicht flunkern, sondern ruhig von der Leber weg reden!"

"Gnädiger Herr, ich weiß nicht, was ich darauf sagen soll. . . Ich kann nur für alles Gute danken."

"Also bist du zufrieden gewesen?"

"Ich habe mich immer wohl und glücklich gefühlt, so lange ich die Ehre gehabt habe, Euer Gnaden zu dienen."

"Es ist gut, Dominik. Geh schlafen. — Halt. — Ich weiß nicht, mir . . . Wenn mir etwas Menschliches zustößen sollte, der erste, den du verständigt, ist der Oberleutnant Redtenpacher."

"Aber — ?"

"Verstanden!!"

"Zu dienen, Herr Hofrat."

Alter und Einsamkeit machen Menschen von Gemüt leicht sentimental. Das war nun nicht die Art des Hofrates. Er hatte sich auch in jungen Jahren nicht leicht mit Leben und Umgebung abgefunden, sondern erst mit dem grauen Haar war die vornehme großzügige Ruhe in Denken und Gehaben gekommen. In der Jugend, im Mannesalter fehlte ihm die Gabe, anderer Neigung leicht zu gewinnen und ein tiefes Mißtrauen schreckte ihn vor neuen Bekanntschaften zurück. Schien es ihm doch allzusehr Spiel des Zufalls, um eines einzigen willen, der vielleicht der Mühe wert war, den Umgang mit vielen Menschen in Kauf zu nehmen, deren Glück und Leid ihm, den das eigene Schicksal herb und streng deuchte, gleichgültig war. Trotzdem hatte er Seelenkenntnis zu erwerben verstanden, freilich mit dem trüben Erfolg, daß er allen Herzensäußerungen zweifelvollen Unglauben entgegenbrachte. Ihn beherrschte die rücksichtslose Überzeugung, daß alle Erklärungen, alle Behauptungen, alle Versprechen nur mit Rücksicht auf die augenblickliche Stimmung, die just fällige glückliche oder unglückliche Lage des Einzelnen, der da erklärte, behauptete, versprach, zu bewerten seien. Allmählich entwöhnte er sich des Vertrauens auf Leistungen und Liebenswürdigkeiten, die er nicht irgendwie bezahlt hatte und also fordern durfte.

Diese Erfahrung hatte ihn wohl anfangs verbittert und schrullenhaft gemacht, aber nachdem er den wuchtenden lähmenden Ekel abgeschüttelt, fühlte er sich fest und sicher.

Man konnte ihm seinerzeit kein Geheimnis daraus machen, daß die Neigung der Cousine, der Mutter Doris, seiner Liebe nicht verglichen werden konnte. Es war bei dem jungen Mädchen im Grunde nur ein jugendliches Gefühl sinnlicher Zuneigung gewesen. Zählte sie doch kaum siebzehn Jahre. Sie liebte ohne Leidenschaft, nicht mit dem zierlichen Köpfchen, nicht mit dem kleinen Herzen, nein, sie empfand ein warmes Behagen, wenn sie der festsche Kürassierleutnant Nett mit den schönen Augen schwärmerisch ansah. Es war ein süßes Wohlgefühl, wenn er ihre niedlichen weichen Händchen stürmischer drückte, und die wenigen geraubten Küsse waren eitel Wonne, die wunderbar den feinen Mädchenleib durchflutete; daß es jedoch just dieser bestimmte Mensch, daß es gerade ihr Cousin, daß es eben der Leutnant Nett war —, das schien ihr von geringer Bedeutung und es hätte auch ein anderer sein können. Der Herr beim Walzer gilt gleich, wenn er nur gut tanzt. Freilich durfte man dem nahen Verwandten allerlei erlauben, des man sich bei anderen ein wenig geschämt hätte. Die Franzerl war sogar tieftraurig und bekümmert, als er ging, für immer schied, aber in dieser Trauer fühlte sie sich so wohl, und sie tat sich selber recht sehr leid.

Nett hatte bald erfahren, daß sich seine Cousine in der Ehe überaus glücklich fühlte. Als er sie spät nach Jahren in Laibach wieder sah, war sie ganz kurze Zeit verwitwet und seine Tränen nach ihrem letzten Abschied, die der alte Dominik mit solcher Treue im Gedächtnis bewahrte, seine Tränen waren einem Wirbel von Gefühlen entsprungen, die er nicht zu klären vermocht, Gefühlen alter schwerer Schmerztzter Sehnsucht, getöteter Liebe, getränkten Stolzes. . .

Der Nefse hatte nicht gut getan, an seine Mutter mit solchem Nachdruck zu erinnern. Sein Onkel liebte sie nicht mehr, längst nicht mehr. Wohl lebte in seinem Gedächtnis in den melancholischen Gedanken traumverlorner Stunden ein jugend-schönes, liebewarmes Wesen, das die Züge des Mädchens trug, allein in seinem Herzen gab es keine Frau Redtenpacher.

Wenn einsame Stunden zum Phantasieren lockten, dann sah er einen stillen Garten an einem niederen Vorstadt-haus Alt-Wiens. Saubere Kieswege durchziehen wohlgepflegte grüne Rabatten. Jasmin umblüht eine grüne Gitterlaube. Der Flieder duftet und die Sonne leuchtet über die sprießenden Rosenbäumchen. Alles ist ruhig wie am friedlichsten Sonntagsmorgen, da erscheint am offenen Fenster ein zartes Mädchenbild in duftigem blaßgrünen Kleide, die bloßen Schultern vom leichten Spitzenschal umhüllt. Das reiche braune Haar ist rückwärts hochgesteckt und runde Locken zieren die Schläfen. Sie nickt freundlich. Nun wendet sie sich ins Zimmer zurück, Flügelafforde klingen und ein silberklarer Sopran singt ein Schubertlied:

„Die Tren ist hier.“

Aber niemals denkt der Hofrat daran, daß dieses Weib den Brautfranz trug, daß sie Mutter wurde, daß sie starb. Das Bild in seinem Herzen altert nicht, nur lebendem, irdischem gilt das Wort: Omnes una manet nox.

Der alte Herr durfte von seiner Geliebten nur träumen, wehe, wenn die Wahrheit des Lebens formend in seine Gedanken griff. Dann kam der Verstand,

in Leiden geküßt und gehärtet, und von der Abendlöhne seiner Weltanschauung sah er kalt und lieblos jene wirkliche Franziska Redtenpacher, geborene Nett, die seiner nicht wert gewesen.

Daß Dori ihr Sohn war, galt ihm wenig; daß dieser junge Offizier im Falle der letzten Not bereit war, seinem Leben mit eigener Hand ein Ende zu machen, kostete ihn keine Träne der Rührung, aber jenes Mädchen, das er nicht kannte, die arme Mizzi in dem fernen Bergstädtchen, deren Glück allen anderen als Schande galt, sie hatte die Züge jenes Wesens angenommen, von dem der Alte in seinen stillsten Erinnerungen Licht und Sonne gewann. Ihr schlichter Brief voll Liebe und Treue machte sie dem hochbejahrten Manne wert. Und sie trug ein Kind im Schoße, ein Kind, das zum Unglück empfangen war und glücklich werden konnte. Wieder regten sich die gewohnten Zweifel und Schrullen: Kinder sind falsche Versprechungen. Vielleicht war aber dieses Ungeborne wert des Glückes.

Das Leben hatte seiner in achtzig Jahren nie gedacht und jetzt trat es fordernd an ihn heran. Und ihm war alles Kämpfen sehr verhasst. Er war erzogen in Herbarts kühlster Philosophie: „Der letzte Grund des Rechts ist das Mißfallen am Streit.“ Der plötzliche Zwang eiliger Entscheidung quälte ihn, reizte seinen Zorn. Als sein Wänschen noch jung und stark war, mußte er jedem Hoffen entsagen; was ihn beglückt hätte, wurde ihm entzogen. Um ihn war niemals Heiterkeit gewesen, ihm redete keiner von glücklichen Stunden, aber heimliches Leid vertraute ihm jeder gerne an, als er noch mit Menschen verkehrte, nicht nur mit dem alten getreuen Dominik. Nun ging er schon geraume Zeit auf einsamer Straße grabwärts. In endlosen Stunden der Verlassenheit waren ihm die letzten Dinge wohlvertraut geworden. . . „Ich sitze in meinem Zimmer und warte geduldig. Eines Tages pocht es draußen; ich rufe: herein. Die Türe öffnet sich leise und eintritt ein stiller Mann. Er nickt mir freundlich zu und flüstert gütig: „Komm heim.“

Der Greis hatte geträumt, daß der Tod käme, und heute kam das Leben in stürmischer Jugend und begehrte Einlaß; das Leben, das ihn immer geklohen und gemieden. Er war durch die Jahre gewandert und hatte von Glück und Freude nicht mehr erblickt als ein hungernder Heimatloser, der nachts ein fremdes Dorf durchwandert und hinter erleuchteten Fenstern zufriedene Menschen die Hände dankbar zum abendlichen Tischgebet falten steht.

Mitternacht war vorüber und die arge Schlaflosigkeit, an der Hofrat Nett seit Jahren litt, quälte ihn mit böser Stimmung. Seine hageren weißen Hände zuckten nervös. Herrgott! Warum mag er hinunter ins Dunkle ohne ein einziges Erinnern an Licht und Glanz. So lang gelebt und das Leben versäumt. Omnes una manet nox. Selbst Horaz weiß ihm nur schwarze Verse. Hastig will der Alte nach dem Buche greifen, umblättern, eine andere Seite öffnen, eine Seite mit fröhlichen Liedern, aber wieder versagt die Rechte den Dienst. Zornig will er den Arm hochreißen — vergebens, die Hand hängt schlaff herab. Mühsam arbeitet das greise Herz, wie damals im November, ehe ihn der Schlag gerührt. Sind das böse Vorzeichen vermehrter Qual, gesteigerter Hilflosigkeit? Wo ist das ersuchte Ende dieses vergeblichen, leeren Lebens feig, vielleicht zu endlos währendem Sichraum hinauschieben, wenn es galt: einmal, das erste und einzigemal Glück zu schaffen. In hoher seelischer Erregung versiel er einem alten Fehler: Er hatte nie planmäßig

und ausdauernd seinen Zielen zuweuern können, sondern stets alles Unangenehme rasch von sich zu schütteln gesucht. Zu diesem Ende war ihm jedes ehrliche schnelle Mittel lieb. Mit letzter Kraft faßte er den entscheidenden Entschluß.

Dominik, der am nächsten Morgen seinen Herrn zu wecken kam, fand ihn still und kalt auf dem Lager ausgestreckt. Der schleunig berufene Hausarzt stellte fest, daß Hofrat Nett aus Versehen eine übergroße Dosis seines gewohnten schweren Schlafmittels genommen und so einen vorzeitigen Tod gefunden habe.

Marsbewohner.

Von H. G. Wells.

Aus dem Manuskript übersetzt von Eili Schall-Hapfen.

Welche Geschöpfe bewohnen den Mars?

Die Herausgeber der „Österreichischen Rundschau“ haben mir diese Frage vorgelegt. Sie beschäftigte mich schon vor Jahren. Ich schrieb damals ein Buch*, worin ein Angriff der Marsbewohner auf die Erde geschildert wurde. Seither ist auf jenem Planeten viel Arbeit geleistet worden und durch erweiterte Kenntnisse besser ausgerüstet, tritt man der alten Frage wieder gegenüber, bereit, sie aus ganz neuen Gesichtspunkten zu betrachten.

In der jüngsten Literatur wurden mir auf diesem Gebiete die Werke meines Freundes Percival Lowell vom Mars-Hill observatorium in Arizona besonders wertvoll und anregend, und ich beziehe mich in diesem Aufsatze hauptsächlich auf seine Veröffentlichungen, insbesondere auf das Buch** „Der Mars und seine Kanäle“. Dieses Werk weist überzeugend nach, daß der Mars bewohnbar sei, ja tatsächlich bewohnt werde, und zwar von Geschöpfen, durch deren Energie und Ingenieurskünste Wasserbauten entstanden, gegen die selbst die größten aller menschlichen Werke bedeutungslos, schamhaft und nichtig sind.

Lowell vermeidet jede Spekulation über Form und Aussehen dieser Geschöpfe und berichtet nicht, ob sie menschenähnliche, übermenschliche oder ob sie Wesen seien, deren Gestalt und Art in nichts mit uns übereinstimmen. Eine solche Untersuchung muß einstweilen das kühne Wagnis erfindungsreichster Phantasie bleiben. Aber wir kennen Tatsachen und bestimmende Erwägungen, die es verbieten, einen beliebig unsinnigen Kobold oder ein künstlerisches Idealgebilde, das uns gerade durch den Sinn geht, als einen „Marsbewohner“ zu erklären: im Gegenteil, die uns über den Mars bekannten Tatsachen setzen fest und nichts rechtfertigt eine willkürliche Erfindung von Marsbewohnern, die mit diesen Tatsachen nicht übereinstimmt.

Wenn man von den Bewohnern des Mars redet, geschieht es leicht, daß man dabei nur an Erbauer riesiger Kanäle denkt, an Wesen, die, wenn wir Lowells erstaunlich gut begründeten Schlussfolgerungen zustimmen, ihre Bewässerungen jetzt mit schmelzendem Polarschnee durchführen und das Land bebauen, wo früher die Meere den langsam austrocknenden Planeten bedeckten. Diese Wesen bilden aber

* The war of the worlds. Übersetzt: Der Krieg der Welten, Verlag Moritz Perles, Wien.

** Mars and its Canals by Percival Lowell, New-York 1906, Macmillan & Co.

nur einen Teil des Mars, sowie der Mensch nur einen Bruchteil der Naturgeschichte unserer Erde darstellt. So wendet sich notgedrungen unsere Aufmerksamkeit der ganzen Tier- und Pflanzenwelt dieses fremden Planeten zu. Vor allem gilt die Frage: Gibt es überhaupt auf dem Mars Fauna und Flora in unserem Sinne? Würden wir dort die uns geläufige Unterscheidung zwischen Pflanzen und Tier finden? Die Annahme ist berechtigt und läßt sich vortrefflich begründen. Allem Leben auf unserem Planeten dient die grüne Pflanze als Basis. Einzig die grüne Pflanze ist imstande, anorganische Stoffe in lebende Substanz zu verwandeln. Sie vollbringt dies, wie heute jeder weiß, durch die eigentümliche Kraft, welche ihr grüner Farbstoff, das Chlorophyll, im Sonnenlicht entwickelt. Die übrigen lebenden Wesen nähren sich ausnahmslos von der Substanz grünblättriger Pflanzen, entweder direkt als pflanzenfressende Wesen oder indirekt, indem sie Geschöpfe vertilgen, die ihrerseits sich wiederum von Pflanzen ernähren. In vielen Experimenten, in zahllosen Anfängen hat die Natur auf unserer Erde sich versucht, dennoch erzeugte sie niemals ein anderes Mittel, um anorganische Stoffe, d. h. Erde, Gestein und Bestandteile der Luft in lebende Substanz zu verwandeln, als Chlorophyll. Drum wird auch auf dem Mars, wofern er Leben enthält, grünes Chlorophyll den Grund des Baues bilden und eine Pflanzenwelt auch dort vorhanden sein. Wir werden in dieser Vermutung durch eine Tatsache bestärkt, auf die Lowell besonders Gewicht legt. Beim Eintritt jener Jahreszeit, die unserem Frühling entspricht, bedecken sich weite Flächen des Mars, sein einstiger Meeresboden, mit deutlich wahrnehmbarem, bläulichgrünem Schimmer, der nicht gelbgrün ist wie knospendes Laub der Eiche oder Pappel sondern blaugrün wie jener über Tannen im Frühling.

So scheint unsere bestimmte Annahme gerechtfertigt, es bestehe auf dem Mars ein grünes Pflanzenreich, in der Art, wie wir es auf Erden sehen. Wo aber endet diese Ähnlichkeit? Wäre ein Künstler im Recht, der Gras und Weizen, Eichen, Ulmen und Rosen in eine Marslandschaft malte? Besteht die Wahrscheinlichkeit der parallelen Entwicklung beider Planeten? Bestimmte Tatsachen antworten uns auch in diesem Fall. So viel wissen wir bereits, um die Behauptung zu verfechten, daß die uns bekannten Pflanzenformen auf dem Mars nicht gedeihen können. Es läßt sich sogar angeben, worin sie von diesen abweichen müssen. Zweierlei wirkt dabei mit. Erstens besäßen die Körper an der Oberfläche des Mars nur die Hälfte ihrer irdischen Schwere und zweitens sind dort die allgemeinen atmosphärischen Zustände von den unseren völlig verschieden. Wie immer sie sonst beschaffen seien, diesen Bedingungen müssen Gräser und Bäume des Mars sich angepaßt haben.

Welche Verschiedenheit ergibt sich aber aus dem Gewichtsunterschied? Die Schwerkraft beträgt an der Oberfläche des Mars drei Achtel unserer Schwerkraft. Was hier ein Kilogramm wiegt, hätte dort nur ein Gewicht von 375 g. Deshalb wären auf dem Mars Stämme und Stiele, die Blätter und Blüten tragen wie jene auf Erden, überflüssig stark und mässig. Auf dem Mars werden also Stämme und Stiele schlanker und das Gewebe jeder Pflanze wird schlaffer sein. Vermutlich stehen Höhe und Umfang unserer Pflanzen im Verhältnis zu der Arbeitsleistung, welche notwendig ist, um die Nahrung aus den Wurzeln bis in die höchsten Spitzen zu heben. Diese Arbeit würde sich auf dem Mars so sehr ver-

ringern, daß man dort Pflanzen vermuten darf, die unsere an Höhe weit überragen. Größer, dünner, schlanker! Ist unser Wissen damit erschöpft? Nein, denn noch erübrigt uns der atmosphärischen Verschiedenheit Rechnung zu tragen. Verglichen mit der Atmosphäre der Erde ist jene des Mars dünner und an Feuchtigkeit ärmer. Schwere Wolkenbildungen lassen sich dort nur ausnahmsweise beobachten und Regen gehört zu den Seltenheiten. Das ganze Jahr hindurch fällt auf dem Mars der Schnee, aber dennoch bestehen die größten Niederschlagsmengen in Reif und Tau. Betrachten wir nun unsere Blätter, so sehen wir, daß ihre Gestalt hauptsächlich durch den Niederschlag in Form von Regen bestimmt wurde, dessen hartnäckig aufschlagende Tropfen sie ertragen sollen, während sie die entstandene Feuchtigkeit innerlich und äußerlich zu den Wurzeln leiten. Dieser Notwendigkeit verdanken wir die handförmige Gestalt des Ahorn- und Kastanienblattes, ihr dient das schöne Gewebe zarter Fasern und Stränge, die unsere Blattgebilde durchziehen. So wunderbar sie ihren Zweck dem Regen gegenüber erfüllen, so gänzlich unwirksam erweisen sich die Blätter unserer Bäume bei Schnee und Frost. Die Last der Flocken drückt sie zu Boden, der Frost vernichtet sie gänzlich. Das Blattgebilde der Marspflanze wird Schneefall ertragen müssen und in seiner Entwicklung dieser Notwendigkeit entsprochen haben. Vielleicht ist es spitzig wie unsere Tannennadeln, mit dem Unterschiede, daß eine dicke Oberhaut nach Art des Kaktus ihm Schutz gewährt gegen die Trockenheit des schneearmen, sonnenlosen, beißend kalten Marswinters. Ohne solche Schutzvorrichtung würde auch dieses Blattgebilde in der Trockenheit der Marsatmosphäre einschrumpfen und abfallen. Wie Lowell darlegt, empfängt die Marspflanze ihren Bedarf an Feuchtigkeit nicht in der Form von Regen, nicht von oben, sondern von unten, wenn das Schmelzen des Schnees, in periodischer Wiederkehr Überschwemmungen hervorruft. So mag darum die am häufigsten vorkommende hochgewachsene Marspflanze an dem schlank aufgerichteten rohrartigen Stamm Büschel und Bündel spitzer blaugrüner Blätter tragen, denn obwohl die Arten auf dem Mars mannigfaltig sein werden wie die Arten auf der Erde, muß der allgemeine Charakter seiner Pflanzenwelt mit unserer Schilderung übereinstimmen. Wir denken uns hohe schlanke Gewächse, stengelartig und von schwachem Gewebe, die aus Sumpfdickicht eine hohe Krone großer, ziemlich formloser, fleischiger Blätter erheben und einen Aufwand an Blumen und Früchten treiben gleich unseren Pflanzen. Dieses Bild der Pflanzenwelt übt bestimmenden Einfluß auf unsere Anschauung über die Fauna des Mars; wir wissen, wie eng die Ernährungsweise mit dem Bau jedes Tieres zusammenhängt. Andere Nahrung — andere Tiere, das gilt heute als Grundsatz, der fast keines Beweises mehr bedarf. Darum laßt die eigentümliche Natur der geschilderten Pflanzenwelt nicht zu, auf dem Mars eine Tierwelt zu suchen, welche unserer gleicht. Wir finden dort weder Fliegen noch Sperlinge, weder Hunde noch Katzen. Eigentümlich lebende Insekten sehen wir hoch in den Pflanzen sich hin und her bewegen. Sie brüten während der Sommerhitze im stehenden Wasser, das die Überschwemmung zurückließ und kapseln sich ein, wenn der Winter naht, den sie auf diese Weise überdauern. Vielleicht sind diese Tiere etwas größer als die am meisten verbreiteten Arten unserer Insekten, aber auch ihr Wachstum findet in der Tracheenatmung sehr bestimmte, zu unserem Glück allen Insekten gezogene Grenzen. Vielleicht sogar bleiben sie kleiner, weil die dünnere Luft manche Entwicklungen ver-

hindern mag, der bei den Insekten der Erde möglich ist. Dennoch erscheint der Künstler gerechtfertigt, der schmetterlingartige und mottendähnliche Geschöpfe in den Marswäldern umherflatternd malte oder ameisenartige Tiere an den Stämmen auf und ab laufen ließe. Viele dieser Insekten denken wir uns mit scharfen Rüsseln versehen; nur die zähe Hülle der Pflanzen zu durchbohren. Hingegen — und hier zeigt sich der Erde gegenüber ein merkwürdiger Unterschied — gibt es auf dem Mars vielleicht weder Fische noch fischähnliche Geschöpfe. Während des langen Winters scheint alles Wasser nach den Polen zu strömen, wo es gefriert. Einzig im Sommer fallen sich die Kanäle und Becken mit Wasser. Wesen also, die nur durch Kiemen und mit unser Wasser atmen können, sind auf dem Mars seit unendlichen Zeiten ausgerieben. Die erfolgreichste Vorrichtung zum Einatmen von Luft, die wir kennen, ist die Lunge. Den Lungen gehört der Sieg. Außerhalb des Wassers erreichen eine ansehnliche Größe auf der Erde nur Arten, die mit Lungen ausgerüstet sind. Hummer, Skorpionen, Spinnweben und ähnliche Insekten oder insektenartige Tiere, die an die Luft emporkommen, vermeiden dies allein, indem sie ihre Kiemen in tiefe Falten versenken und so vor dem Austrocknen bewahren. Sie ahmen auf niedrigerer Stufe eine Art Lunge nach und erhalten sich dadurch ihre Atmungsorgane. Die Luft auf dem Mars ist dünner als die Luft der Erde. Geräumige und wohlgeschützte Lungen sind darum für die Marsbewohner entsprechend wichtiger und die Entwicklung der Arten muß Tiere mit hochgewölbtem Brustkasten begünstigen. Bestand die niederste Stufe großer Tiere aus Amphibien, die umher schwamm und im Sommer brüteten, während sie beim Nahen des Winters im Schlamm sich vergruben, so wich auch diese Art vielleicht im Lebenskampf bereits Schwimmern, die Luft einatmen, denn auch den Amphibien unserer Erde widerfährt jetzt anscheinend solches Schicksal.

So zeigen sich nach und nach mehrere Anhaltspunkte für das Bild eines Marstieres. Wir sehen, daß sein Brustumfang beträchtlich größer sein muß als bei einer entsprechenden Art auf der Erde, und da die gleichen Ursachen, welche die Vegetation schlaffer und dünner schufen, auch für Tierformen wirksam bleiben, müssen Wesen entstehen, die wiederum schlanker oder höher wuchsen als der zur Erde gehörige Artentypus. Daraus ergeben sich weitere Verallgemeinerungen. Da die Pflanzenwelt des Mars wahrscheinlich hohe, schlaue Formen aufweist, werden sich unter den Tieren kletternde, springende und fliegende Arten finden, die ihre Nahrung zwischen Ästen und Baumkronen suchen, und weil kein Ding springen oder fliegen kann, es hätte denn an geeigneter Stelle einen Kopf und gute Augen, so ist der phantasievolle Künstler abermals im Recht, wenn er seine Marsgeschöpfe mit Kopf und Augen bildet. Ferner bietet die Leichtigkeit des Körpers nach mehreren Richtungen so bedeutende mechanische Vorteile, daß man sich diese Tiere ohne eine Art Rückgrat schwer vorstellen kann.

Wir machen nun eine andere wichtige Tatsache geltend, die das Jahr des Mars betrifft. Es währt noch einmal so lange als unseres. Heißer Sommer, sonnenschein, wie er auf unsere Bergspitzen herniederbrennt, wechselt jäh mit langen, bitterkalten Wintern. Der Tag hat die Länge unseres Tages. Die dünne Luft des Mars verursacht aber ganz unvermittelte Übergänge von Hitze zur Kälte, die wir auf unseren Planeten nur im Hochgebirge beobachten. Daraus geht hervor, daß alle Vögel, alle Tiere auf dem Mars für große Temperaturnunterschiede ausgerüstet

sein müssen. Ein dicker, luftdurchlässiger Übergang wird sie bedecken, eine Schicht Wärmeleiter, ähnlich den Federn oder Fellen unserer Tierwelt, die im Sommer verloren und die erneuert werden, ehe die bittere Kälte des Winters beginnt. Geringere Wahrscheinlichkeit besitzt die Annahme, die Marsiere seien mit Schuppen oder nackter Haut, nach Art der Schlangen oder Eidechsen, versehen, und da die Tiere Pelz oder Gefieder zum Schutz ihres Inneren benötigen, wird ihr aus leichten schlanken Knochen bestehendes Gerüst, vermutlich im Innern dieser Hülle stecken. Ferner spricht die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Marsiere mit Vorrichtungen ausgestattet sind, die in möglichst vollkommener Weise ihre Jungen vor Kälte und Gefahr schützen. Bei uns wird dies am besten durch die Hervorbringung von lebendigen, hoch entwickelten Jungen erreicht. Sie ist die Erfindung des „rauhem Lebens“, zum Unterschied von der leichtsinnig bequemen, formenfehligen, tropischen Methode des „Leg-ein-Ei und laßes-liegen“. Weil aber das Dasein auf dem Mars weit härtere Anforderungen stellt, darum werden seine fleißig atmenden, mit Polz, Federn oder Flaum bedeckten Tiere in dieser Hinsicht unseren Säugetieren gleichen.

Und nun sind wir in schrittweiser Erkenntnis endlich dort angelangt, wo die Frage nach den Wesen sich aufdrängt, die den Mars beherrschen und jenes riesenhafte Bewässerungssystem schufen, dessen Veränderungen und Fortschritte man seit Jahren beobachtet. Wenn Lowell nicht ein visionärer Schwärmer ist, so gelang diesen Geschöpfen von menschlich-übermenschlichem Verstande die vollkommene Beherrschung ihres Planeten, die sie zu planvollem Ordnen und gründlichster Art des Anbaus verwerten. Ich glaube, daß auch der Mensch in gleicher Maße sich einer die Erde unterwerfen wird. Diese den Mars regierenden Geschöpfe entwickelten sich wahrscheinlich aus der einen oder anderen Säugetierart, vielleicht indem sie alle übrigen Formen tierischen Lebens vernichteten, gleichwie der Mensch zum langsamen Vertilger aller Tiere wird.

Wenn ich von Überschwemmungen, von Sümpfen und Urwaldbüscheln spreche, dem das organische Leben des Mars in ungeheuren, artbildenden Verwandlungen sich anpaßte, galt meine Schilderung einer Epoche, die vielleicht längst vergangen ist; da der regelmäßige Wechsel zwischen faulem Stauwasser und Mangel an auf den tiefgelegenen Flächen des Mars Lowell zu der Ansicht bringt, daß nunmehr alles fruchtbare Land dieses Planeten dem rohen Naturzustand entwunden und bebaut sei.

Inwieweit gleichen die Wesen, die solche Arbeit vollbrachten, uns Menschen? In mancherlei. Ihre Abstammung von säugetierähnlichen Geschöpfen, die wir vorausgesetzt haben, bedingt ihr menschenähnliches Aussehen. Sie sind vermutlich im Besitz von Kopf und Augen und Körpern mit Rückgrat, und da ihr hoch entwickelter Intellekt das Vorhandensein vieler Gehirnsubstanz bedingt, große Gehirnmassen, aber, bei fast allen Geschöpfen vorn im Kopf, nahe den Augen liegend; so denken wir sie uns mit großen, ebnmäßig gebildeten Schädeln. Am Anfang dürften sich die Marsbewohner wesentlich von den Menschen unterscheiden. Sie werden ihn durchschnittlich um das zwei zweidrittelfache übertreffen. Daraus geht jedoch nicht hervor, daß sie auch zwei zweidrittelfache so groß sind, denn die allen Marsbewohnern eignende Schlaffheit der Gewebe wirkt gegen eine solche Größe.

Vieles spricht dafür, daß die Marsbewohner mit Federn oder Fell bedeckt sind. Warum der Mensch, unähnlich anderen Säugetieren, ein Geschöpf mit nackter Haut ist, dafür kenne ich keine genügende Erklärung und es fehlt jede Ursache, bei den Marsbewohnern dieselbe Hautbeschaffenheit vorauszusetzen.

Wie aber gehen die Marsbewohner? Aufrecht? Oder auf vier, vielleicht gar auf sechs Füßen? Auch diese Frage läßt sich nicht genau beantworten. Doch sprechen wichtige Gründe dafür, daß sie Zweifüßler sind. Dem Anschein nach bietet es Tieren, die das Festland bewohnen, große Vorteile, wenn sie, gleich der Mehrzahl unserer Arten, vier Füße haben und selbst Insekten ziehen gern ein Paar von ihren sechs Beinen ein und benutzen zum Gehen nur vier. Jedoch gibt es andererseits zahlreiche Arten, die, wie Affen, Eichhörnchen und Ratten, zum Gehen mit Vorliebe die Hinterfüße gebrauchen, während sie, aufrecht sitzend, die Vorderfüße zum Halten verwenden. Diese Arten unterscheiden sich von anderen durch ihre auffallend hoch entwickelte Intelligenz. Die Ausbildung der Hand, das Manuelle hat bei der Entwicklung des menschlichen Verstandes eine ungeheure, keinem Zweifel unterworfenen Rolle gespielt, und obwohl meine Schilderung aus zahlreichen Möglichkeiten nur eine wählte, dürfen wir mit Bestimmtheit annehmen, daß die Marsbewohner mit Gliedmaßen ausgestattet sind, die auf irgend eine Weise zum Greifen dienen. Es läßt sich weder die Entwicklung ihres Verstandes, noch die Ausführung ihrer Ingenieurkünste denken. Befremdlich für unsere Phantasie, aber deshalb nicht minder vernünftig wäre die Vorstellung, daß bei ihnen elefantenähnliche Rüssel oder rüsselartige, wie Fühlhörner gestellte Organe die Hand ersetzen. Die Einbildungskraft der Natur kennt keine Grenzen. Die Natur wiederholt sich nie. Darum mag sein, daß die Gestalt der Marsbewohner vom Menschlichen um vieles weiter sich entfernt, als ich hier zu schildern unternahm.

Wie toll und abenteuerlich das alles klingt! In Gedanken ersteht das Bild von breit gebauten Männern, die federnbedeckt, neun oder zehn Fuß hoch sind, die Rüssel haben und mehrere Füße. Eine abstoßende Vorstellung! Aber wie toll und abenteuerlich diese blaße Vision nie gesehener Kreaturen auch scheint, erwiesene Tatsachen und logische Schlüsse zwingen uns dennoch zu glauben, daß Geschöpfe solcher Art in diesem Augenblick am Leben sind. Hat sich übrigens der Leser beim Anblick einer Kuh jemals gefragt, welch überraschende Gefühle der unerwartete, durch nichts vorbereitete erste Anblick dieses sonderbaren Tieres, seiner Hörner, Auswüchse und seltsamen Bildungen ihm erwecken würde?

Ich enthielt mich in diesem Aufsatz absichtlich jeder weiteren Beschreibung der auf dem Mars möglichen Lebensformen. Bisher erfand der Mensch viel künstliche Hilfsmittel, um körperliche Mängel zu beseitigen: Kleider, Stiefel, Mieder, falsche Zähne, falsche Augen, Perrücken und derlei mehr. Die Marsbewohner aber sind wahrscheinlich weit klüger, wissenschaftlicher und erkenntnisreicher als wir und verglichen mit ihrer Zivilisation, begann jene des Erdenmenschen erst gestern. Was konnte ihnen bei ihrem Erfindungsgeist an künstlichen Stützen, künstlichen Gliedmaßen nicht alles gelingen?

Zur Beruhigung solcher Leser, die sich von diesen Marsbewohnern beunruhigt fühlen, diene folgender Gedanke: Fände sich ein Mensch von der Erde plötzlich auf den Mars versetzt, würde er sich, sobald er eine leichte Bergkrankheit überwand,

ungemein erheitert fühlen; er trüge nicht die Hälfte seines irdischen Gewichtes und könnte mit Leichtigkeit doppelt so schwere Lasten heben. Käme aber ein Marsbewohner auf die Erde, sein Gewicht müßte ihn niederpressen wie eine Hülle aus Blei. Er wäre zwei und zwei Drittel Mal so schwer als auf dem Mars. Das Leben würde ihm zur Last, denn seine Glieder trügen ihn nicht. Vielleicht auch stürbe er sofort, erdrückt in sich selbst.

Als ich mein Buch schrieb, an das der eine oder der andere Leser sich erinnern mag, den „Krieg der Welten“, in welchem die Marsbewohner unsere Erde überfielen, mußte ich zu dieser Schwierigkeit Stellung nehmen. Ich zerbrach mir lange den Kopf und kam schließlich auf die Idee mechanischer Hüllen. Ich machte aus meinen Marsbewohnern körperlose Gehirne, die Fühlhörner hatten und sich, ohne Verdauungsprozeß, durch Saugen ernährten. Sie trugen ihre Gewichte nicht im lebenden Körper, sondern auf Maschinen, die wunderbar erdacht waren. Aber auch sie mußten schließlich den irdischen Lebensbedingungen erliegen.

Zum Gedächtnisse Richard Wagners.

Von Max Morold.

Sind wirklich schon fünfundzwanzig Jahre seit dem Tode Richard Wagners dahingegangen? Noch zittert in uns die Erregung des Kampfes. Es war ein Kampf, so hart und leidenschaftlich, daß nur der Tod des umstrittenen Helden selbst die streitenden Heere zur Ruhe, zur Besinnung bringen konnte. Auch gab es zunächst bloß einen Waffenstillstand. Der Krieg konnte immer wieder ausbrechen. Und wenn er nicht wieder ausbrach, so blieb am Ende unentschieden, wer eigentlich gesiegt hatte. Vor der Majestät des Todes verstummte die spottfällige Bosheit, die lange Zeit das Wort geführt und viele Köpfe verwirrt hatte. Der Geschmähte und Verfolgte, der ebensoviel Hinreißendes als Aufreizendes an sich hatte, war jetzt stumm und machtlos, konnte nicht mehr persönlich eingreifen, nicht durch neue Worte und Taten die Freunde aneifern und die Gegner herausfordern. Nun mußten sein Geist, seine Lehre, seine künstlerische Hinterlassenschaft ihre Kraft und ihren Zauber erst recht entfalten; nun schwiegen Ehrgeiz, Eifersucht, Eigensinn, Widerpruchsgeist, Zorn, Liebe und Haß oder durften sich nicht mehr so unduldsam äußern; nun war der Richterpruch nicht mehr bei der Partei mit ihrem agitatorischem Geschick oder journalistischem Wit, sondern einzig und allein bei der Allgemeinheit und ihrem klaren Bewußtsein von der Sache. Gerade hierin aber war noch das meiste ungewiß. Wir Wagnerianer — ein Wort, das heute kaum mehr verständlich ist — mochten felsenfest an unseren Wagner glauben, der historische Sieg des neuen Bekenntnisses war eben noch nicht erfolgt. Wenn das große Publikum, wenn die schaffenden Künstler sich von den Errungenschaften Wagners abwandten, so waren es eben keine Errungenschaften, so war es nicht der Stil der Zukunft, so war es nur ein Traum der Vergangenheit. Wenn der Tempel von Bayreuth einsam und verlassen daßand, wenn das „Bühnenweihfestspiel“ seine Heimstätte verlor, so war es eben nichts mit dem deutschen Nationaltheater, mit dem modernen Olympia, und die Idee von Bayreuth,

nie erhalten sein will mochte, blieb ein herrlicher Einfall, ein geniales Laune, die „Idee“, das „Ideal“ eines sonderbaren Schwärmers. Wenn aber das Wollen und Werten Wagners nur eine Episode gewesen, wenn er umsonst gelebt und gelitten, dann wären auch wir nur eine aufgeregte Seite, die so viel Zelt, Kraft, Kopf und Herz an ein Wahngebilde, an eine Mode verschwendet. Nein! Nach all den Bitternissen und Enttäuschungen, die ihm, dem Helden nicht erspart bleiben konnten, mußten wir wenigstens Recht befehlen. So standen wir denn Gewehr bei Fuß und schärfsten gespannt in die Zukunft, nach wie vor zur Verteidigung, zum Angriff und zu jedem Opfer bereit. Inzwischen sind fünfundzwanzig Jahre wie im Fluge verstrichen und die Wagnersache hat gesiegt, so herrlich gesiegt, als „Ideen“ und „Ideale“ in Zeit und Raum überhaupt siegen könnten. Vor allem: Wagners Kunst hat gesiegt. Noch zittert die Bewegung des Kampfes in uns, aber — es gibt keine Wagnertänze mehr. Denn der Antiwagnerianer ist verschwunden. Ein jüngerer Geschlecht ist herangewachsen, das auf dem Boden Wagners steht, im Lichte Wagners wandelt, mit dem Rüstzeug Wagners schafft, und das ältere, absterbende gibt seinen Segen dazu. Fast kommt man in Verlegenheit, soll man eine Festrede, einen Gedenaufsatz zur fünfundzwanzigsten Wiederkehr des Sterbetages Richard Wagners abfassen. Man fürchtet sich, man, oft besagtes, längst, Besagtes zum Überdruß zu wiederholen. Seit Jahren wird uns in Büchern und Zeitschriften, in den Tagesblättern, in öffentlichen Vorträgen und sogar von den Lehrkanzeln der Universitäten von dem „größten Künstler nach Beethoven“, von dem gewaltigen Dramatiker, von dem Schöpfer eines klassischen Bühnenstückes gepredigt, in dem sich die Sehnsucht der Romantiker und der nervöse Drang der Modernen mit antikem Geiste vermählt zeigt, von dem Reformator der Opernbühne, dem Wiedererwecker des deutschen Mythos, dem Erneuerer unseres Kulturgefühls, dem Genie des 20. Jahrhunderts. Hier in Wien ist diese Wandlung besonders plastisch geworden. Hier hatte ja einst die Geheimplatte ihr Hauptquartier. Hier war ein ehrlicher Wagnerianer bis zu Wagners Tode vor der Öffentlichkeit entweder mittelbiger Geringschätzung oder offenkundiger Hohn ausgesetzt. Am 13. Februar 1883, just am Sterbetage Wagners, wurde im Wiener Opernhaufe die „Walküre“ aufgeführt. Hans Richter dirigierte, Scaria und Frau Materna hatten die beiden wichtigsten Rollen inne. Aber trotz allem: Richter gab es damals noch keine stichlosen Aufführungen, trotz Scaria und Frau Materna kein ausverkauftes Haus. Ein ansehnlicher Teil des Publikums wurde nicht von wärmendem Interesse, sondern bloß von der Neugierde ins Theater gelockt oder geradezu von dem unheiligen Wunsche, zu der ironischen Kritik des Wertes, die er sich bereits aus den Zeitungen zu eigen gemacht hatte, doch auch eine persönliche Erfahrung zu gewinnen. Da gab es freilich auch Befehrungen. Das Lächeln verschwand bei den ersten Taktten des Vorspiels und die Ergriffenheit überflog nicht, als das Stück zu Ende war. Mit den Träumen der Nacht verwoben sich die nie gesehenen, unerhörten neuen Bilder und Klänge. Wenn dann am Morgen die von niemand erwartete Todesnachricht eintraf, so mochte mehr als einer ruhig an die Brust schlagen. Aus solchen starken, tiefen Eindrücken nährte sich die Wiener Wagnerbegeisterung. In einer Zeit, da Bayreuth von einem Festspieljahre zum anderen nur einer ungewissen Zukunft entgegensah, veranstaltete der Wiener Akademische Richard Wagner-Verein, einer der ältesten, treuesten, tätigsten

Wagner-Vereine, regelmäßig Sonderzüge zu den ersten Vorstellungen, bei denen eine große Anzahl der Plätze stets den Wienern, den Österreichern vorbehalten blieb. Von 1882 bis 1886 war es ihre Teilnahme, die eine schlingende Epoche leichter überwinden half. Als dann die Festspiele einen ungeahnten Aufschwung nahmen, da waren es immer noch die Österreicher, die zusammen mit Franzosen, Engländern, Amerikanern die zahlreichsten und die enthusiastischsten Besucher abgabten. Doch in dieser Sache auffallend träge und vielfach auch noch feindselige Deutsche hingen an, sich darüber zu erhofen, daß ihm das Ausland eine so un-deutsche „nationalistische“ Gelegenheit zu entwinden drohte. In diesem Ausnahmefall aber, das sich so merklich am Bayreuth kummerte, vertrat eben Österreich das deutsche Element. Österreich, das auch seine Künstler immer wieder nach Bayreuth sandte — Künstler, die aus Wien stammten oder in Wien heimisch geworden waren und von anderen durch ihr Talent und ihre moralische Hingebung zur Bayreuther Arbeit herauf erschienen: Scharia, Winkelmann, Reichmann, Reichenberg, Grewg, Frau Materná, Hans Richter und Felix Mottl — um nur diejenigen zu nennen, die jeder sofort zu nennen weiß. Wien war mittlerweile zur Wagnerstadt geworden. Die schönsten Aufführungen außerhalb Bayreuths, strichlose Aufführungen, zylische Darbietungen waren und sind die Tat und das Ziel unserer Hofoper. In der Zahl der Aufführungen ist Wien allen anderen Städten voraus und wenn man von einem populären Autor in Wien sprechen will, so ist es Richard Wagner. Folgerichtig hat denn auch die Volksoper der Hofoper an die Seite und offenbart uns jetzt den ganz schlichten, volkstümlichen Märchenzauber von „Lohengrin“, „Lohengrin“, „Lohengrin“.

Was Hanslick dazu sagen würde? Er müßte doch erkennen, daß er sich geirrt hat, daß seine hartnäckige Gegnerschaft, die erst in seinen letzten Lebensjahren einer widerwillig zögernden Anerkennung Platz machte, nichts anderes bewirken konnte, als eine zwecklose Verspätung unaufhaltsamer Fortschritte. Aber man kommt über Hanslick nicht hinweg und mit seiner Not nicht ins Reine, wenn man ihn nur als Einzelnen nimmt und seine persönliche Abneigung gegen den neuen Mann und sein Wollen und Dollen entweder als „Blamage“ zurückweist oder als „individuell berücksichtigt“ anerkennt und beiseite stellt. Ein Einzelner hätte doch niemals so viel andichten können, wäre er nicht der Sprecher und Anwalt der Vielen, ja Unzähligen gewesen, die wirklich eine Zeitlang in Wagnermühen sind, den Bekämpfer und Vernichter ihrer gewohnten musikalischen und theatralischen Freuden erblicken mußten. Auch war es kein Zufall, daß alle die Widersprüche und Einwendungen, die sich gegen Wagner vorbringen ließen, gerade durch einen österreichischen Schriftsteller, einen Wiener Journalisten, so wirksam zur Geltung gebracht wurden. Wenn irgendwo, so war hier in Wien eine Antipathie gegen Wagners Wesen und Richtung das Natürliche und Verständliche. Wie hoch und weit sich auch Wagner seine Ziele stellte, wie vielfeitig seine Kunst auch ausschaute, der Welt zeigte er sich zunächst doch nur als Opernkomponist, und der Stil dieses Komponisten konnte den Wienern unendlich gefallen. In dieser österreichischen Stil, der die Musik völlig unter die Herrschaft des Wortes zu bringen schien, während den Wienern nach guter, alter italienischer Sitte die Melodie das Wichtigste dünnte. Wagners Kampf gegen das Vorherrschen des rein melodischen Gesanges, gegen das Kolorieren und den Primadonnenkultus verneinte eine

Jahrhunderte alte Vorliebe der Wiener für die bunten Äußerlichkeiten und den sinnlichen Reiz der mehr oder weniger glänzenden, immer aber dem Ohre schmeichelnden italienischen Oper. Wie nach einem Worte Wagners dem Österreicher „nach Ausrottung jeder Spur des deutschen Protestantismus in der Schule romanischer Jesuiten“ deutscher Geist, deutsche Art und Sitte aus Lehrbüchern spanischer und italienischer Abkunft erklärt wurde, so vermochte auch der Geist der deutschen Musik nur auf dem Umwege über Italien, nur in italienischer Maske hier Eingang zu finden: als Komponist wälscher Opern errang sich Mozart jene bedeutende Stellung, in der er erst der Reformator des wienerischen Singspiels, der Begründer der deutschen Oper werden konnte. Damit hatte Mozart sich von der höfischen Kunst abgewendet, die ihrerseits dem wälschen Sinne treu blieb. Noch heute läßt sich unser Hofoperntheater ohne italienische Oper gar nicht denken, und diese wird nicht selten auch in italienischer Sprache aufgeführt. Es braucht durchaus nicht Caruso oder Bonci zu sein, dem zu Ehren solche Aufführungen stattfinden. Eili Lehmann singt die „Traviata“ besonders gern italienisch. Wenn aber Fräulein Kurz zum ersten Male die „Traviata“ gibt, so ist das Haus so dicht gefüllt und erdröhnt von so lautem Beifall wie sonst höchstens bei — Wagner. Am nächsten Tage sieht „Der Widerständigen Zähmung“, das sinnig-liebenswürdige musikalische Lustspiel von Hermann Goeh, ein halb leeres Haus. Und die Volksoper macht ihr Geschäft zwar mit „Tannhäuser“ und „Lohengrin“, aber auch und noch müheloser mit „Rigoletto“ und „Troubadur“. Die dramatische Kraft Verdis, die jener Wagners verwandt ist, erklärt und entschuldigt nicht alles. Denn wie sehr der Wiener mit dem oberflächlichsten Ohrenkugel künstlerisch zu befriedigen und wie wenig ihm am Wort, an der Handlung, an einer dramatisch-poetischen Absicht gelegen ist, wenn ihm nur die Musik, eine platte, ordinäre Musik, ins Gehör und in die Fäße geht, das sieht man an der Wiener Operette, die in ihrer gegenwärtigen Beliebtheit und Entartung an die bösesten Zeiten der wälschen Opernherrschaft viel mehr erinnert, als an das Singspiel, aus dem sie einst hervorgegangen, und die überdies mit einem so widerlichen Personenkultus verknüpft ist, daß von da aus keine Brücke zu dem strengen Ernst, der Selbstlosigkeit und der priesterlichen Hingebung führt, die Wagner bei jeglichem Befassen mit der Kunst übte und verlangte. Dieser Ernst war nun vollends etwas, wogegen sich das Gefühl des Wienerers sträubte. Sprechoper statt Singoper, Opern, arm an Melodien, aber reich an blendenden Instrumentaleffekten, an originellen Versen und an philosophischen Gedanken, das konnte man sich zur Abwechslung gefallen lassen; aber eben nur zur Abwechslung, als Spezialität, als „aparte“ Erscheinung — und Wagner verscherzte in dem Augenblicke die Sympathien Wiens und auch Hanslicks, der ihm anfangs zugejubelt hatte, als er offenkundig mit dem Anspruche auftrat, die Opernbühne zu reformieren, „wälschen Dunst und Tand“ von ihr zu verjagen und etwas Neues, nicht bloß Singuläres, sondern Allgemeingültiges an dessen Stelle zu setzen, das er sogar in schwer verständlichen, erregt und „anmaßend“ geschriebenen theoretischen Ausführungen zu begründen suchte. Da hörte sich sozusagen die Wiener Gemütslichkeit auf. Mit dem Manne war nicht zu spassen. Und wenn der heitere, frohmütige, leichtsinnige, vergnügungssüchtige Wiener ein Ding nicht mehr zum Spasse wenden kann, so freut ihn die ganze Leich' nicht. Hier setzte der Hedonismus Hanslicks ein. Von jeher

stand diesem die romanische Kunst und namentlich auch die französische Spieloper innerlich näher als das kühne Ringen der deutschen Meister. Von der Kunst, zumal von der Musik, wollte er (wenn auch in edler, geistiger Weise) unterhalten, nicht aufgerüttelt sein. Die Art, wie Wagner in seinen Werken die Tiefen des Daseins zu entschleiern suchte und dabei jeden Kompromiß mit der Gewöhnung des Publikums und den Bedürfnissen des Tages ablehnte, hatte für ihn etwas Störendes und Beklemmendes. Genau so wie für den typischen Wiener und für einen großen Teil des Publikums in aller Welt. Was dieser Teil unklar empfand, wußte Hanslick auszusprechen. Ihm war die Gabe verliehen, um die wichtigsten Fragen, um die schwierigsten Probleme mit einer leichten, scherzhaften Bemerkung herumzukommen, die doch keineswegs bloß banal war, die Geist und Bildung, Geschmack und Kenntnisse verriet. Der Philister atmete förmlich auf: er sah die dumpfe Regung seines Instinktes zum fein geprägten Urteile eines angesehenen Literaten erhoben, und Richard Wagner war ihm nicht mehr unbequem. Das Wienertum war gerettet und zugleich einem vornehmen Weltbürgertume auf das anmutigste gedient.

Man kann also durchaus nicht sagen, Hanslick habe seine individuelle Meinung gegen Wagner durchgesetzt. Er kam gleichsam nur den anderen zu Hilfe. Wohl möglich — seine Anfänge lassen es vermuten — daß er in einer anderen Zeit oder an einem anderen Orte auch zu ganz anderen Ergebnissen hätte gelangen können. Er war kein Führer. Er ließ sich tragen. Die Strömung, die ihn erfaßt hatte, entsprach aber auch seinen Neigungen, seinem Charakter. Er brauchte sich keinen Zwang anzutun, brauchte nie gegen seine Überzeugung zu schreiben und war doch im Grunde nichts anderes als der gewandte Journalist, der die bereits vorhandene öffentliche Meinung in die glücklichste, packendste Formel brachte. Darin lag seine Macht, daher rührten seine Erfolge. Wäre er mehr als Journalist, wäre er ein vorschauender und nachprüfender Kritiker, ein vergleichender und abwägender Historiker gewesen, so hätte er freilich erkennen müssen, daß mit den Instinkten, die sich gegen Wagner auflehnten, andere sich kreuzten, für die Wagner die Erfüllung war; daß der Wiener, der Österreicher, der Süddeutsche bei Wagner einen Teil von sich selber fand. So vor allem jene eigentümliche Mischung von Sinnesfreude und tieferem Verlangen, die wir Romantik nennen, ja geradezu die Lieblingsvorstellungen der sogenannten romantischen Schule, deren berühmteste Vertreter, wie Uhland, Eichendorff, Brentano, Tieck, Friedrich Schlegel, Zacharias Werner, stark auf Österreich gewirkt und auch ihrerseits von Österreich lebhaftest Anregung empfangen hatten. Zeichner und Maler, wie Führich, Steinle, Schwind, schufen aus romantischem Geiste und echt österreichischem Empfinden, als geborene Österreicher, eine herzbewegende, neue Kunst, in der Deutschtum und Christentum auf das innigste vermählt schien. Ritterlicher Glanz, religiöse Mystik und eine wunderbare Beseelung der Natur waren die Elemente dieser Poesie und Kunst. Sie lehren bei Richard Wagner wieder; sie verleihen seinen Werken den unwiderstehlichen Zauber auf das wienerische Gemüt. Auch die mehr kindlich-treuherzige Weise des Wieners, sich mit romantischen Dingen auseinanderzusetzen, jene Weise, die in der „Zauberflöte“ und in Raimunds Märchenstücken ihre klassisch-populäre Form erhalten hatte, auch sie ist Wagner nicht fremd. Zwischen den ausdrücklich so bezeichneten, romantischen Opern „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ und dem My-

Parfais, Parsifal, Siegen „Rheingold“ und „Siegfried“, zwei echte und rechte Märchenstücke, für große und kleine Kinder, mit so viel theatralisch Wunderbarem und so viel vollständigem Humor, daß man weder ein Musikverständiger noch ein deutscher Grubler zu sein braucht, um an diesen Stücken ein ganz naives Gefallen zu haben, wie es eigentlich zu jedem richtigen Theatererfolge gehört. Das katholische Element des „Luthhauses“ und des „Lohengrin“ wie auch des „Parsifal“ spricht noch vornehmerem Sympathisch zum Österreicher. Aber auch die protestantischen „Meisterlieder“, auch der heidnische „Ring der Nibelungen“ enthalten ein Element, das bei uns mächtigen Widerhall findet: das deutsche Element. Je unbezwinglicher das deutsche Nationalbewußtsein in Österreich erwacht war und je weniger sich es sich damit mit der politischen Entwicklung in harmonischen Einklang bringen ließ, um so nötiger hatten die deutschen Bewohner Österreichs die Werke Wagners mit ihrer einwirkenden Verherrlichung des deutschen Wesens. Hier konnten sie sich weihen, hier sich austoben, hier wurde der politisch ansehbare oder zum mindesten angesehene Begriff „Deutschlands“ zu einer über jeden Zweifel und jede Verdächtigung erhabenen Realität, in deren Genuß die wildesten teutonischen Heißsporne nur noch die Überwindung alles irdischen Hastens und Begehrens, nur noch das Ewige und Göttliche als etwas positiv Beglückendes empfanden und dabei die irdisch-beruhigende Zusage mit nach Hause nahmen, daß das Göttliche Deutsch sei. Ohne die ausverkauften Wagner-Vorstellungen hätte die Polizei viel größere Mühe bei den politischen Versammlungen gehabt. Also das Stoffliche, das Poetische Wagners fand hier wahrlich ein Echo. Aber dieses Echo hätte nicht so laut sein können, wenn Wagner nicht ganz unmittelbar gewirkt hätte; wenn Wagners Musik seine eigentliche Sprache nicht mit feurigen Jüngern zu uns geredet hätte. Diese Sprache war sinnlich berauschend, ihr Klang vermochte uns zu bezaubern wie die italienische Arie. Diese fehlte allerdings oder — schien doch zu fehlen. Wagner hatte erklärt, daß der Deutsche zu großartigen Sätzen eine Musik ala Beethoven und nicht ala Rossini machen müsse. Das war seine Opernreform. Eine andere Art der Chemenbildung und der Orchesterbehandlung, neue, ungewohnte Aufgaben für Singstimme und Gesangs Kunst und eine das ganze Drama überwältigende einheitliche Form. — Dadurch unterschied sich seine Oper von der willkürlichen Kammersoper. Aber waren die Mittel gesteigert, war die Methode eine eigenartige, der Endzweck blieb der gleiche. Auch die italienische Oper wollte menschlich ergreifen, wollte dramatische Höhepunkte musikalisch herausarbeiten. Das Überwältigende, das die Musik schließlich bei den Italienern erlangte, stammt nur aus diesen ursprünglich richtigen Verhältnissen. Richard Wagner stellte das Gleichgewicht wieder her. Die Musik durfte deshalb nicht zu kurz kommen. Im Musikdrama ist die gewollte Erschütterung nicht ohne Musik möglich. Der Anfang und das Ende bei Wagner ist daher Musik. Musik von einer Wärme, einem Glanz, einer verführerischen Schönheit, die, an norddeutschem Wesen gemessen, ganz wienerisch, ganz italienisch ist. Als der Wiener das herausgefunden hatte, gingen ihm auch die Arien und Duette nicht mehr ab. Das hieß halt jetzt Monolog und Zwiesgespräch, aber es war, was die Wirkung und Endzweck, das selbe wie früher. Man wartete ungeduldig darauf, man lauschte verhaltenen Atems, wenn es anhub, man plagte wohl auch recht untagenerisch mit dem Beifall los, wenn es vorbei war. Ein Reichmann,

ein Winkelmann sind mit den Monologen des Sachs, mit den Erzählungen Tannhäusers und Lohengrins nicht minder berühmt geworden wie irgend ein wälscher Tenor mit einer „Stretta“ und dem hohen C. Der Unterschied besteht trotzdem: nicht eine „Stretta“, sondern eine Erzählung, nicht ein einzelner Ton, sondern der ganze Vortrag, nicht die alte Oper, sondern das neue Drama, nicht die Person, sondern ihre Künstlerschaft erweckt die Begeisterung. Wagner hat den Wiener zu sich emporgezogen. Der Wiener aber hat vielleicht am meisten dazu beigetragen, Wagners Bedeutung endgültig klarzustellen. Nicht durch gelehrte Bücher, nicht durch tiefsinnige Kommentare, sondern durch das natürliche Erfassen des Wesentlichen. Wien und Wagner — sie gehören zusammen, sie waren für einander bestimmt.

Introduktion zum neuen Kunstjahre.

Von W. Fred.

Schon der Jänner vorbei. An die dreißig Ausstellungen aller Dimensionen, Besichtigungen und Vorbesichtigungen vorbei — und im Herz ist's doch recht leer. Vollkommen nur ein Architekturwerk: die kleine Kirche Otto Wagners, draußen in der n. ö. Landes- und Pflegeanstalt, von der im Verlaufe noch zu sprechen sein wird. Die schönste Kirche, an den Möglichkeiten — von innen nach außen nämlich — gemessen. Aber das ist eigentlich eine alte Geschichte. Zeichnung und Modell, gar Streit und Hin- und Hergerede hat's Jahr um Jahr schon so viel gegeben, bis das kleine Marmorhaus entstehen durfte, daß wir's nun wirklich nicht als Ereignis unseres Kunstjahres ansprechen dürfen. Aber ohne Sorge. Miethke, Heller, Pisko, der Hagenbund zwei- oder dreimal, das Künstlerhaus nicht weniger oft und Gelegenheitskollektionen, wie's Gelegenheitsgedichte gibt, haben wahrhaftig nicht gefehlt. Die Quantität schwoll wie jedes Jahr, bis dann im Frühjahr die ganz großen Kontrollversammlungen, gleich an drei oder vier Orten zugleich, folgen. An Mangel — quantitativ — also litten wir nicht. Und so hat es, hätte man sagen mögen, auch an ordentlicher Gelegenheit, die Kunst dem Leben zu verbinden, nicht fehlen können. Aber man irrt — meine ich zu mindest. Es geht mit unseren zeitweiligen Ausstellungen so wie mit unseren öffentlichen Galerien. Das gerade, woran es uns gebricht, wird nicht in die Wege geleitet. Und so versichert der Strom, ruht nicht dem Gelände, dem Boden, unserer Existenz; und auch die Künstler — kaum daß man einige wenige abrechnen darf — fühlen sich ungerecht behandelt, lassen die Galle ins Blut fließen (und mit Blut, nicht mit Farbe malt man, sonderbarer aber wahrer Weise), ziehen sich zurück oder wandern aus oder geraten ins Caféhaus, in müßige, doch zu keinem Ende führende Kunstpolitik, deren Ton ägriert, altjüngferlich, kleinmütig und engherzig ist. Bleibt das Publikum, das ja das Wichtigste ist, auf das es natürlich vor allem ankommt; denn auch die art pour l'art-Leute brauchen wenigstens ihre paar bewundernden Mäzene; selbst wenn alle Künstler materiell, staatlich oder durch persönliches Vermögen, so gestellt wären, daß sie nicht verlaufen müßten, im Kontakt der Zeitgenossen mit den Werken wird ein, ich sagte fast: chemisches Element frei, das, wie der Sauerstoff die organische Existenz, so auf seine Art das fruchtbare Kunstleben ermöglicht. Nun hat man ja oft genug von dem Aufschwung

der bildenden Künste in den letzten Jahrzehnten gesprochen. Man vergegenwärtige sich aber zweierlei: fürs erste, welchen ungeheuren Weg die Technik der Künste, die Kunst selbst schließlich, in den letzten 30 Jahren gemacht hat und wie schwer, ja fast unmöglich es ist, daß eine Bevölkerung, der man vor wenigen Jahren noch nur mit Hohn von dieser neuen Kunst gesprochen und der man Jahrzehnte lang die Mittelmäßigkeit als hohes Maß der Dinge gepriesen hat, nun mit ehrlichem Bewußtsein und Äußerliches von Wirklichem scheidenden Kunstgefühl diesen ungeheuren Weg in kurzen Jahren einzuholen vermag. Dann aber — und das ist eine Spezialität unserer Stadt, die für ihren Willen zur Kunst, aber auch für einen allzu breit geratenen Snobismus spricht — wir haben ja überhaupt gar kein Publikum. Wir müssen erst eins bekommen, bilden, schaffen.

Bisher waren alle, die sich um Malerei oder Plastik oder das neue Kunstgewerbe gekümmert haben, nicht Publikum, sondern wie man beim Theater sagt: Leute vom Bau. Sie haben dazu gehören wollen, mithandeln, Ratschläge geben, die Ersten sein, die „was wissen“, auf irgend eine Art auf dem Podium mitstehen, statt ruhig unten zu sitzen und die Musik anzuhören. Man überlege einen Augenblick, wieso es kommt, daß unsere musikalische Kultur so fest, sicher und tief im Herzen der Leute aus den verschiedensten Schichten des Volkes, der Armen, Reichen und Strebenden wohnt. Die Erklärung: weil eine gerechte Distanz die Zuhörer von den Ausübenden trennt, weil die musikalischen Frauen und Männer unserer Stadt in die Konzerte und die Oper immer wieder gehen, um von schöner Kunst beglückt zu werden, ohne daß alle gleich viel schreien und förderer, Organisatoren, fanatische Jünger, Kämpfer um jede Kleinigkeit sein zu wollen. Kommt einmal der Tag zum Kampf, zu Hilfe und Stellungnahme, zu besonders heftig sich hervordrängenden Gefühlen, so ist jedes Publikum angeregt, sein Wort zu sagen. Sonst aber soll's, muß es Publikum sein, im besten Fall dilettantisch mitgenießendes, nicht aber Partei. Soll sich an schönen Häusern oder Bildern freuen, eine sonderbare, ungewohnte Architektur — meinetwegen kopfschüttelnd — betrachten und warten, bis die neue Form sich ins alte Stadtbild und Weltbild einordnet, nicht aber gleich raufen. Bei uns aber ist, man muß es schon fast so herausfagen, gleich das Messer gezogen worden. Niemand hat der ruhige Freund der schönen Künste sein wollen, der Altem und Neuem, Versuchen wie reifen Werken gleich wohlmeinend das Herz öffnet und sich seinem eigenen Geschmack, wie er sich auf den Erinnerungen des bisher Gesehenen, eigener Erfahrung, Vergleichsmöglichkeit aufbaut, hinzugeben bereit ist — nein, jeder war Partei, rechts oder links und Fanatiker der Partei. Wäre es irgend gegangen — zum Glück steht die Welt und in ihr das Leben jeder Existenzgruppe auf festen Füßen — so hätte halb Wien, besonders jenes Wien, das man fürs Kunstpublikum hält, vor 5 oder 6 Jahren alle Möbel und alle Bilder bis zum letzten Gipsguß der Medizänschen, die man im Hause fand, auf den Tandelmarkt geschickt und sich nur mit englischen oder Wiener Dingen letzter Observanz umgeben. Und jetzt möchten dieselben Leute ihr modernes Wohnzimmer zum Teufel schicken und die Tandler können gar nicht genug kleine Tischler finden, die ihnen Biedermaier-Kanapees und dumpfige Birnholzschränke zusammenstellen und fälschen. So ist's mit dem Kunstgewerbe; aber sind es denn nicht dieselben Leute, auf deren Interesse die Maler und Bildhauer angewiesen sind? Und handeln sie nicht da gerade so? Prägen sich rasch Namen, ein

flüchtiges Kennzeichen, die Handschrift eines Künstlers ein, ziehen jede fremdländische Skizze, dessen Autor — oder auch nur sein Name — eben aufgetaucht ist, einem schönen alten Bilde vor, hehen sich dabei ab, daß sie einem leid tun, und man muß ihnen schließlich zur Erlösung sagen: Aber, Kinder, wozu denn? Ihr strengt Euch so an und täuscht doch keinen Wissenden, helfst höchstens ein paar geschickten Machern, die mit der Mode gehend und sie erzeugend Geschäfte machen und zuletzt seid Ihr's, mit Eurem guten Willen und Geld noch, die das wirkliche Leben der Kunst stört. Denn indem Ihr vom Heute zum Morgen fliegt, verwirrt Ihr alle Meinungen, nehmt jedem Ruhigen die stille Freude und seid schon wieder bei einer neuen Mode, wiederum eifernd und nur Eines gelten lassend, wenn die von Euch hejubelten gestrigen Ansätze eben erst die ersten reifen Früchte tragen und nun Anerkennung und kaufende Hände verlangen. Denn die Bäume der Kunst reifen langsam, blühen nur jedes zehnte Jahr und manche Frucht fällt bitter zum Boden, bevor die Ernte der süßen kommt. Also: Nicht die Leute, die sich zu den Vorbefichtigungen und Firnistagen drängen und dann höchstens zu einem verschwiegeneu Rendez-vous in den Ausstellungs-saal wiederkommen, sind das Kunstpublikum einer Stadt. Jenem anderen Publikum aber, das der Bilder wegen kommt und wieder kommt — vor allem wieder und wieder! — eine neue Erwerbung seines Gedächtnisses und Geschmacks langsam den früheren anreicht, das kauft, was ihm gefällt und ruhig zugibt, nicht jeden kleinen Maler aus der Bretagne auch schon in- und auswendig zu kennen, wenn der Spediteur sein erstes Bild eben hergeschafft hat, das nicht Kritik treibt, sondern Genuß sucht, dem fehlt — soweit Ansätze für so ein Publikum da sind — in Wien trotz der Menge des uns Jahr für Jahr Gebotenen, das Wichtige. Und man weiß nicht recht, ob wir demnach das gute Publikum nicht haben, weil es uns an den rechten Ausstellungen und Museen fehlt, oder ob die Sache umgekehrt ist.

Ja, Kritiker (wobei ich nicht einmal die Schreibenden meine) haben wir genug gehabt. Alle, die angeblich Publikum waren, sind kritisch den Werken gegenüber gestanden und haben gelauert. Nun's noch. Ob sie dem Künstler nicht auf was kommen, ob ihnen nicht ein Witzwort zufliegt, das töten kann, oder ein autoritativ klingendes Urteil, das vernichtet, ist ihnen das Wichtige. Wer aber so zur Kunst kommt — ob's nun eine Ausstellung in einem kleinen Salon, oder die Heerschau im Künstlerhaus, ob's das kunsthistorische Museum oder ein Bauwerk ist, — dem ist überhaupt nicht zu helfen. Die diesem Kaster unrettbar Unheimgefallenen werden nie mehr froh. Aber wir haben ja Hunderttausende außer diesen Fünfhundert und wenn wir uns um sie bemühen, werden sie schon kommen; man muß ihnen nur die rechte Kost vorsehen und der Ton des Publikums muß ein anderer geworden sein. Dieser kritische Ton, dieser Ton über ihren Lebensberuf erbitterter und im tiefsten gelangweilter Berufskritiker, den die gute Gesellschaft anzunehmen für nötig gefunden hat, hat uns bisher genug geschadet; wir könnten ihn nun allmählich zum guten Ende ausrotten. Sich freuen, wenn Einer ein Talent hat, jeden, den man an seiner Entwicklung ernsthaft und abseits arbeiten sieht, in die Höhe helfen, Kritik nur auf der Basis der Freude an jedem Schaffen hervorzurufen lassen, statt mißtrauisch in jeden Winkel zu spüren, und dreinschlagen nur im äußersten Notfall, wenn man einen Spekulanten, einen Schwindler, einen Uneigenen sieht, der durchaus vom fremden Saatfeld Ähren rupfen will — das ist ein Verhältnis zur Kunst, bei der

Beide — Schaffende und Genießende — glücklich werden können. Kunstgeschichte ist nicht Sache der Bevölkerung, die in freien Stunden einen Blick ins helle Land der Kunst tun will. Kunstverstand ist Sache Weniger, die Zeit und Talent haben; aber Kunstfreude ist für jeden da. Immer und alle Zeit.

Nun aber kommt man leise an eine Forderung heran, die unsere so vielen und so extensiven Ausstellungen doch nicht erfüllen. Die ersten Sezessions-Ausstellungen entsprachen noch jenem Publikum, das bereit war, sich zu freuen und immer wieder ein neues ihnen in den Schoß fallendes Geschenk zu entdecken. Unsere jetzigen Ausstellungen und Salons aber scheinen sich leider den fünfhundert zu widmen, die doch zum guten Ende undankbar sind.

Denn sie bilden sich ja ein Kenner zu sein, wünschen immer das Neueste und Entlegenste zu sehen, wobei ihnen dennoch die Geduld gefehlt hat, jenen Gang durch die Entwicklung der Kunst in den früheren Jahrhunderten zu machen, der notwendig ist, um die *Exotica*, die Skizzen und Studien heutiger Malerei richtig zu begreifen und zu genießen. Ebenso scheint diesen sogenannten Kennern auch die Kenntnis des Technischen allzuoft zu fehlen; denn sonst könnte es ja nicht geschehen, daß in einer so raschen Folge auch im Bereich der Kunst die Mode wechselt, und das gestern Hochgepriesene heute schon wieder mit einem Achselzucken abgetan wird.

Diesem Mißverhältnis zwischen der Produktion unserer Zeit, den Wünschen der Kunstfreunde, den Bedürfnissen der Bildung, den Notwendigkeiten des Handels entspricht eben auch die etwas krause Mischung von Kunstwerken, die wir im abgelaufenen Jahr bisher gesehen haben. Jene Gruppe unserer Künstler, in deren Kreis die stärksten Individualitäten und auch die stärksten „Könner“ zu suchen sind, haben sich bisher fast vollständig von Ausstellungen fern gehalten. Nur die Klimtschen Allegorien waren im Miethleschen Salon nochmals zu sehen. Aber allerdings wiederum in einer Aufstellung, die ein Urteil darüber, ob sie als Deckengemälde zur rechten Wirkung gekommen wären, nicht erlaubt hat. Sonst aber hat man von der sogenannten „Klimtgruppe“, der die meisten Talente jener Sezession angehören, der wir vor nun zehn Jahren den großen Umschwung unserer Kunstgesinnungen in Wien verdanken, und die jetzt selbst aus der nominellen Sezession ausgetreten ist, nichts gesehen. Die alte Sezession selbst hat aber auch geschwiegen. Der „Hagenbund“, eine Gründung, die scheinbar den goldenen Mittelweg zu gehen entschlossen ist, brachte in einigen Ausstellungen Werke von Künstlern, die in der Provinz oder im Ausland leben, aber doch irgendwie zu uns gehören. So haben wir eine Reihe von Polen und Slawen gesehen, dann den Tiermaler Zuegel, den Bildhauer Wrba, und einen Italiener, dessen Name in einer Revue, die auf mehrere Monate zurückblicken sich zur Aufgabe macht, schon nicht mehr genannt werden darf. Die Slawen und Polen, die man uns zeigte, ebenso wie einige Wiener, die der ersten Hagenbundaustellung sich sonst noch angeschlossen hatten, ließen gute mittlere Talente sehen, ein anständiges Niveau, ohne daß man jemals zu einer großen Erschütterung beim Betrachten eines dieser Kunstwerke gelangt wäre. Die Art der Malereien von Zuegel sind seit Jahren bekannt. Und je länger man sie kennt, je öfter man sie sieht, desto weniger scheint eine sehr starke Eigenart oder ein sehr großes malerisches Ingenium aus ihnen hervorzuleuchten. Unter den Künstlern unseres Landes, die das dankbarere Ausland aufnahm, stand es am besten mit dem

Bildhauer Mrba, der in einigen sehr schönen und großflächigen Plastiken nicht nur das Bestreben, sondern auch die Kraft zu edler Einfachheit zeigte. Der interessanteste Gast in den Sälen des Hagenbundes aber war eine Künstlerin österreichischen Ursprungs, nunmehr englischer Heimat und frühitalienischer Richtung: Frau Marianne Stokes. Eine Grazerin von Geburt, hat sie einen Briten geheiratet, ist in die neue englische Bewegung geraten und gewiß nicht zu ihrem Schaden. Denn sie ist eine der ganz wenigen Frauen unter jenen, die sich künstlerisch betätigen, denen es gelungen ist, ihre Persönlichkeit in der Stoffwahl ebenso wie im Technischen zu einem reinen Ausdruck zu bringen. Ja, auch absolut genommen, haben diese Bilder, von denen eine schöne Kollektion hier zu sehen war, eine gute, beinahe große Valeur, indem sie durch die Art des Farbauftrags, der technischen Behandlung der Temperamalerei, fast wie Emailles oder wie schönfarbige und das Licht prachtvoll aufnehmende und wiederstrahlende Edelsteine wirken. Frau Marianne Stokes hatte sich eine Zeitlang der jung-präraffaelitischen Malerei in jenem Sinne angeschlossen, daß sie ungemein zarte und sanfte Menschen malte und ihre Stoffe auch aus dem Bereich der heiligen Geschichte wählte. Es kam ihr dann eine andere Zeit der Entwicklung, in der sie unter dem Einfluß holländischer Motive, da sie in diesem Lande viel lebte, ganz einfache Menschen darstellte. Und ob es sich nun um den einen Stoffkreis oder den anderen handelt, immer zeigt sich ihre große koloristische Fähigkeit.

Das Künstlerhaus hat vieles bisher geboten, ohne daß es eigentlich — sieht man von einem einzigen Ausländer ab — viel gewesen wäre. Der ausländische Gast war Bartholomé, der Schöpfer jenes Grabdenkmals auf dem großen Friedhof in Paris. Und dieses Werk, längst aus Abbildungen bekannt, auch schon seit Jahren da und dort gesehen, hat in Wien ebensowenig seine Wirkung verfehlt wie an anderen Orten oder gar das Original in Paris selbst. Man hat hier das Beispiel, daß einem Künstler scheinbar in ein einziges Werk — allerdings in ein Monumentalwerk — seine ganze Größe und Kraft geflossen ist; denn die Malereien und auch die anderen Plastiken Bartholomé's, die sonst noch zu sehen waren, standen sehr weit hinter dem Grabdenkmal zurück, das zu beschreiben hier unnötig erscheint, da es ja nur durch einen Zufall gerade jetzt in unsere Stadt gekommen ist, seine Entstehungszeit aber Jahre zurückliegt, und auch seine Wirkung auf die Kunstentwicklung längst vorbei ist. Übrigens hat sein Schöpfer wohl Einflüsse verschiedener Art aufgenommen, kaum aber ausgestreut. Vergessen konnte man ja allerdings auch diesem Werk gegenüber nicht, daß der große Plastiker unserer Zeit nicht der klassizistischen Richtung, wenn sie auch eine vom Gefühl bewegte und modifizierte ist, angehören kann, sondern ganz naturgemäß ein Künstler ist, der jenes Moment unseres Lebens zum Ausdruck zu bringen vermag, das das stärkste in unserer Entwicklung ist: nämlich die Bewegung. Damit ist auch schon auf Rodin hingewiesen, von dem wir allerdings in den abgelaufenen Monaten kein plastisches Werk zu sehen bekamen. Dafür aber eine sehr gute und aufklärende Sammlung seiner viel besprochenen Handzeichnungen.

Diese uns dargeboten zu haben, war das Verdienst des Kunstsalons Heller (am Bauernmarkt), der sich auch sonst um unser Kunstleben auf das beste bemüht hat. Dort haben wir die graphischen Werke Liebermanns gesehen, dessen Art, mit durchdringender Klugheit eine ins letzte ausgebildete Technik zu verbinden, uns Wienern leider noch niemals im ganzen Umfang gezeigt worden ist. So waren wir

denn auch dankbar, daß zu den Zeichnungen und den graphischen Arbeiten Liebermanns bei Heller einige Werke kamen, die das malerische Talent dieses größten Koloristen Norddeutschlands wenigstens andeutete.

Prachtvoll war es dann, in einer Kollektivausstellung desselben Salons, die junge und farbenfrohe Kunst Ludwig von Hoffmanns zu genießen, seine ungemeine frische, jenes Gefühl auf dyonisische Art die Welt in hellen Tönen zu sehen, das fast aus unserer Mitte verloren gegangen schien und das Ludwig von Hoffmann nicht allein in sich trägt und andeutet, sondern auch in seinen Werken — mögen es nun kleine, nur so hingewischte Studien, oder große Bilder (Farbensymphonien) sein — zum Ausdruck bringt.

Nach Liebermann und Hoffmann zeigte dann, wie schon gesagt, der Hellersche Kunstsalon, dem gar nicht genug dafür zu danken ist, die Rodinschen Handzeichnungen. Was um so schöner für jene unter uns war, die sich bemühen, aufrichtig die Entwicklungswerte, die in unserer Zeit geschaffen werden, zu erkennen, als einige allzu fanatische Jünger Rodins diese Handzeichnungen in den letzten Jahren unmäßig zu überschätzen, vielleicht gar als die Krone seines Werkes auszurufen begonnen haben. Man sah nun, daß jedes dieser Blätter eine Schrift von der Hand eines ganz großen Künstlers sei, erkannte aber auch seinen Sinn: daß diese Zeichnungen nämlich Notizen, Bewegungsstudien seien, nicht aber abgeschlossene Werke. Man sah hinter diesen Zeichnungen den Meister, bedrängt von der Fülle der Gesichte, wie er ständig gedüngt, mit den Mitteln seiner plastischen Technik den Eindrücken, die ihn bestürmen, nicht nachkommen kann und darum zum Bleistift, zur weichen Kreide, zur fließenden Tusche greift, um nur ja so viel als möglich von den unzähligen Bewegungen und Erscheinungen des organischen Lebens zu notieren, die ihn bestürmen. Man sieht ihn Studien für jene Marmorbildhauereien machen, die die ersten in der Kunst aller Zeiten, nicht mehr von einer scharfen Konturlinie abgegrenzt, als einsame Werke zusammenhanglos dastehen, sondern gleichsam von einer Atmosphäre umgeben sind, aus der die Körper, die Glieder aus den Körpern, aus dem Ganzen, dem All herauswachsen. Von einer Atmosphäre umgeben sind und in diese Atmosphäre wieder zurückkehren, so wie wir alle irgend ein Teil des Gesamtlebens sind, nicht aber abgegrenzte, abgehauene, zerstückelte Teile. Prachtvoll waren unter den Handzeichnungen besonders jene, die mit der schärfsten Energie eine ganz bestimmte Bewegung festhalten wollten und sich nicht dem spielerischen Sinn des Künstlers, dem man so oft begegnet, unterordnen, der eine Bewegung erfindet, statt eine gesehene aufs unerbittlichste genau aufzuschreiben und dann zu nutzen. Aber zugleich sah man auch wieder, daß nichts törichter ist, als diesen Bildhauer einen Naturalisten zu nennen, der ja im höchsten Gegensatz zu dem, was man etwa naturalistische Kunst nennen könnte, ein reiner Stilist ist; indem wir ja Stil die Reduktion einer Naturerscheinung im Hinblick auf eine bestimmte Seite dieser Erscheinung nennen. Für Rodin nun ist diese Seite der Erscheinung die Bewegung, die ihm das Wichtigste an allen Dingen seit Jahrzehnten schon war, und die immer wieder darzustellen er nie müde werden kann, da ihm ja das Leben als eine unaufhörliche und unfähig schnelle und reiche Folge von Bewegungen, von an- und ineinander geknüpften Erscheinungen des Menschlichen, Unmenschlichen und Übermenschlichen erscheint.

Wir haben auch sonst noch mancherlei gesehen: kleine, für den Verkauf hergerichtete Ausstellungen vor der Weihnachtszeit, Aquarelle, Studien, die Ausstellung des Aquarellistenklubs im Künstlerhaus, eine Altwiener-Ausstellung im Kunstverein, die sich auf anständige Weise der jetzt herrschenden Freude am Biedermaierstil anschmiegt. Und schließlich, wie eingangs gesagt, auch ein großes Werk, das sich nicht in den Rahmen einer Ausstellung mehr pressen ließ, sondern für sich allein, im Leben schon selbst wirkend, da steht und seine Aufgabe im Dasein erfüllt: Die kleine Kirche, die Otto Wagner, unser großer Baumeister, für die Niederösterreichische Landes- und Pflegeanstalt am Steinhof draußen gebaut hat, und die ich die schönste Kirche unserer Zeit nennen möchte, weil es hier wirklich gelungen ist, mit ganz geringen Mitteln eine Architektur ins Leben zu rufen, deren Schönheit so leuchtend ist, daß sich ihr gar niemand verschließen kann. Es ist ein ganz kleines Kirchlein, mit einem Aufwand an Geld erbaut, mit dem man sonst kaum irgend ein geringes Schablonenhaus hinstellt. Und dennoch ist es in der Fassade, wie im Innern, ja fast in jedem Detail, ein vollendetes Werk. Leuchtend steht die goldene Kuppel hoch oben auf der letzten Terrasse und weiß schimmert der Marmor, mit dem von der Sockelhöhe an die ganze Fassade verkleidet ist. So schimmert die kleine Kirche den Unglücklichen als ein Zeichen des Heils entgegen, wenn sie vor ihren Häusern stehen. Und innen ist wiederum alles in der größten Einfachheit, wiederum Weiß, Gold und Bronze. Aber so edel geformt, und von einer Mäßigkeit in der Konstruktion, daß auch dies, wie eben jede einfache Form, hinreichend wirkt.

So haben wir von Ausstellungen ein Kurzes zu sagen versucht und sind ins Leben geraten. Das neue Jahr hat begonnen und nun werden die großen Darbietungen kommen, jene, die dem Jubiläum unseres Kaisers oder die alljährlich dem Verkaufsbedürfnis der Künstler zu dienen haben. Es ist ja auch schließlich wenig gegen diese Notwendigkeit zu sagen, und man sollte nur ehrlich aussprechen, weshalb manche unserer Ausstellungen im künstlerischen Sinne so gar nicht den mäßig gestellten Anforderungen eines ruhigen Kunstfreundes entsprechen können. Es ist ja klar, daß die Maler einen Markt haben müssen, und es wäre also besser, das einzugesloßen. Die eine Vereinigung nun verschleierte derlei Ansichten mehr, die andere weniger. Aber der tiefe Grund aller künstlerischen Affoziation muß ja ein sozialer, materieller sein, sonst würden sich Künstler ja gewiß nicht zu Affoziationen fügen, da ihre Natur dem Sinne der Affoziation sicherlich am schroffsten gegenüber stehen muß. Die Frage ist nur, ob man mit der Art, wie unsere Ausstellungen vorgehen, auch viel erreicht, und ob nicht auf andere Art Besseres zu leisten wäre. Die Jury, die in den einzelnen Gruppen zu entscheiden hat, wählt wie dem Augenstehenden scheinen muß, recht oft, nach außerkünstlerischen Motiven. Besonders die Künstlerhausjury scheint nach einer allzu weichen Norm vorzugehen. Gewiß, aber verkauft Ihr denn? Ehrlich? Wenn man die Porträts, das Vorausbestellte und die Käufe aus dem Kreis persönlich Bekannter, die auch so zustande kämen, abrechnet? Nein, sehr wenig. Und ich will Euch auch sagen, warum. Weil Ihr die Masse des Publikums an jenen Kritikertum gewöhnt habt, dem kaum die Größten Stand halten der vorher besprochen wurde, und weil Ihr Eurerseits von der falschen Scham nicht loskommt, bei Ausstellungen unnütze Preise zu verlangen. Statt jenen, die man bezahlen und die Euch helfen könnten, nennt Ihr unerschwingliche, arrangiert

eine Komödie. Ich kann Euch, Ihr vielen Maler mit den allzu vollen Ateliers ver-
raten, daß so mancher aus der „Menge“ sich eines oder das andere dieser Werke
mittlerer, anständiger Valeur gerne kaufte, um an seiner Wand einen farbigen
fleck zu haben, eine liebe Landschaft vor Augen zu haben oder eine Wand zu de-
korieren, und weil die ewigen Allerweltsreproduktionen langweilig werden, daß
sie es aber nicht können, weil man im Sekretariat jene wahnwitzigen Ziffern zu
hören bekommt, die schnell wieder eine weite Distanz zwischen kunstfrohem Publi-
kum und Künstler herstellen. Und diese Distanz sollte fallen.

Uns fehlt zweierlei. Vielleicht macht irgend eine Vereinigung oder ein Or-
ganisator — anderswo würde man fordern: der Staat — etwas davon oder
Ähnliches. Fürs erste: unsere Museen gehören dem Kaiser. Wir haben da nichts zu
sagen. Nicht einmal unsere große österreichische Landschaftskunst — Namen sind
heute überflüssig — ist da ausreichend vertreten. Neues zu kaufen, aus der Heimat
oder dem Ausland hervorzuziehen fällt niemandem ein. Weder Staat noch Land,
noch Private haben das Geld, die Initiative. Man wird förmlich bestürzt, wenn
man daran denkt, was die nächste Generation sagen, was sie — und das ist
wichtiger — tun wird, da doch die Entwicklung der Kunst seit Maßart und den
Zeichnern vom Anfang des 19. Jahrhunderts bei uns niemand wird lernen können.
In Berlin, Paris, in Brüssel und Kopenhagen, in Provinzstädten des Reichs, in
Handelsstädten Englands werden die Kunstbegabten der nächsten Generation die
großen Beispiele der Kunstrevolution, die Klassiker des Impressionismus studieren
können. Österreicher mit solchen Wünschen, unsere künftigen Maler werden nach
Berlin und Paris fahren müssen, und die Akademie kann dann ruhig zugesperrt
werden. Für die zeitgenössische Kunst ist aber noch was zu tun. Durch Ankäufe,
die der modernen Galerie, von der ein Embryo ja da ist, zufallen und durch zeit-
weilige retrospektive und auch gut, aber sehr fein und gut gefiebte Ausstellungen
von Werken Mitlebender. Die selige Sezession hat dem Letzteren Verwandtes, aber
mit der damals vielleicht nötigen Wut und ohne ordnenden Sinn, versucht. Nun
wäre neu anzufangen. Das wäre das Eine. Vielleicht geschieht ein Wunder und die
Regierung hilft einmal, der neue wohl auch neuen sozialen, kunstsozialen Zielen eher
geneigte Reichsrat bewilligt einen Kredit, der nicht nur zu gelegentlichen Ankäufen ge-
nügt, sondern zur Anstellung eines Mannes, der sich um die Dinge kümmert und die
systematische Erweiterung der Galerie im Auge hat, Wanderausstellungen von
Musterwerken für die Residenz und auch für die Provinzen besorgt. Die Provinzen
müssen schließlich doch auch erfahren, daß es eine andere Kunst gibt als die
Münchener Ware, die man ihnen hinschickt. In Prag hilft der Verein Mařes seinen
Vollsgenossen, in Polen die Sztuka. Ist in Wien die Regierung oder sagen wir doch
richtiger, der Staat, sind wir selbst nicht dazu zu bekommen, — ja, sollte es dann wirklich
während einer Zeit, in der die Industrie hoch geht, unmöglich sein, einen Verein Reicher
und Wohlhabender zu gründen, von der Art, die es in Paris und Berlin längst
gibt, der diese Ausstellungen zusammenbringt und aus ihnen — dies ist ja der
Weg, die Ausstellung möglich zu machen — der modernen Galerie das Nötigste,
so lange die Preise noch möglich sind, ankauft, schenkt? Natürlich — uns fehlt ja
auch der Museumsdirektor, der Bode oder Tschudi, Lichtwardt oder Lehrs, der den
sicheren und unsäglich nützlichen Kontakt zwischen den Privatsammlern und der

Öffentlichkeit, der Wissenschaft, der Kunst, herstellt. Uns fehlt so manches; wovon ein andermal. Auch das österreichische Museum für Kunstgewerbe ist ein Kapitel.

Neben — das ist das zweite — oder im Gegensatz zu diesen zeitweiligen Sammlungen ganz großer Kunst braucht unsere Stadt vielleicht noch eine sehr revolutionäre und scheinbar Allem bisher Gesagtem widersprechende Einrichtung. Ich meine juryfreie Ausstellungen. Es ist ja schließlich nicht mein Hirngespinnst. Der Pariser „Salon des Independents“ steht jedem offen, der um ein Geringes seinen Raum an der Wand kauft. Und die erste wie die zweite dieser Ausstellungen hat viel Gutes getan, neue Künstler gezeigt, wenig Bekannte, denen bisher Entfaltung nicht erlaubt war, im richtigen Umfange ihres Talentes hervortreten lassen, und was auch was Wertvolles ist, den Wahn vom unterdrückten Talent und Genie auf sein letztes Mindestmaß herabgedrückt. All dies und noch manches sonst, könnte eine ähnliche Veranstaltung leisten, bei der die Künstler den Mut haben müßten, die wahren Preise, zu denen sie verkaufen wollen und insgeheim ja auch verkaufen, zu nennen. Sie könnte jene hervorgerufen, die mit Recht oder Unrecht im Hagenbund, der Sezession Cliques wittern, die in den Salons nicht ankommen können. Und unsere juryfreie Ausstellung rief alle die herbei, die von keiner Seele gekannt, in der Provinz sitzen und die nun für ein paar Gulden die Aufmerksamkeit der Residenz erzwingen können. Nirgends aber ist man gerechter als in einer Ausstellung dieser Art; in Paris konnte man's erleben. Natürlich dürfte das keine Institution für die Ewigkeit, alljährlich schematisch repetiert, werden, dürfte nur in gewissen Zeitspannen wiederholt werden. Denn die Talente blühen nicht wie das Obst jährlich auf Strauch und Baum.

... eine Introduction, ein paar Vorschläge zur Güte. Man bekommt jetzt Mut zu ihnen, da die Stadt Wien und das Land Niederösterreich, wie sich in jüngsten Werken zeigt, der Kunst eine helfende Hand reichen. Wenn auch zögernd und recht unvollkommen. Vielleicht, vielleicht kommt auch der Staat uns zur Hülfe. Oder helfen wir uns einmal selbst. Was schließlich nur verschiedene Methoden für die nämliche Arbeit wären.

Sonst aber wandern wir weiter durch Kollektionen, Ausstellungen und Salons, genießen manche Lektüre und wenden uns von anderem ab, indes keinen Augenblick die Erkenntnis mangelt, daß unser Kunstleben irgendwo schwer, organisch sozusagen, erkrankt ist. An den Schaffenden allein liegt's nicht; auch die Mitwelt hat eine Aufgabe den Künstlern gegenüber, die in ihre Zeit hineingeboren werden. Und unsere Damen und Herren von beiden Generationen scheinen an dieser Aufgabe mit leichtfinnigem Abwenden des Auges und billigen Worten vorbeizugehen.

Dom Schenken.

Von Dr. Franz Kobler.

Es liegt tief im Wesen der monistischen Betrachtungsweise unserer Zeit, einem bestimmten Geschehen wissenschaftlich so allgemeine Geltung zu verleihen, daß daneben ein anderes, jenes kreuzendes Geschehen bloß als ausnahmsweise Negation und nicht als koordiniertes Phänomen des vorigen erscheint. So sind in bezug auf die Güter die wirtschaftlichen Vorgänge zu einer ausschließlichen Geltung erhoben worden, während den „unwirtschaftlichen“ keine selbständige Qualität zuerkannt wird.

Diesen Vorgängen scheint jedoch ebenso ein gemeinsames Prinzip zugrunde zu liegen, wie den ökonomischen, und ihre Bedeutung erschöpft sich keineswegs in einer bloßen Vernachlässigung des wirtschaftlichen Prinzips. Vielmehr bilden sie einen eigenen Kreis des Geschehens mit eigenen Gesetzen und eigener Geschichte, dessen Mangel eine riesige Lücke im Zusammenleben der Menschen ausmachen würde. An keiner von den tausenden Erscheinungen dieser rätselvollen Welt wird dies so klar, wie am Schenken. Überall durchdringt es das wirtschaftliche Leben, nicht nur als selbständige Erscheinung, sondern oft in unzertrennlicher Verknüpfung mit einem ökonomischen Vorgang, kaum bemerkt von den Beteiligten und dennoch von oft ausschlaggebender Bedeutung. In jedem Lebensalter schlingt es einen leuchtenden Kreis um den Menschen. Es steht an seiner Wiege und senkt sich mit in sein Grab. Es bezeichnet den Pfad seiner teuersten Erinnerungen. Und dennoch scheint es ihm eher eines skeptischen Lächelns würdig, denn jenes ernststen Nachdenkens, das er an den Vorgängen des Erraffens übt. . . .

Das Problem des Schenkens ist das Problem der Wechselbeziehung zwischen Schenker und Beschenktem. Im Verkehr steht Leistung gegen Leistung; zwischen beiden besteht eine kausale Verknüpfung in bezug auf Tatsache als auch auf Inhalt, die eben das Kennzeichen jeder wirtschaftlichen Wechselbeziehung ausmacht. Nicht das Faktum des Entgelts ist für dieselbe bezeichnend — wir begegnen ihm auch auf dem Gebiete des Schenkens — sondern die Notwendigkeit der Gegenleistung, ohne welche jene sinnlos zusammenfällt. Diese im allgemeinen den ökonomischen Vorgängen immanente Notwendigkeit läßt dieselben den mechanischen analog erscheinen und bewirkt, daß sich bei ihnen immer ein formaler Gleichgewichtszustand ergibt, dessen innere Gestaltung freilich von den jeweils vorhandenen individuellen und gesellschaftlichen Machtfaktoren abhängig ist. Dem gegenüber ist das Schenken eine Sphäre der Freiheit. Die Schenkung ist ganz auf sich gestellt: sie ist vollzogen, wenn das Geschenk in den Besitz des Zweiten gelangt ist, ohne Rücksicht darauf, ob eine Gegenleistung erfolgt oder nicht. Es ist möglich, daß der Schenker an eine solche gedacht hat, daß sie sogar das Motiv seiner Schenkung war, aber dadurch wird der Bestand des letzteren nicht berührt. So ist beispielsweise der Austausch von Gastgeschenken bei den primitiven Völkern insoweit wirklich als ein solcher anzusehen, als die Hingabe des Geschenkes in der Erwartung eines Gegengeschenktes erfolgt; er schlägt jedoch sofort in einen „Geschenkhandel“ um, wenn jene von einer bestimmten Erwidderung abhängig gemacht wird. Dieser Mangel der Notwendigkeit einer bestimmten Gegenleistung bringt es mit sich, daß die Schenkung objektiv der Volkswirtschaft nichts zugibt. Sie bedeutet national-ökonomisch nur eine Ortsänderung der wirtschaftlichen Güter, fördert aber an sich keine neuen hervor, wie die wirtschaftliche Beziehung, welche immer Forderungen stellt und dadurch die schlummernden Produktivkräfte weckt. Die Schenkung hat nichts von jenem Zwange an sich, der den wirtschaftlichen Verkehr charakterisiert und ihn für die Hebung und Entwicklung des äußeren Wohlstandes so bedeutungsvoll sein läßt. Sie ist von dem „folgenden“ unabhängig und wertlos für eine „bessere Zukunft“ der Menschheit, woran durch die vielleicht in ferne Zeiten hinaus wohlthätige Wirkung ihres Inhalts nichts geändert wird. Dieser Inhalt selbst ist dem Wesen der Schenkung gemäß ganz „zufällig“, da er ausschließlich vom Willen des Schenkers bestimmt wird.

Die Freiheit hinsichtlich der Vornahme und des Inhalts der Schenkung ist eben nur ein Reflex der auf die Gegenleistung bezüglichen Freiheit. Bei einer ursächlichen Verknüpfung der Leistungen, wie wir sie für den wirtschaftlichen Verkehr festgestellt haben, wirkt jede von diesen als Regulativ für die andere. Die Schenkung entbehrt an sich dieses Regulativs und ist daher begrifflich ihrem Inhalte nach unbegrenzt. Ihre Bemessung ist ganz in das Gebiet des Subjektiven gerückt. Hier ist der Wille des Einen unbeschränkter Herrscher. Um dieser absoluten Freiheit willen hat das Recht der Schenkung den Krieg erklärt. Das Recht will das Notwendige, Klare, Verständliche, Logische; die Schenkung ist frei, unklar, unverständlich, unlogisch, es steckt etwas hinter ihr, was nicht offen am Tage liegt; sie ist der Ausdruck eines Geheimnisses und selbst ein Geheimnis — und nichts haßt das Recht mehr, als das Geheimnis. . . . Die Geschichte des Rechts ist voll von diesem Kampfe gegen die Schenkung. Im älteren römischen Rechte finden wir den Gegensatz zur Schenkung bis zu Verboten derselben gesteigert, indem eine *lex Cincia* aus dem Jahre 250 v. Chr. größere Schenkungen an nicht besonders ausgenommene Personen untersagte. Aus dem späteren römischen Recht ist berühmt die Ungültigkeitserklärung der Schenkungen unter Ehegatten. Ins deutsche Recht vermochte sich die Schenkung bloß dadurch Eingang zu verschaffen, daß sie die Gestalt eines Kaufes annahm, indem — sehr bezeichnend! — der Schenkende als Scheinpreis das Kaunegild oder einen Sühn-, beziehungsweise Verzichtspfennig in Empfang nehmen mußte. Das entwickelte — sowohl römische als moderne — Recht charakterisieren in dieser Beziehung zwei Maßregeln: die zur Rechtsgültigkeit einer nicht durch tatsächliche Übergabe erfolgten Schenkung notwendige Förmlichkeit und der Schenkungswiderruf. Durch die Förmlichkeit bei Eingehung des Rechtsgeschäfts versucht das Recht den Schenkenden sozusagen zum klaren Bewußtsein und zur Vernunft zurückzubringen; und selbst wenn die Schenkung bereits vollzogen ist, ermöglicht es ihm in besonderen Fällen das Geschehene ungeschehen zu machen!

Die Kehrseite dieser absoluten Freiheit des Schenkenden ist ein Zustand der Abhängigkeit auf Seiten des Beschenkten. Für diesen bedeutet die mangelnde Notwendigkeit einer Gegenleistung nicht, wie es auf den ersten Blick scheint, eine Freiheit. Gerade die wirtschaftliche Beziehung gewährleistet durch die geschilderte kausale Verknüpfung von Leistung und Gegenleistung eine solche Freiheit für beide Parteien. Die Unabhängigkeit, welche die wirtschaftliche Leistung mit sich bringt, ist die denkbar vollendetste — nur, daß sie sich als eine in das Reich der Determination verstrickte darstellt, also lediglich formaler Natur ist. Bloß in dieser Deutung hat Iherings Ausspruch „im Gelde steckt unsere Unabhängigkeit“ irgend eine Berechtigung. In diesem Sinne stehen sich auch wirklich beide Parteien im wirtschaftlichen Verkehr als gleichgestellte Gegner gegenüber, während bei der Schenkung der Schenker alle Freiheit für sich in Anspruch nimmt und den Beschenkten förmlich vergewaltigt. Die Schenkung ist ein Eingriff in die autonome Sphäre des Individuums zugunsten — eines Zweiten, der dadurch seinen Machtbereich vergrößert, trotzdem der äußeren Wirkung nach gerade das Entgegengesetzte beabsichtigt und auch erreicht wird. Wenn demnach Ulpian's Definition der Schenkung, wonach diese den Schenker ärmer mache und den Empfänger bereichere, juristisch zwar als zutreffend gelten kann, so ist psychologisch eben das Gegenteil der Fall: der Schenker bereichert sich auf Kosten

des Beschenkten und diesem Verhältnis gibt der Satz: „Geben ist seliger denn Nehmen“ einen zutreffenden Ausdruck.

Ein bloßer Ausdruck dieser Abhängigkeit auf seiten des Beschenkten ist die Dankbarkeit. Innerlich sich als bloßes Bewußtsein dieser Abhängigkeit darstellend, verrät sie sich nach außen durch Leistungen, welche gleich dem durch Worte gedauerten Dank bloß als Versicherung derselben erscheinen. Während die wirtschaftliche Gegenleistung inhaltlich bestimmt ist und gerade diese Bestimmtheit ihr eigentliches Wesen ausmacht, kennzeichnet die Leistungen der Dankbarkeit das Vage ihres Inhalts bei gradueller Determination derselben: je bedeutsamer das Geschenk, desto wertvoller das Gegengeschenk. Dieses ist gewissermaßen ein Mittelding zwischen wirtschaftlicher Leistung und Schenkung und verursacht in nicht genügend feinfühligem Gemütern eine Unsicherheit der Wahl; daher der Grundsatz so vieler Menschen, „sich nur ja nichts schenken zu lassen“. Nur auf dem Gebiete der höchsten Lebenswerte ergibt sich ein gewisser Konnex zwischen der Art der Gabe und Gegengabe: Wer das Leben geschenkt erhält, wird es als Sklave weiterführen, denn „nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß“. Die Römer kannten eine hierauf bezügliche festgelegte Abstufung, indem der am Leben belassene gefangene Feind zum Sklaven wurde und der freigelassene Sklave in dem Ergebnissverhältnis des *libertus* zum *patronus* verblieb.

Dieses, soeben seiner inneren und äußeren Struktur nach gekennzeichnete Abhängigkeitsverhältnis des Beschenkten zum Schenker beherrscht die fundamentalsten Beziehungen des Menschen und es in denselben zu verfolgen, würde eine dankbare kultur-psychologische Aufgabe abgeben. In Beziehung zur Gottheit erreicht es seine höchste Prägnanz. Das religiöse Gefühl kennzeichnet sich formal als Ausdruck des Verhältnisses des Beschenkten zum Schenker, da alles, was der Mensch ist und hat, als Geschenk der Gottheit erscheint. Daraus erklärt sich auch die Maßlosigkeit der religiösen Opfer bei den alten Völkern, welche selbst vor dem Menschenleben nicht Halt machten und anderseits das Bestreben derselben, durch eine bis ins Detail gehende Fixierung des Inhalts und der Größe des Opfers das Zwangsmoment in die religiöse Beziehung einzuführen und letztere in dieser Richtung zu einem wirtschaftlichen Tauschverhältnis umzugestalten. (Diesen Drang, die Schenkung der Form nach durch den Tausch zu ersetzen, kann man auch auf anderen Gebieten, wie dem der Armenunterstützung, beobachten: es gibt eine Reihe von Gewerben, die sich ihrem Wesen nach als nichts anderes darstellen, als versteckter Bettel und dennoch von größter Bedeutung für das Lebensgefühl des Ausübenden sind, da sie demselben jenes Abhängigkeitsbewußtsein ersparen.) Nicht weniger einschneidend als im Bereiche der Religion ist die Wechselbeziehung von Schenker und Beschenktem für die Empfindungen der Kinder ihren Eltern gegenüber. Es bringt in dieselben ein Moment hinein, das jenseits von Liebe und Verehrung retardierend auf die Entwicklung der jungen Generation einwirkt, zugleich jedoch das Verlangen nach wirtschaftlicher Selbständigkeit in derselben nährt. Unabsehbar sind die Wirkungen des Schenkungsverhältnisses auf die Beziehung des Einzelnen zur Gesellschaft. Es gibt vielleicht wenige Perioden der Menschheit, die diesen Gedanken so nahe zu legen vermögen, wie gerade die Zeit, in der wir leben. Der immer ungeheurere Formen annehmende Verkehr und die gesellschaftliche Organisation, ob sie nun als

Staat oder ihm untergeordnete Korporation auftritt, hat dem Einzelnen unermessliche Gebiete seiner autonomen Sphäre entzogen. Immer machtvoller tritt die Allgemeinheit als schenkend auf, nicht nur in dem Sinne der wohlthätigen Armenfürsorge, sondern in einem viel weiteren, wo jeder einzelne als unterstützungsbedürftig erscheint. Der bevormundende Staat des 18. Jahrhunderts, wie ihn Wilhelm von Humboldt und der spätere Liberalismus bekämpften, ist dahin — aber an seine Stelle ist der schenkende Staat getreten. Er ist bloß der notwendige politische Ausdruck des gesamten Entwicklungszuges der Zeit. Diese ist selbst „schenkend“ geworden. Die „Segnungen der Kultur“ haben ein Maß gewonnen, das den Gleichgewichtszustand zwischen individuellem und Gesellschaft, dessen Bestand die eigentliche Größe eines Zeitalters ausmacht, gänzlich verschoben hat. Ihnen gegenüber fühlt sich die Persönlichkeit des Einzelnen bereits ebenso unsicher, wie jenes antike Volk in Beziehung zu seinem Moloch. Und wer tiefer hineinblickt in das Getriebe unserer Zeit, sieht auch die blutenden Hekatomben. . . .

Die Gegenüberstellung der psychischen Verfassung von Schenker und Beschenktem, wie sie sich aus einer rein begrifflichen Analyse der Schenkung ergibt, zeigt, daß dieselbe an sich eine jedes Gleichgewichts bare Beziehung schafft. Gerade diese Tatsache jedoch läßt die Schenkung als ein bildungsfähiges Element des menschlichen Zusammenlebens erscheinen. Innerhalb des wirtschaftlichen Verhältnisses ist das Gleichgewicht bereits von diesem selbst vorweggenommen, es ist durch das Objekt gegeben, die Einzelnen nehmen daran nur teil, vermögen jedoch nichts hinzuzufügen. Bei der Schenkung ist gerade das Objekt der Störer des Gleichgewichts und es liegt an der Art der Beteiligten, ob es ihnen gelingt, daselbe erst zu gestalten. Durch diesen Spielraum, den das Schenken der persönlichen Gestaltungskraft gewährt, gewinnt es die Bedeutung eines ästhetischen Faktors im gesellschaftlichen Leben, ganz im Gegensatz zur nüchternen Wirtschaftsbeziehung. An ihm vermag sich der ästhetische Trieb der Bevölkerung zu üben und seine intimsten Blüten zu entfalten. So gedeutet ist das Schenken eine Kunst, und es liegt ein tiefer Sinn darin, daß die schönsten Feste des Jahres und des Lebens als Anlässe des Schenkens dienen. Hier bricht gewissermaßen der durch die Beziehungen zurückgedrängte freie Gestaltungstrieb durch und stürzt sich unaufhaltsam auf das ihm offene Gebiet. Hier gewinnen die Motive, welche im Zusammensein des Tages schweigen, wieder Oberhand, das Persönlichste wird lebendig und heischt nach Betätigung. Es war vielleicht einer der höchsten Aspekte, die den Menschen eröffnet wurden, wenn Christus den gesamten Verkehr auf das Schenken gründen wollte. . . . An diesem gesellschaftlichen Werte der Schenkung vermag selbst der Umstand nichts zu ändern, daß auch sie der Vergewaltigung durch den ökonomischen Geist anheimfällt und gerade als Mittel benutzt wird, dasjenige zu erreichen, was auf dem Wege des freien Verkehrs nicht erlangbar ist.

Jene ästhetische Betätigung der am Schenken Beteiligten hat zum Inhalte die ideelle Aufhebung der oben angedeuteten natürlichen Wirkungen der Schenkung. Für den Schenker besteht demnach die Aufgabe im Kampfe mit seiner ihm an sich zukommenden Freiheit. Die persönliche Freude an der „Bereicherung“ und Überraschung des Besenkten als Hingabe einer Gegenleistung durch diesen zu empfinden und nach außen so zum Ausdruck zu bringen, daß der Besenkte dadurch von

seinem Abhängigkeitsgefühl befreit wird, stellt die höchsten Anforderungen an die Feinfähigkeit und Fähigkeit der Formung des Gefühlsausdrucks. Ebenso gilt es die Freiheit in bezug auf das Was zurückzudrängen und an seine Stelle die Gebundenheit durch die Wünsche des zu Beschenkenden zu ersetzen.

Gerade die verborgensten Wünsche des letzteren aufzuspüren, gehört zu den wesentlichsten Merkmalen der Kunst des Schenkens und verweist dieselbe in den Kreis der persönlichsten Beziehungen. Es bedeutet den äußersten Tiefstand oder naivste, rührende Hilflosigkeit des Schenkers Geld statt eines bestimmten Gegenstandes zu schenken. Der objektive Wert, der im wirtschaftlichen Verkehr ausschlaggebend ist, muß auf dem Gebiete des Schenkens förmlich verhüllt und unsichtbar gemacht werden. In den tiefsten Beziehungen der Menschen zueinander spielt er überhaupt keine Rolle. Der Liebende schenkt der Geliebten die Feldblume, die er selbst gepflückt. Und eben derselbe Sinn ist in dem Brauche verborgen, nicht gewöhnliche Nutz-, sondern Schmuck- und Ziergegenstände den Nächsten zu schenken. Leute, die ihren Liebsten das Notwendige, das auch sonst ihnen zuteil geworden wäre, bei einem besonderen Anlasse darbringen, vernichten dadurch förmlich den Sinn des Schenkens. . . .

Auf Seiten des Beschenkten läßt „die Kunst des Empfangens“ den Ausdruck des Abhängigkeitsgefühls vermeiden, der den Schenker mit einer leisen Scham erfüllen würde. Die Sucht, das Sich-Revanchieren-Müssen zu betonen, kennzeichnet die höchste Verständnislosigkeit in dieser Beziehung. Eine der unhaltbarsten Erscheinungen unserer Zeit, das Dienstbotentrinkgeld, hat hierin eine seinem klassischen Kritiker entgangene Quelle: das den Bedienten hingeworfene Geldstück soll dem Gastgeber die Revanchebereitschaft des Gastes demonstrieren. Den Schenker gar nicht merken zu lassen, daß man sich ihm „verbunden“ fühlt und nur seine Freude zum Ausdruck zu bringen, gehört zu dem Schwierigsten, was es im gesellschaftlichen Verkehre des Menschen gibt. Die Kinder verstehen es wohl in ihrer Unbewußtheit am besten und es zeugt von einer maßlosen Verrohung, ihnen durch ein strenges „Wie sagt man?“ das „Danke“ aufzutroyieren. Das Kind nimmt eben mit einer Selbstverständlichkeit, wie die Blume das Licht, alles auf, was ihm geboten wird, ohne sich dadurch gedemütigt zu fühlen. Der Dank dagegen ist ein Produkt höchster Bewußtheit, er gehört den „stillen Tagen“ an, in denen der Geist sich sammelt und liebend alles zu umfassen sucht, was er als Quelle seines Werdens erkennt. . . .

Und so hat denn Goethe den Zauber des Schenkens enthüllt, wenn er die Grazien sprechen läßt:

Unmut bringen wir ins Leben;
 Leget Unmut in das Geben!
 Leget Unmut ins Empfangen!
 Lieblich ist's, den Wunsch erlangen.
 Und in stiller Tage Schranken
 Höchst anmutig sei das Danken.

Chronik.

Polens dramatische Literatur.

Vor kurzem ist im 39. Lebensjahre, nach langem Siechtum Stanislaw Wyspianski gestorben. Polen verlor in ihm den größten Kunstschöpfer, den es seit Mickiewicz besaß. Wyspianski war eine Renaissancenatur. Dichter, Maler, Dramaturg, Plastiker, Schriftsteller. Eine Seltenheit im Zeitalter der Spezialwissenschaften und in den engen Grenzen einer Kunstgattung sich spezialisierenden Künstler. Die Schöpfer der Renaissance waren solche Leute. Ihnen galt jede Kunstart für entsprechend, den Schaffenstrieb zu befriedigen. Waren bestrebt, in jeder Art Großes zu leisten. Wähten sich mit scheuer Furcht jedem künstlerischen Problem als Dilettanten, um es als Meister künstlerisch zu befruchten. Hatten nicht jenes unausstehlich und philiströs wirkende Vollbewußtsein des modernen Künstlers, sein „Fach“ bis in die entlegensten Winkel durchleuchtet zu haben, seiner „Gattung“ Herr zu sein.

Wyspianski war von einer bewunderungswürdigen Vielseitigkeit. Hatte überall was Neues zu sagen. Und dies, ob er ein Porträt zeichnete oder einen gereimten Brief schrieb, die Fenster der Krakauer Kathedrale mit Gemälden bedeckte oder eine kritische Abhandlung über Hamlet verfaßte, ein Drama inszenierte oder einen dithyrambischen Hymnus schuf. Bewegte sich mit der größten Leichtigkeit auf allen diesen Gebieten der Kunstschöpfung. Noch mehr: er näherte sich der Malerei als Dichter, der Dichtung als Plastiker. Es gibt in den Dramen Wyspianskis Gestalten, die wie Statuen anschauen, Szenen, die wie Basreliefs sich annehmen, es gibt in seinen Bildern vollendete Dramen, in den Gedichten Pastelle. Ein buntes Gemenge, eigenartiges Durcheinander! Der den slawischen Völkern angeborene Sinn für das Grelle und dabei Einfache, erlangte in Wyspianskis Schöpfung den Höhepunkt.

Wyspianski, ein Einsamer und Einziger, war der erste polnische Dichter, bei dem kein Kontakt mit der zeitgenössischen Literatur des Aus- und Inlandes nachweisbar ist. Während Mickiewicz und Slowacki teils aus der Romantik, teils aus der Religionsphilosophie der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hervorgegangen sind, während die Literaten des sogenannten Positivismus ein Abglanz des europäischen Realismus sind, während die jüngsten polnischen Dichter in einem kausalen, oft gar in einem Abhängigkeitsverhältnis zur westeuropäischen Moderne stehen — war Wyspianski ein Eigner; er hatte keine Vorbilder und war auch kein Oberhaupt einer „Schule“. Der erste polnische Dichter, der alles auf sich selbst gestellt hat — und auf die antike Kunst. Aus diesem unererschöpflichen Born holte

er sich seine Anregungen — aber keine Muster. In die antike Welt senkte sich seine Phantasie, um den befruchtenden Keim für den Schöpfungsakt hervorzuholen. Sonst hatte er mit der „Literatur“, sowohl der ausländischen als auch der zeitgenössischen heimischen keine Fühlung. Reifte ohne literarische Gemeinplätze, griff nie zum Ablagerungsplatz bequemer Redensarten, Gedanken, technischer Mittel. Was er schrieb und malte, bildete einen grellen Kontrast zum Hergebrachten, Populären, Allgemeinverständlichen, Konventionellen. Da merkte man sofort: der Mann hat keine Ahnen — und keine Brüder. Ipse philosophus, Deus, daemon et omnia.

Wyspianski wollte kein Umbildner werden und keine „Fortsetzung“ einer Strömung oder Richtung; er hatte seine eigene Ideenwelt und schaltete und waltete darin mit einem Absolutismus, der anfangs die Leute erschreckte. Wyspianski erkannte, daß die Nation nicht mehr von der Tradition der Romantik zehren könne, ohne in eine Nachäfferei auszuarten. Das Erbe des großen Zeitalters der polnischen Literatur und deren Hauptvertreter hat sich überlebt. Die Gegenwart konnte und sollte nicht mehr daran rütteln. Eingefargt und einbalsamiert sollen all jene gigantischen Träume der Gegenwart entrückt werden. Dies war Wyspianskis Ausgangspunkt. Die neue Generation sollte in eine neue Welt- und Lebensauffassung eingeführt werden, statt zu der alten, bereits überwundenen, durch den Fortschritt der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lahmgelegten, fortwährend wiederkläuen. Der Hauptgestalt des Mickiewicz, dem Drauflosgeher, und in seinen Visionen das All umspannenden Konrad, stellte Wyspianski einen neuen Konrad entgegen, der die Erlösung mit anderen Mitteln und auf anderem Wege zu vollführen hätte. „Meine Nation — sagte Wyspianski — träumte sich so sehr in die Vergangenheit hinein, drang in die Grabeskeller zu den großen Toten, erforschte die Geheimnisse ihres Absterbens — daß sie selbst in diesem ewigen Jammern und Weinen vermoderte...“ Und diesen Morder der Tradition wollte Wyspianski beseitigen, dem Heiligsprechen der Vergangenheit ein Ende machen. Neues eben! — war das Lösungswort des Dichters.

Aber nicht nur einen Bruch mit der Vergangenheit und deren wie Götzengealten angebetenen Größen beabsichtigte Wyspianski. Auch mit der literarischen und künstlerischen Produktion der Gegenwart, mit der zeitgenössischen Heimatkunst stand Wyspianski in fortwährender Fehde, obwohl er eigentlich keinen Kampf führte, sondern durch die Art seines Schaffens offenbarte, wie sehr er innerlich und äußerlich davon entfernt sei, die Übrigen produzierten. Ihm

war die moderne polnische Schriftstellerei durch- aus fremd: Sowohl das Tändeln durch die Rosen- wolke der glänzenden Vergangenheit, wie es Sienkiewicz und dessen Epigonen betrieben, als auch jene in die Dekadence sich versteigende Ero- tomanie, wie sie Krzybzewski und dessen zahl- reichen Jüngern eigen war.

Das erste große Werk Wyspianskis „Die Hochzeit“ überraschte durch die Kühnheit, mit welcher der Dichter seiner Weltanschauung Aus- druck verlieh. Er ließ Vertreter aller Stände und Klassen Revue passieren, um ihre Ohnmacht zu zeigen.

Das Drama bewies, daß das „goldene Horn“ der Romantik, dem ehemals, vor vielen, vielen Jahrzehnten, Zukunftsmusik entströmte, nun verloren gegangen und nur die Schnur, an der es befestigt war, zurückgeblieben sei, daß sich die jüngste Generation in einem Wirbeltanze drehe, ohne den Weg in die Zukunft zu kennen, daß „die Adler, Sensen, Säbel, Wappen, Herren, Bauern, die ganze Welt verhegt sei, daß dies alles gemeine Vermummung gewesen“, daß dies alles „Puppen und Puppenspiele“ waren, „ge- färbte Fälschungen, Bildchen“. Dies stark ge- sagt, aber aus der Seele gesprochen, fiel mit einer Intensität auf die pochenden Herzen der Hörer, daß sie wie betäubt waren. Mit einer solchen Kritik, mit einem solch scharfen Verdammnis des Bestehenden wagte sich an die Nation noch Nie- mand heran. Niemand wies auf die Schnur, als Überbleibsel nach dem Verlust des „goldenen Hornes...“

Es folgte das zweite Werk: „Die Erlö- sung“. Nicht minder scharf in der Kritik, aber auch nicht minder tief in den Folgerungen. Wiederum eine Revue der Stände, wiederum ein waghaftes Öffnen einer klaffenden Wunde — aber auch ein Postulat, eine direkte Forderung. Und diese Forderung lautet: Weg mit den Grä- bern! Der Held des Dramas, Konrad, hat die Mission, den Blick derjenigen in die Zukunft zu richten, dem Genius der romantischen Vergangen- heit in die Königgräber des Krakauer Schlosses Wamwiel folgen wollen. Aus dem Kampfe mit dem Genius geht er siegreich hervor, aber was hilft's... Die Leute sind zu kleinlich, sind zu sehr entartet, als daß sie sich vor einer neuen Idee leiten lassen könnten... Es muß also, folgert Wyspianski, in Polen eine neue Generation ent- stehen, die sich vom Druck der Tradition befreien und erst dann ein williges Ohr dem „Erlöser“ Konrad schenken wird. Nur dann, wenn die Dision der romantischen Epoche, welche die Na- tion als gekreuzigt darstellte, vollständig verblasen, wenn der Mystizismus, der den slawischen Völ- kern und Polen insbesondere eigen ist, überwun- den sein, wenn die messianistische Idee an Wirkungskraft einbüßen und wenn das „Recht des Lebens“, des realen, vollen Lebens zur vollen

Geltung gelangen wird — erst dann wird man von einer „Erlösung“ sprechen können.

Nicht alle Schöpfungen Wyspianskis haben einen programmatischen Charakter, allen aber ist ein individueller Stil eigen. Wyspianski war kein Formkünstler, der in virtuos geschwiegelter Handhabung technischer Mittel das Höchste er- blickte. Im Gegenteil: seine Schöpfung, vom Standpunkte der „reinen Ästhetik“ betrachtet, weist bedeutende Abweichungen von der „Regel“ auf, bietet Unlaß genug, Fehler und Lücken heraus- zuspintisieren. Nein, Virtuos war Wyspianski nicht. Er hatte aber den guten Willen und einen seltenen Mut, seine Absichten in äußere Formen zu gießen, ohne sich an Musterbeispiele zu halten. Auf diesem Gebiete leistete er geradezu Gewaltiges. Von der Typographie und Ästhetik der Buchdruckerkunst bis zur Technik des drama- tischen Aufbaues — überall wirkte er anregend und umgestaltend.

Im Drama verließ er den bequemen Weg, der zum scheinbar vervollkommenen Schema ge- führt hat. Er kehrte zum Urquell des Dramas zurück: zur Anwendung des Dialogs als Hilfsmittel des religiösen Brauches. Aus den antiken Mysterien und den kirchlichen Spielen ebnete er sich mühsam den Weg zur Jetztzeit. Aus beiden Schöpfungsgebieten — der griechi- schen Tragödie und der slawischen „Schopka“, einem osteuropäischen Analogon der mittelalter- lichen deutschen Passionsspiele — setzte sich seine Theorie von Drama zusammen, die alle drauf- folgenden Neuerungen als Einzwängung des Genies in enge Schemen verächtlich. Als Vor- studien schuf auch Wyspianski einige „Griechen- dramen“ (Protesitaos und Laodamia, Me- leager), während er seinen dramatischen Ge- dichten, deren Stoff er der heimatischen Geschichte und den örtlichen Verhältnissen entnahm, Szenen einverleibte, die sich wie modernisierte Passions- spiele ausnahmen.

Nur einmal verschmolz Wyspianski beide Motive zu einem harmonischen Ganzen: im Drama „Der Fluch“, den ich als Höhepunkt seines dichterischen Könnens betrachte. In der Form ist dieses Drama antik, im Inhalt modern. In einem galizischen Dorfe spielt die Handlung. Es ist ein regenwarmer Sommer. Es herrscht Dürre. Die Ernte scheint verloren zu sein. Die Gemeinde kommt zur Einsicht, daß die Ursache der Gottesstrafe das sündige Verhältnis des Ortspfarrers zu einem Weibe sei. Der Priester ist selbst Bauernsohn, hat alle Instinkte des glebae adscripti, eine Natur, die sich ausleben will und die Askese, zu der sie durch den Beruf gezwungen ist, verabscheut. Die Genußsucht, die sinnliche Emotion, entfernt den Priester vom Tugendpfad, die heidnische Tradition des Slawen offenbart sich in seinem instinktiven Handeln, die Bauernkutte lugt unter dem priesterlichen Ge-

wande hervor. Nun ist die Pfarre zum Sündenpfuhl geworden. Die Gemeinde empört sich. Der Gedanke, daß nur durch ein blutiges Opfer die Gottesstrafe — die Dürre — entfernt werden könne, gewinnt immer mehr Ausbreitung. Die Geliebte des Priesters hat davon erfahren. Sie beschließt selbst das Opfer zu werden. Auf einem Brachfelde wird Brennholz aufgeschichtet; die Dirne führt ihr schreckliches Vorhaben aus. Ihr Leiden steigert sich zur Stimmungsverwirrung. Sie wirft die Kinder, die Früchte der sündigen Liebe, ins Feuer. Mit einer brennenden Fackel in der Hand rennt die Wahnsinnige durchs Dorf, Brand stiftend, und wird von den Bauern gesteinigt. In diesem Augenblicke hört man den ersten Donner. Es wird Regen kommen — die Dürre ist vorüber: „Gott spricht das Wort!“

Die Tragödie Wyspianskis wagt sich an einen Stoff, wie ihn nur der antike Künstler aufzufassen imstande war. Das Drama versinnbildlicht den Konflikt zwischen dem beleidigten Rechte einer höheren Macht und dem allzumenschlichen Drange nach Glück. Auf diese Weise entsteht die tragische Schuld. Die einzige Lösung — wie in der griechischen Tragödie — eine Expiation durch ein blutiges Opfer. Dieser Ausgang ist aus den verborgensten Winkeln der slawischen Seele entnommen, in der noch viele vorzivilisatorische, man könnte sagen heidnische Regungen schlummern.

Slawische Literatur, osteuropäische Geistesprodukte sind gegenwärtig „modern“. Ich finde aber kein zweites Werk, das so sehr slawischen Geist atmen würde, wie Wyspianskis „Fluch“. Ihm gegenüber sind die reklamierten Dramen eines Gorki literarische Spielereien. Bietet doch Gorki Seelenzustände, wie sie im Empfinden eines jeden Europäers aufstauen, er versteht aber durch die Ausstattung des Dramas, durch den russischen Kolorit erotisch zu wirken. An Tiefe und innerer Wahrheit, an dramatischer Fähigkeit übertrifft Wyspianski entschieden alle modernen slawischen Literaten.

*

Der Tod Wyspianskis hat naturgemäß die Frage aufgerollt: wie ist es eigentlich um das polnische Drama bestellt? Gibt es einen Ersatz?

Ich habe bereits an dieser Stelle (Band XII, Heft 6) Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß die dramatische Produktion des Achillesferse der polnischen Literatur bilde. Wenn man eine Zeitlang auf dem Niveau der polnischen Lyrik und Belletristik verweilt hat und dann dem polnischen Drama den Blick zuwendet, hat man das Empfinden, als ob man von der Höhe eines amerikanischen Wolkenstrahlers in ein biederes Provinzialhäuschen hinabsteigen würde. Die üppige Pracht und überreiche Mannigfaltigkeit — die Armut und Eintönigkeit. Wohl gab es und gibt es noch immer Ansätze zu einer dramatischen Literatur, doch geht

sie leider über die Ansätze nicht hinaus. So ein Ansatz war Slovacki, war der polnische Molière — Fredro, war der polnische Theodor Körner — Romanowski, war Kisielewski, war endlich Wyspianski. Doch mangelt es der polnischen Literatur an einer konsequenten dramatischen Evolution. Wohl werden jahraus jahrein unzählige Dramen geschrieben und auch aufgeführt — aber Jahre vergehen, ohne ein Werk von origineller Fassung und individuellem Gepräge. Originelle dramatische Talente sind leider nur sehr spärlich in der polnischen Literatur vertreten und die dem Anspruch auf den Titel eines dramatischen Autors erheben, sind eigentlich nur Nachahmer fremder Literaturen, sind das Echo zeitgenössischer dramatischer Strömungen des Auslandes. Himmelhoch ragen aus diesem Niveau zwei Gestalten hervor: Julius Slowacki, der das 19. Jahrhundert eröffnet, und Stanislaw Wyspianski, der es beschließt. Dazwischen breitet sich die Mittelmäßigkeit und das Epigonentum aus. . .

Wenn man in Polen keine Evolution des schöpferischen Geistes im Drama feststellen kann, so begegnet man doch einer anderen Erscheinung: dem guten Verständnis des jeweiligen Zeitgeistes, der Anpassung an augenblicklich zur Berühmtheit gelangte Modewerke und Modeautoren. So hat sich die polnische dramatische Produktion der letzten Jahrzehnte ganz genau den Hauptströmungen des Auslandes angepaßt: es gab eine naturalistische Schule, einen Ibsenismus, eine Stimmungsmacherei, einen verbohrtten Psychologismus. Es gab polnische Dramen, genau nach Sardou geformt, Schauspiele nach den bewährten Rezepten Schnitzlers, Tragödien, die sich in der analytischen Linie Ibsens bewegten, Lustspiele à la Feltz Dörmann, Schauspiele im Geiste Bernhard Shaws.

Dies ist eben das charakteristische Merkmal, das den polnischen Roman und die Lyrik vom heimischen Drama unterscheidet: während jene im Einklang zu den literarischen Strömungen Westeuropas sich selbständig entwickeln, ist das Drama nur ein unselbständiger Abglanz der jeweiligen Mode und befriedigt die Forderungen der breiten Massen, auch von einem heimischen Verfasser auf der heimischen Bühne das zu erleben, was auf fremden Bühnen von fremden Autoren geboten wird.

Ist es unter solchen Umständen möglich, daß sich eine originelle, nationale dramatische Literatur entwickle? Ist denn nicht im Augenblicke das Todesurteil für den wirklichen Schöpfer geschrieben, wenn er Konzessionen dem Willen der breiten Hörermassen und pour passer le temps im Theater den Abend zubringenden Snobs macht? Einen Befreiungskampf des polnischen Dramas von seiner Anpassungssucht an ausländische Schemen strebte Wyspianski an, und die Zukunft wird uns lehren, ob seine Anschauungen und Auffassung auf das Drama fördernd gewirkt haben. Doch

wir müssen mit der Gegenwart rechnen und das Bestehende fixieren.

Stanislaw Przybylski, der in Deutschland durch seine Romane bekannt wurde, ist in Polen als Bühnenautor aufgetreten und hat einige Dramen „Das goldene Vließ“, „Das hohe Glück“, „Schnee“ usw. verfaßt. Die geistige Physiognomie des genialen Mannes blieb in seinen dramatischen Gebilden dieselbe wie im „Homo sapiens“. Das fatum, die Sünde, der Gewissenswurm bilden die Hauptmotive seiner Dramen, deren Milieu nichts mit Polen gemeinsam hat. Seine Helden könnten ebensogut Skandinavier sein und die Handlung ebensogut nach Belgien verlegt werden. Und doch läßt sich ein segensreicher Einfluß auf das polnische Theater nicht absprechen. Der extreme Naturalismus, der auf polnischem Boden üppig wucherte und in ein Dekorations-Schauspiel auszuarten drohte, die Verflachung, die damit Hand in Hand ging, wurden durch Przybylski und dessen Einfluß auf die jüngere Generation lahmgelegt.

Sein Wirken zeigte aber auch die negative Seite, denn die gänzliche Vernachlässigung der realen Seite des dramatischen Problems zugunsten der inneren Motivierung der Vorgänge führte zu Mißbräuchen. Von dem Prinzip „Mehr innere Zustände, weniger äußeres Geschehen“ ausgehend, schufen zwei sonst als Lyriker außerordentlich begabte Dichter Leopold Staff und Julius Gorman dramatische Gedichte, denen der nervus rei gänzlich abging, die sich in ein subtiles, aber undramatisches Psychologisieren verließen.

Ein polnischer Nachahmer Schnitzlers ist Georg Żuławski. Ein fleißiger Bühnentechniker mit geistreichem Anschlag, liefert er alljährlich ein Familienschauspiel oder einen Einakterzyklus. Sein groß angelegtes Werk „Eros und Psyche“ ist eine jener mißglückten Proben, die Madachs „Tragödie der Menschheit“ inauguriert hat.

Viel besser als das ernste Drama ist derzeit in Polen das dramatische Sittengemälde und das Lustspiel vertreten. Das polnische Lustspiel hat mit seinen westeuropäischen Geschwistern eigentlich keine Verwandtschaft, es gleicht weder dem französischen Vaudeville noch der an Unmöglichkeit überreichen Farce, weder dem Unterhaltungsspiel der älteren deutschen Komödie noch der sinnlich getränkten Atmosphäre des Pariser Lustspiels.

Die polnische Komödie huldigt hauptsächlich dem Grundsatz „ridendo castigare mores“, sie hat eine tiefere soziale Bedeutung, nimmt die Sachen ernst, stellt aber derenkehr- und Schattenseiten in satirischer Beleuchtung dar. So faßte seine Rolle Alfred Nowaczyński auf, so Gabriele Żapolska, so Wladimir Perzyński, so Siegmund Kawecki und Ignaz Mikołajewicz. Die „philistina omnipotens“ ist in den Stücken dieser Autoren das treibende Moment der Handlung, ihr Wuchern und ihre Unbesiegbareit werden an

Einzelfällen dargestellt. Die polnische dramatische Satire befindet sich gegenwärtig auf dem Wege einer zu großen Hoffnungen berechtigenden Entwicklung.

Die dramatische Literatur einer Nation beschränkt sich nicht auf die Produktion dramatischer Werke; will man sie gehörig würdigen, muß man auch Theater und Kritik betrachten.

Das Theater befindet sich derzeit in Polen in voller Blüte und kann jeden Vergleich mit einer erstangigen ausländischen Bühne getrost aufnehmen. Dieser Aufschwung ist in erster Linie das Werk Thaddäus Pawlikowski, der zuerst in Krakau, später in Lemberg das Theater leitete. Pawlikowski ist der Reinhardt des polnischen Theaters. Ihm ist das Durchdringen der Einsicht zu danken, daß erst durch das harmonische Mitwirken des Regisseurs und Schauspielers das Kunstwerk zur vollen Geltung gelangen könne. Pawlikowski hat eine Reihe von modernen Bühnenwerken mustergetreu aufgeführt und eine Generation von Schauspielern und Regisseuren großgezogen, die jetzt sein Werk weiterführen und der polnischen Bühne die Lösung der schwierigsten dramatischen Probleme ermöglichen.

Die Städte, wo noch immer am besten gespielt und am meisten den künstlerischen Intentionen genüge geleistet wird, ist Krakau. Hier werden fast gleichzeitig mit den ausländischen Bühnen die neuesten Werke aufgeführt und das klassische Repertoire mit einer Pietät gepflegt, die weder Lemberg noch Warschau besitzt. Ist Krakau in bezug auf das Theater Aristokrat, so ist Lemberg Parvenu. Sein ständiges Premierenpublikum besucht das Theater nicht aus wahren Kunstsinne, sondern aus Sensations- und Vergnügungssucht. Die wahre Theaterstadt ist Warschau, wo jeder Virtuose willkommen ist, jede tiefere Regung und Unregung aber in einem flachen Sich-ausleben-wollen erstickt.

Befremdend wirkt diesem großen Interesse fürs Theater gegenüber der Tiefstand der dramatischen Kritik. Polen hat bis nun keine Dramaturgie, der polnischen Literatur ist noch kein Lessing erstanden. Erst in der letzten Zeit traten einige Kritiker auf, deren Ziel nicht im Ausposaunen der allerletzten Sensation in die Öffentlichkeit gesteckt ist. Ich habe bereits hier von zwei Werken gesprochen, die das ältere polnische Drama literarhistorisch betrachten und in Einklang zum älteren deutschen und überhaupt westeuropäischen Drama bringen wollen (S. XI. S. 6). Auf durchwegs modernem Standpunkte stehen die Untersuchungen zweier jüngerer Schriftsteller, deren Studien der Ausgangspunkt einer Dramaturgie werden können. Es sind dies Stanislaus Ład und Oskar Ortwin, zwei denkfähige und mit großem Wissen ausgestattete Kritiker. Recht charakteristisch ist es, daß beide in ihren Untersuchungen hauptsächlich vom Drama Wy-

spianskis ausgehen, als ob sie hier eine neue Ara der polnischen Literatur witterten. Gleich doch Wyspianski einem Riesenbaum, dessen Wurzeln

sich aufs ganze Heimatland erstrecken und dessen Laubwerk die ganze gegenwärtige Generation beschattet.
Bertold Mervin.

Feuilleton.

Burgtheater.

Donnerstag, den 30. Jänner: Anna Karenina, Schauspiel in sechs Akten nach Tolstoi von Edmond Guiraud. Regie: Herr Hartmann.

Kliest man nach dreißig Jahren wieder einmal den vielbändigen Roman von Tolstoi, so ist man erstaunt, wie wenig die Zeit ihm anhaben konnte. Die Periode des Naturalismus und des Symbolismus mit ihren den Grund der Literatur aufwühlenden und umstürzenden Tendenzen sind spurlos an ihm vorübergegangen. Er gehört zu den unbegreiflich hohen Werken, die herrlich dastehen, wie am ersten Tag. Fast scheint es uns, als ob er noch an aktuellem Reiz gewonnen hätte; denn die Geschichte hat sich ja inzwischen mit geringen Varianten in allerhöchsten Kreisen abgespielt und man fragt sich mitunter, ob auch hier, wie so oft, die Dichtung das Leben vorausgeahnt oder ob nicht vielmehr die Lebendige die Dichtung hier und da nachgeahmt habe. Dem Stoffe hat der Roman gar nichts von seiner Wirkung zu verdanken; es ist eine Ehebruchsgeschichte, wie wir sie in der Literatur und auf dem Theater zum Überdruß oft erlebt haben. Auch das russische Milieu hat damals noch nicht den Erfolg eines Buches entschieden. Denn Tolstoi führt uns nicht wie nach ihm die Gorki und Tschekow Menschen vor, die außerhalb von Rußland niemand gesehen hat und versteht, die und durch den Reiz des fremden und bizarren auf uns wirken; sondern er bringt in dem großen Zeit- und Weltbild seine russischen Landsleute auch dem europäischen Leser nahe, er lehrt uns sie verstehen und mit ihnen empfinden. Seinen künstlerischen Wert erhält der Roman einzig und allein durch die Kunst des Erzählers, die man trotz ihrer höchst persönlichen Note mit keinem unter den Modernen, die man nur mit Homer vergleichen kann. Mag er uns nun auf die Schnepfensjagd oder zu einem Pferderennen führen, mag er ökonomische Fragen erörtern oder die physischen Empfindungen schwangerer Frauen beschreiben, überall waltet eine homerische Anschaulichkeit in der Vergegenwärtigung des kleinsten Details und eine homerische Unbefangenheit und Kindlichkeit bei den bedenklichsten Gegenständen. Wie Homer seine Helden, so läßt auch Tolstoi seinen Liebling Ewoin weinen, als ihm die anderen das Rindfleisch weggeessen und keinen Bissen übrig gelassen haben. Anscheinend so mild, leis und zart, und doch mit so fester und starker Hand, führt er die Ehebrecherin über Kurven und Krümmungen den eisernen Weg bis unter die Räder der Lokomotive.

Den scenes à faire, die man so oft voraussieht oder erwartet, geht er entweder ganz aus dem Wege, oder er führt in langsamer, allmählicher Steigerung so stetig zu ihnen hinauf und bald wieder ebenso sprunglos von ihnen herunter, daß im Gedächtnis des Lesers niemals die Erinnerung an einzelne Gipfelpunkte, sondern nur ein großer und einheitlicher Gesamteindruck übrig bleibt. Eine Eheirrung modernster Art in einem fast ganz modernen Milieu, aber von einem kindlichen homerischen Geist erzählt, das ist die Anna Karenina von Tolstoi.

Es gibt Romane genug, die ein leidlich geschickter Mensch in ein wirksames Theaterstück verwandeln kann, indem er die Hauptfiguren herausnimmt, dort wo es angeht auch den Dialog beibehält und die Verbindung der Szenen schlecht und recht aus eigenem besorgt. Die Anna Karenina ist nach ihrer eben geschilderten Eigenart nicht von diesen. Die durchgängige Stetigkeit der Erzählung, die leisen und feinen Übergänge und Motive, kurz ihr echt episches Wesen stellt sich dem entgegen. Von der Fülle und Weite des Stoffes ganz zu schweigen! Es gehört viel Dreistigkeit und ein geringer Verstand dazu, um den Versuch dennoch zu wagen.

Beides besitzt der Franzose Edmond Guiraud in hohem Grade, dessen Drama ungefähr vor einem Jahre in Paris zum ersten Male aufgeführt wurde und seinen Erfolg hauptsächlich der Schauspielerin Andrée Mégard zu verdanken hatte. Merkwürdigerweise ist es an demselben Théâtre Antoine zum ersten Male aufgeführt worden, dessen Begründer einst der modernen Literatur das erste „freie Theater“ eröffnet hat, das aber unter seinem Nachfolger Gémier in ganz anderen Bahnen wandelt. Ein halbes Jahr später ist Hamburg gefolgt; aber weder das Deutsche Schauspielhaus noch das Stadttheater haben dort als Wiege gedient, sondern im Thalia-theater hat das Stück seine Heimstätte gefunden. Inzwischen hatte sich auch die amerikanische Schauspielerin Virginia Harned seiner angenommen; und es auf ihren Rundreisen überall dort aufgeführt, wo man sonst nur die krassesten Kriminalstücke zu sehen gewohnt war. Mit einigem Erstaunen sehen wir nun auch das Burgtheater in dieser gemischten Gesellschaft. Seit Menschengedenken hat diese Bühne in ihrer oft zu weit getriebenen Exklusivität solche Ware den Vorstadttheatern überlassen, die freilich jetzt auch keinen Finger mehr danach ausstrecken. Wir hätten dem Direktor gerne ein würdigeres Jubiläum gegönnt, bei dem

er seiner künstlerischen Empfindung und seiner kritischen Vergangenheit kleinere Opfer hätte bringen müssen. Wir hätten aber auch gern um Schonung für den anderen Jubilar gebeten, den großen Tolstoi, der in diesem Jahr ein Achtziger wird. Wenn man dieses Stück im Burgtheater überhaupt geben mußte, dann hätte man wenigstens ein Abkommen mit dem Franzosen treffen sollen, daß der Name Tolstoi nicht genannt wird. Denn diese russisch-französische Allianz ist ein Frevel; das Stück ist nicht nach, sondern wider Tolstoi geschrieben.

Ich werde mich hüten, einen Vergleich zwischen dem Roman und dem Drama anzustellen. Es lebt kein noch so junger, kein noch so alter Kindskopf in den Mauern dieser Stadt, der den Unterschied nicht selber herausfühlt. Man weiß nur nicht gleich, über was man sich mehr ärgern soll: über das, was der Dramatiker weggelassen hat oder über das, was er hinzugefügt hat. Denn überall schwimmen Stücke von Tolstois stolzem Wack auf der Oberfläche dieses großen Wassers herum. Geschichten, die angesponnen, aber nicht weitergeführt werden; Personen, die anspruchsvoll eingeführt werden und dann verschwinden! Der Roman beginnt damit, daß im Hause Oblonskis seit drei Tagen alles darunter und darüber ist, weil die Frau dem Manne auf sein Verhältnis mit der früheren französischen Erziehlerin gekommen ist und nun wird Anna Karenina von Petersburg nach Moskau geholt, um die Sache wieder einzurenken; das Stück beginnt damit, daß der Mann der jetzigen Erziehlerin vor den Kindern Avancen macht und bei einem Kusse von der Frau überrascht wird, worauf Anna die Sache im Handumdrehen hinter der Szene wieder in Ordnung bringt! Nicht einer von den scharf gezeichneten Charakteren Tolstois ist in seiner Eigenart beibehalten; jedes feine und zarte Motiv ist mit einem gröberen und derberen vertauscht worden. Ein dramatischer Hausknecht hat die Harfe Homers verstimmt, als er mit seinen plumpen Fingern darauf zu spielen versuchte! Übrig geblieben ist von der „Anna Karenina“ nur ein Ehebruchs-drama ordinärster Gattung und ein Boulevardstück mit einem Wettrennen und einem Eisenbahnzug, ein Stück in sechs „Bildern“, zwischen denen der Roman von Tolstoi mit verrenkten Gliedern liegt.

Das Burgtheater hat wohl auch auf nichts anderes als auf eine Rolle für Frau Witt gerechnet. Lessing hat ja schon zugegeben, daß man ein schlechtes Stück um einer guten Rolle willen halten dürfte; ob er sich freilich die Mißhandlung eines ewigen Wertes der Weltliteratur hätte gefallen lassen, darf billig bezweifelt werden. Das Burgtheater aber hat sich in seiner Rechnung betrogen. Frau Witt hätte sicher die Anna Karenina von Tolstoi zum Siege geführt; die von Guirand ich nur mir von den Damen Mégard und Harned sehr viel effektvoller gespielt denken. Frau Witt ist zwar eine echte Künstlerin, aber

sie ist keine Virtuosa. Sie ist ein viel zu feines und vornehmes Talent, in Ton und Geberde viel zu leise und auch zu spröde, um auf solchen Paraderassen durch die alte und neue Welt zu reiten. Einen großen und tiefen Eindruck hat sie doch nur an der Stelle gemacht, wo sich der Franzose der Worte Tolstois bedient: wo sie kramphast aufschluchzend von der Liebe und nur der Liebe als dem wahren Leben der Frauen redete. Bei dieser Stelle fühlte man das Wehen eines höheren Geistes im Hause, der sogleich verduftete, als Herr Guirand wieder das Wort ergriff. Nicht der Frau Witt, wohl aber dem Herrn Hartmann hat das Stück einen zufälligen Erfolg gebracht: in der Rolle des noch jugendlichen, liebenswürdig-ungetreuen Ehemannes fühlte er sich ganz in seinem Element. Es ist nicht klug von den selbstbewußten jungen Herren des Burgtheaters, wenn sie so einem Ewigjungen zum Einspringen Gelegenheit geben; das Publikum verliert dabei weniger, als sie selber. Und so hat das Stück doch wenigstens Herrn Hartmann eine Freude bereitet; er wird leider der einzige vom Bau gewesen sein. Daß aber das Publikum dieses Nachwerk mit Beifall aufnahm, und eine Woche früher Grillparzers Medea links liegen ließ, ist nur ein Beweis für den alten Satz, daß jeder Theaterdirektor das Publikum hat, das er sich erzieht. Minor.

Das Berliner Theater.

Ein Rückblick. Von Hermann Klenzl.

Fast die Hälfte des Theaterjahres ist vorüber, wenn die Jahreszahl wechselt. Der Rückblick möchte an Erscheinungen haften, die einige Gewähr der Dauer bieten. Doch diese Monate haben eine auffallend geringe Ernte gegeben. Sprechende ich von Berlin, so gilt es von den deutschen Bühnen im allgemeinen. Der deutsche Theaterstaat ist zentralisiert. Zwölf künstlerische Schauspielhäuser, an die dreißig, vierzig oder hundert Berliner Theater (je nachdem man den Begriff „Theater“ umzirkt) arbeiten mit vollem Dampf. Drei oder vier Monate des Wirkens einer Kunstbühne, losgelöst vom zeitlichen Zusammenhang, rechtfertigen in keinem Fall ein optimistisches oder pessimistisches Urteil. Nicht ein Erfolg oder ein Mißerfolg, nicht einmal eine Kette von Erfolgen oder Mißerfolgen, sondern nur die stetige Entwicklung gibt Auskunft über Auf- oder Abstieg. Das, was die Theatersprache den „großen Erfolg“ nennt, etwa das fieberhafte Husarenglück der Herren Kadelburg und Stowronnes, das berührt die Kunstzone überhaupt nicht.

Es wird in strebendem Bemühen ernst und anstrengend gearbeitet. Eine neue Theaterkultur ist in noch flüssiger Wallung. Wer Gefahren drängen sich auf. Ein krankhafter Zug nach äußerem Glanz und Blendwerk hier, die engherzige Verklärung in der „Richtung“ und Spezialisierung dort. Reinhardt (Deutsches Theater und Kammerstücke) nähert sich aus dem Extrem feinnerviger Dichtungsillustration dem entgegenge-

setzten Extrem opernhafter Ausstattungen — und Brahm (Kessingtheater) wird immer einsiedlerischer im Bannkreis seiner wenigen Hausdichter. Reißt doch Türen und Fenster auf, damit alleweil das Neue hereindringe . . . ! Die erstarrten Prinzipien unserer vornehmsten Kunstwächter drohen Hemmnisse, wenn nicht gar Hindernisse zu werden. Wohl kündigen sie für die kommenden Wochen ihre größeren Taten an; aber eine Frist ist ohne wesentlichen Nutzen verstrichen. Den an die Tore pochenden Talenten wurde auch von den anderen Schlüsselbewahrern nicht gerne aufgetan und häufig ist beim Einlaß eine seltsame Wahl getroffen worden.

Vor den Irrtümern des Wagens ist die Hofbühne, das Königl. Schauspielhaus, geschützt. Leider, denn es wagt überhaupt nicht. Seine reichen Kräfte pflegen nur ererbten Besitz. Und diesen nach den strengsten Regeln des Konservatismus. So beharrte die Neu-Inszenierung des sophokleischen „Ödipus“ auf der Wilbrandtschen Übersetzung und Einrichtung, die dem Gottesdienste der Athener mit dem rituellen Chorus das metaphysische Element raubt und rationalistisch unsere Vernunft aufruft gegen das blinde Fatum und die blinde Ergebenheit jener Götterfürchtigen. Die erhabene Steifheit der Pose herrschte überdies, lebentötend, auf der Bühne und nur mit Mühe behauptete sich gegen die Last der Leblosigkeit das Ewig-Menschliche Walbert Matkowskys, dieser vollblütigen Riesennatur, die von keiner stilistischen Umschnürung völlig gebändigt wird. — Im Vorjahre waren Schöndthan, Wildenbruch und Blumenthal die exultanten Musageten der gewissen „neuen Kunst“, die man zur Hofbühne zuließ. Jetzt reihte sich ihnen Rudolf Herzog an. Herzog, der mit seinen blechern dröhnenden „Condottieri“ keine Kunst bewiesen, aber Günst erworben hatte. Sein neues Schauspiel „Auf Wissensloos“ dient vor allem dem Patriotismus. Aber dient ihm äbel und auch auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit. Denn ganz willkürlich samm der Verfasser den schleswig-holsteinischen Kämpfern gegen die dänische Fremdherrschaft — anno 1852 — einen inneren Konflikt an zwischen großdeutscher und partikularistischer Gesinnung. Jeder gutdeutsche Schleswig-Holsteiner ward damals Dänenfeind, jeder schleswig-holsteinische Dänenfeind war gut-deutsch. Weil aber, wie Herzog mit dem frohen Pathos des Entdeckers anruft, die Jugend die Zukunft hat, stellt er einen Jüngling auf, der über die Kämpfe seiner Mitwelt hinaus in die deutsche Einigkeit der Zukunft blickt. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn dieses Großdeutschtum nur nicht so kleinlich wäre, die Forderung des Tages zu übersehen. Der Dichter will uns glauben machen, daß ein schleswig-holsteinischer Jüngling des Jahres 1852 seiner deutschen Gesinnung wegen auf der Ofenbank hocken mußte, während Vater und Freunde

ihr Leben gegen den Erbfeind einsetzten . . . Welch eine sinnwidrige, törichte Konstruktion! Und ihr ebenbürtig ist die dramatische Logik des Stückes, in dessen einzelnen Episoden jedoch Herzogs novellistisches Talent schimmert.

Auf seinem allzu engen Gebiet ist das Kessingtheater die erste deutsche Bühne. Auf keiner anderen Domäne ist der Kraft dieses gesammelten und gezogenen Kunstvermögens eine andere Bühne gewachsen. Dr. Otto Brahm wird, wenn er einst von seinem Werke scheidet, seine bleibende Spur einer Entwicklung, hinter der er selbst allmählich zurückblieb, aufgedrückt haben. Man darf es schon mit Sicherheit sagen, daß die neuromantische Bühne, die der Dichtung jeden leisen Hauch, jede Farbernuance und jeden Dämmer Schatten dichtend abgewinnt, nicht entstehen konnte, ohne die tiefe Einfachheit des Brahmschen Naturalismus. Das war nicht der Naturalismus der Oberfläche, war die strenge Wahrhaftigkeit, war die Ibsenwelt mit ihrem doppelten Boden: die Doppelnatur von Nüchternheit und Romantik. Brahm ist der Feldherr Gerhard Hauptmanns, Arthur Schnitzlers und einiger weniger anderer, aber im Grunde diente er doch allezeit dem einen Großen. Er hat Ibsen erschlossen, hat das Ibsen-Ensemble geschaffen, das nicht bloß in Deutschland, das in keinem Lande des Weltbüchters, auch nicht in dessen Heimat, seinesgleichen hat. Das war seine dauernde Tat. Dauernd, weil das Ibsen-Drama, ob es auch blühendes Geranke überwucherte, eine ewige Grundlage der kommenden Dramatik ist. Mit Ibsen war aber auch Brahms Mission erfüllt. Von dem Stil und dem Formenkreis seines Meisters kommt er nicht mehr weg; denen, die tastend neue Bahnen suchen, steht er nicht zur Seite.

In diesem Herbst hat das Kessing-Theater dem Ibsen-Zyklus zwei neue Meisteraufführungen eingegliedert: „Der Bund der Jugend“ und „Klein Eyolf“. Beide Werke hatten die Brahmschen Künstler schon vor Jahren gegeben; daß damals die Entwicklung des Ibsen-Stils noch nicht abgeschlossen war, ließ jetzt erst die Vollendung erkennen. Da sind Schauspieler — Bassermann, Sauer, Reicher, Marr, Elise Lehmann, Irene Criesch, Ida Orloff — von denen ein jeder ein Gigant ist. Doch ohne die Bedeutung ihrer Individualität zu schwächen, wurden sie zum Kranz der Planeten um die Sonne des Dichters. Das Ensemble ist die übermächtige Kraft, die sie alle bündigt und ihre Gesamtheit unerhört erhöht.

Es war lehrreich, das von Björnson als vornehmste Heimstätte Ibsens gerühmte Nationaltheater von Christiania durch ein Berliner Gastspiel kennen zu lernen. Gute Schauspieler. Einzelne besser, einzelne minder. Eine Ausstellung von bemerkenswerten Einzelheiten. Auch ihr Star, Johanna Dybwod, eine in Einzelleistungen brillierende Virtuosa. Viel mehr er-

innernd an die Sarah Bernhard, als an die deutsche Lemann oder französische Després, die echten Ibsen-Priesterinnen. Der Ausgleich, der innere Stil, das Prinzip der Unterordnung des Teils unter das Ganze war nicht da. Das norwegische Theater, noch voll von Einschlägen der Comédie, gibt das Echo einer unreifen, künstlerisch verworrenen Zeit. Ibsens Wirkung in die deutsche Ferne war viel größer als die im eigenen Volkstum. Als vor zwei Jahren das „Moskauer Künstlerische Theater“ uns begeisterte, mußte es auch gerade im Ibsen-Drama enttäuschen. Doch die gereifte, fremdnationale Höflichkeit der Russen war eine Offenbarung in den Werken Tschekows und Gorkis; die Norweger waren uns gar nicht so fremd. Wir entließen sie als Wepten, die eine Zukunft versprechen.

Die jüngsten Novitäten des Lessingtheaters waren nicht im ernsthaften Sinne „literarisch“, obwohl ausgesprochene „Literaten“ zu Worte kamen: Felix Salten und Hermann Bahr. Felix Saltens Einakter „Dem andern Ufer“ sind gut pointierte Journalisteneinfälle. Zeigen mehr Künste auf als Kunst. Dramatische Grotesken, die vom Feuilleton herkommen. Der beste der Einfälle liegt dem dritten Einakter: „Auferstehung“ zugrunde. In den anderen Stücken wird ferids das Leben betrachtet von einem, der schon mit einem Beine im Grabe steht; in diesem letzten macht sich der Humor über die Tatsache her, daß jeder, der vom anderen Ufer wiederkehren würde, seinen Platz bereits besetzt fände. Das Lustspielchen allein von diesen neuen „Morituri“-Dramen scheint mir nicht moribundus zu sein.

Hermann Bahrs „Die gelbe Nachtigall“ ist eine gewissenlos triviale Arbeit, ein burlesker Schwan, der sich Kokebuescher Verkleidungs-Intriguen nicht entblödet, ein Ding, gar nicht kritisch zu fassen. Doch: glänzender Witz ist auf das äble Stück gestreut — wie schneeweißer Zucker auf einen verunglückten Pudding. Dieser Witz ist etwas mehr als Blumenthalscher Wortwitz. Er allein, nicht die dramatische Führung, hat realistischen Wert. Er beleuchtet die Kulissenwelt von innen und außen. Die „Gelbe Nachtigall“ ist nämlich wieder, wie Bahrs beste Komödie „Der Star“, ein Theater-Theaterstück. In Berlin schlugen zudem die Konterfeis von Personen und Zuständen, die der lokale Theaterplatz allbekannt gemacht hatte, ein. In Wien wird die lebende Photographie des Josef Kainz (hier gab Bassermann glorreich den Kollegen) auch ihre Schuldigkeit tun. Aber jedermann weiß, was von Schlüsselromanen zu halten ist...

Auf höherer Stufe steht die Komödie „Är-rishe Welt“ von Otto Hinnerk. Doch sie hatte beim Publikum des Lessingtheaters das wenigste Glück. Das Stück und sein Dichter besäßen etwas vom dalsamen, versöhnlichen Humor des Jean Paul, — aus der sentimental-moralischen

Sphäre gehoben in die vorurteilslos-amoralische. Eine junge Frau vermietet die Kammern ihrer Wohnung und ihres Herzens an Studenten. Eine resolute, gesunde, nach individuellem Katechismus brave Frau, nicht angefränkt von des Gewissens Blässe. Der biedere Ehegatte muß wie Menelaus bei Offenbach um Verzeihung bitten. Der Schnickschnack der Handlung zählt kaum; in der ironischen Selbstverständlichkeit der „Sünde“, der man nicht böse sein kann, steckt der Clou und mit seiner heiter-getreuen Charakteristik ist Hinnerk Künstler. Und welch eine Künstlerin ist Elsa Lehmann als Weibchen mit den arglosen, unkultivierten Instinkten!

Max Reinhardt setzt auf der Drehbühne des Deutschen Theaters und jetzt auch der Kammerspiele, die ursprünglich der Moderne zugedacht waren, das Beginnen fort, an den ewigen Werten der alten Dichter neue Reize ausfinden zu lassen, Reize, die das sinnfrohe, illusionendurstige, nervenmüde Geschlecht der Gegenwart als Sensationen begehrt. Sein Modernisieren der Klassiker besteht in dem vollständigen szenischen (malerischen und phonetischen) Ausköpfen und Detaillieren aller Möglichkeiten, die die großzügige Phantasie der Dichter offen ließ. Das Prinzip beruht auf der richtigen Erkenntnis, daß über den Ewigkeiten der großen Kunstwerke zeitlich wandelbare Darstellungs- und Erscheinungsformen sind und es diese Schicht ist, in der die Urterien zu verfallen drohten, die den Körper der neuen Menschheit mit dem Herzen der alten Kunst verbinden. Feinstes Stilgefühl und ein den Lockungen des blinden Effekts entsagender Respekt vor allem Wesentlichen ist für die Renovier-Arbeit unerläßlich, soll sie nicht freveln. Reinhardt hat die Begabung. Wundervolle Eindrücke gaben Zeugnis. Doch die maßhaltende Selbstbeherrschung bewies er keineswegs immer und der Versuchung nach blendenden und irreführenden Außerlichkeiten unterlag er nicht selten. Mit einiger Übertreibung hat man seine Shakespeare-Illustrationen Ausstattungsfarceen gescholten. Wahr ist an dem Vorwurf, daß die Illustration die Gestaltung zurückdrängte. Das lag zum Teil daran, daß es Reinhardt, obwohl er auch über vorzügliche Künstler verfügt, noch nicht wie Dr. Brahms gelungen ist, die harmonische Einheit eines Ensembles zu bilden.

In dieser Saison wurde von Shakespeare nur erst — und zwar mit viel mehr Glanz als Herzensleuchte — das Lustspiel „Was Ihr wollt“ neu aufgeführt. Außerdem aber Kleists „Prinz von Homburg“, Goldonis „Diener zweier Herren“, Grillparzers „Esther“-Fragment und — in einer Neu-Bearbeitung von Rudolf Presber — Calderons „Der Arzt seiner Ehre“. Jedes dieser Stücke wurde leider „in Stücken“ gegeben, prachtvolle Szenen widerstrebten einander im Stil und über der individuellen Rollenbesetzung waltete kein guter Stern. (Man muß: sich die künstlerische

Spezialität des perversen neurosthenischen Weibes, Gertrud Eyoldt, als Esther, das Frauengebilde von edelstem Falkenflug der Seele, bieten lassen. .) Die beste Vorstellung fand das Calderon-Drama. Aber diese grausame Apothese der höchst christlichen und höchst unmenschlichen altspanischen Ehre ist für unser geläutertes Empfinden nicht mehr zu retten. Donna Mencía wird schuldlos geopfert, von einem starren Wappen-Fanatismus geopfert, nicht wie Desdemona von heissem Liebeswahn. Der Don Guiterre, dem der unheimliche Dichter-Mönch sein Placet nicht versagte, ist ein kleinlicher Selbstsüchtling, kein gigantisch liebhafter Othello. Der gewandte deutsche Bearbeiter suchte zu mildern. Er nahm dem Drama den abstoßenden Schluß (Calderon belohnt den Mörder an der Leiche — Donna Mencías mit der Hand einer frischen Brant). Er nahm aber auch dem Dämon des Dichters das Außerordentliche seiner Befangenheit, den frommen Geist der wüsten Finsternis. blieb ein Kompromiß, das zwar minder entsetzte, aber nicht mehr erwiderte.

Die Kammerspiele brachten zwei Wagnisse. Franz Wedekinds nicht mehr neue, jetzt aber erst der Aufnahmefähigkeit der Zuschauer nahegerückte Tragikomödie „Der Marquis von Keith“ war das eine. Das moralisierende Stück hat lauter auf zwei Beinen wandelnde Theorien, die insgesamt bei einem trostlosen Nihilismus anlangen. Eine anti-faustische Komödie, die für Mephisto als Hauptfigur Mitleid zu erwecken sucht. Mephisto ist der falsche Marquis, ein Herrenmensch und Hochkapler, ein Mörder mit melancholischen Untertönen. Der glänzende paradoxe Geist, der mit sich selbst in Eader lebt, spricht auch aus dieser Wedekindiade. Wäre der Dichter frei von eitler Pose und kleinlicher Verulkungs-freude, so befaßte wir in ihm vielleicht die eine der Kräfte, die die Zeit braucht: den Urtilla mit der Geißel. Wer meistert, muß aber Meister sein. Und ich bestreite, daß die nihilistische Auflösung der lebendiaufstehenden dramatischen Form in der Wedekindschen Komödie eine Notwendigkeit seines zielbewußten Willens ist. Eine schauspielerische Kraft war da, Paul Wegener, die sammelte mit aller Macht einer Persönlichkeit die vom Dichter zersprengten Interessen für den Zuschauer.

Die rieselnden Schauer und Wonne einer poessvollen Inszenierung ersetzen nicht die zartbesaiteten menschlichen Instrumente, die für ein anderes Drama, eine Dichtung voll Blut- und Liebestrunkenheit, hätten gefordert werden müssen. Vollmoellers „Catharina Gräfin von Armagnac und ihre beiden Liebhaber“ ist eine Spätfrucht der Romantik, am selben Baume sündhaft schön erglöhrt wie Hofmannsthals, Maeterlincks, d'Annunzios Dramen und die Gedichte von Stefan Georges. Das Materielle dieses Schauspiels, die Handlung, ist blutrünstig schauerlich wie eine Erzählung von Edgar

Poe, wie ein wüster Boulevard-Stück, wie die altfranzösische Chronik, der es entstammt. Es ist die Geschichte von der schönen Gräfin, die den Prinzen Jehan liebte, vom Gatten im Schlafgespräch belauscht wurde, und die, weil ihr die Falle gezeigt wird, in die der mordstimmende Ehemann den Prinzen lockt, einen anderen Jüngling ruft, daß er statt des Geliebten sterbe. Einen anderen Jüngling, der diese Frau liebt, dem sie den Becher des Todes mit ihrer Luß würzen will. Aber der Ehemann war listiger. Er bringt dem Weibe das abgeschlagene Haupt des Prinzen. Vollmoeller rief aus diesen nachdunkelnden Gewalttaten ein Lied von der schwankenden, ihres Weges unbewußten Psyche, die ihre Blüte dem Sterben-Bereiten bietet. Denn: „Liebe ist des großen Tods Gefährte“ . . . Als der fremde Jüngling nachts zur Pforte schreitet, wo die Mordlansen starren, da scheint er, mit dem der Tod im Bunde, der Sieger beim Weibe zu sein. Unversehrt vom Weckruf des Lebens aus der Todesangst gescheucht, kehrt der Jüngling zurück — und findet Catharina in der Kreue des anderen, der für sie gestorben ist. Wie ein verhallendes Liebeslied verlöscht das Leben der ihrer selbst unkundigen Frau, verlöscht die Dichtung:

„Und sagt mir, wer sind jene
Verblähten Schatten, fremd und wunderbar,
Die sinnlos handeln auf der dunklen Syne
Des Seins, das war. Und wo ist, was verblüht?
Gefühle, Stimmen, Namen, die entwandern —
Und was ist wirklich?“

Die Aufführung sang die Helle und Hauche des Unterbewußtseins nicht auf, es vergrößerte sich das Stoffliche, es blieb die Nerven- statt der Seelenwirkung, Aufregung statt Erregtheit. Auch der Schmelz der Verse, die wie von Hofmannsthals entliehenereyer tönen, litt rauhen Schaden.

Das kleine Theater Barnowskys steht im Lichtkreis von Agnes Sorma, deren Jahresgastspiel das Repertoire ausschließlich bestimmt. Das Star-System war bisher in Berlin nicht gelitten, es hat Mißliches im Gefolge, selbst wenn der Preis die große Kunst der Sorma ist. Ihr zu Liebe mußte man sich Paul Egers kraftlos lästerne Verballhornung von Machiavellis derb-sinnlicher und satirisch ähender Renaissance-Komödie „Madragola“ gefallen lassen, in die der deutsche Nachrichten (ich bitte den Seher, nicht Nachdichter zu sagen) Schönthaus'sche Schwank-elemente ein und aus der er die antikerikalen Bosheiten hinausgeschmuggelt hatte. Bernard Shaws „Kapitän Brassbonds Befeh-rung“ allerdings wurde durch den immergrünen inneren Liebreiz der Sorma auf seinen reinen Zweck gebracht: Der Charme des Weiblichen, losgelöst von aller sexuellen Macht, in Karitas und Munterkeit vergeistigt, siegt. Parthenia und der Häuptling der Tektosagen . . . Nur anders als Friedrich Halms raunzige Sentimentale siegt Shaws Eifely. Sie siegt mit dem Naturell des

Wiges, ihr vom bizarren Dichter angeboren. — Eine andere Neuheit derselben Bühne war Georg Hirschfelds Emauer-Jylius „Die Getreuen“. In jedem der hingehauchten und wenig blutvollen kleinen Dramen zerstört die Treue Glück oder Leben. Tieferinniger als Salten, ist Hirschfeld gleich diesem anzuklagen, daß er aus der Reflexion Menschen abzuleiten sucht. Wahre Gestaltung geht den umgekehrten Weg. Hirschfeld ist Dichter; ein matter, milder Dichter. — Und die Sorma spielte die Nora und spielte in Hebbels „Maria Magdalena“ die Klara. Offenbarungen tiefster Kunst und Natur.

Friedrich Hebbel ist ein neues Prunktheater geweiht. Die dem großen Übergänger, dem Johannes der Ibsen-Zeit zugeschworene Gesellschaft spielt vorläufig noch unter fremdem Dach Shaws „Frau Warrens Gewerbe“, das gedanklich moderne, künstlerisch altfränkische Stück des kühnen Umwälgers. Eine tüchtige Jüngerschar mit Rosa Bertens, Marie Meyer und Hermann Nissen als Chorführern bereitet sich vor.

Von den mehr oder minder gefälligen, gut oder schlecht gemachten „Theaterstücken“ zu sprechen, die, mitunter nicht ohne verfehlte literarische Ansprüche, den Bedürfnissen des Tages dienen, sehe ich ab. Ich käme sonst über Henry Bernsteins „Boncarat“ und Rudolf Lothars „Die große Gemeinde“ bis in die Niederung, wo Oskar Blumenthals seniler Schwanz „Zwischen Ja und Nein“ die Wasser des guten Geschmacks trübt. Doch eines Versuches soll noch Erwähnung geschehen. Das „Neue Schauspielhaus“ am Hollandsorffplatz, das auch Hebbels „Judith“ vor einem imposanten französischen Prospekt zur Dar-

stellung brachte, führte eines jungen Dichters Haupt- und Staatsaktion mit klirrendem äußeren Erfolge auf. Wirklich: eine Haupt- und Staatsaktion anno 1907. . . . Von den Geheimnissen der Seele, die wir in Immermanns „Mazei“-Trilogie bestimmen, war der historische Stoff gesäubert, als ihn Otto Erler zu seinem Transferspiel „Jar Peter“ meiningertisch verarbeitet hatte. Kärnig aber hohl, spannend aber nicht erfüllend, ist das Drama. Immerhin: Eins fand ich hier, was fast verloren zu gehen droht: die feste Hand des Theatralikers, die Hand eines Heinrich Laube, die große Massen bewegt und in der Wahl der Mittel Geschmack nicht verleugnet. Es gibt eine Theatralik, die der echten Dramatik nahe kommt, sowie Temperament mitunter für Gefühl gehalten wird. Ich sage nicht, daß die Erlers Dichter seien; aber ich wünschte unseren Dichtern Erlersches Theaterblut.

Und nun falle der Vorhang. Gewiß, in der Runde taucht mahnend noch dies und das auf. Ich sollte von dem emsigen Wirken der volkstümlichen Schillertheater erzählen, die allein ein allgemeines, von der Antike bis zur jüngsten Moderne reichendes Kunstprogramm pflegen, ihre billigen Plätze den Unbemittelten bieten, eine wichtige soziale Aufgabe erfüllen und mitunter auch ein lebensfähiges Stück (vor kurzem das Lustspiel „Philister“ von Johannes Wiegand) einführen. Ich sollte der Vorstellungen der „Freien Volksbühnen“ gedenken. Doch genüge es, aus dem Wirrsal des von Jahr zu Jahr vervielfältigten theatralischen Betriebes die Ereignisse hervorgehoben zu haben, die die Spur der Zeitspanne bezeichnen.

Besprechungen.

Le Compromis de 1868 entre la Hongrie et la Croatie et celui de 1867 entre l'Autriche et la Hongrie. — Etude historique et critique. — Par G. Horn, Avocat à la Cour d'Appel de Paris. Docteur en droit etc. — Paris 1907. — Librairie Générale de Droit et de Jurisprudence.

Seltzam und gleichzeitig erfreulich mutet es einen an, daß das staatsrechtliche Verhältnis Kroatiens zu Ungarn in einem im Auslande erschienenen und in einer ausländischen Sprache geschriebenen Werke im richtigen Lichte dargestellt und an der Hand der einschlägigen Gesetzesstellen sachlich korrekt auseinandergesetzt wird.

Die vorliegende Schrift des Dr. Horn geht vielleicht noch etwas weiter, als es nötig wäre, und der Verfasser läßt sich stellenweise zu Äußerungen hinreißen, die inhaltlich vollkommen richtig sein mögen, was die Form aber anbelangt, vielleicht doch zu heftig ausgefallen sind. Die ganze Abhandlung erhält dadurch

einen vorwiegend polemischen Charakter und erweckt den Anschein, als ob die darin behandelte Materie nicht ganz unparteiisch, sondern von einem einseitigen Gesichtspunkte aus verarbeitet wäre, was gar nicht der Fall ist. Es ist dies nur zu bedauern, da ein ruhigerer Ton und eine weniger drastische Schilderungsweise (z. B. des auf den kroatischen Linien zur Verwendung kommenden Bahnmateriale) den wissenschaftlichen Wert des Werkes viel mehr zur Geltung bringen und bei den Uneingeweihten, die aus dem Buche Belehrung schöpfen sollen, größeres Verständnis und einen bleibenderen Eindruck erwecken würden.

Die Abhandlung setzt sich aus zwei großen Hauptabschnitten zusammen. Der erste, größere und detailliertere, behandelt die geschichtliche Entwicklung des ungarisch-kroatischen Verhältnisses von den ersten Anfängen bis zum Abschlusse des Ausgleiches vom Jahre 1868. Die

Darstellung ist klar und übersichtlich und der größte Teil der Ausführungen beschäftigt sich mit denjenigen staatsrechtlichen Akten, durch welche die Unabhängigkeit und Selbständigkeit Kroatiens im Laufe der Jahrhunderte zu wiederholten Malen, und zwar nach dem Code Leopold III. im Jahre 1501, nach der Niederlage bei Mohacs 1526 und durch die Annahme der pragmatischen Sanction im Jahre 1712 in unabweisbarer und bestimmtester Weise zum Ausdruck gekommen ist. Daß in einem verhältnismäßig kurzen historischen Uebersicht der Verfasser eben diese Ereignisse ganz besonders hervortreten läßt und ihnen den größten Raum widmet, ist vollkommen gerechtfertigt und durch die Natur dieser geschichtlichen Tatsachen begründet. In dieser Hinsicht ist die Schrift Dr. Horns sogar den meisten kroatischen Geschichtswerken voranzustellen, da in diesen letzteren — insofern sie nicht Monographien sind — infolge der Menge des zu bearbeitenden Materials die Tragweite und grundlegende Bedeutung der erwähnten staatsrechtlichen Akte nicht immer so prägnant zum Ausdruck gebracht ist und dieselben durch die Fülle des übrigen Stoffes etwas in den Hintergrund gedrängt werden.

Dank dieser sachlich und technisch gelungenen Gruppierung und Bearbeitung des geschichtlichen Materials kann der erste Teil der vorliegenden Abhandlung als eine konzise und doch erschöpfende Darstellung der historischen Entwicklung des ungarisch-kroatischen Bundesverhältnisses bezeichnet werden, dessen genaues und getreues Bild in kräftigen Zügen entworfen wird.

Weniger übersichtlich und in systematischer Beziehung nicht ganz einwandfrei ist der zweite Teil des Buches, in welchem das Wesen des gegenwärtigen Verhältnisses zwischen Kroatien und Ungarn auseinandergelegt wird. Allerdings ist die Grundlage dieses Verhältnisses, der Gesetzartikel I aus dem Jahre 1868 (Ungar. G. N. XXX: 1868), der sogenannte ungarisch-kroatische Ausgleich, keine Stierde der modernen Gesetzgebung. Es ist eine *lex minus quam perfecta* des öffentlichen Rechts, welche in vielen wichtigen Fragen keine Sanction der eigenen Bestimmungen statuiert. An Klarheit und Präzision gebricht es ja auch diesem in aller Eile gezeimerten legislatorischen Werke, das sich an die durch den österreichisch-ungarischen Ausgleich geschaffene politische Lage *bon gré, mal gré* anpassen mußte, und was Systematisch anbelangt, sollte es vielleicht als Vorbild dienen, wie ein Gesetz eben nicht beschaffen sein soll. Trotz alledem wäre eine systematische Darstellung des staatsrechtlichen Verhältnisses, wie es durch den Ausgleich zwischen Ungarn und Kroatien geschaffen wird, viel erwünschter und übersichtlicher gewesen als die legale Methode, welche Dr. Horn befolgt und welche bei der Er-

läuterung eines kodifikatorisch so mangelhaften Werkes nur dem Verfasser und dem Leser Schwierigkeiten bereitet. Auf Rechnung dieses systematischen Fehlers ist es auch zu setzen, wenn Dr. Horn bei all seinem gewandten und anschaulichen Stil und bei der vollkommenen Beherrschung des zu behandelnden Gegenstandes doch nicht vermochte, eine juristisch vollkommene Schilderung des gegenwärtigen ungarisch-kroatischen Verhältnisses zu bieten, und wenn trotz der paragraphenweisen Auseinandersetzung des Ausgleichsgesetzes einzelne Bestimmungen desselben doch nicht jene Würdigung und Hervorhebung gefunden haben, die sie verdienen würden. So wäre z. B. die kapitale Bedeutung des Artikels 70 des erwähnten Ausgleichs, demzufolge eine Änderung des letzteren nur auf demjenigen Wege erfolgen kann, auf welchem das Gesetz geschaffen worden ist, d. h. durch die vollkommen paritätische Mitwirkung des ungarischen und des kroatischen Parlamentes, viel mehr zu betonen gewesen. Es ist dies neben dem Artikel 59, welcher Kroatien als eine politische Nation mit eigenem Territorium anerkennt, jedenfalls eine der wichtigsten Bestimmungen des ganzen Ausgleichs, welche allein für sich genügt, um den staatlichen Charakter Kroatiens zu beweisen und die Behauptung, das letztere sei eine Provinz Ungarns, zu entkräften. Auch die erwähnte, von den kroatischen Parteien in der Abwehr gegen die ungarische Präponderanz so oft ins Treffen geführte Bestimmung des Artikels 59 wird kaum mehr als nur nebenbei gestreift. Auch eine eingehende Darstellung des finanzpolitischen Teiles des Ausgleichs, und der diesbezüglich seit dem Jahre 1868 bis heute getroffenen Vereinbarungen hätte zur Vervollständigung des Werkes viel beigetragen und die ungarischerseits unaufhörlich wiederholte, jeder Grundlage entbehrende und der Wahrheit direkt widersprechende Behauptung, Kroatien werde von Ungarn ausgehalten, wäre dann leicht zu widerlegen gewesen.

Dies alles möge aber nicht als Tadel aufgefaßt werden. Die kroatische öffentliche Meinung ist Dr. Horn zu innigem Dank verpflichtet. In dem schweren politischen Kampfe, den Kroatien gegen Ungarn gegenwärtig auszufechten hat, sind Abhandlungen wie die vorliegende, welche die aus dem feindlichen Lager mit Absicht und System in die Welt hinausposaunten politischen Unwahrheiten ins wahre Licht rücken, moralische Waffen von bedeutendem Werte. M. Z.

Karl Rathgen, Staat und Kultur der Japaner. Monographien zur Weltgeschichte, herausgegeben von E. Seyd. 27. Band. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing 1907. Mit vielen Abbildungen.

Man kann Bücher dieser Art gar nicht genug begrüßen. Wer möchte in unseren Zeiten

der Bewunderung Japans nicht ein wenig mehr als schiefe Zeitungsphrasen von dem sonderbaren Lande und Volke hören, in dem sich hohe intellektuelle Befähigung und beispielloses Uneignungstalent mit einer seelischen Gebundenheit vereint, die von fernher an die geistige Disposition des abendländischen Mittelalters gemahnt? Worauf es nun aber bei so fernabliegenden Themen auch dem gewissenhaften Leser ankommt, ist nicht die umständliche sachmännische Erörterung, sondern die treffende Skizze aus berufenen Händen und mit scharf gezeichneten Grundlinien. Daß dieses Buch, vermutlich aus des Verfassers Vorträgen 1906 bei den Salzburger Hochschulfürten hervorgegangen, solche Hoffnung erfüllt und glücklich die vornehmsten Begriffe und Gestalten herausgreift, anstatt uns mit einer gelehrten Fülle seltsamer Namen zu entmutigen, ist sein schönstes Lob. Indem der Verfasser vor allem feststellt, daß die politische Geschichte Japans fast nur innere Geschichte, seine äußere Geschichte fast nur Kulturgeschichte ist, führt er in anschaulicher Schilderung die drei großen Perioden dieser Geschichte Japans vor: Als erste die bis ins siebente nachchristliche Jahrhundert reichende „Urzeit“ der Geschlechter („Uji“)verfassung, in der die Grundlagen zum heimischen Ahnenkult der Shintoreligion gelegt wurden, die, herrschend bis auf den Tag, die vornehmste Ursache der seelischen Gebundenheit des japanischen Individuums an die Gesamtheit in Familie und Staat geworden ist. Als zweite die vier folgenden Jahrhunderte der Aufnahme und Aneignung chinesischer Kultur und Religion (des Buddhismus) durch den von der Kaiser („Mikado“)gewalt organisierten japanischen Einheitsstaat; es ist die Zeit der vorwiegend aus chinesischen und buddhistischen Elementen erwachsenden japanischen Nationalkultur, die etwa in den Jahrhunderten unserer Frührenaissance ihre erste Blüte — vor allem in der Literatur-Epik und Kunstprosa — erlebt. Als dritte Periode die acht Jahrhunderte (von un-

gefähr 1050 bis 1850) des Feudalismus, die wirrenreiche Zeit der Auflösung des Staates in die Lehensherrschaften der Rittergeschlechter, der „Minamoto“, die um sich die Erbkriegerischen der „Samurai“, den eigentlichen japanischen Mittelstand, sammeln; sie werden ein erstes Mal — vorübergehend — um 1200 durch Noritomo, den ersten „Shogun“, das ist Militärherrscher neben und über dem ganz zum Höfepriester gewordenen „Mikado“ (Kaiser), ein zweites Mal und nun dauernd für dreihundert Jahre um 1650 durch den Erneuerer des Shogunates, Iyeyasu, den japanischen Julius Caesar, unter das Joch eines stammigen Militärregimentes gezwungen, als dessen Träger unter dem Shogun die „Daimyo“, die Militärstatthalter, erscheinen; ihre Fehdelust muß innerem Frieden und damit einer zweiten Kulturbüße in Literatur — Drama und Roman — und bildender Kunst Raum geben. Bis dann in unseren Jahrzehnten — Epochenjahr ist 1868 — über das zurückgedrängte Militärregiment, welches das Eindringen der Europäer im heiligen Japan nicht zu hindern vermag, ein sich zusehends europäisierender, wenn auch noch tausendfältig von altnationalen Kulturelementen erfüllter Staat mit Parlament und moderner Monarchen(Kaiser)gewalt sich durchsetzt und die Welt durch seine Leistungsfähigkeit verblüfft. — Mit Analogien zur abendländischen Entwicklung, nach denen der Leser unwillkürlich verlangt, ist der Verfasser sehr zurückhaltend und mit Grund. Nichts leichter als dabei ein schiefes Wort zu sagen. Auch die halb bekannt anmutenden Einrichtungen dieses Staates und Kulturlebens haben doch wieder ihr eigenartiges, so gar nicht europäisches Gepräge. Die Abbildungen sind geschmackvoll ausgewählt. Wann aber wird man sich endlich gewöhnen, sie in unmittelbare Verbindung zum Texte zu bringen und dem Leser nicht mehr zuzumuten, sich mit Hin- und Herblättern den Eindruck der Lektüre zu zerstreuen?

h. r.

Rundschau und kleine Mitteilungen.

25. Januar. Das ungarische Abgeordnetenhaus nimmt die Reformvorlage in dritter Lesung an.

26. Der deutsche Botschafter in Wien v. Tschirschky feiert anlässlich des Geburtstages des Deutschen Kaisers in besonders herzlicher Weise Kaiser Franz Josef. — Der katholische Volksverband in Ungarn hält seine konstituierende Versammlung in Budapest ab.

27. Minister Freiherr v. Aehrenthal erachtet dem Ausbruch der ungarischen Delegation sein Exposé.

28. Der Wiener Gemeinderat beschließt zur Bekämpfung der Kohlennot eine parlamentarische Aktion zur allmählichen Verstaatlichung der Kohlenbergwerke einzuleiten, und ein städtisches Kohlenlager zu errichten. — Der Landespräsident von Schlesien, Dr. Karl Freiherr v. Helldorf wird zum Statthalter in Mähren, Mag Graf Coudenhove zum Landespräsidenten von Schlesien ernannt. — Sektionschef

Dr. M. v. Böhmeler spricht in der Gesellschaft österreichischer Volkswirte in Wien über die Handelspolitik im Ausgleich.

29. Im Budgetausschuß erklärt Ministerpräsident Freiherr v. Beck, daß die Beamten sich jeder politischen Betätigung zu enthalten hätten.

30. Im Eisenbahnministerium beginnen die Verstaatlichungsverhandlungen mit der böhmischen Nordbahn.

31. Im Anschluß für Auswärtiges der österreichischen Delegation hält Minister Freiherr v. Aehrenthal eine großangelegte Rede über die staatsrechtlichen Neuerungen im Ausgleich. — Komponist Prof. Wilhelm Dörr (geb. 1851) in Wien †.

1. Februar. Parteilag der deutschen Agrarier in Prag.

2. Die jungtschechische Partei veröffentlicht einen Wahlauftrag für die böhmischen Landtagswahlen.

3. Im Herrensausschuß der österreichischen Delegation beantragt Graf Katour, den Offizieren und Gögisten für das Jahr 1908 Gebührensuschüsse zu gewähren. — Generalversammlung der österreichisch-ungarischen Bank. — Die österreichisch-ungarische Bank setzt den Bankzinsfuß um $\frac{1}{4}\%$ auf $\frac{4}{2}\%$ herab. — Ministerialrat Ferdinand Wagner R. v. Wagensburg (geb. 1811) in Wien †.

4. Im ungarischen Abgeordnetenhaus interpelliert Abgeordneter Barta über die Rede des Freiherrn v. Lehrenthal im Auschuß der österreichischen Delegation. — In Karlsbad wird eine neue Quelle erschlossen. — 25jähriges Jubiläum des Deutschen Theatervereins in Prag. — Vizepräsident Dr. Spitzmüller spricht in der Gesellschaft österreichischer Volkswirte in Wien über die finanzpolitischen Fragen im Ausgleich.

5. Die bildenden Künstler Österreichs wenden sich in einer Petition an das Finanzministerium um Erhöhung des Kredites für Zwecke der bildenden Kunst auf eine Million Kronen. — Der Kaiser erteilt die Bewilligung zur Vornahme von Studien für die Eisenbahn nach Mitrovitza.

6. Plenarsitzung der ungarischen Delegation: Sektionschef Graf Ekeghazy gibt eine Erklärung, betreffend die Rede des Ministers Freiherrn v. Lehrenthal im Auschuß der österreichischen Delegation über die staatsrechtliche Stellung Ungarns ab. — Dr. Emil Kochowanski (geb. 1846) Bürgermeister von Troppau †.

Ernst Mach. Ernst Mach begeht demnächst seinen 70. Geburtstag. Das ist ein Ereignis, das für die Öffentlichkeit um so mehr bedeutet, als an den Werken und an die Persönlichkeit des berühmten Gelehrten zwei Kreise interessiert sind, die der Naturforscher und der Philosophen. Um seine geistige Physiognomie zu erfassen, muß man den Stil, die Richtung seines Schaffens angemessen beleuchten. Mach ist nicht, wie manche glauben, ein Philosoph, der von der spekulativen Analyse her der physikalischen Methodologie zugeführt wurde wie andere neuere Erkenntnistheoretiker, z. B. Cohen, Riehl, Stöhr, sein primäres Arbeitsgebiet ist die Physik, deren logische Meisterung ihn erst veranlaßte, sich der spezifisch philosophischen Begriffsbildung zu bemächtigen. Er gleicht hierin Männern wie Oswald, Stallo, Popper. Bloß unter diesem Gesichtspunkte kann man seiner Eigenart gerecht werden. Machs Weltbild ist ein streng physikalisches. Man lasse sich nicht durch die scheinbar psychologisierende Wendung irreführen, die Welt sei ein Gewebe aus Empfindungselementen, denn hier bleibt eben die Ausschaltung des Subjektes, die Reduktion des Seienden auch ein objektiv Gegebenes, das Charakteristische. Mach erscheint als Erkenntnistheoretiker am prägnantesten durch seine Leugnung des Subjektes charakterisiert. Das gibt ihm seine eigenartige Bedeutung: er ist konsequenter Empfindungsmonist und darin unterscheidet er sich sowohl von dem Spiritualisten Berkeley, der den Glauben an eine Seelensubstanz nicht preisgab, als auch von dem Skeptiker James, der die äußerste Entscheidung im Hinblick auf die Seelenfrage nicht mehr wagte. Für Mach gibt es im Grunde kein Problem der Außenwelt, weil es für ihn kein Problem der Innen-

welt gibt. Seine immanente Denkungsart, die nach der erkenntnistheoretischen Seite in der „Analyse der Empfindungen“ zutage tritt, bewährt sich vor allem in seinen methodologischen Schriften zur Physik, die seinen Weltruf begründet haben. Hier hat sie reiche Früchte getragen. Seine „Geschichte der Mechanik“, seine Schriften über Energie und Wärmelehre, sein neuestes Buch „Erkenntnis und Irrtum“ beweisen das. Machs Hauptverdienst ist es, den materialistischen Zwangsvorstellungen, denen die Hilfsbegriffe der Naturforschung als greifbare Realität erscheinen, entgegenzuwirken zu haben, indem er ihnen rein regulativen und symbolischen Wert festlegte. Dadurch hat er den Wirklichkeitsinn, die höchste Gabe des denkenden Individuums, läutern und stärken geholfen. E.

Aus der Hofoper. Schlösse man nach dem Geschrei, das jetzt aus allen Lagern hallt, so müßten in der Hofoper alle Tage die erstaunlichsten Umwälzungen stattfinden. Hört man die einen, so sind es Wundertaten eines gottgesandten Künstlers, hört man die anderen, so sind es Uebeltaten eines allen möglichen Einflüssen zugänglichen Machthabers. Aber immer sind es „Taten“. Kunstverständnis und Kunstliebe müßten allen Einsichtigen sagen, daß der Hofoper augenblicklich nichts dringender nottut als ruhiges und stetiges Arbeiten. Über der äble Lärm, der sich um die neue Direktion in der Hofoper erhebt, verwirrt nicht nur den Blick für diese Arbeit, die Direktor Weingartner ohne allen Zweifel zu leisten gewillt und befähigt ist, er schädigt nicht zuletzt auch die Arbeit selbst. Als „Tat“ wird uns z. B. eine Aufführung der „Zähmung der Widerspännigen“ aufgeschwagt, die Direktor Weingartner selber leitete. Eine einfache Überlegung aber schon beweist, daß diese Aufführung vorläufig noch durchaus Mahlers künstlerisches Eigentum ist und auch sein muß. Denn was ein so eigenartiger und eigenwilliger Dirigent wie Mahler in zahlreichen Proben Orchester und Sängern eingeprägt hat, ist nicht durch ein paar neue Proben wieder heraus zu bringen, ebensowenig wie es etwa gelingen würde, eine Vorstellung, der Herr Weingartner seinen Willen und seine Auffassung aufgezwungen hätte, so mir nichts dir nichts wieder umzumodeln. Weingartner hat wohl auch den unmöglichen Versuch gar nicht unternommen. Als seine Leistung bleibt also nur zweierlei übrig. Erstens die Tatsache, daß er es wieder einmal versucht hat, „Der Widerspännigen Zähmung“ dem Publikum vertrauter zu machen. Die Größe dieses Verdienstes wird sich erst dann würdigen lassen, wenn man weiß, wie oft innerhalb kurzer Frist die Erziehungsarbeit wiederholt wurde. Das Zweite aber, das ein Urteil über die

Weingartnerische Aufführung dieser Oper ermöglichen soll, besteht darin, daß er die von Mahler gestrichene Schlußszene wieder herstellte. Über den Wert dieser Änderung kann man zweierlei Meinung sein. Starke dramatische Gründe, auch die Rücksicht auf die musikalische Wirkung scheinen für den Strich zu sprechen; für die Wiederherstellung vor allem der Wille des Komponisten. Den Strich aufzumachen kann also nur eine andere künstlerische Auffassung bedeuten, die gewiß ja auch ihr gutes Recht hat, aber keinesfalls eine Tat. Doch, wenn wir auch nicht in den Fehler der Ungerechtigkeit verfallen und von dem Manne, der erst seit kurzer Zeit für die Hofoper verantwortlich ist, schon jetzt Taten verlangen wollen, so ist vielleicht der Wunsch nicht ganz unbescheiden, doch wenigstens zielbewußte Arbeit finden zu können. Wir sind geduldig und wollen auf Früchte dieser Arbeit warten, aber man verschone uns gefälligst mit dem Triumphgeschrei, das jetzt den neuen Direktor umtost, der nicht mehr über die Straße gehen kann, ohne damit begeistertes Lob für seine musikalische Tat zu ernten. Wir wissen auch, daß es zur Arbeit eines Künstlers in leitender Stellung gehört, sich seine Mitarbeiter selber zu wählen. Man könnte da schließlich fragen, woher der neue Direktor seine Personalkennntnis schöpfe, und ob nicht aus den Verfügungen, die er in dieser Hinsicht bis jetzt getroffen hat, nicht ein anderer Wille als der seine spreche. Gleichgültig — wir können uns nicht darüber aufregen, wenn irgend ein Sänger oder eine Sängerin dem Direktor in seine Arbeitspläne nicht paßt. Nur ist es abermals keine Tat, wenn ein Direktor von seinem vertragsmäßigen Kündigungsrecht gegen ein Bühnenmitglied Gebrauch macht. Es ist sein gutes künstlerisches Recht und sonst nichts. Herr Weingartner war in einem Fall so unklug, sich von einer telegraphischen Anfrage einer wohlgesinnten Zeitung aus dem vollkommen korrekten Verhalten eines Künstlers in das minder einwandfreie eines der Reportage gefälligen Direktors drängen zu lassen. Aus der Affäre Bland, die gar keine Affäre war, beinahe eine Affäre Weingartner zu machen, die viel ernsthafter zu nehmen wäre, lag wahrhaftig kein Grund vor. Zu erklären ist die Sache nur aus den giftigen Dünsten des Wiener Theaterklatsches, die auch einen aufrechten Künstler umnebeln können. Wie wäre es, wenn Direktor Weingartner sich auch in Wien an seine eignen Worte halten wollte, nämlich, daß ein echter Künstler sich um die Zeitungen nicht kümmern dürfe? Vielleicht kommt er dann besser zum Arbeiten, Kritik und Publikum aber zu gerechterer Beurteilung seiner Arbeit. Dr. D. J. Bach.

Wiener Theater. Die Phantastie. der französischen Dramatiker ähnelt der Fliege im

Bernstein. Sie hat wohl Flügel, aber sie tangen nicht zum Fliegen, nicht zum Fluge in ferliches Neuland. Das Ewig-Ehebrecherische bleibt unverändert ihr Stoffgebiet durch alle Entwicklungsstadien hindurch, die das gallische Drama seit Dumas und Sardou genommen hat, wie auch ihre Hülle die gleich zähe, durchsichtige, schwach elektrische Masse geblieben ist, eine Summe althergebrachter und erprobter Effekte, in deren Permutation die arme fliege Phantastie sich selber gefangen hält, als wollte sie für die Ewigkeit petrifiziert werden. Auch Henry Bernsteins dramatische Phantastie — nomen est omen — gleicht der Fliege im Bernstein. Sie schöpft ihre Bühnenwirkungen nicht aus den geheimnisvollen Tiefen leidender und irrrender Menschenseelen, sie zieht ihre elektrischen Funken aus mechanischen Reibungen und Zusammenstoßen von sozial ungleichen Elementen und sie wähnt ihr Ziel erreicht, wenn es nur überhaupt knirscht. Davon konnte man sich vom neuen im Deutschen Volkstheater bei der Erstaufführung des Schauspielers „Simson“ überzeugen, das sich Sel. Wallentin von Rudolf Lothar zu ihrem Hausgebrauch hat übersehen lassen. Wieder ist es die Geld- und Geburtsaristokratie, die Henry Bernstein auf dem Schachbrett seiner Bühnentechnik aufmarschieren läßt, wieder sind es keine Charaktere, aus deren Seelen er seine dramatischen Konflikte ableitet, sondern Marionetten, die Scheingefechte aufführen, wieder ist es nur eine spannende Geschichte, die er erzählt. Diesmal dreht sie sich um einen Geldmann von plebejischer Herkunft, der mit seinen Millionen die Tochter eines abgewirtschafteten Marquis sich heiratet hat. Es versteht sich von selbst, daß die verkaufte Frau den ihr aufgezwungenen Gatten verachtet und ihn mit einem Leibesjüngling ihres Standes betrügt, was aber der Emporkömmling, wie sich ebenfalls von selbst versteht, nicht ungerochen hinnimmt. Doch nicht zur Pistole greift er, um den Nebenbuhler aus dem Feld zu schlagen; er führt den Zweikampf mit den Waffen seines Börsenmetiers, indem er, ein zweiter Simson, den stolzen Bau seiner Millionenherrschaft durch eine gigantische Contremine in Trümmer schlägt, um sich und seinen Todfeind, den Räuber seines Liebesglückes, unter ihnen zu begraben. Das gibt einen spannungsreichen Akt, der mit seinen auf- und abwogenden Haufe- und Baifstimnungen den Zuschauer in Atem hält und der auch von den Herren Kramer und Kutschera mit hinreißendem Temperament gespielt wird. Er entschied auch in Wien den Erfolg der blutleeren Verstandesarbeit, durch die kein faden inneren Geschehens zum sentimental-verförmlichen „Hüttenbestzer“ Ende führt. Wesenlos, nackt und kahl ragen die Faktoren der biblischen Gleichung in den Raum und die leidenschaftlichen Worte, womit die großen und kleinen Aufregungen des

Effektspiele bestritten werden, üben eine verwandte Wirkung aus wie das gebackene Eis der Chinesen: sie verbrennen den Gaumen und erkälten den Magen. Wie ungleich tiefer und nachhaltiger wirkt dagegen das Schauspiel „Die Witwe“, das jetzt die freie Volksbühne ihren Mitgliedern als die bedeutendste literarische Entdeckung seit ihrem kurzen Bestehen darbietet. Ohne jeglichen Knalleffekt enthüllt es uns die ganz nach innen gewandte Tragik einer stillen, großen Muttereifersucht, die die Erinnerung an den verstorbenen Sohn mit niemandem teilen will, am allerwenigsten aber mit dem aufrichtigen Schmerz ihrer trauernden Schwiegertochter. Gegen den Willen seiner Eltern hatte die junge Frau den heißgeliebten Mann geheiratet, und nun er tot ist, sucht sie in Erfüllung seines letzten Wunsches Zuflucht in ihrem Heim. Die Eifersucht der Mutter aber, die den Verlust des Sohnes schon einmal, bei seiner Vermählung, betrauert hatte, duldet keine zweite Hüterin seines Andenkens im Hause, und sie verzeiht der Witwe ihres Sohnes erst dann, als sie wieder fortzieht, um die Frau eines anderen zu werden. Nun weiß sie sich wieder ganz allein mit ihrem toten Sohne und in wehmütig-süßlicher Glückseligkeit lächelt sie ihrem eigenen Tode entgegen, während ihr Mann den Verlust der Jugend beklagt, die mit seiner Schwiegertochter als flüchtiger Gast in sein freudloses Heim eingezogen war und nun wieder von himmen gegangen ist, nachdem sie heimliche Johannistriebe im dem alten Herrn erweckt hatte. Diese feine Doppeltzagedie, die nur zwischen drei Personen sich abspielt, ist die Arbeit des jungen venezianischen Dichters Renato Simoni, deren Übertragung ins Deutsche wir Armin Friedmann verdanken und um deren treffliche Darstellung sich Frau Meta Bäcker, Frä. Eilf Marberg und Herr Maran große Verdienste erworben. Die freie Volksbühne aber hat Grund, stolz auf das Werk ihrer künstlerischen Erziehung zu sein, das nach einem Jahre so weit gediehen ist, daß dieses stille Drama, dessen Pulsschlag ein feines Ohr verlangt, bei ihren Mitgliedern innere Aufmerksamkeit und verständnisvolle Teilnahme fand.

Theodor Untropf.

Phonograph und Grammophon. Vor mehr als dreißig Jahren drang aus der neuen Welt die wunderbar klingende Kunde zu uns, daß es Thomas Alfa Edison gelungen sei, eine einfache Maschine herzustellen, um die menschliche Stimme aufzunehmen und naturgetreu wiederzugeben. Mit großer Spannung wurden in der ganzen zivilisierten Welt die ersten Apparate erwartet und nicht gering war das Erstaunen, als man nach Einlangen der ersten Sprachmaschinen

wahrnahm, wie einfach die Konstruktion derselben sei. Noch ließen diese Apparate und Walzen viel zu wünschen übrig, da namentlich störende Nebengeräusche die Wirkung ungemein beeinträchtigten. Der Charakter der Stimmen kam nicht genug prägnant zum Ausdruck und war die Konfärte für einen weiteren Raum keine genügende. Bereits im Jahre 1887 gelang es dem Deutsch-Amerikaner Emil Berliner eine Maschine zu konstruieren, die zwar im wesentlichen dem Phonographen glich, sich von diesem jedoch dadurch unterschied, daß statt der Walzen Platten verwendet wurden, die nicht in vertikale, sondern in horizontale Rotation versetzt, an dem Aufnahme- respektive Ablesestift vorbeigeführt werden. Diese Sprechmaschine nannte Berliner das Grammophon, das nicht nur längere Aufnahmen, sondern auch einen stärkeren Ton ermöglichte. Seitdem sind zwanzig Jahre verstrichen, während welcher unausgesetzt an der Verbesserung des Phonographen und des Grammophons gearbeitet wurde.

In Wien hat bekanntlich vor einigen Jahren die kaiserliche Akademie der Wissenschaften ein Phonogrammarchiv aktiviert, das unter der zielbewußten Leitung des Hofrates Prof. Siegmund Egner stehend, seitdem einen reichen Zuwachs erfahren hat. Raßlos tätig ist dieser Gelehrte mit seinen Assistenten bemüht, Verbesserungen an den Apparaten und Walzen zu erzielen, und tatsächlich ist es gelungen, Walzen in eigener Fabrikation herzustellen, die nach Ansicht von Sachleuten länger bestehen dürften als ein Buch. Das Archiv gliedert sich in drei Hauptgruppen: I. Stimmen historischer Persönlichkeiten, II. Sprachen und Dialekte (Mundarten), III. Vokal- und Instrumentalmusik. Die erste Gruppe, mit circa 600 Aufnahmen, enthält die Stimme unseres Kaisers und die Stimmen hervorragender Parlamentarier sowie der vorzüglichsten Künstler des Burgtheaters. Dem Wunsche, daß auch Chronreden so wie andere wichtige Staatsreden konserviert werden mögen, wofür Prof. Jourmier eintrat, dürfte wohl Rechnung getragen werden. Nicht minder bedeutend ist die zweite Gruppe, und zwar zunächst für den Linguisten und Sprachforscher. Hier dürfte sich auch für die vergleichende Sprachwissenschaft ein reiches Feld neuer Tätigkeit erschließen. Bei den vergleichenden Untersuchungen kommen hier insbesondere die Sprachstämme in Betracht, die sich auf den Platten bei der Aufnahme fixieren. Prof. Hermann in Königsberg war der erste, der auf akustographischem Wege die Natur der gesungenen Konsonanten untersuchte. Seitdem hat Prof. Scriptura eingehende wissenschaftliche Untersuchungen angestellt und bereits mehrfache sehr interessante und bedeutsame Erfolge erzielt. Da in der zweiten Hauptgruppe des Wiener Phonogrammarchivs nahezu alle lebenden Sprachen und

viele Dialekte fixiert werden, so eröffnet sich für den Sprachforscher unserer und der kommenden Zeiten ein großes Arbeitsfeld. Kühne Reisende haben es unternommen, für das Archiv in den entferntesten, selbst von wilden Völkern bewohnten Ländern Aufnahmen zu machen und es ist das Bestreben dahin gerichtet, auch Sprachen aussterbender Völkerstämme phonographisch festzulegen. Das größte Interesse werden weite Kreise der dritten Hauptgruppe, die Vokal- und Instrumentalaufnahmen enthält, entgegenbringen. Speziell auf dem Gebiete der Gesangkunst dürften der Phonograph und das Grammophon für Lehr- und Lernzwecke große, noch nicht genügend gewürdigte Dienste leisten. Feinheiten des Vortrages, Details der Technik, wie Atemerteilung, Portament, Koloratur, die Phrasierung, die physischen Momente des Gesanges, wie Empfindung, Feuer, Schwung, Dinge, die kein Gesanglehrer begreiflich machen kann, werden dem Schüler bleibend vermittelt. Doch auch Gesangsfehler jeder Art liefert der verräterische Trichter oft in komischer, beinahe möchte man sagen, böshafter Weise verstärkt. Auch die Aufnahmen der Instrumentalmusik werden sowohl dem ausübenden Musiker und dem Musikhistoriker Wertvolles bieten. Wie Herr Dr. Erich v. Hornbostel in einer Abhandlung ausführt, bedient sich auch die neue vergleichende Musikwissenschaft des Phonographen und wurden auch da schon wertvolle Resultate erzielt. Sowohl Dr. v. Hornbostel als auch andere Fachmänner haben durch eine Reihe von Jahren auf weiten Reisen, die sich bis nach Neuseeland erstreckten, die Instrumentalmusik und Originalgesänge verschiedenster Völker phonographisch aufgenommen und werden diese Aufnahmen nunmehr einem ernstern Studium unterworfen. Eine weitgehende Berücksichtigung dürfte bei den Aufnahmen wohl dem Volksliede, für welches sich in neuester Zeit wieder so viel Interesse bekundet, zuteil werden, auch historische Märsche wären nicht zu übersehen. Die Fortschritte bei der technischen Ausführung der Apparate blieben nicht unbemerkt und werden unter anderem am theologischen Seminar, an der Wiener Universität mit namhaftem Erfolge Sprachaufnahmen bewerkstelligt, welche insbesondere für jene Kandidaten, die sich dem Predigerfache widmen, von großem Werte sind. Auch die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien hat in dieser Beziehung einen anerkanntenswerten Schritt unternommen, da sie mit Beginn des Schuljahres 1906/07 am Konservatorium ein unter der Leitung des Prof. Eusebius Mandyczewsky stehendes Grammophon-

archiv errichtete. Es steht zu erwarten, daß andere Musikhochschulen dem rühmenswerten Beispiele des Wiener Konservatoriums folgen werden. In allerjüngster Zeit hat sich wieder eine weltberühmte musikalische Korporation entschlossen, die Darbietungen ihrer Mitglieder grammophonisch verewigen zu lassen. Es ist dies der Wiener Männergesangsverein, der einige seiner schönsten Chöre grammophonisch aufnehmen ließ; es wird somit den Kunstfreunden aller Länder, die sich für die Leistungen dieses berühmten Gesangsvereins interessieren, ermöglicht sein, seine Darbietungen in vollendeter Weise im Grammophon zu hören. Mögen andere große Gesangsvereine bald nachfolgen! Sehr wünschenswert wäre es, daß auch die großen Opernbühnen und Schauspielhäuser grammophonische oder phonographische Archive errichten. Erfreulich ist es, daß sowohl die Direktion des Wiener Hofoperentheaters, als auch jene des Hofburgtheaters erklärt haben, dieser Idee nicht unsympathisch gegenüberzustehen. In einem Briefe äußert sich Prof. Gönsbacher: „Wie flüchtig ist der Ton, der aus der Kehle oder aus einem Instrumente dringt. Zeitgenossen und Schriftsteller erzählen den nachkommenden Geschlechtern von den hohen Genüssen, welche einst die Leistungen großer Künstler geboten haben, bei jenen das lebhafteste Bedauern erweckend, daß sie nicht auch derselben teilhaftig werden. Wir hören und lesen von den großartigen Darbietungen einer Pasta, Malibran, Sonntag, eines Lablache-Staudigl, Ander, Paganini usw. Welchen Eindruck würde es in uns hervorbringen, könnten wir diesen Zaubertönen lauschen. . . Vor Jahren lud ein Abgesandter Edisons meine berühmte ehemalige Schülerin, die Kammerfängerin Marie Wilt, ein, in den Phonographen zu singen, sie begann die Kerkerarie aus „Cronbadour“ zu singen; mitten in der von mir auf dem Klaviere begleiteten Arie zerbrach die Walze. Die Künstlerin, welche dies als ein böses Omen ansah, war nicht zu bewegen, die Arie nochmals zu singen. Was würde ich und mit mir Viele darum geben, diese Töne zu hören!“ Auch ausübende Künstler, wie die Kammerfänger Leo Slezak und Leopold Demuth, ebenso Koryphäen der Wissenschaft und der Feder, wie Hofrat Prof. Minor, Geheimrat Prof. Dr. Waldeyer (Berlin), Hofrat Dr. Max Burdhard, Dr. Ludwig Fulda (Berlin) u. a. haben den kulturhistorischen Wert phonographischer und grammophonischer Archive anerkannt. Hoffen wir, daß solche Archive an großen Opernbühnen und Schauspielhäusern recht bald errichtet werden.

Dr. Moritz Puzfer.

□	„Österreichische Rundschau“, XIV., 4.	□
□	Redaktionschluß 15. Februar 1908.	□
□	Ausgegeben 15. Februar 1908.	□
□	Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlamecky, Dr. Karl Glossy,	□
□	Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.	□
□	Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Jander.	□

Notizen.

Seit 1. Februar L. J. ist in die Schnellzüge Nr. 1 (Ankunft in Triest, 1. l. St. B., um 11 Uhr 55 Min. Vormittag) und Nr. 2 (Abfahrt von Triest, 1. l. St. B., um 4 Uhr 25 Min. Nachmittag) der neuen Alpenbahnen in der Strecke St. Veit a. G.—Triest, 1. l. St. B., ein Speisewagen eingestellt worden, um dem reisenden Publikum die bequeme Einnahme des Frühstückes, beziehungsweise Abendessens zu ermöglichen. Die Benutzung des Speisewagens steht den Reisenden der I. und II. Klasse jederzeit, den Reisenden der III. Klasse ohne weitere Nachzahlung nur zu den gemeinsamen Mahlzeiten frei.

Frühjahrsseefahrten mit der „Thalia“. In den frühjahrsmonaten März bis Mai patet der Vergnügungsfahrtendampfer „Thalia“ des Österreichischen Lloyd den Gebirgen des Mittelmeeres Besuche ab, wobei den landschaftlich schönsten Punkten Besichtigungsaufenthalte zugesichert sind. Reise I vom 26. Februar bis 24. März nach Sardinien, Tunis und an die Riviera, über Syrakus, Tunis, Philippeville, Ajaccio, Villefranche, Neapel, Palermo und Messina. — Fahrpreise für die Seefahrt mit Verpflegung von 600 K aufwärts. — Reise II vom 4. bis 21. April „Ostern zur See“ nach Sardinien, Tunis und Tripolis, über Abbazia, Messina, Palermo, Tunis, Giengeth, Tripolis, Malta, Syrakus und Korfu. — Fahrpreise für die Seefahrt mit Verpflegung von 450 K aufwärts. — Reise IV vom 26. April bis 26. Mai nach Spanien, den Kanarischen Inseln und Nordafrika, über Malaga, Algier, Malaga, Gibraltar, Cadix, Melilla (Sundal), Teneriffa, (Sa. Cruz), Las Palmas, Tanger, Tunis und Korfu. — Fahrpreise für die Seefahrt mit Verpflegung von 700 K aufwärts. — Die Landtouren werden von dem Reisebureau Thos. Cook & Son, Wien, I. Bezirk, Stephansplatz Nr. 2, zu den in einem Spezialprogramm enthaltenen Bedingungen ausgeführt, — Programme, Auskünfte und Anmeldungen bei der Generalagentur des Österreichischen Lloyd, Wien, I. Bezirk, Körnering Nr. 6, und bei allen Reisebüros.

Büchereinkauf.

Hermann Heine. Ort- und zeitlose Schattenbilder. Aus der Spagischen aufgenommene von Heini Hermann. Verlag E. Pierse, Dresden.
Der Ehrlöse. Von Viktor v. Schabert-Soldern. Verlag E. Pierse, Dresden.
Casotta Biondetta, der verlebte Tensel. Spanische Novelle. Von Jacques Cazotte. Verlag Hans von Weber, München 1907.
Valerius Brasseff. Novellen der Republik des Südtunises. Verlag Hans von Weber, München 1908.
Das Menschenproblem und die Herrschaft von Sinn. Von Ernst Haedel. Verlag Frankfurt a. M. 1907. Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H.
Seltene Bücher und Handschriften. Katalog I, von Paul Gottschall. Verlag Berlin W 64 Unter den Linden 15.
Kleine Dramen. Von Hugo von Hofmannsthal. I. und II. Band. Leipzig, im Insel-Verlag, 1907.

Leffing und Wieland. für Schule und Haus herausgegeben von Prof. Dr. Otto Hellinghaus, Gymnasialdirektor. Verlag Freiburg im Breisgau 1907. Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Der Weg nach Zion. Von Kurt Mäurer. Verlag Adel Junfer, Berlin, Stuttgart, Leipzig.

Hinter dem Leben. Von Käthe Cajetan-Milner. Verlag Adel Junfer, Berlin, Stuttgart, Leipzig.

Einsame Feuer. Gedichte von Günther Pogge. Verlag Adel Junfer, Berlin, Stuttgart, Leipzig.

Das große Schweigen. Von Martha Löwith. Verlag Adel Junfer, Berlin, Stuttgart, Leipzig.

Trillich. Genrellecken zur Liebesante von Hans Esle. Leipzig 1907, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Eine seltsame Verbindung. Roman von August Nibing. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung 1907.

Gedichte. Von Oswald Spaeth. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1907.

Das Weib des Vollendeten. Ein legendendrama. Von Karl Gjellerup. Frankfurt am Main 1907. Literarische Anstalt, Ratten & Loening.

Die alte Burgherrlichkeit. Drama in 5 Akten von Ernst Blech. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1907.

Hedwig und Herfried. Ein ländliches Gedicht von Bruno Saffo. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1907.

Am Hohenstein. Offizierstragödie in 2 Akten. Von Alfred Heing. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1907.

Novellen und Anderes. Von H. von Byern. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1907.

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung Wien I., Graben 51, bezogen werden.

Diesem Hefte liegt ein Prospekt der Gesellschaft für Vielfältigende Kunst in Wien bei über das soeben erschienene, dem Professor William Unger zum 70. Geburtstag gewidmete Werk **Jüngere Österreichische Graphiker** von Karl M. Kuzmany, 1 Kupferstich und Radierung, den wir freundlicher Beachtung empfehlen.

Eingefendet.



Wiederholtes österr.
Püllnaer Natur-
Bitterwasser.

Wohlschmeckendes, mild
und sehr wirkendes
Asafurmittel.

Überall zu haben. Eigene Niederlage Wien I., Sonnenslag. 4.



J. Pauly & Sohn

k. u. k. Hof-Bettwaren-Lieferanten

WIEN

I. Spiegelgasse 12.

Spezialität:

Orig. englische Betten

komplett eingerichtet.

Redaktion: Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telefon 10.817.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Verlag: Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.
Papier: Schönglühl.

**Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B. —
B. Herder Verlag, Wien I., Wollzeile 33.**

Soeben ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Spee, P. F., S. J., **Trutznachtigall.**

Nebst den Liedern aus dem „Gülden Tugendbuch“ des selben Dichters. Nach der Ausgabe von Kl. Brentano kritisch neu herausgegeben von A. Weinrich. Mit den Titelbildern der Originalausgabe und der Ausgabe von Brentano. 12° (XL und 428) K 3.60; geb. in Leinwand K 4.56.

Die Lieder aus dem „Gülden Tugendbuch“ sind, erstmals kritisch herausgegeben, sämtlich aufgenommen, so daß in einem Bande der ganze Dichter Spee geboten wird. Um dem Buche auch in weiteren Volkskreisen Eingang zu verschaffen, erläutern die kurz gehaltenen Anmerkungen heute nicht mehr gebräuchliche Worte und Redewendungen. Beigegeben ist die herrliche Biographie Spees von Brentano und eine literarische Einleitung.

Bosnisches Kunstgewerbe

Wien I., Seilerstätte Nr. 30 (Ecke Hinnagasse)

Freier Eintritt

Permanente Ausstellung und Verkaufsstelle



Schicht's Blumenseife Nr. 650

ist nicht nur voll köstlicher Wohlgerüche, sie reinigt auch die zarteste Haut, ohne sie anzugreifen.

Überall zu haben.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur Publikation ihrer Arbeiten in Buchform. Anfragen sub Brief an: K. K. Hof-Verlags-Buchhandlung, Wien I., Glockengasse 2.

Verlag der k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung **CARL FROMME**, Wien
II/1, Glockengasse 2.

Dr. Gustav Kolmer

Das

Österr. Herrenhaus

XXXIII und 381 S. 1907.

19×24 cm. K 5.40 = M. 4.50



Das Buch enthält die Biographien der Mitglieder des Kabinetts Beck, sowie 555 Biographien der Herrenhausmitglieder, welche der Patriakammer angehörten, als die Wahlreform beraten und der Numerus clausus für die lebenslänglichen Mitglieder der ersten Kammer beschlossen wurde. In diesem reichen Daten aus dem Lebenslauf der ehemaligen Lenker des Staates, der hervorragendsten Männer des Hochadels, des Episkopats, der Bureaucratie, der Wissenschaft, der Kunst und des Großkapitals spiegelt sich die Politik und das parlamentarische Leben Oesterreichs. Seit mehr als einem Jahrzehnt ist kein biographisches Werk über den Reichsrat erschienen. Kolmer's „Herrenhaus“ entspricht daher einem Bedürfnisse aller politischen Kreise und wird ein unentbehrlicher Behelf für alle jene sein, die sich aktiv an dem politischen Leben beteiligen oder auch nur den parlamentarischen Vorgängen mit einiger Aufmerksamkeit folgen.

Kauft Schweizer Seide!

Verlangen Sie Muster unserer Frühjahrs- u. Sommer-Neuheiten für Kleider u. Blousen: Surah chevron, Messaline ombré, Armure granité, Loutaine, Taffetas, Mousseline 120 cm breit, von Kr. 1.20 an per Meter, in schwarz, weiß, einfarbig und bunt, sowie gestickte Blousen und Roben in Batist und Seide.

Wir verkaufen nur garantiert solide Seidenstoffe direkt an Private franko und schon verzollt in die Wohnung.

Schweizer & Co., Luzern O 43 (Schweiz).

Seidenstoff-Export — Königl. Hofliefer.

SIGMUND FLUSS



K. u. K. Hoflieferant **Brünn** K. K. Hoflieferant

Hof-Kunstfärberei und chemische Waschanstalt

für Garderoben, Uniformen und Stoffe aller Art.

Spezialität: Färberei für Seidenkleider in allen Farben.

Billige Preise. — Vorzügliche Arbeit.

Für hervorragende Leistung prämiert mit 10 goldenen Medaillen.

Proviensaufträge werden auf das sorgfältigste ausgeführt.

Annahmestellen

in allen größeren Städten, wo nicht, erbitte direkte Zusendung.

Die deutsche Ostmarkenpolitik*.

Von E. Raschdau, kaiserl. D. Gesandten z. D. (Berlin).

Als ich vor einigen Tagen ältere Papiere ordnete, fiel mir ein Artikel der bekannten, in Lemberg erscheinenden polnischen Zeitschrift „Przegląd wazeczpolski“ in die Hände. Er ist im November 1901 erschienen und zieht sich durch mehrere Nummern des für gebildete Kreise geschriebenen Organs unter dem Titel „Unsere nationalen Aufgaben im preußischen Anteile“. Der Aufsatz ist gut geschrieben, in der Gedankenentwicklung durchaus logisch und in der Sprache von jener knappen, bestimmten Form, die ohne weiteres wohlüberlegte Entschlüsse erraten läßt. Ein Abschnitt daraus lautet in Übersetzung wörtlich:

„Der Kampf zwischen den Deutschen und uns ist ein Kampf, der jede Möglichkeit gegenseitiger Annäherung ausschließt, ein Kampf auf Leben und Tod. Wenn wir ihn aus einer bestimmten Entfernung betrachten, so ist leicht zu erkennen, daß es sich hier nicht um gewöhnliche Eroberungen handelt. Das ist ein Kampf um die Herrschaft über eine riesenhafte Fläche, darum, ob Berlin die Hauptstadt Deutschlands bleiben, ob den Preußen die Hegemonie des Reiches gewahrt bleiben soll. Wenn wir aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen, so werden die Deutschen nicht nur das Großherzogtum Posen, sondern auch das ganze polnisch sprechende Schlessien und das baltische Pommern, mithin eine Fläche verlieren, auf welcher heute 7 Millionen Menschen leben . . . Dann wird das Übergewicht Preußens im Reiche sehr fallen, und Berlin, nach seiner geographischen Lage an der Grenze des Staates liegend, wird als Hauptstadt unmöglich werden . . . Das ist ein Kampf, in dem es sich nicht um Kleinigkeiten handelt, es ist ein Kampf darum, ob wir als ein politisches Volk, als ein Reich existieren sollen, ob Deutschland unter der Führung Preußens dasjenige behalten soll, was es besitzt. Das ist eine Frage einer gegenseitigen Extermination auf der gegebenen Fläche, eine Frage, die nur durch den gänzlichen Sieg der einen oder der anderen Seite gelöst werden kann.“

Wenn in den deutschen Parlamenten zur Charakterisierung der polnischen Bestrebungen auf Artikel mit derartigem Inhalt hingewiesen wird, so kann man mit absoluter Sicherheit von polnischer Seite die Antwort erwarten, daß Übertreibungen überall vorkommen, daß auch die besten Zeitungen einmal etwas Verkehrtes und Überspanntes behaupten. Danach sei auf solche gelegentliche Auslassung kein großer Wert zu legen.

Demgegenüber kann ich auf Grund einer langjährigen und ich darf wohl sagen, fast täglichen Beobachtung der polnischen Presse auf das Bestimmteste versichern, daß es keine größere polnische Zeitung gibt, die diesen Gedanken nicht in

* Vgl. „Österreichische Rundschau“ Bd. XIV., Heft 3, S. 161 bis 169.

„Österreichische Rundschau“, XIV. 8.

ähnlicher Form — in Preußen allerdings mit der durch die Verhältnisse gebotenen Vorsicht und Zweideutigkeit, nicht selten aber auch hier ganz offen — ausgesprochen und immer aufs neue bis in die jüngste Zeit wiederholt hat. Nur der Raum verbietet mir, hierfür sofort den hundertfachen Beweis anzutreten. Wenn das gesprochene und geschriebene Wort noch als Ausdruck des Gedankens anzusehen ist, so kann über die Natur der polnischen Bestrebungen mit Bezug auf den preussischen Anteil bei keinem unbefangenen Beobachter auch nur der geringste Zweifel obwalten. Es ist wahr, daß es einige polnische Vertreter im preussischen Landtage und im deutschen Reichstage gibt, die in ihren Darlegungen die Dinge sehr viel vorsichtiger behandeln und so auf sentimentale Zuhörer immer noch einigen Eindruck machen. Wenn man z. B. den Abgeordneten von Jazdzewski oder auch den Fürsten Radziwill hört, deren gute Formen und verbindliche Ausdrucksweise ihren Eindruck nicht verfehlen, so „möcht's leidlich scheinen“, aber diese Richtung hat in der eigenen Fraktion nur wenige Anhänger; sie ist durch den Radikalismus, wie ihn Korfanty und Genossen betreiben, längst überholt, und bei der breiteren Masse stößt das gemäßigtere Element kaum noch auf irgend welches Verständnis. Gegenüber der friedfertigen Sprache gewisser polnischer Abgeordneter hat das Gros der polnischen Zeitungen rundweg erklärt, man solle eine Politik, die sie als eine solche der Unwahrheit und der Verstellung bezeichnen, aufgeben, denn mit ihr nütze man nicht der polnischen Sache. Und wenn man dann damit die Auslassungen gewisser hervorragender polnischer Führer, wie die des Abgeordneten v. Chrzanowski, der „die preussische Pest“ aus Posen beseitigt wissen will, oder die des Herrenhausmitgliedes v. Koscielski, der das gesamte Deutschland in der Ostmark, die Beamtenschaft eingeschlossen, öffentlich für den „Abschaum der Bevölkerung“ erklärte, und unzählige ähnliche Fälle zusammenstellt, ist es da zu verwundern, wenn in allen denkenden Kreisen Deutschlands mehr und mehr der Gedanke Wurzel faßt, daß wir im Polentum erbitterte Gegner, nicht aber Mitbürger zu sehen haben, denen es nur an der Gelegenheit fehlt, ihre Abneigung gegen alles Deutsche in offenen Abfall umzusetzen? Vor einigen zwanzig Jahren, als es noch keinen Hasatismus gab, stellte Fürst Bismarck im Abgeordnetenhaus die Frage an die polnischen Abgeordneten, ob einer unter ihnen bereit sei, sein Ehrenwort dahin abzugeben, daß er sich einer aufständischen Bewegung nicht sofort anschließen werde, wenn er die Hoffnung auf ihr Gelingen hätte. Auf diese Anrede haben die Befragten verlegen geschwiegen. Seitdem haben die Verhältnisse noch eine wesentliche Verschärfung erfahren.

Diese Lage erklärt die deutsche Aktion, die sich seit einigen Jahren vollzieht. Sie sucht nach den Mitteln, mit denen sie des polnischen Widerstandes Herr werden kann. Nicht als ob dieser Widerstand, allein auf sich gestellt, der deutschen Nation an den Lebensnerv gehen könnte, aber unter gewissen internationalen Gestaltungen könnte er doch einmal zu einer wirklichen Gefahr werden und dieser wollen wir in Deutschland zuvorkommen. Und wir meinen, daß kein Unparteiischer es Preußen verdenken wird, wenn es angesichts der immer wiederkehrenden Drohungen — mögen sie selbst übertrieben sein — seine Vorkehrungen trifft. So bleibt nur die Frage übrig, ob diese nach Form und Wesen dem zu erreichenden Zwecke entsprechen und in Übereinstimmung stehen mit dem Rechtsbewußtsein des deutschen Volkes, das sicherlich auf keiner geringeren Stufe steht, als das irgend eines anderen Kultur-

staates. Der einzige gangbare Weg, der sich bot, war die Stärkung der Deutschen, d. h. des staatstreuen Elements. In der Provinz Posen beträgt die deutsche Bevölkerung etwas über die Hälfte der polnischen, in Westpreußen ist das Verhältnis ziemlich das Umgekehrte, zwei Drittel Polen und ein Drittel Deutsche, Oberschlesien ist rechts der Oder stark überwiegend polnisch. Im letzten Menschenalter hat sich das Verhältnis der beiden Bevölkerungen zu Ungunsten der Deutschen stark verschoben und ebenso ungünstig erwies sich die Gestaltung der Besitzverhältnisse an Grund und Boden. Es war jedem Beobachter klar, daß, wenn der preussische Staat diese Entwicklung sich selbst überließ, in verhältnismäßig kurzer Zeit die östlichen Provinzen völliger Polonisierung entgegengingen. Auf Grund dieser Erkenntnis setzte die preussische Politik mit ihren Maßregeln ein, die, von der Schöpfung der Ansiedlungskommission ausgehend, heute in der bekannten, so viel angegriffenen Entseignungsvorlage gipfeln. Diese Maßnahmen sind im Auslande und auch in Deutschland selbst, hier bei den radikalen Parteien und dem Zentrum, starker Anfechtung begegnet; bei letzterem hauptsächlich aus Interesse an den katholischen Glaubensgenossen, bei den Radikalen aus Gründen, die mit der Parteidoctrin in engem Zusammenhange stehen. Die demokratischen Grundsätze lassen eine Ausnahmsbehandlung nicht zu, deshalb allein schon müsse gegen den Versuch einer Differenzierung der Volksstämme entschieden Front gemacht werden. Das ist der wesentliche Grund, warum im Reichstage, wo die freisinnigen Parteien zusammen mit dem Zentrum und der Sozialdemokratie die Mehrheit bilden, die Polenpolitik der preussischen Regierung nicht vorwärts kommt.

Und dennoch hat die staatliche Begünstigung des deutschen Elements im Osten, ganz abgesehen von dem Gedanken der nationalen Zweckmäßigkeit, ihre innere Berechtigung, sie ist ein Ausgleich der natürlichen Differenz, die im Osten zu Ungunsten der Deutschen besteht. Über diesen Punkt, der nur zu oft bei der Erörterung der Frage nicht genügend berücksichtigt wird, wollen wir hier uns näher verbreiten. Er ist um so wichtiger, als seine Erörterung auch die Frage löst, warum wir in Deutschland bei Behandlung der Polenfrage nicht weiter gekommen sind, als es tatsächlich der Fall ist.

Es ist eine alte Erfahrung, daß in dem Konkurrenzkampfe zweier Nationalitäten unter gleichen öffentlich-rechtlichen Verhältnissen, soweit die breiten Massen in Frage kommen, der kulturell niedriger stehende sozusagen am längeren Arm des Hebels sitzt. Wir sagen „die breiten Massen“, d. h. der Handarbeiter in den industriellen wie landwirtschaftlichen Betrieben, der Handwerker, der kleine Gewerbetreibende bis in den Mittelstand hinein, und das ist in dem hinter dem übrigen Deutschland zurückstehenden Osten die ungeheure Mehrheit der Bevölkerung. Die größere Bedürfnislosigkeit wird zum erfolgreichen Kampfmittel! Wenn man den Gedanken auf seine einfachste Wurzel zurückführen will, so kann man sagen, der Pole schlägt den Deutschen, weil er weniger Hemden verbraucht, weniger Seife verwendet, mit geringerer Wohnung und Kost zufrieden ist. Diese Verhältnisse fangen an, sich jetzt allmählich auszugleichen, aber bisher haben sie in voller Wirkung bestanden, und der Deutsche hat vielfach dem Polen aus diesem Grunde das Feld geräumt. Noch ungünstiger wird die Lage für den Deutschen dadurch, daß diese Konkurrenz durch die zuwandernden russischen und galizischen Arbeiter, deren Bedürfnisse noch niedriger

sind, als die der preußischen Polen, verschärft wird. In ungeheuren Massen strömen seit Jahren slawische Arbeitskräfte ins Deutsche Reich, die Zahlen der berühmten Völkerwanderungen des 4. und 5. Jahrhunderts weit hinter sich lassend. Wir haben in Deutschland seit Jahren mehr Arbeit als Arbeiter und wir haben diese fremden Hunderttausende nicht entbehren können. Aber darüber ist bei keinem aufmerksamen Beobachter ein Zweifel, daß wir unsere außerordentliche wirtschaftliche und industrielle Entwicklung, die in mancher Beziehung an amerikanische Verhältnisse erinnert, mit nationalen Opfern bezahlen müssen. Besonders unserer östlichen Bevölkerung gereicht sie vom nationalen Standpunkte aus zu schwerem Nachteil. Mannigfache Bestrebungen sind im Werke, diesem Zustande Abhilfe zu schaffen; aber die Verhältnisse waren bisher stärker als alle privaten und staatlichen Versuche und den deutschen Patrioten kann nur die Voraussicht beruhigen, daß die natürliche Entwicklung in mutmaßlich nicht ferner Zeit von selbst Wandel schaffen wird. Deutschland produziert jährlich etwa einen Überschuß von vier fünfstel Millionen Menschen, eine deutsche Auswanderung besteht nur noch in sehr geringfügigem Maße, ja die Einwanderung Deutscher ins Reich ist in den letzten Jahren größer gewesen als der Verlust.

Es ist, sobald unsere wirtschaftliche Entwicklung einen ruhigeren Fluß nimmt, mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen, daß die Nachfrage nach ausländischen Arbeitern nachlassen wird und daß dann eines der ungünstigsten Momente in dem östlichen Nationalitätenkampfe wegfällt. Vorderhand aber spielt diese slawische Welle, die sich über die Grenze ergießt, eine wichtige Rolle unter den Gründen, die den Deutschen im Osten zum Abzug veranlassen. Er sieht das ganze Reich vor sich offen mit seinen günstigeren Lebensbedingungen. Hier winkt ihm ein milderes Klima, ein fröhlichere, abwechslungsreichere Natur, die Aussicht, des nationalen Ärgers ledig zu sein und sich unter Stammesgenossen zu bewegen; die sozialen Verhältnisse sind ungleich günstiger und so bedarf es keines allzu großen Anstoßes, um in ihm den Entschluß zur Reise zu bringen, den Aufenthalt in der Diaspora zu vertauschen mit dem im gesegneten Westen. Für den Polen sind die Gründe, die ihn zum Bleiben veranlassen, die stärkeren. Er lebt und arbeitet auf dem Boden, den er für polnisch ansieht, er wird gehalten und unterstützt von einer Geistlichkeit, die ihr ganzes seelsorgerisches Wirken in den Dienst der nationalen Sache stellt; er wird unterstützt durch die polnische Gemeinschaft, die viel enger zusammenhält als die unter den Deutschen bestehende. Nichts lockt ihn nach dem Westen als etwa die Sachsengängerei, die ihm die Mittel für den Winter und mehr als das einbringt. So tritt er schnell und willig in den Platz ein, den der deutsche Auswanderer freigelassen, und hängt an ihm fester als dieser. Für den deutschen Grundbesitzer kommt ein weiterer Reiz der Abwanderung hinzu. Die Preise im Osten sind durch die scharfe Konkurrenz, die die Ansiedlungskommission und das Polentum einander machen, seit dem Bestehen der Kommission um 100% gestiegen. Es besteht die Meinung, daß über kurz oder lang ein Rückschlag in dieser Preisbildung eintreten werde, und gar mancher Besitzer sucht von der günstigen Konstellation noch schnell Nutzen zu ziehen. Bei den Polen ist dieser Reiz natürlich ebenso vorhanden, aber ein starker Gemeinnutz und ein rücksichtsloses Auktionsverfahren, das jeden Zuwiderhandelnden zum Paria erklärt, verhindert den Verkauf an Nichtpolen. So ist der

deutsche Grundbesitz in den letzten Jahren trotz der Bemühungen der Ansiedlungskommission nicht unerheblich zurückgegangen.

Ich habe eben angedeutet, wie hinter dem einzelnen Landsmann die Gesamtheit der Polen steht. Überall hört man bei Erörterung dieser Dinge den Ausdruck der Verwunderung, daß es 58 Millionen Deutschen so schwer wird, den 3 Millionen Polen in den Ostmarken die Wage zu halten. Dieses Zahlenverhältnis ist tatsächlich aber ein ganz anderes. Den Deutschen stehen keineswegs nur die 3 Millionen ostmärkischer Polen gegenüber, denn hinter diesen stehen die Stammesgenossen der beiden anderen Anteile und stärken ihnen in jeder Weise den Rücken. Es ist eine Tatsache, daß das gesamte Polentum seit Jahren den in Preußen sich abspielenden Kampf als den zurzeit wichtigsten Vorgang in seiner nationalen Entwicklung ansieht. Durch diesen gemeinsamen, weitverzweigten Widerstand hofft man die preußische Regierung, die eigentlich erst seit einem Duzend Jahre eine konsequente Polenpolitik verfolgt, in ihrer Haltung irre zu machen. Wirtschaftlich, politisch, moralisch gewähren die Polen in Galizien und im Weichselgouvernement ihren Landsleuten in Preußen den stärksten Rückhalt. Die ganze Bewegung in Oberschlesien, das noch vor zwanzig Jahren eine durchaus loyale Bevölkerung aufzuweisen hatte, ist durch diese Hintermänner, durch die galizische Propaganda, geschaffen worden. Als ob keine politischen Grenzen beständen, wird eine wüste Hezardei von Krakau und Lemberg aus betrieben. Polnische Blätter haben es erst ganz kürzlich offen zugegeben, daß die oberschlesische Bewegung durch galizische Mittel angestiftet und unterhalten wird. In Rußland unterwirft sich das Polentum, unwillig zwar, aber ohne viel Widerstand der sich jetzt wieder stärker fühlbar machenden Staatsgewalt. Zwischen der ersten und der dritten Duma liegt für das Polentum eine schwere Enttäuschung. Man hat sie ruhig hingenommen, und als vor wenigen Wochen ein Befehl des Generalgouverneurs in Warschau den polnischen Schulverein, den Stolz und die Hoffnung der russischen Polen, mit einem Federstrich unterdrückte, verlautete in Europa kaum etwas von diesem durchgreifenden Akt der russischen Verwaltung. Damit vergleiche man den Korybantenlärm, der bei dem Wreschener Schulfall, dem Schulstreik und jetzt bei der Enteignungsfrage von dem gesamten Polentum in den drei Anteilen und sonst im Auslande in Szene gesetzt wird!

Was steht nun dieser polnischen Geschlossenheit auf deutscher Seite gegenüber? Die deutsche Sozialdemokratie mißbilligt durchwegs die in den Ostmarken heute befolgte Politik und stellt sich auf die polnische Seite. Während bei den Polen die Sozialdemokratie, von wenigen Einzelfällen abgesehen, sich als durchaus national gesinnt erweist, geht die deutsche Sozialdemokratie über die nationale Frage zur Tagesordnung. Die große Partei des deutschen Zentrums leistet der preußischen Regierungspolitik auf diesem Gebiete den härtesten Widerstand; sie tat es sogar, als sie Regierungspartei war. Das erste ultramontane deutsche Blatt zögerte nicht, bei den Wahlen die deutschen Katholiken im Osten zur Bevorzugung des polnischen Kandidaten gegenüber dem nationaldeutschen zu ermuntern. In der neuesten Zeit fängt der deutsche Katholizismus im Osten allerdings an, sich von der Politik des Zentrums zu trennen und den deutschen Standpunkt entschiedener zum Ausdruck zu bringen. Diese Bewegung ist aber erst im Werden. Wie das Zentrum, so stehen auch die kirchlichen Organe im Osten auf polnischer Seite. In einem sehr aus-

fährlichen Programme der polnischen nationaldemokratischen Partei wird als unumstößlicher Grundsatz ausgesprochen, daß die Haltung der kirchlichen Behörden und das bürgerliche Verhalten der polnischen Geistlichen von der Partei genau zu kontrollieren und daß die Geistlichkeit überall zu einer möglichst umfassenden nationalen Tätigkeit heranzuziehen sei. Die religiöse Seite wird also der nationalen vollständig untergeordnet. Die katholische Religion ist hier tatsächlich zu einer polnischen geworden; sie ist nicht „katholos“, die allgemeine, sondern eine eng begrenzte. Denn was bedeutet es anderes, wenn der ganze Kultus einen nationalpolnischen Anstrich erhält? Der liebe Gott, so wird den Kindern gelehrt, spricht nur polnisch, ebenso der Heiland, die Jungfrau Maria und der Papst. Die heilige Jungfrau wird als Königin Polens verehrt, die mit der Schärfe des Schwertes die Feinde — die Deutschen — schlagen wird. Der Beichtstuhl, die Kanzel, die Gnadenmittel der Kirche werden zur Förderung rein weltlicher nationaler Ziele benutzt. „Wer von Euch bei der Wahl nicht dem Polen seine Stimme gibt, begeht eine Todsünde“, erklärte hier ein Vikar. Ein anderer vielgenannter Geistlicher rechtfertigt die Boykottierung der Deutschen aus dem Vaterunser. „Das Gebet in deutscher Sprache ist eine Sünde“, erklärt ein dritter. Die verbreitetsten und die feindseligsten polnischen Blätter werden vielfach von polnischen Geistlichen bedient. An der Spitze aller nationalen Verbindungen wirken Geistliche mit, im Vorstand des Marcinkowski-Vereines sitzen über 20 Präpste. Das Heiligste des Menschen wird benutzt, um damit Propaganda gegen das Deutschtum zu treiben. Und mit diesem Verfahren vergleiche man die Haltung der deutschen Katholiken auf diesem nationalen Kampfgebiet! Er sieht in dem Polen zunächst den Glaubensgenossen und verhält sich im besten Falle passiv. Die wenigen deutsch gesinnten Geistlichen im Osten halten sich, ungleich ihren polnischen Kollegen, von jeder politischen Betätigung zurück. So ist wirklich polnisch und katholisch dort identisch geworden.

Ich habe diese Einzelheiten erwähnt, um dem fernerstehenden die Erklärung zu geben, warum der Widerstand gegen den polnischen Andrang dem Deutschen im Osten besonders schwierig und seine Stellung die ungünstigere ist. Die wirtschaftlichen und die kulturellen Bedingungen sind ihm nachteilig, der traditionelle Zug nach dem Westen lockert seine Bodenständigkeit, die private Unterstützung aus dem Reiche ist nicht ausreichend, die Kirche achtet seiner nationalen Nöten nicht. Allein der letzte Grund wäre schon genügend, um die Staatsgewalt ins Feld zu rufen. Wenn von den beiden mächtigen Organisationen des öffentlichen Lebens die eine, die Kirche, ihren Einfluß zugunsten des staatsfeindlichen Elements geltend macht, so ist es nicht mehr als recht und billig, daß die andere, der Staat, für seine loyalen Angehörigen eintritt. Es wäre eine Verlehnung seiner Pflichten und Interessen, wenn er es nicht täte! Aber auch die anderen ungünstigen Verhältnisse seiner Untertanen erheischen seine Mitwirkung. Wenn die Widerstandskraft des Einzelnen, dessen Erhaltung ein Staatsinteresse ersten Ranges bedeutet, nicht ausreicht, so muß die organisierte vereinigte Kraft, die Potenz der Einzelkräfte, die ihre höchste Vertretung in der Macht des Staates findet, die Schwäche ausgleichen, ergänzen. Die preussische Regierung hat in ihrer Ostmarkenpolitik überall nur in der Verteidigungsstellung gehandelt, auch die Ansiedlungskommission hat zunächst nur schützend eingegriffen und fast zwanzig Jahre lang in diesem Sinne gewirkt. Sie hat nur solche Güter

angekauft, die ihr freiwillig angeboten wurden. Erst neuerdings, angesichts der zunehmenden Fortschritte des Gegners und bei der Notwendigkeit, die Ansiedlungspolitik fortzusetzen, hat die Regierung den Weg eingeschlagen, vom Landtage das Recht der Enteignung in den zwei östlichen Provinzen zu fordern. Die Beschränkung auf eine bestimmte Fläche (höchstens 70.000 ha) und der mäßige Betrag der ihr voraussichtlich zur Verfügung stehenden Gelder lassen erkennen, daß das Enteignungsrecht nur in beschränkter Ausdehnung ausgeübt werden soll. Die Absicht der Männer, die am stärksten für dieses Recht in die Öffentlichkeit eingetreten sind, geht dahin, den Prozeß der weiteren Polonisierung deutschen Bodens aufzuhalten, d. h. mit diesem Machtmittel im wesentlichen den Zustand der Verteilung des Bodens zwischen den beiden Volksstämmen in dem gegenwärtigen Verhältnis zu erhalten. Jeder Unbefangene mag urteilen, ob in diesem Verfahren jene Grausamkeit und Brutalität zu finden ist, deren heute die ausländische Presse in so übertriebener Weise die preussische Regierung anklagt.

Die ausländische Presse! Man darf es den Deutschen nicht verübeln, wenn sie in dieser Beziehung etwas abgestumpft sind, zumal sie nachgerade recht wohl wissen, wo in der Hauptsache die Veranstalter dieser Bewegung zu suchen sind und mit welchen Mitteln dabei gearbeitet wird. Ich habe bereits des Wreschener Schulfalles Erwähnung getan. Ein halbes Duzend Kinder waren in dem kleinen Städtchen Wreschen in Anwesenheit des Schulinspektors vom Lehrer mit dem Rohrstock geprügelt worden, weil sie ganz plötzlich trotz vielfacher Mahnung es ablehnten, in der Religionsstunde deutsch zu sprechen. Die Prügelung überschritt in keinem Falle die nach den Schulvorschriften zulässigen Grenzen. Die geprügelten Knaben waren zum Teil bössartige Rangen, die wegen Diebstahls und roher Tierquälereien Strafen erlitten hatten. Über diesen, an sich gänzlich unbedeutenden Vorgang erhob sich in einem Teil der europäischen Presse ein Lärm, den man in der Tat in Deutschland nicht erwartet hatte. Erst allmählich sind die geheimen Fäden bloßgelegt worden und es verdient auch hier erwähnt zu werden, daß bei der späteren gerichtlichen Behandlung des Vorfalles, der zu Unruhen in dem Städtchen geführt hatte, der Vorsitzende des Gerichtes einen polnischen Vikar, der als Zeuge vernommen wurde, mit den Worten anredete: „Eigentlich verdienen Sie hier auf der Anklagebank Platz zu nehmen.“ Man ist damals den Spuren der ausländischen Bewegung nachgegangen und hat dabei allerlei feststellen können. Wenn z. B. die „Illustration“, die vornehmste Wochenschrift Frankreichs, damals ein wohl gelungenes Gruppenbild Wreschener Kinder mit der Unterschrift „Enfants de Wreschen fouetés par ordre du gouvernement prussien“ brachte, eine Aufnahme, die mit dem Schulfall in gar keiner Verbindung stand, so war unschwer die polnische Herkunft festzustellen. Oder wenn man in den Straßen Roms für eine Petition Unterschriften sammelte, in der die italienische Regierung gebeten wurde, gegen die preussische Barbarei einzuschreiten, so ergab es sich, daß zwei polnische Monsignori in Rom an der Spitze dieser „italienischen Bewegung“ standen. Und selbst bis nach Amerika wurde damals ein polnisches Pamphlet verbreitet, in dem allerlei Verleumdungen über Deutschland enthalten waren. Wir können hier nicht in weitere Einzelheiten eintreten. Diese Vorgänge haben sich vor zwei Jahren anläßlich des Schulfalles wiederholt und man wird es den Deutschen nicht verdenken dürfen, wenn der Ein-

druck solcher künstlichen Erregungen nicht mehr tief geht. Ganz besonders hat sich Herr H. Sienkiewicz bei jeder Gelegenheit der Interessen seiner Stammesgenossen angenommen. Er hat in einer der vorigen Nummern dieser Zeitschrift einen Artikel veröffentlicht, der, mit früheren Leistungen des Verfassers auf diesem Gebiete verglichen, durch die Zurückhaltung in Ton und Inhalt deutsche Leser einigermaßen überraschen mußte. Der Sienkiewicz, den wir bis dahin kannten, war ein ganz anderer Rufer im Streit. In der Wreschener Episode hat er einen Brief in die Welt geschickt, in dem er die Existenzberechtigung des preußischen Staates bestritt und Gott anflehte, daß dieser Staat trotz seiner gegenwärtigen Stärke zu einer vorübergehenden Erscheinung herabsinken möge. Und neuerdings hat Herr Sienkiewicz in Verbindung mit dem neugeschaffenen polnischen Pressbureau in Paris — wir können beiden dieses Kompliment machen — wesentlich dazu beigetragen, daß in der Tat die preußische Enteignungsvorlage in einem Teil der fremden Presse eine lebhaftere Erörterung fand, als dies sonst wohl geschehen wäre. Er hat in einem Rundschreiben an hundert und einige Männer von Ruf von dem Gesetzentwurf gesprochen als dem „rohen und sinnlosen Ausbruch einiger nicht nur des sittlichen Sinnes, sondern auch des Verstandes beraubter Fanatiker“, von einem „schmachvollen Attentat auf die Menschenrechte“, dem „größten Schandfleck in der Geschichte des 20. Jahrhunderts“ usw. Unter der suggestiven Gewalt dieser stürmischen Beredsamkeit haben die Adressaten zum Teil in ähnlichem Tone geantwortet. Herr Sienkiewicz wundert sich, daß diese Korrespondenz in der deutschen Presse so wenig beachtet worden sei. Wir wollen ihm die Erklärung geben. Jede einzelne Nummer irgendeiner polnischen Zeitung bringt über die Frage gehaltvolleres Material als die gesamten Antworten seiner französischen Freunde enthalten. Nichts als hohle, oberflächliche Aburteilung, Schimpfworte wie Barbarentum, Wildheit, Diebstahl, Raub, Verbrechen, Brutalität; nicht der leiseste Versuch, den Dingen auf den Grund zu gehen, oder eine Erklärung für die beabsichtigte Maßnahme zu erhalten. Bei den befragten Belgiern lauten die Antworten zum Teil schon anders; sie gestehen ihre Unzuständigkeit ein, mildern ihre Verurteilung durch gewisse Vorbehalte. Und doch hätten gerade die Franzosen ihre Neigung, den Deutschen was am Zeuge zu flicken, bei dieser Gelegenheit dämpfen sollen. Während man in Preußen ein engbeschränktes Enteignungsrecht mit weitgehender, in letzter Instanz von unabhängigen Gerichten zu entscheidender Entschädigungspflicht vorschlägt, hat Frankreich eine der größten Zwangsenteignungen, die die Geschichte kennt, vorgenommen. Ein einziger Franzose hat den Mut und die Selbstkritik gehabt, Herrn Sienkiewicz zu erwidern, daß Preußen wenigstens Entschädigung leiste, in Frankreich aber die enteignete Kirche nicht entschädigt werde. Und man behauptete nicht, daß es sich hier nur um Güter der toten Hand handelt. Der französische Bürger z. B., der für das Messelesen zugunsten eines Dritten ein Kapital eingezahlt hat, geht des Rechts und des gezahlten Kapitals verlustig. Gerade in Frankreich hätte man alle Veranlassung, bei dem Urteil über andere Nationen recht vorsichtig zu sein. Wie hat man dort gehandelt, als es notwendig erschien, einer sezeßionistischen Bewegung in Nizza Herr zu werden? Als dort die italienische Presse unbequem zu werden anfang, wurde im Handumdrehen in der Kammer ein Gesetz erlassen, das Blätter in fremder Sprache den Bestimmungen über die auswärtige

Presse unterwirft und vierzehn Tage später war die italienische Presse in Nizza einfach durch Verfügung des Präfekten unterdrückt. Ein solches Vorgehen wäre nach der deutschen Gesetzgebung einfach unmöglich. Wir haben nicht gehört, daß deutsche Gelehrte deswegen der französischen Nation Vorwürfe gemacht oder sie gar in so roher Weise beschimpft hätten.

Wenn Herr Sienkiewicz und seine Freunde sich etwas weiter umgesehen hätten, so wäre ihr Urteil doch vielleicht weniger streng gegen das preussische Verfahren ausgefallen. Während in Berlin die Enteignungsvorlage vorbereitet wurde, erschien in England — im August 1907 — ein sehr beachtenswertes Gesetz. Um der Landflucht zu steuern, will man in England Kleinfriedlungen schaffen. Zu dem Zwecke ist in dem Lande, in dem wie in keinem anderen die Unverletzlichkeit der Person und des Eigentums sonst geachtet wird, die Zwangsenteignung eingeführt worden. Kommissäre des landwirtschaftlichen Ministeriums haben jetzt diskretionäre Gewalt, in den Gemeinden, die ihnen geeignet scheinen, zwangsweise den Grundbesitzern Land gegen Entschädigung abzunehmen, und es an Ansiedler zu parzellieren. Hier in England handelt es sich um eine Enteignung für Zwecke agrarischen Charakters, in den östlichen preussischen Provinzen geschieht sie im nationalen Interesse, aber ebenso für Ansiedlungszwecke. Ist dieser Unterschied von solcher Bedeutung, um den Ausbruch fanatischen Hasses zu rechtfertigen, wie wir ihn leider in den französischen Briefen feststellen müssen? Ist das eine Gelegenheit, um von Diebstahl, Raub und Erpressung zu reden?

Herr Sienkiewicz hat an dieser Stelle den Deutschen das Beispiel Galiziens vorgehalten, das in so vortrefflichen Beziehungen zu dem Gesamtstaate stehe; er empfiehlt ihnen, sich an diesem Verhältnis für die Behandlung der Polenfrage ein Muster zu nehmen. Wir gestehen, dieser Vorschlag und die lautlose Art, wie er über die sich stetig mehrenden Schwierigkeiten der galizischen Nationalitätenfrage hinweg gleitet, hat uns überrascht. Was würde Herr Sienkiewicz sagen, wenn bei uns in Posen und Westpreußen der herrschende Stamm seine Vorherrschaft ebenso ausnützen wollte, wie dies nach allen Nachrichten, die uns aus Galizien kommen, die Polen gegenüber den Ruthenen tun*. Ich brauche mich österreichischen Lesern gegenüber hier nicht ausführlicher auszusprechen. Alles, was wir über galizische Wahlumtriebe zur Unterdrückung jeder unerwünschten Opposition gehört haben, ist ausreichend, um den deutschen Staatsbürger mit leisem Schauder zu erfüllen. Wir kennen aus den Wiener Parlamentsdebatten den Beinamen, den die autonome Provinz sich durch jene erstaunlichen Vorgänge erworben hat. Wir haben keine Lust, uns dorthin unsere Muster zu holen. Herr Sienkiewicz spricht in seinem Rundschreiben von dem deutschen Kulturzustande in herabsehbender Weise und ladet die wissenschaftliche Welt zu ähnlicher Beurteilung ein. Als voriges Jahr sechzig englische Journalisten das Deutsche Reich bereisten, standen sie in Bewunderung vor dem Kulturbild, das ihnen das moderne Deutschland bot. Gewiß, es ist nicht alles bei uns so, wie es sein sollte, und niemand ist kritischer als die Deutschen selbst bezüglich der Verbesserungsfähigkeit ihrer Zustände. Alles aber, was zu diesem Ka-

* Vergl., um nur das Neueste anzuführen, den Artikel „Die Wirtschaft der polnischen Bureaucratie in Ostgalizien“ vom Reichsratsabgeordneten Dr. Kyrilo Trylowskyj in Nr. 9/10 der Ukrainischen Rundschau für 1907.

pitel die Freunde des Herrn Sienkiewicz in ihren Briefen beigetragen haben, ist — sit venia verbo — öde Phrasologie.

Und zum Schluß noch eins! In den politischen Auslassungen des polnischen Dichters spielt das Wort Haß eine große, immer wiederkehrende Rolle. Er fühlt nicht, daß jede Zeile seines Wreschener Briefes und jedes Wort seines Rundschreibens an die Gelehrten und Dichter Europas von diesem Haße diktiert sind, und schreibt diese Leidenschaft nur den Deutschen in ihrer Beziehung zu den Polen zu. Auch hierin irrt sich Herr Sienkiewicz. Ich kenne die Männer, die bei der ostmärkischen Politik in Preußen leitend beteiligt sind, fast alle persönlich. Kein einziger ist unter ihnen, der nicht sofort bereit wäre, in die Hand des Polen zu schlagen, der sich auf den Boden der durch den Gang einer hundertjährigen Geschichte geweihten Verhältnisse stellt und zu gemeinsamer Arbeit bereit ist. Jede persönliche, jede Rassen- und Stammesfeindseligkeit ist diesen Männern ganz fremd. Das Wort: „Der Deutsche kann nicht des Polen Bruder sein“ ist nicht in Deutschland entstanden.

Unsere Abwanderer.

Von Dr. Leopold Caro, Advokat in Krakau.

Jahraus jahrein wandern Hunderttausende österreichischer Arbeiter über die Grenze nach Deutschland, Dänemark, Schweden und der Schweiz, in kleinen Gruppen auch nach Rumänien und Rußland*. Der große industrielle Aufschwung Deutschlands, dessen bewundernde Zeugen wir sind, wäre zu einer Katastrophe für die deutsche Landwirtschaft geworden, wenn diese nicht in der günstigen Lage wäre, ihren Bedarf an Arbeits Händen nach Abfluß der deutschen Arbeiter zur inländischen Industrie aus dem Auslande zu decken.

* Quellen: Außer den Akten des Ministeriums des Innern, des galizischen Landesauschusses und der galizischen Statthalterei, deren Einsicht mir gewährt wurde, und früheren Werken (Kärger, Sering) wurden benützt: 1. Pilat: Wychodźstwo robotników rolnych do Niemiec za zarobkiem, Lwów 1900. 2. Derselbe, Über die Mittel zur Abhilfe gegen den Mangel an Arbeitern und Diensthöten in der Landwirtschaft 1900. 3. S. W. Rinner: Zeitschrift der Landwirtschaftskammer für die Provinz Schlesien. Heft 48 und 49. Jahrgang 1900. 4. Stuhke: Die Preußengängerei russisch- und galizisch-polnischer Arbeiter. Neudamm 1903. 5. von Stojentin: Die Mißstände der Agentenwirtschaft 1903. 6. Dr. Trzciński: Russisch-polnische und galizische Wanderarbeiter im Großherzogtum Posen. Stuttgart und Berlin 1906. 7. Verax: Jak można wpłynąć na poprawę doli polskich robotników sezonowych w Niemczech (Ruch chrześcijański-społeczny), Posen Nr. 7. 8. 9. und 10 ex 1907. 8. Die Zeitschrift „Misje Katolickie“ 25. Jhrg. 9. Proczkówna K. Sezonowe wychodźstwo polskie („Polski Łan“ vom 20. April 1907, Nr. 16.) 10. Vier Abhandlungen über die Auswanderungsfrage herausgegeben vom Posener „Ruch chrześcijański-społeczny“ 1906. 11. Die Referate von Wasintyński (Warschau), Dr. Rałowski (Warschau) und Dr. Benis (Krakau), sowie die Verhandlungen auf dem Kongreß polnischer Juristen und Nationalökonomien Herbst 1906. 12. Wychodźstwo polskie w Niemczech von Dr. Kałmir Rałowski (Biblioteka-Warszawska 1902. Band 4.) 13. Wychodźstwo włościan z Królestwa na zarobek von S. Krzeczowski (Bibl. Warszawska 1901. Band 3.) Die übrigen Quellen werden im Text zitiert.

Für die Erlaubnis der Einsichtnahme in die amtlichen Akten sage ich an dieser Stelle Sr. Erzellenz dem Herrn Minister des Innern Freiherrn von Bienenroth, dem Herrn Statthalter von Galizien Erzellenz Grafen Potocki, sowie dem hohen galizischen Landesauschuß meinen wärmsten Dank.

Unser größter Export sind Menschen; ihre beste Arbeitskraft dient dem Ausland. So lange wir für sie im Inlande keine genügende Verwendung finden, müssen wir uns mit dieser traurigen Tatsache abfinden.

Aber dies entbindet uns nicht der Pflicht zu erforschen: wie viel Arbeiter uns jährlich verlassen, wohin sie gehen, wie sie im Auslande behandelt werden, was sich zur Verbesserung ihres Loses tun ließe. Die Statistik der Auswanderung aus Österreich-Ungarn nach den Vereinigten Staaten sowie eine Beschreibung des Loses unserer überseeischen Auswanderer habe ich an anderer Stelle veröffentlicht*. Hier will ich versuchen, ein kurzes Bild der Lage unserer Abwanderer zu entwerfen.

Deutschland, wohin das Gros unserer Arbeiter geht, weiß ganz genau, wie viele es beherbergt. Die Aufzeichnungen in den Grenzstationen und die peinlichst geführten Meldungs- und Krankenkassenlisten bilden die Quellen dieser Kenntnis. Das preussische Landes-Ökonomiekollegium hat denn auch schon mehrmals den Wunsch nach Veröffentlichung der betreffenden Zahlen ausgesprochen, jedoch bisher ohne Erfolg.

Es handelt sich hier vermutlich um insgesamt 350.000 Arbeiter, die Deutschland jährlich beschäftigt; allerdings werden hier die Polen und Ruthenen aus Galizien mit den Polen aus Russisch-Polen und den Ruthenen aus Nordungarn zusammengerechnet. Die Zahl der österreichisch-ungarischen Arbeiter in Deutschland würde ich auf 180.000 bis 200.000 jährlich schätzen. Dr. Rudolf von Fürer gibt in seinem Aufsatz: „Einflußnahme der Arbeitsvermittlung auf die Auswanderung“ (Der Arbeitsnachweis I. Jahrgang, I. Heft 1907) die Zahl der bloß über Oderberg in den ersten drei Vierteln des Jahres 1906 abgewanderten Feldarbeiter mit 11.607 an. Die Hauptmasse geht jedoch über Oświęcim und Szczafowa. Nach den Aufzeichnungen der Polizeikommissariate in diesen beiden Stationen, deren Einsichtnahme mir von der Krakauer Polizeidirektion gewährt wurde, zogen nach Preußen im Jahre 1905 über Oświęcim 58.843, über Szczafowa 46.990, zusammen also 105.835 Menschen; im Jahre 1906 über Oświęcim 73.226, über Szczafowa 37.466, zusammen 110.692, nicht mitgerechnet 346 Arbeiter aus der Buſowina. In den ersten neun Monaten des Jahres 1907 betrug dieser Massenauszug über Oświęcim 94.573, über Szczafowa 43.026, zusammen 137.599 Menschen, zu denen für die letzten drei Monate noch zirka 6400 Menschen hinzugerechnet werden können, was pro 1907 zirka 144.000 Arbeiter bloß aus Galizien ausmacht. Wenn gegen 500 Arbeiter aus der Buſowina und zirka 15.500 über Oderberg ziehende Feldarbeiter hinzugerechnet werden, so gibt dies im Jahre zusammen 160.000 Arbeiter aus Österreich-Ungarn, die ihre Arbeitskräfte in Deutschland verkaufen. Hier sind aber diejenigen nicht mitgezählt, die von Winkelagenten geführt oder aus eigenem Antrieb im militärpflichtigen Alter abwandern und daher die polizeiliche Grenzkontrolle meiden, ebenso die böhmisch-mährischen Arbeiter, schließlich diejenigen Polen, die ursprünglich Binnenwanderer, in Mähren, Böhmen, Niederösterreich zc. ihr Leben fristeten und von dort über die schlesische oder böhmische Grenze nach Deutschland ziehen, so daß die Annahme von 180.000 bis 200.000 Arbeitern jährlich eher zu niedrig als zu hoch erscheinen dürfte.

* Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, Heft 1 und 6, 1907.

Das Hauptkontingent der Feldarbeiter in Deutschland bilden die Polen und da kommen auch die Arbeiter Russisch-Polens in Betracht. Nach der amtlichen russischen Statistik gingen von dort nach Deutschland

1900	119.284
1901	139.664
1902	135.657
1903	141.728
1904	137.701*

Wenn erwogen wird, daß die russischen Behörden bis 1906 Arbeitspässe bloß für die Zeit vom 1. April, seither aber bereits vom 14. März jedes Jahres erteilen, so ist es klar, daß diejenigen Arbeiter, die in einem früheren Zeitpunkt nach Deutschland angeworben werden und auf illegalem Wege das Land verlassen, in obigen Ziffern unberücksichtigt geblieben sind. Daß es sich aber hierbei um bedeutende Ziffern handeln muß, ist schon a priori daraus zu schließen, daß ein so hervorragender Kenner der deutschen Landwirtschaft, wie Prof. Sering, behauptet, wenn Rußland einmal die Abwanderung seiner Saisonarbeiter nach Deutschland verbieten wollte, so würde die ganze Ernte daselbst in Frage stehen.

Angesichts dieser Daten ist es ganz merkwürdig, daß die Volkszählung Deutschlands vom 1. Dezember 1900 wohl 371.000 österreichisch-ungarische, aber bloß 46.967 russische Untertanen aufweist. Da die ausländischen Arbeiter bis Weihnachten in Deutschland beschäftigt sind, so ist die Ziffer von 46.967 in starkem Widerspruch mit der obigen von 119.284 und auch mit der Befürchtung von Prof. Sering. Könnte der Abgang von 46.967 Mann wirklich die Ernte im großen Deutschen Reiche in Frage stellen? Die preussische Statistik von 1905 weist im ganzen 210.960 in Preußen sich aufhaltende Österreicher und 21.450 Ungarn auf**. Auch diese Ziffern dürften der Wirklichkeit nachstehen.

Begehrt werden diese Arbeiter teils durch die Landwirtschaftskammern der verschiedenen Provinzen Deutschlands, teils durch die Feldarbeiterzentrale in Berlin, beziehungsweise ihre Filiale in Mysłowitz, teils durch private Vermittlungsbureaus und Agenten, geliefert in erster Reihe und bis vor kurzem ausschließlich durch konzessionierte und Winkelagenten, Schlepper und Vorarbeiter, zu kleinem Teile auch durch die öffentlichen Arbeitsvermittlungsämter. Doch gibt es auch Arbeiter, welche selbst aufs Geratewohl oder zu bereits bekannten Arbeitsgebern reisen.

Das Vermittlungsgeschäft, das sich nun hier entwickelt, ist überaus einträglich und gibt außerdem leicht Gelegenheit zu Prellereien und Übervorteilungen.

Die Landwirtschaftskammer für die preussische Provinz Schlesien veröffentlichte im Jahre 1898 in den Zeitungen eine Warnung, in welcher die Landwirte auf die zahlreichen Fälle von Übervorteilung bei dem Bezuge galizischer Arbeiter durch Agenten aufmerksam gemacht wurden. Laut dieser Warnung nützen die Vermittler die großen Lohnunterschiede zwischen Schlesien und Innergalizien in ihrem Interesse aus. Während der tägliche Durchschnittsbarlohn für männliche Sommerarbeiter in Schlesien Mk. —.90 bis Mk. 1.30, also (mit Abrechnung der Sonn- und Feiertage) bis Mk. 30.—

* Vgl. Dr. Grotowski: Kwestyonaryusz dla badania stosunków obcizys askich. (Ekonomista Heft 3, 1907.)

** Soziale Rundschau, Jahrg. XV. 46. Jhrg. XVI. 7.

monatlich betrug, stellte er sich in Galizien auf etwa Mk. —.50 bis Mk. —.60 täglich, also bis Mk. 15.— monatlich. Diesen großen Unterschied beuteten die Vermittler in der Weise aus, daß sie die Leute an die Landwirte kontraktlich zu einem Monatslohne, der nur etwas geringer als der in Schlessien gezahlte war, also Mk. 28.— bis Mk. 30.— vermieteten. Sie bedangen sich jedoch aus, daß die Löhne an sie gezahlt werden, sie selbst aber bezahlten den Leuten nur den in Galizien üblichen Lohn, so daß ein Agent pro Mann und Monat Mk. 15.— verdiente. Bei 7 Monaten Arbeitszeit und 2000 Arbeitern betrug sonach der Verdienst eines Vermittlers etwa Mk. 200.000; nebstdem verdiente er aber auch noch an den Reisepesen.

Krasse Einzelfälle aus der Zuckerfabrik Bernstadt (Kreis Ols), der Schamottefabrik Adolphshütte, der Zuckerfabrik Roßsch (Provinz Sachsen) sowie aus zwei Ziegeleien bei Breslau, und auch die Namen der Agenten sind mir bekannt.

Über diesen Gegenstand berichtete der österreichisch-ungarische Konsul in Breslau an das k. u. k. Ministerium des Äußern, welches das Ministerium des Innern und dieses wieder die galizische Statthalterei von dieser schamlosen Ausbeutung der Saisonwanderer in Kenntnis setzte.

Die Verhältnisse in Pommern schildert Dr. von Stojentin auf Grund zahlreicher Erhebungen der pommerschen Kammer folgendermaßen: Der Agent bekommt vom Arbeitgeber eine Provision in der Höhe von Mk. 3.50 bis Mk. 5.—, vom Landarbeiter aber (abgesehen von der Rückerstattung der Auslagen für Paßbeschaffung und die Reise des Arbeiters bis zur Grenze) eine solche von Mk. 2.— bis Mk. 10.—. Überdies erhält er von diesen Arbeitern als Zugabe noch Naturalien und es ist nicht selten, daß Agenten mit den so erworbenen Eiern, Geflügel usw. einen schwunghaften Handel betreiben. Vielfach behalten die Agenten die Duplikatkontrakte, wenn es sich um junge Burschen und Mädchen handelt, zurück und geben den Eltern der jungen Leute fälschlich höhere Löhne an, als tatsächlich im Kontrakte vorgesehen sind, um höhere Provisionen von den Angehörigen zu erpressen. Außerdem verdienen sie häufig an Transport- und Eisenbahngeldern weiters ansehnliche Summen, indem sie den Arbeitern fälschlich höhere Beträge aufrechnen. Daß die „kleinen Schlepper“ in ähnlicher Weise verfahren und Sporteln zu erheben versuchen, wo und wie sie können, versteht sich von selbst. Endlich betrügen die Agenten, wie es kürzlich der pommerschen Kammer in einem Falle aufzudecken gelungen ist, mitunter fast die Gesamtheit der von ihnen vermittelten Leute um Tausende von Mark, indem sie den Leuten das sogenannte Angeld in der Höhe von Mk. 2.— oder mehr nicht aushändigen, das unpraktischerweise bislang von den Vorstehern der Nachweise den Agenten zur Aushändigung an die Arbeiter ausbezahlt und diesen laut Kontrakt vom deutschen Dienstherrn in Abzug gebracht wurde.

„Außer der grenzenlosen Übervorteilung der an sich doch wirklich genügend armen galizischen Arbeiter, die in den meisten Fällen wohl als betrügerische Erpressung bezeichnet werden kann, lassen jene gewerbsmäßigen Vermittler sich noch mancherlei andere schlimme Dinge zu schulden kommen. Sie verleiten, wenn gerade das Angebot von Arbeitern in ihren Distrikten gering, der Bedarf in Preußen groß ist, oder wenn von irgendeiner Kammer unverhofft verspätet eine größere Bestellung aufgegeben wird, in Galizien selbst Landarbeiter zum Kontraktbruch, um ihre Lieferungen zusammenzubringen. Daß sie auch davor nicht zurückscheuen, die deutschen

Behörden direkt zu betrügen, ergibt die Tatsache, daß kürzlich in Stettin ein Agent dabei entdeckt wurde, daß er die Vergünstigung der königlich preussischen Eisenbahnverwaltung, Arbeitertransporte von der Grenze zu billigeren Tarifen nach Deutschland zu befördern, in der Weise ausbeutete, daß er als Bestimmungsort der von ihm abgeschickten Transporte Pommern bezeichnete, während tatsächlich die Leute nach Schweden, beziehungsweise über die deutsche Grenze hinaus transportiert wurden. Vielfach spiegeln die Agenten den Leuten, welche des Schreibens und Lesens unfundig sind, falsche Angaben über die in den Kontrakten enthaltenen Abmachungen vor, so daß die Arbeiter bitter enttäuscht sind, wenn sie in Deutschland an Ort und Stelle entdecken, daß sie vom Agenten und dessen Schlepper hintergangen sind, denen natürlich nur daran liegt, möglichst viel Leute zu vermitteln, um die schöne Provision einzuheimsen.“ Stojentin erwähnt sodann, daß die Gerichte und die Bezirkshauptmannschaften mit Klagen von übervorteilten Arbeitern überbürdet sind, und bemerkt weiter: „Die den Behörden hierdurch entstehende Arbeitslast, die zur Zeit vielfach eine ganz eminente Höhe erreicht, erhält für jene dadurch noch einen besonders peinlichen Beigeschmack, daß den Agenten selten ernstlich beizukommen ist, weil sie nicht allein sehr schlau sind, sondern auch eine ansehnliche Macht auf die gemeinen Leute ausüben und mit Geld nicht sparen, wenn es gilt, untergeordnete Beamte zu gewinnen. So gelingt es den Behörden meist nicht, die Agenten sonderlich hart zu fassen und es hat mit einer mehr oder weniger hohen Geldstrafe, die indessen der Agent kaum fühlt, sein Bewenden.“

S. W. Rinner gibt in der Zeitschrift der Landwirtschaftskammer für die Provinz Schlesien an, daß Fälle konstatiert seien, in welchen Agenten für minimale Provisionen Arbeiter empfehlen, sich aber dafür ausbedingen, daß deren Lohn zu ihren Händen ausgezahlt werde, von dem dann der Agent den Leuten ganz außerordentlich hohe Provisionen abzieht; diese Gewissenlosigkeit soll so weit gehen, daß der Agent jedem Arbeiter von seinem Verdienst Mk. 60.—, Mk. 80.— und mehr in Abzug bringt, die er für sich als Provision behält. Rinner stempelt diese Gewissenlosigkeit als einen der Neuzeit entsprechenden Sklavenhandel und bemerkt ausdrücklich, daß noch im Herbst 1899 manche schlesische und sächsische Zuckerfabriken derartige Kontrakte abgeschlossen hätten, bei welchen der Agent an jedem vermittelten Arbeiter durch Abzug von dem zu seinen Händen gezahlten Lohn täglich Mk. —.45 profitierte.

In einem im Jahre 1902 vor dem Kreisgericht Rzeszów eingeleiteten Prozeß, in dem allein 200 Einzelerhebungen im Auslande anzustellen waren, stellte sich heraus, daß die Agenten den Arbeitern verschiedene geringere Beträge unter Androhung, daß sie sonst überhaupt nicht nach Deutschland angeworben werden, herauslockten. Die Höhe des durch diese fortgesetzten Betrügereien verübten Schadens belief sich laut der Zuschrift der Staatsanwaltschaft Rzeszów auf Tausende von Kronen. In dieser Zuschrift hieß es wörtlich: „Dieser Schaden trifft die ärmste Bevölkerungsklasse, welche durch Elend und Hunger gezwungen, eine weite Reise unternimmt, um von dem in Deutschland verdienten Gelde Ersparnisse nach Hause zu bringen und während der Wintermonate nicht dem Hungertode preisgegeben zu sein. Die höheren in Deutschland üblichen Löhne gestatten aber dem galizischen Feldarbeiter nur dann einiges Geld in die Heimat zu bringen, wenn er der Ausbeutung der

Vermittler nicht zum Opfer fällt, beziehungsweise bei seiner Unbeholfenheit und Geschäftsunkennntnis von den öffentlichen Behörden und Institutionen energisch in Schutz genommen wird.“

Über die Agentenwirtschaft in der Provinz Posen teilt Stuhle folgendes mit: „Die Art der Anwerbung ist sehr verbesserungsbedürftig: einstweilen ruht die Vermittlung größtenteils in den Händen von Agenten, welche ihre Auftraggeber z. B. dadurch schädigen, daß sie den Leuten, teils aus Bequemlichkeit, teils auch in eigenem Interesse, übertriebene Lohnversprechungen machen. Derartige Täuschungen der Arbeiter sind die häufigsten Ursachen der zahlreichen Kontraktbruchsfälle. Solche werden aber auch durch gewissenlose Agenten direkt herbeigeführt, indem sie sich zur Nachtzeit in das Leutehaus einschleichen und ganze eben eingearbeitete Arbeitertrupps unter den unsinnigsten Vorspiegelungen zum Verlassen der Arbeitsstelle bewegen, um an ihnen in einer westlichen Provinz erneut die Vermittlungsgebühr zu verdienen. Eine Verfolgung solcher Agenten gelingt nur selten; sie sind nicht ausfindig zu machen. Das Schweigen der verschleppten Arbeiter sichern sie sich durch Drohungen und erreichen damit auch stets ihr Ziel.“

Daß es auch in Ostpreußen und Schlefien Klagen über Mißbräuche der Agenten gibt, geht am besten aus verschiedenen Reformvorschlägen der dortigen Landwirtschaftskammern hervor*.

In Mecklenburg tritt der Kontraktbruch ausländischer Schnitter als Massenerscheinung auf. Prof. Dr. Ehrenberg aus Rostock hat dieser Erscheinung ein aus einer Umfrage bei den mecklenburgischen Landwirten entstandenes Buch** gewidmet. Aus der Bearbeitung der eingelaufenen Antworten zeigt sich, daß tatsächlich der Kontraktbruch dort allgemein ist und daß häufig Fälle vorkommen, wo Schnitter Mk. 25.— bis Mk. 30.— Kautionspfand lassen und fortlaufen. Wir erfahren hier authentische Tatsachen über Ausbeutung der Arbeiter seitens des Vorschnitters, der nicht bloß vom Arbeitsgeber pro Schnitter Mk. 3.— und mehr, sondern auch vom Arbeiter ebenfalls Mk. 3.— bis Mk. 6.— Provision erhält, die er sich dadurch sichert, daß er sie ihm in der Regel vom Verdienst abzieht. Zu seinem und seiner Frau Geburtstag, die angeblich in die Sommermonate fallen, hat ihm jeder Schnitter mindestens Mk. 1.— als Geschenk zu bringen. Schließlich kauft der Vorschnitter ein großes Lebensmittel und Getränke (Schnaps, Bier) ein, die er dann im Kleinen an die Schnitter wieder abgibt. Die übermäßig hohen Preise und die schlechte Qualität der Ware erregen allgemein Unzufriedenheit. Der Vorschnitter zahlt auch in der Regel den Lohn aus, zu welchem Zweck er mit dem Schnitter einen in polnischer Sprache verfaßten Kontrakt hat, in dem alle Tagelöhne und Akkordsätze niedriger angesetzt sind. Den Unterschied steckt natürlich der Vorschnitter in die Tasche. (Padronesystem!), Stellenvermittler und fremde Vorschnitter tragen in eigenem Interesse viel zum Kontraktbruch bei. Von den 26.000 in Mecklenburg beschäftigten Schnittern sind 60% Polen aus dem russischen Reiche und aus Galizien. Daß gerade diese letzteren und nicht die deutschen Arbeiter ausgebeutet werden, da sich diese ohne Vermittler verständigen können, ist klar.

* S. Stuhle, S. 74 u. 76.

** Der Kontraktbruch der Landarbeiter als Massenerscheinung, bearbeitet von Prof. Ehrenberg und Gerichtsassessor Gehrke. Rostock i. M. 1907, besprochen in „Neue Gesellschaft“ Bd. V, Heft 9.

Über die Übervorteilung der Saisonarbeiter durch konzeffionierte wie auch durch Winkelagenten, äußerte sich in der Auswanderungsenquete Dr. Pazdro, der Leiter des Landes-Arbeitsvermittlungsamtes in Lemberg, eingehend dahin, daß die Agenten vom Arbeitgeber Mk. 3.— bis Mk. 10.— je nach der Jahreszeit (im Juli und später bis Mk. 10.— im Februar auch Mk. 15.—) für jeden Arbeiter als Provision erhalten und überdies vom Arbeiter noch mindestens K 2.— pro Kopf und auch Eier, Hühner, Butter zc. Trzciński teilt in seinem in den Quellen verzeichneten Buche mit, daß der Agent Mk. 2.— bis Mk. 3.— pro Kopf von alten Kunden, sonst Mk. 5.— bis Mk. 10.— bekommt; Pfarrer Hanycki aus Kattowitz berichtet, daß die galizischen Subagenten sich K 1.— bis K 2.— für das Eintragen der Leute in die Liste bezahlen lassen, überdies der inländische (konzeffionierte!) Hauptagent K 5.— für dieselbe Tätigkeit und dann kommt erst das deutsche Vermittlungsbureau an die Reihe, welches im Frühjahr Mk. 1.— bis Mk. 2.50, im Sommer Mk. 8.— bis Mk. 10.— pro Kopf von jedem Arbeitgeber an Provision bezieht, und zwar trotzdem der Arbeitgeber gewöhnlich ausmacht, daß der Arbeiter nichts mehr zu zahlen habe. Die Arbeiter zahlten bis 1903 von ihrem Verdienst an jedem Morgen an den Agenten häufig bis 10%, also Hunderte Mark täglich ab. Pfarrer Hanycki erzählt von einem in Galizien konzeffionierten Agenten, der in einem Jahre die Arbeiter um K 300.000.— beraubt habe und beruft sich hierbei auf die Mitteilungen der Stettiner Landwirtschaftskammer. Dem betreffenden Agenten soll infolge Anzeige der Stettiner Kammer in Galizien bloß die Konzeffion entzogen und eine Strafe von K 200.— auferlegt worden sein. Beweis genug, daß die Konzeffionierung und Kautonierung der Agenten keinen hinreichenden Schutz gegen ihre Übergriffe und Betrügereien bietet.

Da die Arbeiter häufig Analphabeten sind und meist nicht deutsch verstehen, so werden ihnen nicht bloß Bedingungen zugesagt, die sich im Vertrage gar nicht finden, sondern es wird ihnen auch ein falsches Reiseziel vorgespiegelt. Fahrkartenpreise werden ihnen in weit höheren Beträgen verrechnet. Während der Vermittler bei 30 Fahrkarten IV. Klasse Ermäßigung erhält, bezahlt der Arbeiter aus dem ihm zu Händen des Vermittlers erteilten und abzuarbeitenden Vorschuß den gewöhnlichen Fahrpreis. Mit Legitimationspapieren, die sie häufig den Arbeitern stehlen, betreiben die Agenten einen schwunghaften Handel; daher kommt es, daß die Arbeiter manchmal auf verschiedene Namen lautende Dokumente besitzen.

In den Herbergen auf der Hin- und Rückreise wird der Arbeiter auch noch beim Geldwechsel geprellt* und ist außerdem sehr schlecht untergebracht. Sie liegen auf Strohsäcken, die die ganze Saison über nicht frisch gefüllt werden, im Schmutz und ohne Unterschied des Geschlechts eng zusammengepfercht. Aus Bierun in Preußen (bei Kattowitz), dem Sammelplatz für österreichisch-ruthenische Abwanderer, wird geschrieben (Trzciński a. a. O. S. 53): „Die Luft in den Baracken ist schrecklich, es herrscht schon Hungertypus (1. April 1905). Angeworben wird jeder ohne Unterschied des Alters und der Brauchbarkeit, jeder bezahlt ja die Einschreibgebühr. In Myslowitz

* Nur ein Beispiel für viele: Laut amtlicher Aufschrift des Polizeikommissariats Oświęcim vom 23. Dezember 1903 Z. 1056 an die Polizeiverwaltung in Myslowitz wurden 33 ruthenische Bauern vom Bahnrestaurant in Myslowitz dadurch geschädigt, daß er ihnen für 2555½ schwedische Kronen nur 1.15 anstatt 1.28 berechnete mit der Motivierung, das schwedische Geld habe in Österreich überhaupt keinen Kurs.

verschwindet der galizische Agent und es tritt an seine Stelle ein anderer, der in der eingelangten Arbeitermasse die Auswahl trifft und selbstverständlich neue Gebühren einheimst. Endlich langt der Arbeiter beim Arbeitgeber an. Hier gibt es mitunter auch schlechte Behandlung, immer sehr elastische Verträge, die eine Auflösung derselben mit Verlust der vom Lohne abgezogenen Vermittlergebühren und der für die Hinreise des Arbeiters bestrittenen Auslagen sowie der noch zu erstattenden Rückreisegebühren im Falle „schlechten Betragens“ ermöglichen.

Daß die Behandlung unserer Arbeiter seitens der Arbeitgeber nicht immer einwandfrei ist, dürfte schon a priori glaubwürdig erscheinen. Der verdienstvolle Sekretär der pommerischen Landwirtschaftskammer Dr. Stojentin sagt darüber:

„Einzelne deutsche Besitzer untergraben durch grobe Ausschreitungen gegen ihre fremden Arbeiter den Kredit und das Ansehen ihrer Standesgenossen im Auslande und schädigen deren Interessen, weil der Vorteil der Allgemeinheit durch solche Einzelfälle eine große Einbuße erleidet. Vielfach sind bedauerliche Vorkommnisse solcher Art in ihrem Ursprung darauf zurückzuführen, daß die Agenten den Leuten falsche Angaben gemacht haben, so daß diese in ihrem Kontrakte etwas anderes stehen zu haben glauben, als wirklich der Fall ist; denn trotz eindringlicher Ermahnungen der Vorsteher der Arbeitsnachweise unterlassen es die Agenten stets, die vermittelten Arbeiter darüber aufzuklären, wie sie sich in Meinungsdivergenzen mit ihrer deutschen Dienstherrschaft zu verhalten und wo und wie sie gegen jene ihr Recht zu suchen haben. Was helfen alle Schiedsgerichte und Schutzklauseln, die im Interesse der fremden Leute von den Landwirtschaftskammern wohlmeinend getroffen werden, wenn die Arbeiter in Unkenntnis derselben kurzerhand auffässig oder kontraktbrüchig werden, wenn sie sich von vornher vom deutschen Herrn benachteiligt glauben.“

Was die Arbeiterversicherung der ausländischen Arbeiter in Deutschland anbelangt, so gibt es bei der Krankenversicherung keinen Unterschied zwischen aus- und inländischen Arbeitern. Bei der Unfallversicherung besteht für den Ausländer insofern ein Unterschied*, als er, falls er seinen Wohnsitz im Deutschen Reiche aufgibt, auf seinen Antrag mit dem dreifachen Betrag der Jahresrente abgefunden werden kann. Durch Beschluß des Bundesrates kann diese Bestimmung für gewisse Grenzgebiete oder für die Angehörigen solcher auswärtiger Staaten, durch deren Gesetzgebung deutschen, durch Unfall verletzten Arbeitern eine entsprechende Fürsorge gewährleistet ist, im Reziprozitätswege außer Kraft gesetzt werden.

Daß die polnischen ausländischen Wanderarbeiter, welchen der Aufenthalt in Deutschland nur für eine bestimmte Zeitdauer behördlich gestattet ist, durch Bundesratsbeschluß vom 21. Februar 1901 von der Invaliden- und Altersversicherungspflicht befreit sind, insofern sie in land- und forstwirtschaftlichen oder in deren Nebenbetrieben beschäftigt werden, ist einleuchtend; aber daß sie bei der Unfallversicherung den inländischen Arbeitern nicht vollkommen gleichgestellt sind, trotzdem sie sich denselben Gefahren für den deutschen Arbeitgeber aussetzen und doch gewiß nicht schuld daran tragen, „daß sie ihren Wohnsitz im Deutschen Reiche aufgeben“, sowie ihre Arbeit getan ist, erscheint direkt unbegreiflich und moralisch unzulässig, was

* Zitiert aus: Max Grunwald: Die fremden Arbeitskräfte in Deutschland. „Neue Zeit“ Nr. 44 vom 29. Juli 1907.

ich auf dem letzten internationalen Agrarkongreß in Wien (bei der Diskussion über internationale Arbeitsvermittlung am 24. Mai 1907) unverhohlen ausgesprochen habe.* Diese Ausnahme ist um so befremdlicher, als die italienischen, luxemburgischen, belgischen und österreichisch-ruthenischen in Deutschland beschäftigten Arbeiter der Wohltat der Unfallversicherung teilhaftig werden. Daß die Polenklubs in Österreich und Rußland die betreffende Frage den Regierungen bis nun nicht ans Herz gelegt haben, ist sehr zu bedauern.

Wenn nach den Handelsverträgen die Ausländer im Deutschen Reiche in jeder Hinsicht so behandelt werden sollen wie die Angehörigen des eigenen Landes, so dürften auch Österreich und Rußland hinreichende Gelegenheit haben, sich über Nichteinhaltung der mit ihnen seitens Deutschlands abgeschlossenen Verträge ihren Untertanen gegenüber zu beschweren; wenn es sich dagegen um die Bedingung der Reziprozitätspflicht handelt, so sollte Österreich unter gleichzeitiger Gewährleistung der Unfallversicherung an deutsche Arbeiter, was inzwischen durch die Gesetzesvorlage vom 19. November 1907 angebahnt worden ist, die Sistierung jener Dreijahrsrente und die vollkommene Gleichstellung der österreichischen Arbeiter mit den deutschen beim Bundesrat durchsetzen. Da es sich nicht um gesetzgeberische Garantien, sondern bloß um faktische Fürsorge für durch Unfall verletzte Arbeiter handelt, so könnte auch Rußland daselbe Recht für die deutschen Arbeiter einführen und auf diesem Wege die Änderung jener Bestimmungen zugunsten seiner Arbeiter beim Bundesrat betreiben.

Der Lohn unserer Saisonwanderer in Ost- und Norddeutschland betrug bei 200 Arbeitstagen im Durchschnitt Mk. 332.5 für Frauen, Mk. 406.9 für Männer; in West- und Süddeutschland Mk. 254.—, beziehungsweise Mk. 440.—. In Russisch-Polen betrug der Lohn für dieselbe Zeit nach Grotowskis Angaben bloß Mk. 97.5, beziehungsweise Mk. 151.2. Der tatsächliche Unterschied ist deshalb so groß, weil die Zahl der Arbeitstage daheim infolge des rauhen Klimas, der weniger intensiven Wirtschaft und der vielen Feiertage bedeutend geringer ist. In West- und Mittelsgalizien beträgt der Lohn in den von der Massenwanderung betroffenen Gegenden nach Trzcinski wohl K 20.— bis K 24.— monatlich für Männer K 16.— bis K 20.— für Weiber und Burschen (s. Trzcinski a. a. O. S. 40), also ähnlich wie in Deutschland, aber die Zahl der Arbeitstage ist auch hier aus den angeführten Ursachen bedeutend geringer und die Ernährung minder reichlich. Die Ersparnisse des Abwanderers betragen hier pro Kopf Mk. 100.— im Durchschnitt.

In Dänemark gab es im Jahre 1893: 400, im Jahre 1901: 2600, im Jahre 1905: 5000 Polen. Sie kamen mit Agenten, die für sie die Löhne in Empfang nahmen und sie dabei übervorteilten. Als katholische Geistliche in diese Verhältnisse Einsicht nehmen wollten, intriguierten die Agenten gegen diese beim Arbeitervolk und erzählten jenen, daß dies keine Katholiken, sondern Protestanten seien, nur um die unbequeme Kontrolle los zu werden. Die Löhne betrugen auf Rübenfeldern 1 Krone 35 Öre, in der Erntezeit 1 Krone 80 Öre, für Frauen 1 Krone 35 Öre samt der gewöhnlichen Verpflegung ($12\frac{1}{8}$ kg Kartoffeln wöchentlich, Wohnung, Beheizung und Beleuchtung).

* Vgl. den Text meiner Rede in der Zeitschrift „Arbeitsnachweis“, herausgegeben von Prof. Mischler und von Jürer, Heft 6 ex 1907, S. 266 u. ff.

In Schweden, denn auch dorthin dringen unsere Saisonarbeiter vor, nahm im Jahre 1905 ein Agent aus Galizien den Lohn von K 60.— monatlich pro Kopf in Empfang, gab für reichliche aber schlechte Kost K 15.— bis 20.— aus und zahlte den Männern K 21.—, den Burschen K 18.— und den Mädchen K 17.— auf die Hand; den Rest steckte er selbst ein und verdiente auf diese Weise in acht Monaten bei 156 Arbeitern nahezu 25.000 Mark. Noch im Jahre 1903 wurden die Arbeiter direkt ausbezahlt und entrichteten dem Agenten pro Kopf und Tag 15 Öre. Die spätere Methode erwies sich jedoch als viel vorteilhafter und wird gegenwärtig von demselben galizischen Agenten allgemein angewendet. Dabei sind unsere Arbeiter als Ausländer nach dem schwedischen Gesetz vom 5. Juli 1901 nicht einmal gegen Unfälle versichert. Könnten da nicht österreichische Konsulate in diesen Sklavenhandel Einsicht nehmen und die schwedische Regierung um Intervention angehen? Ist die Kenntnis der schwedischen Sprache, die sich jener galizische Sklavenhalter angeeignet hat, wirklich so viel Geld wert?

In Schweden gibt es gegenwärtig außer diesen Fabrikarbeitern gegen 1200 landwirtschaftliche Arbeiter aus Galizien (Polen). Sie arbeiten auf Landgütern in Westergötland und Östergötland, und zwar besonders in der Landschaft Schonen. Die durch den landwirtschaftlichen Arbeitervermittlungsverein für Skane (mit dem Sitze in Malmö), sowie durch Arbeitsgenossen geworbenen Arbeiter befinden sich besser, dagegen sind die durch Agenten besorgten in ungünstiger Lage. Sie werden in der mannigfaltigsten Weise betrogen. Es werden ihnen häufig unverhältnismäßig hohe, in Wirklichkeit nicht bezahlte Löhne versprochen und Kontrakte vorgelesen, deren polnische Übersetzung viel mehr in Aussicht stellt, als der deutsche Vertragstext. Selbst über den Arbeitsort werden sie getäuscht, indem man ihnen vorspiegelt, daß sie in Deutschland und nicht in Schweden arbeiten werden. Zudem muß der Arbeitgeber eine hohe Provision für sie bezahlen und bietet ihnen infolgedessen schlechte Wohnungen, ungenießbare Naturalien und versagt ihnen Pflege im Falle der Erkrankung. Auch werden die Kauttionen unter allerhand Vorwänden zurückbehalten. Häufig werden die Arbeiter von dem Agenten, welcher als Aufseher bei ihnen bleibt, auch bei der Lohnauszahlung übervorteilt. Die Hauptsitze der überaus verderblichen Tätigkeit der Agenten sind im Frühjahr: Oswiecim, Mährisch-Ostau und Mysłowiz (Erlaß des Ministeriums des Innern vom 7. August 1907, Z. 1721). Die Agenten sind in großer Mehrzahl Juden, unter den christlichen Agenten ist einer Reichsratsabgeordneter, welcher der Stojalowskigruppe im Polenklub angehört.

Nach der Schweiz ziehen unsere Arbeiter erst seit 1904 und haben sich beim Rübenbau bereits bestens bewährt. Sie erhalten hier zwar geringere Löhne als in Deutschland, trotzdem ist aber die Möglichkeit, Ersparnisse zu sammeln, wegen der billigeren Lebensmittel in gleich hohem Maße vorhanden. Während das Leben der Arbeiter in Deutschland für die Saison zirka Mk. 200.— pro Kopf kostet, kommt der Arbeiter in der Schweiz schon mit Mk. 140.— aus. Die Lage des Arbeiters ist hier auch ebenso wie in Dänemark insofern besser, als nationaler Antagonismus auf das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter nicht störend einwirkt.

Unsere Fabrikarbeiter in Deutschland haben 300 Arbeitstage und verdienen natürlich bedeutend mehr als die landwirtschaftlichen Arbeiter. Namentlich

sind im Bergbau sehr viel Polen, darunter größtenteils österreichische Untertanen, beschäftigt. Die Erforschung ihrer Lage, sowie der von den einzelnen Königreichen und Ländern nach anderen Kronländern der Monarchie auf Arbeit ausziehenden Binnenwanderer (hauptsächlich Polen nach Mähren und Ungarn) beansprucht ein besonderes Studium.

Über die Übervorteilung der Arbeiter seitens der Agenten hat das russische Ministerium des Äußern eine Studie veröffentlicht, die am 11. und 12. März 1901 in der „Frankfurter Zeitung“ erschien. Sie regte die Gründung von Arbeitsnachweisen in Russisch-Polen, sowie die Validierung der Arbeitsverträge seitens der russischen Konsulate an, doch geschah trotzdem zum Schutze der Arbeiter seit-her nichts.

Auch die Vorschläge der österreichisch-ungarischen Konsuln Teufenschein (Breslau) und Wächter (Stettin), die die Ordnung der Abwanderungsfrage bezweckten, sind bis nun ohne Erfolg geblieben.

Der k. u. k. Konsul Teufenschein schlug 1900 vor:

1. Sorgfältige Überwachung der konzessionierten Privatagenten; Erteilung von Konzessionen nur an einwandfreie Persönlichkeiten, sowie Beaufsichtigung der Konzessionäre, daß sich dieselben in ihren Unternehmungen nur eben solcher Mitarbeiter bedienen, was z. B. in Galizien nicht immer der Fall ist.

2. Strenge Beaufsichtigung der Unterbeamten in den k. k. Bezirkshauptmannschaften, bei denen, „wie allgemein behauptet wird, gemünzte Überredungskünste größere Wirkung als Gesetze und Verordnungen ausüben.“

3. Buchführung der Agenten über jeden vermittelten Arbeiter unter Angabe von Namen, Alter, Wohnort, Tag der Vermittlung und jeweiliger Arbeitsstelle. Bei Nichteinhaltung dieser Vorschriften, Geldstrafen eventuell Konzessionsverlust.

4. Festsetzung und öffentliche Anschlagung eines Tariffaßes für Vermittlung; Verbot der Auslöhnung der Arbeiter durch die Agenten oder ihre Organe; Ungültigkeitserklärung der Überweisung auch nur eines Teiles des Arbeitslohnes an die Agenten.

Die zwei letzten Anregungen, so treffend sie auch sind, ließen sich jedoch nur durch ein deutsches Reichsgesetz in bindendes Recht umsetzen.

Der k. u. k. Konsul Wächter in Stettin machte 1900 folgenden Vorschlag: In den Monaten März bis Mai seien an der deutschen Grenze polnisch sprechende Kommissäre zu stationieren, mit der Aufgabe, die des Deutschen unfundigen Arbeiter über den Inhalt der ihnen zur Fertigung vorgelegten Verträge zu belehren, die beiden Exemplare derselben auf ihre Übereinstimmung zu prüfen, schließlich die Unterzeichnung der Verträge in ihrer Gegenwart vornehmen zu lassen; wahrscheinlich auch auf andere Weise zustande gekommenen Verträgen Vollgültigkeit abzusprechen. Die Kosten einer solchen Einrichtung dürften sich kaum so hoch stellen wie die der eventuellen Heimsendung usw. der enttäuschten Arbeiter und deren eigene Verluste.

Ich füge hinzu, daß für Legalisierung der betreffenden Verträge ein geringer Betrag, z. B. eine Mark zu Lasten der Arbeitgeber erhoben werden könnte, von dessen Ertrag die Erhaltung der Kommissäre, sowie eine strengere Beaufsichtigung der Agenten, die Errichtung von Arbeiterhallen in den Grenzstationen und die Einführung einer genauen Abwandererstatistik bestritten werden könnte.

Die Regierungsvorlage vom Jahre 1904 gab die Anwerbung von Saisonarbeitern für den Gutsbesitzer und für seinen eigenen Bedarf ohne weitere Beschränkung vollkommen frei, jedoch mit Unrecht. Häufig wird diese Anwerbung auf Grund einer allgemein gehaltenen Vollmacht in ungleich weiterem Ausmaße vorgenommen und die Vollmacht dient einfach als Deckmantel. Dies erweisen zur Genüge mehrere Statthaltereiakten. Der Bevollmächtigte wirbt Arbeiter in verschiedenen Bezirken und für verschiedene Arbeitsgeber überall auf Grund derselben Vollmacht an; manchmal versucht er aufs Ungewisse eine kleine Spekulation, bei der ja bloß die Angeworbenen riskieren, in Myslowitz zurückgewiesen zu werden und die Heimreise auf Landeskosten antreten zu müssen. Behufs Steuerung von Mißbräuchen wird von solchen Bevollmächtigten gegenwärtig, allerdings leider nicht allgemein, in Galizien gefordert: a) die Vorlage des Erlaubnisscheines des Landrats auf Einführung einer bestimmten Anzahl von Arbeitern; b) die Erwirkung der Bewilligung zur Anwerbung seitens der politischen Landesbehörde, und zwar im Sinne der Gubernialverordnung vom 22. Mai 1835, Z. 81, und der Ministerialverordnung vom 28. Februar 1863, Z. 2306, behufs Ermöglichung einer Verständigung der Unterbehörden und Vorbeugung von mehrfacher Anwerbung der bewilligten Arbeiterzahl in verschiedenen Bezirken; c) der Abschluß der Arbeitsverträge mit den gedungenen Arbeitern im Inlande, widrigenfalls Zurückhaltung und Bestrafung vor Verlassen der Monarchie. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Praxis, solange wir noch eines Schutzgesetzes entbehren, in Form eines Ministerialerlasses allgemeine Geltung erlangen könnte.

Die Saisonwanderung polnischer Arbeiter nach Deutschland wurde auf der Auswanderungsenquete 1905 ausführlich besprochen. In erster Linie wurde vorgeschlagen, entweder „einem hoch kautionierten inländischen KonzeSSIONÄR die Arbeitsvermittlung für ein Kronland zu überlassen“ (Dr. Benis auf der 89. Plenarversammlung der Gesellschaft der österreichischen Volkswirte) oder eine Reihe von territorial begrenzten konzeSSIONierten Monopolisten zuzulassen (Dr. Benis auf dem polnischen Juristenkongreß 1906). Der eine wie der andere Vorschlag, der eine Spitze gegen die unentgeltlichen kommunalen Bezirks- und Landesarbeitsvermittlungsämter kehrt, würde keine wesentliche Besserung der Verhältnisse nach sich ziehen. Die KonzeSSIONierung ist keine Garantie der Ehrlichkeit, und die Kautions, selbst die höchste, bildet kaum einen geringen Bruchteil der in diesem Geschäftszweig vorkommenden Übervorteilungen. Die Abschaffung jeder Konkurrenz wäre bei dieser Sachlage für die Monopolisten ein Freibrief für Ausbeutung der Arbeiter.

Die von derselben Seite vorgeschlagene Verantwortlichkeit inländischer Agenten für die Einhaltung des Vertrages seitens ausländischer Arbeitgeber würde dem Arbeiter nicht viel helfen, da im Prozeßfalle das punctum iuris bleiben würde, ob der Arbeitgeber zu diesen oder jenen Lohnabzügen berechtigt gewesen sei. Der Arbeiter würde es natürlich bestreiten, der Agent unter Beweis stellen. Das inländische Gericht müßte also in allen Fällen das deutsche um Durchführung der notwendigen Beweise angehen: um Augenscheinvornahme der beschädigten Gegenstände, um Zeugeneinvernahme über das Betragen des Arbeiters dem Arbeitgeber und seinem Personal gegenüber usw. Der Schwerpunkt des Prozesses würde also auch bei Annahme dieses Vorschlags außer der Grenze des Staates bestehen bleiben.

Man ließ Klubs entstehen, ohne sich von ihrem Zweck zu unterrichten, noch weniger sie zu überwachen. Die mit Kraft handelnden Oberbeamten wurden von Wien nicht unterstützt, ihre Berichte nach Monaten kaum oberflächlich beantwortet, kein Wunder sonach, wenn Nachgiebigkeit im Geschäftsgange eingetreten, mit welcher als Folge die meisten Unterbeamten, als Landesfinder, die Parteiwut der Nationalität ergriff, die dann zu den Klubs einverleibt, ohne es zu ahnen, der Revolutionspartei zufließen, mit welcher jedes Dienstgeheimnis verschwand, und so die Bande einer dienstesverpflichtenden Ordnung gelöst, von den Chefs der Partei nach dem Parteizweck benutzt und so geartet eine leitende Ordnung und Richtung nach allen Teilen der Volksklassen zu organisieren, die Möglichkeit hervorgebracht hätte.

Das Bestehen einer Konspiration war allgemein bekannt und man sah gleichgültig zu.

Hierzu muß noch bemerkt werden, daß im Kanton Ticino von Lombarden sowie von Italienern überhaupt zu Lugano ein Komitee bestand, welches zur Verbreitung der Revolution in Italien und vorzüglich der österreichischen Provinzen durch Flugchriften sich bemühte, den Haß gegen die Deutschen und die Regierung zu entflammen, durch falsche Angaben die Regierung verspottend herabzusetzen und die Revolution zu predigen.

Mit dem Maß des Hasehens nach Popularität von oben herab nahm der Revolutionszustand offen zu, daß man sozusagen sich fühlte, „man wandle auf vulkanischem Boden“, dessen Ausbruch jedermann mit bangen Besorgnissen erfüllte. Daß es so nicht bleiben konnte, war von jedermann gefühlt, doch nichts vermochte die oberste Leitung aus den gewohnten Formen zu bringen und einen Entschluß zu fassen, der weder auf die Unterdrückung durch Waffengewalt beim Ausbruch, noch auf die Mittelergreifung einer vorsichtigen Entgegensetzung „bis dahin und nicht weiter“ sich im Vorhinein zu versichern, den Zweck gehabt hätte.

In diesem Zustand der Lage starb Papst Gregor, an dessen Stelle in wenigen Stunden die Wahl der Kardinäle den nunmehrigen Papst Pius IX. aus der der Revolutionspartei angehörigen Familie Feretti hervorrief und mit ihm ein Oberhaupt der Revolutionspartei entstand. Toskana, durch eine der mildesten Regierungen in Europa vorzüglich glückliches Land, war schon im Vorhinein durch Emissärs, die durch die Nachsicht der Regierung aus- und eingingen, bearbeitet und der Revolutionspartei zugefallen.

Mittelitalien erhob sonach zuerst sein Panier und brachte, durch den päpstlichen Segen, der Freiheit die Geistlichkeit als Schutz und Bündnis zu, gab Volksbewaffnung und ungebundene Pressfreiheit, wodurch der Haß gegen die Deutschen und gegen Österreichs Regierung, insbesondere in unverschämter Weise ausartete, die klar bewies, daß weder Piemonts noch der übrigen Fürsten Regierungen Italiens Macht und Kraft haben und diese dem Strome der Revolution zugefallen waren.

Militärischerseits ließ man sich in Österreich nicht täuschen, Anzeigen über Anzeigen erfolgten und die Schilderung über die mißliche Stellung schlossen mit der Bitte, die Streitkräfte derselben zu vermehren.

Seine Majestät versprach dieselben in mehreren Epochen auf 120.000 Mann und im äußersten Falle auf 150.000 Mann zu bringen. Allein der Hofkriegsrat mit unseren Staatsmännern an der Spitze verlachte die Berichte, glaubte die Ge-

fahr sei noch so entfernt, und ließ statt ausgiebige Verstärkungen auf einmal zu senden, diese nur bataillonsweise nach und nach sparsam zukommen, so daß die Garnisonen im März überfallen, theils abgefangen wurden, theils fechtend ihr Heil unter dem Schutze der Festung suchten.

In dem Maße als die Revolutionspartei in der Lombardie so lebhaft mit der im Florentinischen unter Führung der Grafen Boromeo und Cassati zu Mailand konspirierend fortfuhr, wurde durch die Forderung des Papstes unser seit dem Frieden von 1815 bestehendes Garnisonsrecht auf Ferrara bestritten und hierdurch der allgemeine Haß auf Oesterreich laut.

Zur näheren Erläuterung wird angemerkt: bei dem Pariser Friedensschlusse wurde bedungen, daß so wie Piacenza auch Ferrara durch eine österreichische Garnison besetzt gehalten werden solle, welches auch in beiden Orten erfolgte; sowohl die Tore der Stadt, die Hauptwache und die Zitadelle waren durch österreichische Truppen besetzt, ja selbst auf Ansuchen des Kardinals wurde sein Palast durch österreichische Truppen bewacht. Nachdem aber die Finanzverwaltung die Klage am Thron vorbrachte, daß hierdurch so viel österreichisches Geld in fremde Staaten zum Nachtheil des Staatschazes ausgeführt werde, sollten die Besatzungen beider Punkte auf eine Kompagnie von 120 Mann Stärke reduziert werden. Dieses veranlaßte, daß man lediglich auf die Besatzung der Zitadelle die Garnison beschränkte und Ferrara mit einem Depot des römischen Schweizer Regiments belegt wurde, welches den Dienst in der Stadt übernahm.

Nach Maße der drohenden Umtriebe der Revolutionspartei gegen Ferrara hielt man es wiederholt für Pflicht, durch Vermehrung der Garnison daselbst, die zur Unterdrückung des Ausbruchs nötige Demonstration durch die Garnisonsvermehrung mit Nutzen zu bewirken.

Diese Garnisonsvermehrung wurde wieder vermindert, sobald der Zweck (der Beruhigung) wieder erfolgte; da jedoch die Umtriebe gegen die letzten Monate des Jahres 1847 in Zunahme waren, hatte man für die Garnison Ferrara ein Bataillon Marasdinern bestimmt, dahin mit dem Auftrage gesandt, die Stadttore und die Hauptwache nicht von der Guardia civica, sondern selbst zu besetzen.

Oberstleutnant Graf Khun, Kommandant der Stadt und der Zitadelle; ein Ehrenmann in vollem Sinne, benachrichtigte er, daß man diese Absicht habe und während des Marsches des Bataillons wurde das Depot der Schweizer nach Bologna berufen, die Guardia civica besetzte die Haupt- und Stadttore. Auf unser altes Recht gestützt, wurde FML. Graf Auersperg mit einer halben Batterie und einer Eskadron Reuß-Husaren dahin abgeschickt, um die Besetzung der Tor- und Hauptwache durchzuführen. Auersperg bewirkte mit vieler Klugheit den Auftrag.

Nun gab dies Stoff zu Reklamationen aller Art, zur Vermehrung des Lärmes in publico und zur Verbreitung des Hasses gegen Oesterreich. G. d. K. Graf Ficquelmont wurde als Expositur des Kabinetts Sr. Majestät des Kaisers nach Mailand abgeschickt, um sich von der Sachlage genau zu überzeugen und nach Gerechtigkeit auf gütlichem Wege die Ausgleichung mit Rom herbeizuführen.

Ficquelmont überzeugte sich vollkommen von der geraden Behandlungsweise militärischerseits, doch der Papst appellirte an den Kaiser und bat um Nachgiebigkeit, damit er sich gegen die Revolutionspartei zu erhalten imstande wäre, und so kamen

von Wien Nachweisungen, die zwar ein Festhalten, aber mit Nachsicht voller Milderungsansichten aussprachen. Viel wurde daher an Graf Eügom, unseren in Rom angestellten Botschafter, mit Ficquelmont unterhandelt, endlich schon im Jänner 1848 festgesetzt, daß Österreich zwar das Recht auf die Besetzung nicht aufgibt, jedoch einwilligt, daß die österreichische Garnison sich nur auf die Besetzung der Zitadelle beschränke.

Mittlerweile, als diese diplomatische Verhandlung der Unterhaltung der Revolutionspartei dargeboten ward, vermehrte sich die Organisation dieser Partei, unter der Leitung des Grafen Boromeo, der kurz vorher von Sr. Majestät mit dem Coison-Orden begnadigt, und des Grafen Cassatti, beeideten und besoldeten Podesta von Mailand, so daß tägliche Befehle an die Klubs und an die Tribunen des rebellischen Anhangs erlassen wurden. Unter diesem Einfluß standen die mittleren und unteren Beamten aller Departements, sowie die der Regierung, Polizei, Finanz und des Postwesens.

Graf Spaur, ein Ehrenmann als Privatmann, sonst schwach von Geist, ohne Kraft, ein bloß guter Kanzleidirektor. Dieser schwache Mann schenkte sein volles Vertrauen einem seiner Expedatoren, Sandrini, einem Görzer, dem nicht nur alle Präsidialien anvertraut und der zu Missionen nach Turin an unseren Gesandten bestimmt wurde; dieser ward, nach seiner persönlichen Angabe in der italienischen Mailänder Zeitung im Mai 1848, ausgesprochener Anhänger der Revolution, dahin benützt, daß er nicht nur alle geheimen Dienstesangaben und Verhaltungen mittheilte, sondern auch von allen seinen Sendungen in die Kenntniss setzte und dazu verwendet wurde, der liberalen Partei in Turin die von Cassatti nötige Korrespondenz als Überbringer, die Courrierreise benutzend, mitzutheilen.

Verrat und Betrug mit List auf unseren Untergang berechnet, war sonach der Dizekönig und das Gouvernement preisgegeben; nicht minder die Geißlichkeit, benutzte die Ohrenbeicht, sowie die Predigten zur Aufreizung des Volkes gegen die Regierung und die Deutschen insbesondere. Ungescheut regierte die Verschwörung schon im letzten Monat des 47er Jahres und befahl in diesem, des Zigarrenrauchens sich zu enthalten, um das Einkommen des Arsars dadurch zu schmälern. Dieses Gebot fand Beifall und nahm die Gassenjungen im Gefolge, welche den vorübergehenden Rauchenden die brennende Zigarre aus dem Munde schlugen, während einige der Klubisten mit großen Prügeln bewaffnet, solche in Schutz nahmen, wenn die Angefallenen sich nicht fügend unterwerfen wollten.

Dieser Unfug reizte nicht nur allein jeden ordentlichen Menschen und somit auch den Soldaten der Garnison, den dieser Unfug als Zuschauer in die höchste Wut versetzte.

So kam es, daß schon am 1. und 2. Jänner durch einzelne Soldaten Demonstrationen mittelst Zigarrenrauchens auf öffentlicher Straße erfolgte und die Gassenjungen, die ihnen es wehren wollten, mit Faustkeulen abgewiesen wurden. All dieses veranlaßte, daß militärischerseits sich mit der Polizei abgeredet und mehrere und stärkere Patrouillendienste eintraten.

Am 3. Jänner 1848 ereignete es sich, daß deshalb mehrere Kadetten und Unteroffiziere sich verabredeten, Zigarren rauchend in den besuchtesten Gassen des Corso spazieren zu gehen und jeder Verbotung entgegenzutreten. Ein größerer

Volkshaufen mit 3 und 5 Zwanzigern bezahlt und zuvor berauscht, wurde gegen die friedlichen, aber rauchenden Soldaten zur Verhinderung des Rauchens vorgeschickt. Die Soldaten nicht folgend, wehrten sich; so kam es, daß anfangs Polizei- und endlich Militärpatrouillen sich einmengten; als der Pöbel gegen diese auch angreifend vorging, zogen die Gendarmpatrouillen den Säbel, infolgedessen auch die in den Gassen spazierenden Soldaten von ihren Säbeln Gebrauch machten und auf alles ihnen Entgegenkommende einhieben. Mehrere Verwundete, mitunter Unschuldige, fielen als Opfer, bis das Militär ungehindert Ruhe und Ordnung herstellte. Einige wurden verhaftet, doch als schuldlos von den Richtern erklärt, freigelassen und das Militär in den Kasernen konsigniert.

Cassatti, im Gefolge der vorzüglichste der Revolutionspartei Angehörigen, bei ihm als Beamter Angestellten verfügte sich am Abend des 3. Jänner zuerst zu Graf Spaur, dann zu Graf Ficquelmont und endlich zu Radeky, um ihr Bedauern gegen diesen tumultuarischen Auftritt auszusprechen und die Schuld der Hervorrufung dessen auf das Militär werfend. Beide erstere bedauerten den Vorfall und ersuchten den Podestà, alles für die Ruhe der Stadt aufzubieten; zu Radeky kam der Podestà mit Belgiojo, seinem Assessor, in Begleitung des Grafen Spaur und Ficquelmonts, gegen 10 Uhr abends, entschuldigte das Volk und gab dem Militär die Schuld. Radeky antwortete, daß er das Erfolgte, sowie die gefallenen Opfer bedauere, „daß das Militär nicht und nie provoziert hätte noch provozieren werde, sondern sich stets zu verteidigen wissen werde“. So verging die Nacht unter starkem Patrouillengang ruhig und die folgenden Tage. Ein Mißtrauen aber war doch eingeschlichen, ein entschiedener Haß, der fast bis zur Wut gegen das Volk gesteigert, herrschte bei der Truppe, die 3 Tage in den Kasernen konsigniert blieb. Mittlerweile hat man militärischerseits, ein gemeinschaftliches Zusammentreten mit der oberen politischen Behörde, damit jeder weiß, was von jeglicher Seite aus verfügt und wie gehandelt werden sollte. Zugleich hat Radeky den Vizekönig um Aushebung der berühmtesten Führer der Revolutionspartei.

Graf Ficquelmont ganz damit verstanden, beredete den Vizekönig über die Art des Eingreifens und der Unterdrückung so viel wie möglich.

Der E. H. Vizekönig beorderte die Zusammentretung unter Praesidio des Grafen Ficquelmont mit dem Gouverneur Graf Spaur, den Polizeidirektor Corefani und Radeky.

Bei dem Zusammentritt wurde zuerst die Haupteinteilung für die Polizeianordnungen und der derselben nötigen Unterstützung vom Militär festgesetzt, als Graf Ficquelmont sich des Auftrages und Befehles des Vizekönigs entledigte, kraft welcher noch in der Nacht vom 4. auf den 5. die bekannten Hauptkompromittierten, 16 an der Zahl, verhaftet und als Arrestanten nach der Festung Palmanuova gebracht werden sollten.

Graf Spaur glaubte hierin ein ungesetzliches Vorgehen und dagegen einwenden zu müssen.

Da Graf Ficquelmont fest dabei blieb, der Befehl müsse vollzogen werden, wurden die hierzu nötigen Dispositionen getroffen und eingeleitet, wobei ich nur noch bemerken muß, daß die Ersten, Capi, Boromeo und Cassatti, nicht unter der Zahl der zu Verhaftenden begriffen waren, weil diese Heuchler es verstanden, durch

Privataudienzen den Vizekönig — Unterwerfung und Anhänglichkeit selbst mit Verrat gegen die Helfershelfer angehend — zu täuschen.

Allein Graf Spaur, aus falscher Anschauung, schrieb an den Kanzleidirektor des Vizekönigs, Hofrat Grimm, und ihnen die Gefeklosigkeit des Befehles vorstellend, ersuchte er den Vizekönig, seinen Befehl, wo nicht aufzuheben, wenigstens zu verschieben, welches auch erfolgte. Von dem Tag an trieb ungescheut die Revolution ihren Gang, man erlaubte sich öffentliche Demonstrationen gegen die Regierung, mißhandelte den einzelnen Offizier bei einbrechendem Abend, ja selbst zeitweise die Patrouillen; Besitzer der Caféhäuser und die Gastwirte wollten größtenteils den Offizieren nicht den Eintritt in ihre Häuser gestatten, die es aber taten, wiesen eigens Zimmer für die Offiziere und deutschen Beamten an, damit jede Verbindung mit dem Zivil sorgfältigst vermieden werde.

Die Meldungen an den Hofkriegsrat über diese Umtriebe wurden von Seite der politischen Behörden als zu grell geschildert, doch stimmte Graf Sicquelmont mit den täglich steigenden Umtrieben in seinen Rapporten mit jenen des Militärs überein und forderte die Regierung auf, die Militärmacht um so mehr zu verstärken, als der König von Piemont durch sein immer festeres Anschließen an die Revolutionspartei und durch die Einberufung von 3 Kontingenten seiner Armee verstärkt, an einen Kriegsausbruch nicht mehr zweifeln ließ.

Allein die Regierung, irregeführt durch die Privatkorrespondenz des E. K. Vizekönigs an seinen Bruder Ludwig, der an der Spitze der Regierung stand, hintertrieb alle energischen Maßregeln, um so mehr als in der Geldnot alle Ausgaben gerne vermieden wurden.

Hier muß bemerkt werden, daß nach einem offiziellen Schreiben des kaiserlichen Staatskanzlers an Radetzky, die Sachlage in Italien von Sr. Majestät ganz gewürdigt und daher die Versicherung erteilt wurde, daß mittlerweile die Streitmacht von 80.000 auf 100.000 Mann, nach Erfordernis auf 120.000 Mann und im Falle des Krieges auf 150.000 Mann gebracht werden sollte. Allein, da nur langsam und bataillonsweise die Verstärkungen der Armee eintrafen, so konnte demnach um die Mitte des Märzmonates die italienische Armee kaum auf 75.000 Mann sich erheben, die in 2 Armeekorps geteilt, alle großen Städte zu besetzen und jedem feindlichen Einfall zu begegnen die Aufgabe hatte.

Das 1. Armeekorps, Bratislaw, aus 40 Bataillons, 8 Eskadronen, 4 Batterien, nicht ganz 40.000 Mann in sich fassend, besetzte Mailand, Varese, Como, Monza, die Valtellin, Piacenza und die übrigen größeren Städte der Lombardie, wie Brescia, Cremona, Pavia, Pizzighettone, Lodi und Mantua. Außerdem war die Beobachtung des Ticino demselben angewiesen, so daß die Hauptmacht in Mailand nicht 9000 Mann erreichte.

Das 2. Korps 35.000 Mann kaum zählend, aus 30 Bataillons, 16 Eskadronen, 4 Batterien zusammengesetzt, besetzte Parma, Modena, Ferrara, Venedig, Vigenza, Treviso, Verona, Bassano, Rovigo, Belluno, Udine und Palma nebst Osopo, so daß das Korpskommando (d'Aspre) in Padua nicht mehr als 2 Bataillone Franz Carl zu seiner Disposition, der Beobachtung des Po, erübrigte. Der Zusammenziehung der Streitkräfte in 2 Hauptteilen widersetzten sich die politischen Behörden, die nur unter dem Schutz der Bajonette die Geseze zu erhalten und ihre Wirksam-

zeit fortzubetreiben erklärten, schrien bei der kleinsten Verminderung einer oder der anderen Garnison. So blieb denn die sogenannte Armee zerstreut für den Garnisonsdienst ohne Kraft und ohne ihre wahre Bestimmung fähig, aufgelöst.

Die Berichte über die Umsichgreifung der Revolution, über die Nachgiebigkeit der politischen Behörden, hatte endlich zur Folge, daß der Gouverneur Graf Spaur für einige die Lombardie betreffende Auskünfte nach Wien berufen und der Vizekönig seinen Sitz in Verona zu nehmen beauftragt wurde.

Eine scheinbare öffentliche Ruhe deckte die innere, stets zunehmende Bewegung, als auch die innere Staatsverfassung bedroht und der Umsturz der Regierungsverfassung, besonders in Ungarn, mit täglich steigenden Besorgnissen durch Überhandnehmen der Übergriffe des Palatins E. K. Stephan die erschütterndsten Ereignisse erwarten ließen. Mittlerweile, als in den größeren Städten die Demonstrationen, sowie die auflodernden Ausbrüche durch die Garnisonen niedergehalten wurden, brach der 18. März ein, wo die Leiter der Revolution den Ausbruch bestimmten.

Graf O'Donnel, Vizepräsident des Gouvernements, erließ an Radeßky eine offizielle Note, kraft welcher derselbe einen Krawall am heutigen Tage anzeigte, mit dem ausdrücklichen Ansuchen, daß das Militär sich allen Einmengens oder Abwehrens enthalten und in nichts eingreifend vorgehen sollte.

Nach Empfang dieser Note — erhalten um 10 Uhr Vormittag in der Kanzlei des Cagnolischen Hauses — blieb alles in bewegter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, als gegen 11 Uhr durch den Lärm, die Closuresperrung der Häuser, das Zusammenlaufen der Einwohner man die Überzeugung erhielt, daß unsere Sicherheit gefährdet sei.

Radeßky verfügte sich mit den Offizieren der Operations- und Detailkanzlei in das nahe liegende Kastell, um sich in Schutz der dort liegenden Truppen zu begeben und so den Ereignissen entgegen zu sehen.

Wir kamen ungehindert ins Freie und so gelangten wir ruhig ins Kastell, allwo die Anordnungen zur Sicherung und allenfallsigen Verteidigung vorgekehrt wurden; die Generalität und nicht zu den Truppen gehörigen Stabs- und Oberoffiziere vereinte sich gleichfalls daselbst, wenige ausgenommen. Der Lärm in der Stadt vermehrte sich in jeder Minute und die Glocken gaben Zeichen des Sturmes, als plötzlich gegen 12 Uhr mittags die Meldung eintraf, das Volk hätte die Wache des Gouvernementsgebäudes, 1 Korporal, 7 Grenadiere des Regiments Gyulai, übermannt, gemordet und das Gebäude geplündert.

Dem General der Kavallerie Grafen Walmoden, als Militärkommandant, wurde sonach der Befehl erteilt, Alarmsignale geben zu lassen; die zwei auf dem Kastell aufgestellten Kanonen ertönten und gaben sechs Schüsse und alle Truppen der Garnison verfügten sich nach der Alarmdisposition auf die ihnen zugewiesenen Plätze. Gleichzeitig erhoben sich Barricaden aus der inneren Stadt gegen den Kanal und das Feuern mittelst Schießbaumwolle aus den Fenstern auf die vorübergehenden, einzelnen Soldaten und Patrouillen bewiesen, daß die Stadt in vollem Aufruhr sei. Die Verteidigung der Zitadelle und deren schnell möglichste Approvionierung mußte daher die erste Sorge sein. Oberverwalter Stof, einer der ausgezeichnetsten, ehrlichsten und fähigsten unserer Beamten, gab die Versicherung, daß kein Mangel an Brot auf einige Tage zu besorgen sei, da der Lieferant Cagnola, ein unserer

das Andrängen des die Ruhe störenden Volkes, vorzüglich von Seite der Eisenbahn an der Porta Tosa und den hart daranliegenden Häusern der Vorstädte, aus welchen die Truppen stark beschossen und nur durch Verbrennung und Vertilgung dieser Häuser die Haltbarkeit errungen werden konnte.

Infolge der Disposition begann die Formierung der Truppen und des Troffes, die durch Anschließung mehrerer Kutschen, Frauen, Bagage und der am Hof rückgelassenen Garden und Bagagen auf eine große Zahl anwuchs, auf dem Kastell-Platz nach Mitternacht um 1 Uhr.

General Strassoldo von Varese traf vor einbrechender Nacht mit dem 10. Jägerbataillon und 2 Eskadronen Husaren, 1 Batterie in der Vorstadt Alt-Mailand ein und besetzte das Tor. Er meldete zugleich, daß die Verbindung auf dem Lande gestört und besorgte, daß seine in Como und Monza verlegt gewesenen Truppen verloren sein dürften.

Das in Como verlegte Maraschiner Bataillon wurde zum Abziehen vom Volk aufgefordert; das Bataillon widersetzte sich, doch als der Kommandant die Unhaltbarkeit der Verteidigung einsah, ließ er abmarschieren. Man feuerte aus den Fenstern auf das Bataillon und traf den Major. Der älteste Hauptmann übernahm das Kommando, anstatt aber den Marsch fortzusetzen, kehrte er mit dem Bataillon um, hierdurch kam das Bataillon, außer dem Feuern aus den Fenstern, vor- und rückwärts ins Feuer; hierdurch von allen Seiten angefallen, ergab es sich gefangen und wurde in der Schweiz, Kanton Tessin, entwaffnet und haufenweise, sich selbst überlassend, nach Hause gewiesen.

Das rote Licht.

Von Otto von Zeitgeb.

... Als man sich zu Tische setzte, hatte Glimmchen noch immer nicht das Gefühl, daß der halbe Tag vergangen wäre und der Abschied immer näher rückte. Auch ihrem Manne war nichts davon anzumerken. Freilich aber war er von sehr gelassenem Temperamente. Das einzige Mal, wo das Gespräch auf seine Reise kam, meinte er, er sei eben nicht nur Papas Schwiegersohn, sondern auch Teilhaber der Firma, um deren Geschäfte es sich auch bei dieser Reise handelte. Übrigens waren sie alle drei recht heiter, er, die Mutter und Glimmchen. Auch hatte die junge Frau oft daran gedacht, daß sie den ganzen Nachmittag für sich hätten, so wie an den Sonntagen, wo er nach Tisch nicht mehr ins Kontor zurückkehrte. Die Lokalbahn, mit der man in zehn Minuten die Stadt erreichen konnte, fuhr ganz nahe unterhalb der Gartenmauer des Fabrikanten vorüber. Nur Eines war fast allzu schmerzlich zu bedenken: während er nun fort von ihr sein sollte, jährte sich zum ersten Male ihr Hochzeitstag —! Kaum hatte nun Jobst Hecker seinen schwarzen Kaffee ausgeschlürft und sich eine von Schwiegervaters Zigarren angesteckt, so ergriff die junge Frau seinen Arm, als ob sie die unmögliche Kraftleistung versuchen wollte, den Riesen aus dem Fauteuil emporzuziehen. Er gab nach, überwand seine Bequemlichkeit und sie gingen in den Garten hinaus, wo noch Sommerblumen blühten, Vögel sangen und das Laub des wilden Weines erst begonnen hatte, rot zu werden.

Beinahe war es seltsam zu denken, daß der vierschrötige Mann und das elfenhafte Wesen an seiner Seite ein Paar waren, denn auch im Alter waren sie beträchtlich auseinander. Doch machte sogar das Glimmchen gewissermaßen stolz, weil es einfach nichts gab, das ihren Mann betraf und sie nicht stolz und glücklich gemacht hätte. Es war schön, daß man ihn einen Hünen nannte. Durch seine ungewöhnliche Kraft war in ihr selbst ein Gefühl physischer Sicherheit entstanden. Denn es war in dieser seiner Eigenschaft beinahe etwas Übermenschliches gelegen! Vergeblich bemühte sie sich manchmal, seinen Oberarm mit ihren beiden Händen zu umspannen. Und sein Arm war von Eisen! Sie hätte gerne immer besondere, kraftvolle Worte gefunden, wenn sie von ihrem Manne sprach, wenn in der Vertraulichkeit heimeligen Beisammenseins eine Äußerung dieser Art ihr nötig schien, wenn sie ihm sagen wollte, wie wunderbar und prächtig ihr dies alles schien. Am meisten aber liebte sie seine Stirne. Diese trogige, starknochige, breite Mannesstirn, prachtvoll, wie aus Marmor gemeißelt, wuchtig und gewölbt in das schwarze Haar hinauffschimmernd.

Sie schlenderten durch den Garten. Sie gingen hinab an die niedrige Mauer, lehnten über dem Weinlaube und blickten hinaus. Glimmchen trug ein brennend-rotes Kleid, es war leuchtend und beinahe heftig von Farbe, und wie sie nun mit ihrem kleinen, schlanken Körperchen über die Mauer hingesehnt lag, schienen alle die kapriziösen Falten, Schleifen, Bauschen und Krausen, alle diese launenhaften, unruhigen Linien ihres Gewandes in den Weinblättern verschwunden und in dem grellroten Laube versteckt, das fast die gleiche Schattierung hatte. Dies sah ganz phantastisch aus.

„Ich muß beinahe meine Augen schützen, wenn ich dich betrachten will; so blendend bist du!“ sagte Jobst lächelnd. „Du hast dies Kleid angetan, weil du weißt, daß ich es so gerne mag. Weil ich überhaupt diese starke rote Farbe liebe. Und du selbst bist Glimmchen, meine kleine, liebe, warme Flamme —“

„Eigentlich ist es ein lächerlicher Name — Glimmchen!“ sagte sie. „Ein armseliges, kleines, schwaches Lichtchen, ja. Mein Leben besteht doch nur im Scheine der großen, starken Flamme des deinen, du Geliebter —“

„Ja —, auf den Namen kannst du stolz sein,“ meinte Jobst Hecker. „Du hast ihn dir selbst erfunden, du hast ein neues Wort in die Sprache gebracht. Mutter hat mir das oft erzählt. Als Kind nanntest du die Leuchtfläferchen, die durch den Garten flogen, Glimmchen. Das scheint mir ganz poetisch. Dann haben sie dir selbst den Namen gegeben. Er paßt für dich. Wenn man so ein Lichtchen kommen und verschwinden und wieder kommen sieht, ist es, als schlage ein zartes, schönes Auge immer wieder den Blick auf —“

Unten, auf der Bahnstrecke, rollte ein kurzer Zug vorüber.

„Siehst du!“ rief die junge Frau. „Das von dem blinkenden Auge — Gerade daselbe habe ich mir oft gedacht, wenn ich abends hier auf dich wartete. Kaum hat der Zug, mit dem du kommen sollst, den Bahnhof der Stadt verlassen, so kann ich die roten Lichter an der Lokomotive schon entdecken. Manchmal, für einen Moment, verschwinden sie. Dann leuchten sie wieder auf, rot und hell, wie zwei Augen, die ich immer näher und größer sehe. Es ist eigentümlich. Ich habe oft die Empfindung, als sei es etwas Unheimliches, wie die glühenden roten Punkte einen fest-

halten, förmlich bannen, daß man so starr und erwartungsvoll darauf hinsehen muß —“

„Das rote Licht,“ sagte Jobst. „Man wählt es, weil es das weitest sichtbare ist, denn es ist das stärkste, das grellste —“

„Das unruhigste und wildeste,“ setzte Glimmchen dazu. „Wie eine Gefahr sieht es aus —“

„Wie eine Fackel, die ein Zeichen gibt, dessen flackernder Schein alles überleuchtet,“ sagte Jobst.

„Ich liebe unsere kleine, pustende, wackelnde alte Bahn da unten,“ gestand nun die junge Frau. „Es geht so einfach, so, ein bißchen gelassen und altmodisch zu dabei, ohne Hast und vielen Lärm —“

„Und du magst die prachtvollen Riesen nicht, unsere herrlichen Maschinen, — die großen, schwarzen Ungetüme, die wir in unserer Fabrik aufbauen?“ rief Jobst lachend.

„Um derentwillen du mich heute verlassen mußt!“ klagte Glimmchen. „— Weil ihr irgend eine neue Erfindung habt und ein großes Geschäft abgeschlossen werden soll; ach ja! — Nein, ich fürchte mich beinahe davor —“

„Hafensuß!“ neckte Jobst. „Hast du Angst, wenn etwas Großes, Lärmendes, Eilendes daherkommt? Ist das Leben nicht in jeder Minute tausendmal rascher und gefährlicher?“

„Wie meinst du das?“ fragte sie ein wenig betreten.

„Ach, Glimmchen!“ fuhr er fort. „Wie bist du in deinem ganzen Dasein verwöhnt worden! Und was die Mutter und der Vater begonnen haben, das setze ich nun wohl fort! — Manchmal streift mich ein wenig — hörst du? nur ein ganz klein wenig die Sorge, du möchtest gar zu tief getroffen werden, falls es dem Schicksal gefällt, uns Sorgen, Leiden, Kümmernisse zu schicken; — und ich möchte nicht imstande sein, all die bösen Sachen immer von dir ferne zu halten. Kein Mensch vermag es —“

Sie wurde etwas erregt. Was meint er denn? Was meint er denn? Sie fragte, warum denn alle Welt sie für schwach und verwöhnt hielte; selbst er? Ach, weshalb sagt er ihr so etwas im Augenblicke, wo sie sich trennen müssen?

„Siehst du, auch darum!“ sagte Jobst gutmütig. „Wir trennen uns durchaus noch nicht. Wir haben noch den ganzen Nachmittag für uns —“

„Ja, so habe ich mich früher auch getröstet,“ sagte sie. „Aber es ist eigen. Man hat immer eine Menge Dinge zu tun, deren man sich erst in den allerletzten Stunden erinnert. Und sie entwinden uns die ganze noch übrige Zeit —“

Der Diener kam durch den Garten gelaufen. Jemand ließ Herrn Hecker ans Telephon rufen.

„Ich komme gleich wieder!“ sagte Jobst.

Aber er kam gar nicht gleich wieder. Der Schwiegervater hatte ihm noch Wichtiges zu sagen. Mit der Hörmuschel am Ohre antwortete Jobst in kurzen Zwischenräumen: „Ja . . . ja . . . ja . . .“

„Bitte, schreib's dir auf, wortwörtlich,“ verlangte der Schwiegervater. „Nimm dein Taschenbuch —“

„Ja —“

„Also —“

Und der Fabrikant diktierte durchs Telephon. Trotz aller geschäftlichen Aufmerksamkeit kreuzte einmal der Gedanke Heders Kopf: „Es ist wahrhaftig so! Im letzten Augenblicke kommen noch eine Menge Dinge. Du hast ja recht, Glimmchen —!“

Endlich summten und stichelten die letzten Worte aus der kleinen Schalldose: „Hast du nun alles, wörtlich?“

„Ja —“

„Gut! Ich sehe dich abends herin auf dem Bahnhofe, Kurierzug, acht fünfzig. Schluß!“

Rrrrr! —

Indessen war Glimmchen unruhig und gedrückten Sinnes in den Gartenwegen auf und ab gegangen. Gedrückten Sinnes, ja. Denn Jobsts Worte schienen ihr, nachklingend, wie ein Ausdruck von Mißtrauen, ein Zweifel an ihrem Wert, vielleicht an ihrem guten Willen? Ach nein, nein! Was für ein Gedanke! Und dann war es nicht ihre Schuld, wenn sie am Leben bisher nichts als das wohlwollende Lächeln gesehen hatte, niemals den drohenden Zug der Härte und Strenge. Niemals die Verzerrung des Schmerzes. Warum spricht man so oft vom Leben wie von einer schweren, mühseligen Arbeit, einer drückenden Pflicht, einer leidvollen Prüfung?!

„Ich habe auf die Uhr gesehen!“ rief sie nun beinahe weinerlich, als Jobst wiederkam. „Achtundzwanzig Minuten! Sicherlich war es Papa —“

Er nahm ihren Arm, drückte ihn an seine Brust und sagte einen Scherz.

Nun sagte sie: „Ich möchte gerne mit dir hinaufgehen, und doch wieder bliebe ich gerne hier, im lieben Sonnenschein! Ach, mein Gott,“ setzte sie elegisch hinzu, „wie bald ist der Sommer nun zu Ende! Wenn du wiederkomst —“

„O nein!“ rief er. „Die paar Tage —“

„Es ist unsere erste, allererste Trennung —,“ sagte sie.

Sie näherten sich dem Hause.

„Ein ganz ruhiges, gemüthliches Stündchen werden wir doch noch für uns haben,“ meinte die junge Frau und in ihrer Stimme war die Erwartung einer tröstlichen Antwort zu hören. Dann klang es fast wie ein kleiner Seufzer: „Sieh, hier ist Mama!“

Die Mama hatte natürlich nicht im geringsten die Empfindung, als könnte sie die Kinder stören. Sie war eine resolute, frische Frau und es hatte viele harte Zeiten und wenig Sentimentalität in ihrem Leben gegeben.

Sie sagte: „Wir wollen früher zu Nacht essen, Jobst. So bekommst du vor der Reise doch noch 'was Ordentliches —“

„Ach ja, mein Gott!“ rief Glimmchen bestürzt, denn es wurde ihr bewußt, daß sie an ihres Mannes leibliches Wohl noch nicht einen Augenblick gedacht hatte.

Ein Besuch ward gemeldet. Der berühmte Mann, ihr Nachbar, Professor Wagner, der große Gelehrte. Man konnte ihn unmöglich abweisen. Die Gärten der beiden Villen waren nur durch eine Hecke getrennt und die beiden Familien lebten von jeher in lebhaftem Verkehre. Und die zwei Kinder waren sozusagen miteinander aufgewachsen, trotzdem Ludger Wagner einige Jahre älter als Glimmchen war. Dieser Sohn des Professors, ein langaufgeschossener junger Mann mit



bleichem Gesichte und genialem Künstlerhaar, hatte übrigens früher, während Glimmchen ihren Mann im Garten erwartete, der jungen Frau über die Hecke herüber guten Tag gewünscht. Nun also waren Vater und Sohn schon im Zimmer oben.

Der alte Herr mit den strengen, klugen Augen machte es sich im besten Fauteuil bequem. Jobst bot ihm eine Zigarre an, die der Professor umständlich in Brand setzte. Dabei sagte er, dieselbe Marke hätte er einmal bei Krupp in Essen geraucht. Er hielt die Zigarre wie bewundernd vor sich hin und Glimmchens Blick fiel dabei auf seine verstümmelte rechte Hand. Zwei Finger derselben waren ihm einmal durch das Getriebe einer Maschine abgerissen worden. Glimmchen schauderte ein bißchen, als sie daran dachte. Sie sah Jobst an. Und Eudger Wagner, der alle Menschen fortwährend zu beobachten pflegte und dabei nach besonderen Eindrücken suchte, weil er sich für einen Dichter hielt, sagte jetzt unumwunden:

„Es ist seltsam, gnädige Frau, wie Ihre Blicke bei Ihren Gedanken immer mitsprechen! Ich erinnere mich sehr treu, von Kindheit auf, daß Ihre Augen diese Eigenschaft besitzen. . . Jetzt eben denken Sie an Pappas verstümmelte Hand!“

Die Mutter sagte gutmütig — verlegen: „Ach, wie kann man das genau wissen! — Ja, Eudger, Sie mögen wohl Glimmchen kennen. Sie hatte ja immer diese erschrockene Neugierde für die Schäden, die das Leben anzurichten versteht. Vielleicht ist ihr das geblieben, unserm lieben großen Mädchen. Sie war immer ein wenig ängstlich vor allem Gewaltfamen, ein bißchen zu ängstlich vor den Wirklichkeiten des Lebens —“

„Nein, durchaus nicht!“ behauptete die junge Frau etwas unmutig. Denn es war doch seltsam, daß man sie immer für einen Schwächling halten wollte. Und der junge Dichter, als ob er auch diesen weiteren Gedanken erraten hätte, bat um Entschuldigung, man wußte nicht recht, wofür. Dann zog er eine Zeitschrift heran, die auf dem Tische lag und begann darin zu blättern.

Der Professor war inzwischen mit Jobst Hedder natürlich in ein fachliches Gespräch geraten.

Glimmchen konnte sich nicht enthalten zu bemerken:

„Jobst reißt heute ab!“

„Heute noch?“ sagte der Professor leichtthin. „Und Morris! Ich möchte ihn sehr gerne sehen. Wie lange bleibt er hier?“

„Wir reisen mitfammen!“ entgegnete Jobst.

„Ach! — So, so!“ machte der Professor.

Eudger Wagner blickte von der Zeitschrift auf und sagte:

„Was für ein ausgesucht häßlicher Mensch das ist, — Morris! — Neulich habe ich ihn hier, bei Ihnen, getroffen. Einfach abstoßend, nicht wahr, gnädige Frau? —“

Der Professor machte eine abwehrende Geste.

„Das ist doch furchtbar gleichgültig!“ sagte er.

Nun wandte sich der Dichter wieder Glimmchen zu. Er betrachtete sie einen Augenblick nachdenklich und meinte dann gutmütig lächelnd:

„Soll ich wieder ein bißchen Gedanken lesen? Sehen Sie, Sie beschäftigen sich damit, Papa und mich auf das lebhafteste fortzuwünschen!“

Indessen, in der Art großer Männer, die sich nie nach anderen richteten, schien es den Gelehrten absolut nicht zu kümmern, daß Jobst abreisen wollte. Erst als die außerordentliche Zigarre zu Ende war, empfahl er sich. Und Ludger Wagner sagte zu der jungen Frau:

„Ich nehme noch nicht „Landabschied“, wie wir immer sagten; — erinnern Sie sich? — Wir pflegten uns dabei in elegische Stimmungen zu reden und oft haben Sie bitterlich geweint — — Nein, ich bleibe nämlich ganz allein noch lange hier, um meine neue Novelle in Ruhe fertig zu schreiben. Der Herbst, der hier draußen so wundervoll ist —“

Und Jobst begleitete den Besuch hinaus.

Glimmchen stellte sich ans Fenster und wartete. Nicht um die Dauer eines Atemzuges ließ sich die Zeit verlängern! Beinahe wurde es schon dämmerig. Nun hatten sie von ihrem Nachmittage eigentlich doch gar nichts gehabt. So geht's!

Jobst kam. Und der Diener klagte, daß er den Koffer nicht zubekommen könne. Da gingen sie danach sehen. Hecker beugte sich selber darüber. Er packte den Koffer mit seiner Riesentracht an, presste ihn zusammen, drückte ihn mit aller Wucht seines schweren Körpers nieder, vernichtete sozusagen dessen Widerstand, lachend und ein bißchen keuchend. Glimmchen stand daneben und sah ihrem Manne zu. Sie sah, wie sich die Muskeln an seinen eisernen Händen spannten, wie seine Arme anschwellen, als müßten die Rockärmel darüber plagen; wie an seiner prächtigen Stirne die Adern hervortraten und kleine Schweißperlen unter seinem krausen Haare herabließen. Als er sich wieder aufrichtete, schob er den schweren Koffer einfach mit einem Fuße ein wenig beiseite, wie einen überwundenen Gegner. Und Glimmchen lachte, mit stolzer Befriedigung.

Dann war es Zeit für den Abendtisch. Sie wollte sich gewaltsam aus dem Abschiedsgedanken befreien, dafür schon von dieser Stunde an nur an das Wiedersehen denken. Nicht wahr, du Geliebter?

Jobst hatte später nur durch den Garten hinab zu gehen, zum Pfortchen. Bis dahin wollte ihn seine Frau begleiten.

„Es ist Zeit, wenn wir um acht Uhr ausbrechen,“ sagte er und sah auf seine Uhr. „Wir haben ja noch eine halbe Stunde —“

„Wir haben noch achtunddreißig Minuten; acht mehr als du dachtest,“ rief Glimmchen. Sie suchte nun nach immer größerer Entschiedenheit, um ihren Kummer zu verwinden.

Nochmals wurde Hecker ans Telephon gerufen. Aber diesmal hatte ihm der Schwiegervater nur zu sagen, daß er ihn doch nicht auf dem Bahnhofe sehen könne. Denn soeben habe sich Mister Morris entschlossen, seine Abreise um einen Tag zu verschieben. Das sei ja erfreulich und fürs Geschäft äußerst wichtig. „Also glückliche Reise, Eidam!“

„Adieu, lieber Papa! — Schluß!“

Glimmchen blühte ein verwegener Gedanke durch den Kopf. Weshalb wohl der Engländer seine Abreise verschoben hat? Er sollte doch mit Jobst zusammen? — Konnte Jobst deshalb dem Papa nicht vorschlagen, daß auch er erst morgen —?

„Unmöglich!“ sagte Jobst lachend. „Das wäre schön, — solche Launen in Geschäften! Morgen erwarten mich verschiedene Leute —“

„Kind! Kind! Er darf den Zug nicht versäumen —“ sagte die Mutter jetzt. „Sei doch vernünftig! —!“ Und Glimmchen wollte zeigen, daß sie dem Leben sehr wohl gewachsen war; man sollte es nicht nötig haben, bei allen Anlässen an ihrem Mute oder ihrer Kraft zu zweifeln. Es war freilich überflüssig gewesen, daß sie einen derart unhaltbaren Vorschlag gewagt hatte — — Nun machte sie, in ihrem Eifer, sich übermäßig vernünftig und nüchtern zu zeigen, gar eine fast trohige, unternehmende und sehr entschlossene Miene. So, nun konnten sie aufbrechen.

Die junge Frau hing sich an Jobst Heders Arm und sie gingen raschen Schrittes durch den dunklen Garten hinab.

„Darf ich dich bis zur Station begleiten?“ fragte sie.

„Ach nein, Kind! Und es ist schon ganz finster —“

„Ich fürchte mich nicht,“ sagte sie.

„Nein, nein!“ wiederholte er.

„Hast du nichts vergessen? Deine Zigarrentasche —“

„Die hab' ich — Laß uns rascher gehen,“ sagte er.

Jetzt waren sie am Pfortchen.

„Wenn ich mich nicht beeile, kann ich wieder unter dem Schranken durchkriechen!“ meinte Jobst. Das junge Weib zog seinen Kopf an ihren Mund.

„Und noch die Stirne!“ sagte sie und küßte ihn wieder. „Gott schütze dich, Geliebter!“

Nun glühte die Flamme ihrer jungen Liebe heiß auf, auch in seinem Herzen. Aber er mußte sich losreißen.

„Gott schütze dich, mein Glimmchen!“

Und jetzt ist es wahr! Sie hält das Pfortchen in der Hand. Jobst ist schon die paar Stufen auf den Fußweg hinabgesprungen. Noch ein Augenblick, und sie sieht ihn fast nicht mehr; seine Gestalt wird ein bloßer Schatten — — Ach, mein Gott!

„Jobst! Jobst!“ rief sie angstvoll.

Das hat er beinahe erwartet! — Darum kehrt er rasch um, läuft zurück, springt die Stufen hinan und schließt sie nochmals in seine Arme.

„Küß' mich nur noch einmal!“ bat sie mit drängender Zärtlichkeit. „Und sag' doch auf Wiedersehen! Sag doch! —“

„Auf Wiedersehen, süßes Kind! Auf Wiedersehen —“

Ihr Herz schwankte, während sie nun da stand und ihren Blick anstrengte, um ihn möglichst lange zu sehen. Plötzlich fiel ihr ja auch ein: er hatte nicht auf glückliches Wiedersehen gesagt! Aber nun war es zu spät. —

Sie eilte in den Garten zurück und wartete an die Mauer gelehnt, um den Zug herankommen zu sehen. Da — nun bligten die zwei kleinen, roten, funkelnden Augen schon auf, noch ganz in der Ferne. Haarscharf, gellend und lang tönte dann der Pfiff der Lokomotive. Und die roten Lichter kamen näher, wurden größer, grell und blühend, sie stachen wie zwei flammenrote Speere aus der Nacht hervor. Unsichtbar rollte hinter ihnen etwas Schweres, Dröhnendes, Eilendes durch die Finsternis auf einen zu, abschreckend und doch wieder anziehend, etwas, dem man ausweichen und dem man doch wieder entgegengehen mußte, voller Neugierde, Er-

wartung und Bereitschaft. Jetzt war es in ihr nicht die Erinnerung einiger Worte, die sie vor Stunden gewechselt hatten. Es war vielmehr eine nicht auszusprechende Empfindung, ein ganz bestimmtes, aber namenloses Gefühl, mit dem sie wußte, daß das ganze Leben, glühende Feuerzeichen von den Höhen seiner Schicksale aussendend, den armen, harrenden Menschenkindern durch eine Nacht, deren Wege sich uns niemals offenbaren, entgegenstürmt und dröhnend an den Herzen vorbeiröllt. Unerbittlich heischt es Kraft und Bereitschaft von uns, im Großen und im Kleinen. Ja, niemals verrät es uns, ob nicht in der Kleinheit eines einzelnen Augenblickes ein Keim zu tiefem Erleben die erste Wurzel in den Boden unseres Daseins senkt.

Noch ein kurzer, schneidender Pfiff. Dann zitterten die Lichter, glitten hinweg und ohne mehr ein bestimmtes Ziel suchen oder verfolgen zu können, hingen die schimmernden Blicke des jungen Weibes an den Schatten der Nacht und dem unsicher zerflossenen, in Rauch und Nebel schwimmenden, breit ausgegossenen Lichterscheine über der Stadt.

*

Nun wurde es unheimlich in dem dunklen Garten. Glimmchen kehrte ins Haus zurück. Um nicht sprechen zu müssen, setzte sie sich nach einiger Zeit an das Klavier und spielte ein paar Stücke, die Jobst gerne mochte. Zwischendurch saß sie manchmal da, ganz nach innen verstummt, mit den Händen im Schoße, mit weit fortwandernden Gedanken. Dann legte sie wieder die schmalen Händchen auf die Tasten. So verging eine ganze Weile. Wie ferne mochte Jobst nun schon sein —!

Es geschah, daß eine der Kerzen am Klaviere, im Leuchter locker geworden, sich plötzlich neigte und auf den Boden fiel. Sie rollte ohne auszulöschen eine Strecke weit über das Parkett fort; es sah ganz seltsam aus. Die junge Frau aber fuhr heftig erschreckend mit dem Sessel zurück und starrte der flatternden Flamme nach.

„Glimmchen —!“ rief die Mutter laut, als ob es nötig gewesen wäre, dem Kinde von einem allzu jähen Schreck loszuhelfen. „Sieh doch nicht d'rein, als ob weiß Gott was geschehen wäre —“

Darauf erhob sich die junge Frau hastig, holte die Kerze vom Fußboden und löschte sie aus.

„Mitten im Spiel —!“ sagte sie. „Ich bin ja wirklich erschrocken —“, und schloß den Flügel.

*

Am nächsten Tage, zu früher Stunde, kam der Fabrikant aus der Stadt heraus. Dies geschah sonst niemals, wenn er über Nacht darin geblieben war. Er kam mit seinen Pferden gefahren, sprang vom Wagen, ehe dieser noch gehalten hatte und ging so hastig die Treppe hinauf, daß ihm der Atem kurz wurde. Er sah bleich und verstört aus, ging geradewegs in das Zimmer seiner Frau, traf sie dort, und hatte eine furchtbare Unterredung mit ihr. Beinahe brach es ihm selbst das Herz, was für eine Botschaft er überbringen mußte. Um nur sprechen zu können, war er auf dem ersten besten Stuhle beinahe hingefallen, und der straffe, kaltblütige Mann sprach mit abgerissener, gequälter Stimme, als ob er gänzlich fassungslos wäre.

Der Expresszug, mit dem Jobst Hecker abgereist war, hatte nachts, kaum eine Stunde von hier, eine Entgleisung erlitten. An einer scharfen Kurve, die über einen hohen Damm führte, war der Zug durch Kuppelbruch gerissen und die zwei letzten

Wagen aus dem Geleise gesprungen. Sie waren förmlich wie die letzten Glieder einer zerrissenen Kette über die steile Böschung des Dammes hinabgeschleudert worden . . .

Glimmchen hatte ihren Vater am Hause vorfahren und hereineilen gesehen. Sie wußte im selben Augenblicke, daß irgendetwas Besonderes sich ereignet haben mußte und ihr erster Gedanke war, daß es sich um ein Unglück handeln könnte.

Sie eilte hinüber, trat in das Zimmer. Sie sah ihren Vater, der sonst so heiter, laut und lebhaft war, wie gebrochen dastehen. Die Mutter aber blickte ihr mit grauerfüllten Augen entgegen und ihr Gesicht war weiß wie Linnen.

In traumhafter Gewißheit sagte Glimmchen tonlos:

„Sagt es mir gleich! — Ich weiß, daß ihm etwas zugestoßen ist —!“

Die Mutter zwang ihre erschütterten Züge zur Fassung, aber deren Unnatürlichkeit verriet nichts als ihre tiefe Ergriffenheit. Vielleicht zum ersten Male seit vielen Jahren nannte sie Glimmchen bei ihrem wahren Namen, als sie nun sagte:

„Agathe, du bist keine Frau! Du mußt stark und vernünftig sein —! O, ich weiß, du bist doch stärker und mutiger als wir glauben, — weil wir dich so lieben — weil wir immer jeden Schmerz von dir ferne halten wollten —“

Da schlug eine entsetzliche Ahnung ihre schwarzen Fittiche um das Herz des jungen Weibes.

„Sagt es mir!“ bat sie beinahe leise. „Ist etwas mit dem Juge geschehen, in dem Jobst fuhr? Sind Reisende verunglückt? —“

„Er allein!“ entgegnete ihr Vater und wendete sein zuckendes Gesicht von ihr ab.

Es war eine tiefe Stille. Glimmchen starrte mit groß aufgeschlagenen Augen vor sich ins Leere. Einmal öffnete sie die Arme weit, als ob sie etwas fassen, umschlingen wollte. Dann, plötzlich, stieß sie einen gellenden Schrei aus.

„Er ist tot —!“

Und sie lief mit kurzen, ängstlichen Schritten durch das Zimmer. Einige Male stieß sie dabei an die Möbel, die sie nicht sah. Dabei wimmerte sie; fast wie ein schwaches, verwundetes Tier. Dann blieb sie wieder stehen und strich fortwährend, fortwährend, hastig und verstört, mit den Händen über ihre Schläfen herab.

„Jobst! Du bist tot — tot —?“

Ihr Vater sah sie schwanken. Er sprang vom Sessel auf und schloß sie in die Arme.

*

So kam die Zeit, die kein Wunsch, keine Träne, kein Gebet zu ändern vermochte. So war das Leben gekommen und der Tod. Über Blumenwiesen, über Gräber führen sie den Menschen. Sein Ziel ist immer und ewig das Rätsel der Ferne . . .

Ludger Wagner, der fast ununterbrochen im Landhause seines Vaters blieb, der fast täglich zu den Nachbarn herüberkam, wie in alter Zeit, Ludger, der Dichter und Beobachter, machte sich natürlich seine Gedanken.

„Sie wird es überwinden!“ sagte er einmal zu Agathens Mutter. „Ich habe sie immer richtig beurteilt. Sie hat eine mutige Seele —“

Aber eigentlich wurde er doch nur dadurch zu dieser bestimmten Ansicht gebracht, weil die junge Frau so merkwürdig anders geworden schien. Man hatte sie

immer für schwach und unselbständig gehalten. Unter dem Drucke des Schicksals schien ihre Seele alles gesammelt zu haben und nun aufzubieten, was sie nur an Kraft und Widerstand zu leisten vermochte.

Der Herbst aber sank immer tiefer auf die Erde herab. Mit den Händen, die von den abgekühlten Tagen und leise fröstelnden Nächten kalt waren, strich er durch die Gärten und in der Luft lagen alle Schimmer seiner Einsamkeiten. Und das Jahr mit dem blutigen Wundmale sank endlich weß zu Boden und das neue verscharrte es tief unterm Winterschnee. Aber auch der Winter verging und der Frühling und der Sommer auch. Man lebt und lebt und niemals fragt die Zeit, wozu?

Eudger Wagner kam von einer kleinen Reise zurück. Er erzählte viel von Ländern und Menschen. Alles in der alten, enthusiastischen, lebensfrohen Art. Es war fast eintönig und aufreizend zu bemerken, wie wenig das Leben ihn erschütterte... Nun kam er wieder täglich durch die kleine Gartenpforte herüber. Und wenn sie allein waren, hatte er dann, wenn auch immer mit all seinem Zartsinne, diese vielen versuchenden, fragenden, beruhigenden oder auch bittenden Worte. Nicht daß deren Bedeutung geradeaus auf die junge Frau gerichtet war; — aber doch hatten sie keinen anderen Inhalt. Er umwob sie förmlich mit allen seinen Gedanken. Das alles wußte sie sehr wohl. Auch während ihrer Brautschaft und ihrer kurzen Ehe hatte sie ja nicht vergessen, daß Eudger Wagner, der Jugendfreund, sie von Kindheit an geliebt hatte.

Aber es lag nicht in ihrer Macht ihm zu helfen. Und wirklich reizte es sie auf, daß er nicht zu bedenken schien, was sie in diesem langen Jahre in sich erlebt hatte... Trotz seiner Beobachtungen hatte er keine Ahnung davon, was eines Menschen Herz wirklich durchmachen kann...

*

Das Laub des wilden Weines war wieder feuergelb und blutrot geworden und als die kühlen Nächte kamen, fiel es wieder zu Boden und bedeckte den Weg längs der Gartenmauer. Es lag auch auf der langen niedrigen Mauer selbst, wie ein roter, leuchtender Teppich. In den Sonnenstunden brannte und flackerte das Licht an dem roten Laube; wie feurige Blüten sah es aus. Aber es war totes Laub und lag am Boden und war schon so trocken, daß es unter den Füßen knisterte und wenn Glimmchen darüber wegschritt, in ihren langen, glanzlosen Trauerkleidern, die sie noch immer trug, rauschte es in den herbstlichen Blättern. Dies war die Zeit, wo sie wieder so lebendig, so unbarmherzig lebendig an alles gemahnt wurde...! Hier, gerade an dieser Stelle, hatte sie Jobst zum letzten Male gesehen. Wenige Stunden später lebte er nicht mehr. Wie mochte es eigentlich geschehen sein? — Vielleicht war er im Schlafe getötet worden. Die Trümmer des zerschmetterten Waggons, geborstenes Eisen, zersplittertes Holz, haben ihn unter sich begraben. Mit zerbrochenen Gliedern und zerschelltem Haupte, eine unkenntliche Masse, — so mag er dagelegen haben, entstellt und zermalmt... Wie viel stärker als das Leben ist der Tod —! —

Eudger Wagner kam durch den Garten herab. Er lästete von weitem schon den Hut und fragte dann, ob er ihr Gesellschaft leisten dürfte? Und sie wandelten durch den entblätterten Laubengang fort und kamen endlich wieder an dieselbe Stelle zurück und gingen an der langen roten Mauer auf und ab, in etwas ein-

silbigen Gesprächen. Und als die Sonne sich tief senkte und auf den Wiesen jenseits der Bahn die Nebel aufzusteigen begannen, fragte Ludger, ob sie nicht lieber ins Haus wollten? — Aber sie verneinte. Es wäre ihr recht, daß sie noch etwas fingen, sagte sie, zerstreut. . . . Und wieder entschwanden ihre Gestalten und tauchten wieder auf, kamen an die Mauer zurück. Da blieben sie einmal auch stehen und blickten in den sinkenden Tag und auf die brauenden Nebel hinab. . . . Und dann kam ein Zug von der Stadt herüber. Man sah die zwei roten Augen schon aus weiter Ferne. Glimmchen starrte ihnen entgegen. Sie kamen heran und vorüber. . . . War es nicht wirklich gerade diese Stelle hier, von der sie noch hinabgesehen, als Jobst gegangen war?! — Jetzt brannte die Sonne nur noch mit dunkler Glut durch die Nebelwand. . . .

Eine geraume Weile war sie schweigend stehen geblieben. Endlich sagte sie:

„Sie täuschen sich selbst, Ludger! Sie sind ein Träumer. . . Sie glauben Menschen zu kennen, weil Sie zu beobachten glauben. Aber das, was Sie beobachten, ist nicht das Leben — es ist nur die Welt, die Sie selbst sich errichtet haben, — in aller Stille, ungestört, wie Sie es eben immer tun konnten —“

Er lächelte überrascht und ein wenig verlegen oder schmerzlich, oder enttäuscht —

„So? So!“ meinte er. „Nein, — Sie tun mir Unrecht —“ Und er begann wieder ihr zu sprechen, mit diesem Schwunge, mit dieser überzeugenden Art, mit dieser die eigenen Empfindungen genießenden Derve, die ihm zu Gebote stand. Aber er wußte nicht, wie stark das in ihr war, das ihm Widerstand leistete; wie stark und hart sie gerade diese Stunde und dieser Ort machte. . .

Jetzt hüllte sie sich fester in ihren Mantel. Man sah, wie sie darunter ihre schlanken Arme über der Brust verschränkte. Sie lächelte ein bißchen geringschätzig. Durchaus nicht so, daß es etwa ihre alte, treue Freundschaft hätte kränken sollen, — aber so, wie ein Mensch, der des Herzens Bitterkeit gekostet hat, über den rofigen Mut eines anderen lächeln kann. — Nun sagte sie: „Zwischen Ihrem letzten Besuch und heute hat sich der schreckliche Tag gejäht. . . Sie wissen gar nicht, wie ich innerlich dankbar war, daß Sie sich nicht daran erinnern haben. Hören Sie, Ludger! Es ist meine Pflicht, Sie aufzuklären. . . Denken Sie nur daran, welch unerträglichen Zwiespalt es abgegeben hätte, wenn Sie mir Ihre Teilnahme, Ihr Mitleid ausgesprochen hätten —“

„Mein Gott!“ sagte er und fühlte, wie seine Wangen brennend wurden. Er wußte nicht eigentlich, wo sie hinaus wollte, aber in ihrer ganzen Art war seit dem großen Unglücke eine so seltsame Herbigkeit gereift.

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander weiter. Das Laub raschelte unter ihren Füßen und der Nebel war nun so dicht geworden am Horizonte, daß die Sonne wie ein Traumgesicht in ihm hing. Wie ein graues Tafen deckte es die Wiesen und leise begann der trübselige Dunst nun in den Garten zu wehen.

„Ja, denken Sie!“ fuhr die junge Frau nun fort. — „Wie hätte es gellungen? Gewiß hätten Sie gute, warme Worte gefunden, um mir Ihr Mitleid auszusprechen. Und doch wissen Sie, besser als ich selbst, daß er, den ich beweine, Ihnen im Wege gestanden hat. . . Ich hätte es nicht ertragen, es hätte uns vielleicht für

immer getrennt und unsere alte Freundschaft vernichtet, wenn Sie vermocht hätten mir zu sagen, daß Sie Jobs Tod beklagen —“

Eudger Wagner war sprachlos betroffen. Er schwieg und senkte den Kopf auf die Brust.

Sie aber dachte: Es muß geschehen! Es muß geschehen! Zwingt er mich nicht dazu? Ich fühle immer, wie er sich meinem Herzen nähern will. — Ich fühle es wie einen Betrug —

Sie starrte wieder dort hinab. Man sah unten den Schienenweg im feuchten Nebel glänzen. . .

Und ihr armes, leergeweintes Herz, ihre einsame Seele, zitterten schen. Aber ihr Wille war stark. Jetzt fühlte es ihr Wille wie eine drängende Notwendigkeit, wie eine heilige Pflicht, Eudger Wagners Traum zu zerstören.

„Ich fühle ja, wie traurig dies alles ist!“ sagte sie nun. „Und doch darf ich nicht länger schweigen — ich muß ehrlich sein. Ich will Ihnen bekennen, daß Sie fortwährend den wehesten, allerwehesten Widerspruch in mir geweckt haben, während ich Ihnen schweigend zuhörte. . . Ach, mein Gott! Ich weiß sehr wohl, daß ich Ihre Freundschaft mit verlieren werde — und dennoch habe ich den einen, ganz lebhaften und deutlichen Wunsch — daß Sie uns verlassen sollten, daß Sie nicht mehr hier sein sollten —“

Er antwortete nicht und ging in der gleichen Haltung wie früher neben ihr her, den Kopf auf die Brust gesenkt. Ganz langsam gingen sie durch das leise rauschende Herbstlaub. Das rote Feuer der scheidenden Sonne wurde dunkel und stumpf und erlosch endlich. Die Nebel zogen höher und wurden kalt und der Abendwind wehte sie über den Garten.

Und da Glimmchens Herz übergewollt geworden war, begann sie still zu weinen. Sie zog ihr Taschentuch hervor, drückte ihr armes, dünnes Gesicht hinein und weinte, weinte — — —

Der Nebel begann alles in seinem unsicher täuschenden Dämmerlichte aufzulösen. Langsam zerfloßen die Umrisse der Bäume und Gesträuche und die Gestalten der zwei Menschen, die zögernd nebeneinander hinwegschritten und endlich miteinander verschwanden.

Aus den letzten Tagen Kaiser Rudolfs II.

Von Dr. Anton Ehrnöß, Universitätsprofessor in Würzburg.

I.

Es war um Neujahr 1612. In der unsicheren Beleuchtung eines nebel schweren Wintermorgens hatten sich im großen Saal des Königsschlusses auf dem Hradschin ob Prag der Hofstaat Kaiser Rudolfs II. und die beglaubigten Agenten der fremden Fürsten und Mächte versammelt, um gemäß Pflicht und Gewohnheit dem Herrscher „aufzuwarten“. Im leisen Flüßerton unterhielten sich die verschiedenen Gruppen, nach Rangstufen und Interessen gesondert, in den tiefen Fensterbänken, aus denen man hinabsah auf die verschneiten Dächer der Kleinseite und auf die Moldau, die mit Treibeis ging.

Während unter den böhmischen Landoffizieren der Königsmacher Wenzel von Kinsky, der neue Oberstjägermeister in Böhmen, das Wort führte, scharten sich die kaiserlichen geheimen Räte und die Reichshofräte in ehrfürchtiger Haltung um einen Mann, dessen Rang der reiche Goldschmuck vor der Brust, dessen Geist die bligen Augen im fahlen Antlitz verrieten: es war der neue Direktor des kaiserlichen Hofwesens, Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, der bekannte Verfasser deutscher Schwänke, der seit Jahren aus seiner rebellischen Hauptstadt gewichen war und in Prag und bei den Pragerinnen eine neue Heimat gefunden hatte, zugleich der erste, wenn auch nicht der einflussreichste Rat Rudolfs II.

Nachlässig spann sich das Gespräch fort. Auch des Herzogs Augen hingen mehr an der Gruppe der kaiserlichen Leibärzte, die sich mit sorgenvoller Miene leise besprachen, und an den auf leisen Sohlen durch die Antikamera gleitenden Kammerdienern des Kaisers, dessen eigentlichen Vertrauten, denen fast allein sich die Türe zu den innersten Gemächern öffnete. Diesen Vorzug teilte mit den Dienern nur der Oberstkämmerer Ulrich Desiderius v. Proskofsky, der mit Wichtigkeit und Würde sich zwischen den Gruppen im Saal bewegte, kaum die einen und die anderen betrachtend; hatte doch er allein von den hohen Würdenträgern dieses Hofes sich die wetterwendische Gunst seines Herrn zu erhalten verstanden.

Daß die Blicke dem obersten Hüter der Geheimnisse des Prager Schlosses heute mit besonderer Aufmerksamkeit folgten, hatte seine besonderen Gründe; denn alle die Anwesenden, so verschieden ihr Rang und ihre politische Stellung war, erfüllten im Augenblick nur zwei Interessen: die Sorge um das körperliche Befinden des sechzigjährigen Rudolf, über das in den letzten Tagen ungünstige Nachrichten bis in die Antikamera gedrungen waren, und je nachdem die Furcht oder die Hoffnung, daß der katholische Kaiser dem Abschluß eines engen Bündnisses mit der extremsten Gruppe unter den protestantischen Reichsständen nahe sei. Ein völliger Umschwung der Reichs- und Hauspolitik Rudolfs II. schien bevorzustehen und ungewiß war nur, ob die schwindende Lebenskraft des längst siechen Kaisers so lange standhalten werde, bis er den für ihn so weiten Weg vom Vorsatz zur Tat zurückgelegt haben werde.

Der Gesundheitszustand Rudolfs II. war längst Gegenstand ernster politischer Erwägungen; denn krank war Rudolf seit vielen Jahren, nicht so sehr körperlich — der schwächliche Körper hielt den Anstürmen einer unregelmäßigen, ja törichten Lebensführung geraume Zeit stand — als geistig. Mindestens seit 1600 ließen sich an dem Kaiser die Merkzeichen seelischer Erkrankung erkennen: in dem Mißtrauen gegen seine nächsten Verwandten, Räte und Diener, in den ursachlosen Zornausbrüchen gegen ihm Nahestehende, in der zunehmenden Menschenseu, die Rudolf bald zur völligen Abschließung von seiner Umgebung führte, in der Furcht vor Entschlüssen und in der Abneigung gegen jedes Handeln; — und das in der Zeit der höchsten Bedrängnis des Erzhauses durch den Erbfeind des Reiches und durch die Angriffspolitik Heinrichs IV. von Frankreich, in der Zeit der Verschärfung der konfessionellen Gegensätze im Reich wie in den Erblanden. — Aber statt hier und dort nach dem Rechten zu sehen, beschäftigte sich Rudolf in der hintersten Kammer seiner Gemächer mit dem Lötrohr und am Schmelzofen, stellte Versuche an einem Perpetuum mobile an, prüfte Cameen und Medaillen und ließ dabei die Ausfertigung

gen der Reichshoffkanzlei unvollzogen zu Haufen auf den Tischen liegen, die Berichte des Erzherzogs Matthias, der in Ungarn gegen die Türken mit geringem Glück und Geschick befehligte, ungelesen und die Gesandten der Reichsstände seit Monaten ohne Gehör und Bescheid.

Ein solcher Zustand wäre immerhin noch erträglich gewesen, wenn Rudolf an seiner statt die Minister oder wenigstens Günstlinge hätte schalten lassen; aber seine krankhafte Eifersucht, sein Mißtrauen ließen nicht zu, daß andere für ihn regierten; der ohnehin schwerfälligen Regierungsmaschine drohte also völliger Stillstand, dem Reich und den Erbländen Verwirrung und Auflösung; — das alles schon seit zehn und mehr Jahren.

Es mußte weit gekommen sein mit dem Hause Österreich, wenn zwei seiner Mitglieder, die an Tatenfreudigkeit dem Kaiser wenig vorzugeben hatten, der keineswegs gedankenreiche Erzherzog Ferdinand in Graz und der behäbige Matthias, sich schon im Jahre 1606 zu Vereinbarungen auftraffen, um die Herrschaft des Hauses in den Königreichen und Erbländern und dessen Anspruch auf die Kaiserkrone für die Zukunft sicherzustellen.

Mit der Türkei war man damals im offenen, keineswegs glücklichen Krieg; der Aufstand im habsburgischen Ungarn loderte in hellen Flammen auf; die Unzufriedenheit in Böhmen und Mähren, wo die tschechisch-nationale und die utraquistische Partei Hand in Hand gingen, konnte durch einen Zufall zur Explosion gebracht werden; in Ober- und Niederösterreich hatte der überwiegend evangelische Adel längst Beziehungen zu seinen Glaubensgenossen im Reich angeknüpft. Auch im Reich, das man in Prag als einen Annex der habsburgischen Herrschaft anzusehen sich gewöhnt hatte, nahm die Opposition gegen das Haus Habsburg zu — und nicht bloß bei den protestantischen Fürsten; außerhalb des Reiches aber sammelte Heinrich IV. die Kräfte des evangelischen Europa zum Angriff gegen die Weltmonarchie der Habsburger, der spanischen wie der deutschen. Der dies fatalis des Hauses Habsburg schien angebrochen.

Da konnte es ein wirkliches Verdienst um die Sache dieses Hauses werden, die Last der Regierung des Reiches und der weiten Königreiche und Erblände von den müden Schultern Rudolfs II. zu nehmen und sie auf einen kräftigeren Nacken zu laden, um dem Erzhaufe seinen Besitz, sein Ansehen, seine Existenz zu sichern.

Dem Namen nach gebührte dies Verdienst dem schon genannten Erzherzog Matthias, nach Rudolf dem ältesten unter den noch überlebenden Söhnen Maximilians II., in Wahrheit aber dessen vornehmstem Berater, dem Wiener Bäckersohn und Konvertiten Melchior Khlesl, dem Bischof von Wien. Der verstand seinem Herrn die diesem fehlende Tatkraft einzufügen, um nacheinander dem kaiserlichen Bruder die Regierung in den Erzherzogtümern, in Ungarn, Mähren und schließlich auch in Böhmen abzunehmen und Rudolf II. auf den Machtkreis zu beschränken, den der Besitz der Kaiserkrone gewährte.

Der langwierige Prozeß des Übergangs der Herrschaft von Rudolf auf Matthias fällt fünf unerquickliche Jahre in der österreichischen Geschichte, die Jahre des Bruderzwistes im Hause Habsburg, — Zeit genug, um die aus Geringschätzung und Mißtrauen zusammengesetzte Abneigung des Kaisers gegen den schwächlichen und eiteln Matthias zu einem Haß zu steigern, der bald jedes Mittel für erlaubt hielt,

das Rache an dem Bruder und an dessen Ratgebern und Helfern verhiess, und unter diesen verstand der Kaiser auch die anderen Erzherzoge, einen ausgenommen.

Der Haß gegen den Bruder erreichte aber den Gipfel, als der Kaiser inne wurde, daß der Ehrgeiz des Matthias sogar nach der Kaiserkrone ziele, nach der Würde, in deren Besitz sich Rudolf als das höchste weltliche Haupt der Christenheit fühlen durfte.

Im Grunde war es freilich selbstverständlich, daß Rudolf nach dem Verlust seiner Hausmacht an Matthias auch die Kaiserwürde, für deren Behauptung der Besitz großer, reicher Länder jetzt erst recht notwendig geworden war, an den glücklicheren Rivalen abzugeben habe; aber Rudolf blieben natürlich solche Erwägungen fern und nach dem Verlust so vieler Kronen war ihm der ungeteilte Besitz des letzten Restes von Macht und Ansehen erst recht wertvoll geworden. Sein leidenschaftliches Streben galt daher fortan der Behauptung der Krone des Reiches und der Wiedergewinnung der schon verlorenen anderen; und dazu war ihm jedes Mittel und jeder Helfer willkommen.

Seit dem Jahre 1610 tritt die Bewerbung des Erzherzogs Matthias um die Kaiserkrone offenkundig hervor. Sie stand im Zusammenhang mit den Bestrebungen anderer Machtfaktoren, die Nachfolge im Reich sicherzustellen und ein Interregnum zu vermeiden.

Ein solches zu verhüten lag vor allem im Interesse der katholischen Partei im Reich, ja in Europa. Wurde die Wahl eines Nachfolgers Rudolfs nicht bei Lebzeiten des noch herrschenden, der alten Kirche zugehörigen Kaisers vollzogen, ließ man erst die Vikariatsrechte von Kurpfalz und Kursachsen zur Geltung kommen, wer bürgte dafür, daß nicht ein im Zwiespalt erwählter evangelischer Kaiser aus der Wahlurne hervorgehen oder gar Frankreich seine alten Ansprüche auf die Krone Karls des Großen wieder erheben würde?

Längst hatte es den katholischen Politikern als unheilvoll geschiene, daß Rudolf sich beharrlich gegen eine Vermählung sträubte. Wer immer auf ihn Einfluß zu haben glaubte, drängte ihn zu diesem Schritt, — Mutter und Brüder, der spanische Vetter, der Papst, die katholischen Kurfürsten und Fürsten des Reiches. Aber mit halber Zusage und halber Ablehnung hielt sich Rudolf die Mahner vom Leib; alle ließ er in der Erwartung und alle täuschte er. Es gab fast keine katholische Prinzessin in Europa, die sich nicht eine Zeitlang mit der Hoffnung hatte schmeicheln dürfen, neben Rudolf auf dem Kaiserthron zu sitzen; sein Hofmaler Hans von Aachen bereifte fast alle europäischen Höfe und porträtierte für ihn junge Prinzessinnen, aber kein Reiz vermochte des Kaisers Ehescheu zu besiegen; — oder war es auch hier die Furcht vor dem Entschluß? Rudolf blieb unvermählt und seiner Konkubine, einer Tochter seines Antiquars Strada, getreu, die ihm mit der Zeit sechs Kinder geboren hatte.

Bestand also keine Hoffnung, das Kaisertum durch Vererbung in gerader Linie seinem katholischen Nachfolger zu erhalten, so schien es den Anhängern der alten Kirche um so mehr nötig, daß Rudolf noch unter seiner eigenen Autorität für einen solchen Sorge und die Kurfürsten ermächtige, sobald als möglich zur Wahl zu schreiten, deren Ergebnis zugunsten eines Habsburgers außer Frage war.

Aber an Rudolf glitten auch diese Erwägungen ab. Das konnte ihm am wenigsten gefallen, sich bei seinen Lebzeiten einen Erben zu setzen, der an der kaiserlichen Autorität Anteil haben, dem als dem aufsteigenden Stern gehuldigt werden würde, der im Besitz der Anwartschaft mit Ungeduld des Kaisers Tod herbeisehnen könnte. Schon die Erinnerung an die Vergänglichkeit seiner Macht und seines Lebens, die er aus jenen Mahnungen herauslas, war ihm verletzend und dazu kam noch die Besorgnis, daß er in einem seiner ihm so mißfälligen Brüder — vielleicht wohl gar in Matthias — seinen Nachfolger zu begrüßen haben möchte.

Jahrelang verstand er es, die Mahner hinzuhalten, bis sich diese nach Erschöpfung ihrer Geduld zu selbständigen Entschlüssen aufrafften und auf die Suche nach einem Kandidaten für die Kaisertrone gingen, als der sich ihnen allsgleich Matthias anbot.

Rudolf erkannte aber, daß es nun an der Zeit sei, sich selbst nach einem Mann seines Geschmacks umzusehen, der völlig von ihm abhängig wäre und den er hoffen lassen könnte, mit seiner Autorität dereinst die Nachfolge in der Kaiserwürde zu erlangen. Er fand ihn in seinem jungen Vetter Leopold aus der steierischen Linie des Hauses Habsburg, dem zwiefachen Bischof von Passau und Straßburg, der gleichwohl keine Lust zeigte, unter dem heiligen Salböl zu verdorren, der vielmehr, um Land und Leute und die Ausstattung eines weltlichen Fürsten zu erringen, sich aus dem jülicher Abenteuer in das böhmische stürzte, mit Rudolfs Gutheißung Matthias dessen schon gewonnene Lande und dessen erworbene Ansprüche auf Böhmen abjagen, sich selber in Böhmen krönen lassen und dann nach Rudolfs Tod die Kaiserwürde erwerben wollte.

Der Ausführung des Planes standen nur zwei Hindernisse im Wege: der Geiz des Kaisers, der seine aus den Bewilligungen der Reichsstände und der Erblande zusammengescharrten Schätze nicht einmal der Rache opfern wollte, und die Unfähigkeit Leopolds, die er auch in späteren Tagen als Regent von Tirol erwies.

Leopold sammelte auf Passauer Boden wirklich eine kleine Armada, die schließlich auf Matthias losgelassen wurde; aber schon der erste Anschlag des Passauer Kriegsvolkes auf die Erzherzogtümer mißglückte und der zweite, der das Kriegsvolk nach Böhmen führte und ihm mit Zutun des Kaisers in der „Prager Fastnacht“ von 1611 die Tore der Prager Kleinseite öffnete, gelang nur zur Hälfte: die Passauer kamen nicht über die Moldaubrücke; die Führer der böhmischen Stände, an der Spitze Matthias Churn und Wilhelm Kinsky, entwichen in die Prager Altstadt, sammelten ihre Parteigenossen aus dem böhmischen Adel um sich und riefen Matthias, den designierten König von Böhmen, zu Hilfe. Vor dessen österreichischem und mährischem Aufgebot entwich Leopold und sein Kriegsvolk und das Gebäude fühner Kombinationen und politischer Intrigen, an dem eine Menge von Persönlichkeiten vom kaiserlichen Ofenheizer bis zum Reichsfürsten mitgearbeitet, fiel wie ein Kartenhaus zusammen. Rudolf geriet dem Namen nach in die Gewalt des Matthias, in Wahrheit in die der böhmischen Stände, die seine vertrauten Diener verhafteten, ihm selber Schildwachen vor die Tore stellten und nunmehr Matthias zum König von Böhmen krönten, nachdem sie die königliche Macht in Böhmen noch um ein Beträchtliches beschnitten hatten.

Matthias aber residierte nunmehr als gekrönter König von Böhmen und Kurfürst des Reiches neben dem Kaiser auf dem Hradschin. Jeder Tag brachte neue Konflikte zwischen dem beiderseitigen Hofgesinde, erzeugte neue Zwischenträgereien und senkte den Stachel des Hasses noch tiefer in die Brust Rudolfs.

Der sonst äußerlich vornehm zurückhaltende, wortfarge Kaiser fand nicht Worte genug, seiner Verachtung, seinem Haß gegen den Bruder Ausdruck zu geben. Wer ihm aus dem königlichen Hoflager Abtrüglisches über Matthias zuraunte, wer ihm Pläne entrollte, den Bruder durch Gewalt oder List in die verdiente Nichtigkeit zurückzustößen, der war sein Mann.

Schon während des Zuges nach Böhmen im März 1611 klagte Khlesl einem Vertrauten der Kurpfalz über Rudolf, „welcher als ein tiran sonder treu, glauben, religion oder conscienz sein konig (Matthias) und auch ihn umb das leben bringen zu lassen sich understanden, mit erzehlung mehrer schandlicher facten“. Und Matthias selbst beschwerte sich bei seinem Bruder, dem Erzherzog Maximilian, der in Innsbruck residierte: bei der Einvernehmung der von ihm nach dem Einzug in Prag verhafteten „Zauberer“ des Kaisers habe er „erschreckliche sachen befunden, wie tyrannisch mit mir gehandelt worden, mich umb das leeben armbselig zu bringen, do nicht Gott mich insonderheit bewahret hette“. Der Erzherzog möge für gewiß glauben, „daß so erschreckliche sachen furkommen, welche allein genugsamb weren, J. K. Mt. von ieren digniteteten zu deponiern“.*

In der Tat hatte Rudolf selbst die Künste und Kräfte der schwarzen Magie, der er ergeben war, gegen Matthias lenken wollen. Die Astrologen, die aus der Konjunktion der Gestirne den baldigen Tod des verhafteten Bruders weisagten, und die Nigromanten waren jetzt beim Kaiser einflußreicher denn jemals. Der eine davon, noch dazu der kaiserliche Hofaplan Praetorius, soll einen Hund auf den Namen des Matthias „zauberisch“ getauft und dann das arme Tier mit allerlei Quälereien zu Tod gepeinigt haben, in der Meinung, daß Matthias selbst alle diese Qualen verspüren solle. Nach einer anderen Version wurde der getaufte Hund zu Pulver verbrannt und mit diesem Pulver sollten die Zimmer des Königs auf dem Hradschin geräuchert werden, damit Matthias dadurch ums Leben komme.

Ein noch merkwürdigeres Zeugnis dieses bis zum Wahnsinn gesteigerten Bruderhasses hat uns der Zufall in einem Dokument des kursächsischen Archivs in Dresden erhalten, die allerdings unter der Folter zustande gekommene Aussage eines dieser Werkzeuge Rudolfs, des kaiserlichen Alchemisten Dr. Christoph Hauser aus Regensburg. Darnach hatte der Kaiser dem Alchemisten ein nigromantisches Buch, „Picatrix“ betitelt, persönlich übergeben, in dem die Anweisung enthalten war, wie man einem Menschen aus der Ferne Schaden zufügen, ja ihn ums Leben bringen könnte. Gemäß dieser Anweisung sollte sich Hauser ein Stück von der Leibwäsche des Matthias verschaffen und damit nicht näher bezeichnete zauberische Handlungen vornehmen oder es zu gleichem Zweck dem Kaiser selber übergeben. Hauser behauptete, dem Kaiser nur äußerlich durch eine Täuschung willfahrt zu haben.

* Ich verwende hier, im vorausgehenden und folgenden, den Inhalt von Urkunden, die ich im IX. (1903) und X. (1906) Band der Briefe und Urkunden zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, herausgegeben habe, die aber zum Teil auch schon von A. Gindely benutzt worden sind.

Matthias blieb ungeschädigt, doch auch der Versuch mit untauglichen Mitteln spricht eine beredte Sprache.

II.

Gefährlicher als die Waffen der Nigromanten konnten für Matthias die politischen Anschläge werden, die gegen ihn in ununterbrochener Reihenfolge von Rudolf und dessen vertrauter Umgebung, die aus Abenteurern vom Schlag eines Heinrich v. Günterode, aus Kammerdienern, Laboranten, Kammerheizern bestand, angezettelt wurden.

Rudolf wurde nicht müde, durch Gesandte und durch Briefe den Kurfürsten und Fürsten des Reiches, sowie den fremden Potentaten die Unbrüderlichkeit des Königs, dessen gewaltames Vorgehen gegen ihn, den Gesalbten des Herrn, und gegen seine Diener zu klagen und Hilfe gegen Matthias zu heischen. Nun lebte zwar noch in den Ständen des Reiches etwas von der scheuen Ehrfurcht vor der Erhabenheit, der Unantastbarkeit der kaiserlichen Würde und Hoheit; noch erschien den meisten die tatsächliche Entthronung Rudolfs wie eine Handlung des Hochverrats und die Worte des Beileids für den Kaiser, der Mißbilligung für Matthias waren gewiß ernstlich gemeint; aber es blieb bei diesen Worten und keiner der Fürsten, weder Katholik, noch Protestant, dachte daran, für den bedrängten Kaiser den Sattel aufzulegen; nur die Mißstimmung gegen Matthias und dessen „factotum“ Khlesl gewann im Kreis der Kurfürsten und Fürsten einen Umfang, der für des Königs Kaiserträume wenig Gutes verheiß, wenn es nicht den zwei Mächten, die schon in den letzten Jahren ihre schützende Hand über Matthias gehalten hatten, gelang, den wachsenden Widerwillen gegen die beiden Emporkömmlinge zu besänftigen.

Diese Freunde des Matthias und darum für Rudolf dessen geschworene Feinde waren der Papst und der König von Spanien. Der Nuntius des einen und der Orator des anderen, der geschickte und kluge Balthasar Zúñiga y Requesens, hatten bereits die letzten Unternehmungen des Matthias offenkundig unterstützt und machten kein Hehl daraus, daß ihre Herren in Matthias, als dem nach dem Kaiser Ältesten des Hauses, den berufenen Nachfolger Rudolfs erblickten und die Ordnung der Nachfolgefrage zugunsten des Königs von Böhmen und Ungarn beschleunigt wünschten.

Dafür ließ Rudolf den spanischen Gesandten, den Vertreter seines Vettters Philipp III., die letzten Jahre nicht mehr vor sein Angesicht; den Papst, Paul V., nannte der katholische Kaiser im Gespräch mit Günterode kurz und bündig einen „Hund“, und ein andermal bezeichnete er, der von spanischen Jesuiten erzogen worden war, die Jesuiten und Kapuzinermönche geradezu als die Anstifter der ihm widerfahrenen Unbill.

Kein Wunder, daß sich seine Abneigung gegen die Vertreter des katholischen Kirchentums bald auf die ganze katholische Kirche und deren Angehörige ausdehnte, während er seine Gunst in steigendem Maß den Befennern der evangelischen Lehre zuwandte. Zwar hatte sich Rudolf schon seit geraumer Zeit eine gewisse Duldung Andersgläubiger angeeignet; unter seiner nächsten Umgebung befanden sich stets Protestanten, so der einflußreiche Kammerdiener und Mathematiker Ericius aus Hamburg, der Mechaniker Cornelius Drebbel, ein Holländer, von Tycho de

Brahe und Kepler ganz zu schweigen; sein politisches Vertrauen besaßen der Frankfurter Günterode, der Oldenburger Christoph Pflug, die evangelischen Reichshofräte Mindewitz und Polheim; der Herzog von Braunschweig war sogar, wie erwähnt, Direktor des ganzen Hofwesens geworden; unter den anderen Großen des Reiches stand dem Kaiser wohl keiner näher als der lutherische Kurfürst von Sachsen.

Während aber die nicht selbstlose Ergebenheit des Braunschweigers, die traditionelle Anhänglichkeit der sächsischen Kurfürsten seit August I. an das Erzhaus eher geeignet war, den Kaiser in den Bahnen seiner bisherigen Politik zu erhalten, bedeuteten die neuen Beziehungen, die er durch Vermittlung Günterodes und der Kammerdiener mit den Fürsten der evangelischen Union anknüpfte, die Einleitung eines völligen Umschwunges der kaiserlichen Politik. Bisher hatten sich die kaiserliche Autorität und die seit drei Jahren bestehende Union aufs lebhafteste bekämpft; von Prag aus war dieser Bund evangelischer Fürsten als den Reichsgesetzen zuwider mit der Axt bedroht worden; die Unierten dagegen konnten sich nicht genug tun in der schonungslosen Kritik des Regiments am kaiserlichen Hof und der durch den Reichshofrat geübten Rechtspflege daselbst, die sie als ungesetzmäßig ganz zu beseitigen suchten. Aber in einem Punkt trafen die Interessen Rudolfs und der Union zusammen: in dem Wunsch, die von den katholischen Kurfürsten und Fürsten immer nachdrücklicher geforderte Regelung der Nachfolge zu hintertreiben oder wenigstens hinauszuziehen. Die Beweggründe Rudolfs kennen wir bereits; die Union aber konnte nichts mehr wünschen, als daß nach Rudolfs Tod ein Interregnum eintrete, in dem zwei protestantische Kurfürsten, davon einer der Kurpfälzer, der Direktor der Union, das Reichsvikariat verwalten, legalen Einfluß auf das Kammergericht und dessen Rechtsprechung erlangen, schwebende Streitigkeiten zugunsten der evangelischen Partei erledigen und vielleicht gar ein evangelisches Kaisertum vorbereiten könnten.

Die von Rudolf dargebotene Hand wurde natürlich gerne ergriffen. Mit Genugthuung begrüßte es die Partei der Unierten, daß der Kaiser eine ihrer Tagungen beschickte und eines ihrer fürstlichen Mitglieder, den ehrgeizigen Markgrafen Joachim Ernst von Ansbach, der sich für ein staatsmännisches und militärisches Genie hielt, an sein Hoflager berief. Die Unierten insgesamt sollten gegen Matthias, mit dem sie aber längst in Verbindung standen, mobil gemacht werden; die Kurfürsten unter ihnen sollten die bevorstehende Wahl eines römischen Königs vereiteln.

Inzwischen waren nämlich diejenigen, denen an der rechtzeitigen Ordnung der Nachfolge im Reich gelegen war, nicht müßig gewesen; schon hatte der Kurfürst von Mainz einen Kurfürstentag nach Nürnberg ausgeschrieben, bei dem der Termin des Wahltags festgestellt und eine Einigung über die Person des zu wählenden römischen Königs herbeigeführt werden sollte.

Der Kurfürstentag selbst war nicht mehr zu verhindern. Um wenigstens einen Beschluß wegen des Wahltags zu vereiteln, erschien der Markgraf von Ansbach als kaiserlicher Kommissär in Nürnberg; zugleich brachte er im Namen Rudolfs bittere Klagen gegen Matthias und die Böhmen vor, begehrte die Hilfe der Kurfürsten zur Wiedergewinnung der verlorenen Kronen und kündigte des Kaisers Vorhaben an, seine Residenz ins Reich zu verlegen. — Der Markgraf kam zu spät: wenige Tage vorher hatten die Kurfürsten, auch die, die der Union angehörten, beschlossen, den Wahltag für den Mai 1612 auszuschieben, und schon war eine kurfürstliche Ge-

sandtschaft auf dem Weg nach Prag, um Rudolfs Zustimmung zur Wahl eines römischen Königs bei seinen Lebzeiten einzuholen; wenn der Kaiser aber diese Zustimmung verweigerte oder auch nur verzögerte, so sollten die Gesandten ihm erklären, daß ihre Herren, die Kurfürsten, auch ohne seine Zustimmung von ihrem Wahlrecht Gebrauch machen würden.

Als der Vertreter des Kurmainzers, Hans Reichard Brömser von Radesheim, in der mit Mühe erlangten Audienz dem Kaiser den Entschluß des Kurkollegs kundgab, da verstand Rudolf, daß er von der Mehrheit der Kurfürsten aufgegeben sei. Mit Anstrengung behauptete er die äußere Fassung, — schon nicht mehr stehend, nur sitzend vermochte er den Vortrag anzuhören, — auch über ein paar verbindliche Worte verfügte er noch, obwohl die Erinnerung an die Sterblichkeit aller Menschen und an die Möglichkeit seines plötzlichen Hinganges ihn tief verstimmte; aber nach der Audienz äußerte er sich bitter zu einem Vertrauten: die Kurfürsten, die ihm in seiner Not nicht beigesprungen seien, hätten ihm schon jetzt eine Leichenpredigt halten lassen, als hätten sie mit unserem Herrn im Rat gefessen und wüßten, daß er noch in diesem Jahre sterben müßte.

So erregt war der Kaiser, daß er in der Messe, der er nach der Audienz anwohnte, die tausendmal gehörte liturgische Bitte des Priesters, „aeterna perfrui laetitia“, wieder als einen Hinweis auf sein nahes Ende verstand und sich beschwerte: die Pfaffen wollten ihn auch schon im Himmel haben; die Bitte stimme ganz mit der Kurfürsten Werbung überein; alles sei der Jesuiten und Kapuzinermönche Anstiften. Mit Mühe wurde er beruhigt.

Dem bestimmten Willen der Kurfürsten wagte der Kaiser gleichwohl keine beharrliche Weigerung entgegenzusetzen; nach einigem Zaudern gewährte er seine Zustimmung, freilich, um sie gleich wieder zu bereuen.

In der nächsten Umgebung des Kaisers befanden sich aber von nun ab zwei Parteien aufs heftigste: die eine, die im Sinne des Kaisers die Wahl auch jetzt noch hindern möchte, die andere, die Rudolf bei dem gefaßten Beschluß festhalten will. Auf jener Seite standen die Vertrauten des Kaisers, die Kamarilla der Kammerdiener. Des Kaisers Ohr hatte in diesen Tagen besonders der Lütticher Martin Haffal, ein unrühmlicher Vorgänger in der Reihe der durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten kaiserlichen Hofbibliothekare, der seinen Einfluß unparteiisch allen Parteien im Reich gegen klingendes Entgelt zur Verfügung stellte, mit den einen unter dem Decknamen Sidonius, mit den anderen unter dem Namen Favonius korrespondierte und sie alle betrog; im Verein mit dem Hofmaler Daniel Fröschel, dem Leibkammerdiener Rukky, dem Schatzkammerverwalter Heyden, dem getauften Juden Kühbach, dem Kammerheizer Markert — Ercius war inzwischen gestorben — hatte er sich stets bemüht, die Abneigung des Kaisers gegen den vermutlichen Nachfolger, gegen Matthias, immer wieder zu nähren und ihn von Prag fernzuhalten; denn daß der neue König Böhmens nach Rudolfs Ableben ihm und seinen Spießgesellen an den Kragen würde wollen, darüber hat bei ihm wohl kein Zweifel bestanden. Auf der anderen Seite sammelten sich aber die geheimen Räte und vornehmen Diener des Kaisers, die sich durch jene „Nebenräte“ zurückgesetzt fühlten, die bereits dem aufgehenden Gestirn zu huldigen begannen und unterrichtet waren, daß des Kaisers Leben allmählich am Grenzstein angelangt sei. Sie fanden Unterstützung

und Rückhalt beim Herzog von Braunschweig, der in den vergangenen Monaten treu zum Kaiser gehalten hatte, aber nunmehr auch fühlte, daß es Abend werden wolle und daß es an der Zeit sei, den Übergang zu Matthias zu vollziehen. Sie alle hatten vollauf zu tun, um den Anschlägen der Kammerdienerpartei Widerpart zu halten, die angesichts der bevorstehenden Königswahl den Kaiser antrieb, die angeknüpfte Verbindung mit den „Extremisten“ unter den evangelischen Fürsten noch inniger zu gestalten, ja die Führer der Union abermals nach Prag einzuladen, um dann Rudolf zu den letzten entscheidenden Schritten fortzureißen, zum völligen Bruch mit seinem Haus, mit den katholischen Reichsfürsten, ja mit der katholischen Religion.

Selbst das letztere war kein aussichtsloses Unternehmen mehr. Von Rudolfs Haß gegen den Papst und gegen die Jesuiten war schon die Rede; die von Ferdinand von Innerösterreich zugunsten der Gegenreformation in Steiermark geschaffenen Zustände bezeichnete er gegenüber Protestanten als „Sklaverei“. Schon im Sommer 1611 hatte Khlesl geäußert, der Kaiser sei weder gut spanisch noch gut papistisch gesinnt; ebenso klagte Brömser seinem Herrn, daß der Kaiser Gottes und der Religion nicht viel oder hoch achte, und Barvitius, einer der Getreuen Rudolfs, sprach gegen den Agenten des Erzherzogs Albrecht gleichfalls schon im Sommer 1611 die Besorgnis aus, daß der Kaiser zur Apostasie neige, eine Furcht, die alsbald von vielen der Verhältnisse Kundigen geteilt wurde und der das Ende Rudolfs — wie wir noch sehen werden — nicht widersprach. Auch im protestantischen Lager begann man aus der Abneigung des Kaisers gegen die alte Kirche Hoffnungen zu schöpfen. —

Halten wir einen Augenblick bei der Möglichkeit inne, daß Rudolf wirklich zu jenem letzten und äußersten Entschluß die Kraft gefunden hätte. Der Übertritt des römischen Kaisers deutscher Nation, des Schutzherrn der römischen Kirche, zur neuen Lehre wäre ohne Frage ein weltgeschichtliches Ereignis geworden. Die kaiserliche Autorität, auch in dem schwachen, seiner Geisteskraft nicht mehr vollkommen mächtigen Rudolf wirksam, — freilich mehr kraft einer uralten Überlieferung als durch reale Machtfülle, — wäre in den Dienst des evangelischen Bekenntnisses gestellt worden; durch die kaiserliche Gewalt wären die Handlungen der Evangelischen reichsrechtlich legitimiert worden, die zur Zerbrechung der alten Formen der auf der Einheitlichkeit des Bekenntnisses aufgebauten Reichsverfassung führen mußten: die Säkularisation der kleineren geistlichen Reichsstände, die in die evangelischen Territorien eingesprengt waren, hätte nicht mehr Furcht vor der kaiserlichen Acht gehemmt; die weltlichen Administratoren geistlicher Fürstentümer, die evangelischen Bischöfe von Magdeburg, Halberstadt, Osnabrück, Minden, deren rechtliche Existenz von kaiserlichen Lehensindulgenzen abhing, wären auf absehbare Zeit in ihrem Besitz gesichert gewesen und wer weiß, ob nicht von den derzeitigen katholischen Inhabern solcher Fürstentümer den einen oder den anderen die Lust angewandelt hätte, dem unbequemen „geistlichen Vorbehalt“ zum Troß sein Bistum weltlich und erblich zu machen und sogar in die Reihen der evangelischen Partei zu treten, wenn er sich vor dem Spruch des Reichshofrates und vor dem Schicksal des Gebhard Truchseß von Köln gesichert wußte. Und wie hätte ein solcher Schritt erst auf den Protestantismus in den habsburgischen Erblanden wirken müssen!

In Böhmen hätten sich die utraquistischen Barone wieder um Rudolf geschart und hätten Matthias abgesagt, dessen Regiment ihnen ohnehin schon ebenso verhaßt war, wie dessen bischöflicher Berater; ähnlich wäre es in den Lausitzen und in Schlessien gegangen, wo die Opposition gegen Rudolf nie recht Boden gewonnen hatte; auch in Mähren hätte sich die Partei, die dem geistvollen Landeshauptmann Karl von Zierotin folgte, wieder um den alten Landesherrn geschart und daselbe hätte der in seiner Mehrzahl protestantische Adel Ober- und Niederösterreichs zusamt der Bürgerschaft der landesfürstlichen Städte daselbst und nicht minder die größtenteils reformierten Magnaten des Königreichs Ungarn getan. Die Gegenreformation, die in diesen Gebieten ohnehin durch die älteren Religionskonfessionen und durch den Bruderzwist gehemmt wurde, hätte den Abfall dieser Lande von der alten Kirche um so weniger aufgehalten, als der Protestantismus hier kaum entwurzelt war; selbst auf das bereits wiederkatholisierte Innerösterreich Ferdinands, des späteren Kaisers, hätte die Rückwirkung nicht ausbleiben können.

Vor allem aber wäre das Verhältnis des Kaisers zu den großen konfessionellen Bündnissen im Reich von Grund aus verändert worden und hätte sich gänzlich zugunsten der evangelischen Union verschoben. Sie wäre, selbst wenn ihr die kaiserlichen Machtmittel und die der erbländischen Protestanten nicht unmittelbar zugute gekommen wären, schon durch den Anschluß der bisher zaghaften Elemente verstärkt worden, die sich ihr bisher mit Rücksicht auf den Kaiser ferngehalten hatten. Kein kaiserliches Machtwort hätte mehr das Bestreben der Unierten gestört, in offene Bündnisse mit den evangelischen Mächten des Auslandes zu treten und das politische Übergewicht Spaniens zu zerbrechen, das Rudolf so bitter haßte wie der extremste Calvinier der Niederlande.

Gegen ein von der kaiserlichen Gunst getragenes Bündnis der evangelischen Reichsstände, von dem auf die Dauer auch die Sachsen und die anderen „Neutralisten“ nicht hätten fernbleiben können, wäre das katholische Gegenbündnis kein genügendes Gegengewicht mehr gewesen. Ohnehin geschwächt durch den Zwiespalt unter ihren Mitgliedern wäre die Liga, die nicht mehr den Schutz und die Erhaltung der kaiserlichen Autorität auf ihr Banner hätte schreiben dürfen, zerfallen, hätte sogar das geistige Oberhaupt der Liga, hätte Maximilian von Bayern, seiner Rückendeckung durch die habsburgischen Erblande beraubt, ja in Süddeutschland beinahe isoliert, mit den Protestanten seinen Frieden schließen und seinen Glaubenseifer zügeln oder die Überwältigung erwarten müssen. Die Gegenreformation in Deutschland, die bereits so zuversichtlich aufzutreten begann, wäre aber abgelöst worden durch einen neuen erfolgreichen Vorstoß des Protestantismus im Süden und im Westen Deutschlands.

Aber auch schon die politische Konversion Rudolfs II., der Übergang zu den so lange bekämpften politischen Gegnern, war geeignet, ähnliche Wirkungen auszulösen. Und wenigstens dies Ereignis schien unmittelbar bevorzustehen. In der Anticamera des Prager Schlosses flüsterte man sich zu, daß der Vermittler zwischen dem Kaiser und den Protestanten, der Oberst Günterode, wieder hinaus ins Reich „postiert“ sei; man wußte, daß der französische Agent am Kaiserhof, Mons. de Baugy, von Rudolf in geheimer Mission an die Königinwitwe von Frankreich abgefandtschaftet worden war, daß der Kaiser mit seinen Schätzen Prag verlassen und sich hinaus ins Reich auf protestantisches Gebiet begeben wolle.

Immer sorglicher wurden die Mienen der kaiserlichen Räte und des Herzogs von Braunschweig, die die drohende Katastrophe vor Augen sahen und sie nicht zu hindern wußten; denn die Träger der kaiserlichen Politik, die Mitwisser der Geheimnisse Rudolfs, waren ja ausschließlich die Alchemisten und Kammerdiener. Die verstanden aber, daß Eile not tue.

III.

Trotz der winterlichen Kälte wird der Markgraf von Ansbach durch die „Nebenräte“ abermals nach Prag berufen; sein fürstliches Ansehen, die Zusagen seiner Bundesgenossen sollen die letzten Bedenken des Kaisers zum Schweigen bringen. Aber als er am Morgen des 7. Jänner 1612 in die Anticamera tritt — zur unangenehmen Überraschung des Braunschweigers und der kaiserlichen Minister, — da ist er durch Hastal und Fröschel schon unterrichtet, daß es um den Kaiser übel stehe und zu einer Audienz zu schwach sei, ja daß in kurzer Zeit noch schlimmeres Unheil drohe, das alle Pläne zu nichte machen könnte.

In der Tat mehren sich seit Weihnachten die ungünstigen Nachrichten über das Befinden des Kaisers. Er leidet an Wassersucht und an den Beinen zeigen sich die Symptome des kalten Brandes; ein ärztliches Gutachten, das der Markgraf von Ansbach dem Fürsten Christian von Anhalt am 11. Jänner überschießt, zeigt den Kaiser bereits in völliger Auflösung: Erkrankung der Lungen mit blutigem Auswurf, Entzündung der Leber, Wassersucht und Brand werden von den Leibärzten diagnostiziert. Dabei ist Rudolf auch ein eigensinniger Patient; er weigert sich, die offenen Schäden an den Beinen reinigen und verbinden zu lassen; ja es scheint, daß er seine Krankheit selbst jetzt noch nicht ernst nimmt, weil ihm prophezeit worden war, er werde am Schlagfluß sterben. Auch die Arzneien seiner Leibärzte lehnt er ab und hält sich an Medikamente geheimnisvoller Zusammensetzung, deren Herstellung ihn der Engländer Seton gelehrt hatte und die er für das Lebenselixier nimmt.

So begleiten den Kaiser seine astrologischen und alchemistischen Neigungen buchstäblich bis zum Grabe.

Nach der Mitte des Januar ist auch die letzte Hoffnung auf seine Wiederherstellung geschwunden und die weitausschauenden Pläne der Unionspolitiker zerrinnen ebenso wie die politischen Intriguen der Kamarilla, deren Einfluß jetzt versinkt; die Klügeren wie Proskofsky hatten sich bereits auf die andere Seite geschlagen. Auch der Markgraf von Ansbach, der noch am 14. Jänner die ersuchte Audienz bei Rudolf erlangt, aber mit dem Kaiser nichts mehr verhandeln kann, beginnt seinen Übergang zu Matthias vorzubereiten. Um den sterbenden Kaiser wird es einsam. Die bei ihm aushalten, mahnen ihn, seine Rechnung mit dem Himmel zu machen; aber Rudolf weist dies von sich: es wären doch alle Elemente und Sterne wider ihn. Und als man ihm Gottes Barmherzigkeit tröstend vorhält, da gibt er zur Antwort: der Teufel müsse helfen. Ja selbst die Absicht, sein Leben und sein Leiden gewaltsam abzukürzen, gibt er kund, — für jene Zeit ein unerhörter, fast unfassbarer Voratz.

Mit vieler Mühe gelingt es den Ärzten, dem Kaiser in der letzten Nacht den Domprediger zuzuführen. Aus dessen Hand die letzten Tröstungen der katholischen Religion zu empfangen, hat Rudolf abgelehnt. Die offiziellen Berichte lassen zwar Rudolf versöhnt mit Gott und mit dem Bruder sterben; die vertraulichen Meldungen

lauten aber anders. Selbst der wohlunterrichtete Vertreter des Bruders des Kaisers, des Erzherzogs Albrecht, Peter de Vischere, weiß nur zu sagen, daß der Beichtvater das seine getan habe, Rudolf zur Beichte zu bewegen; aber über den Erfolg dieser Bemühung versage der Domprediger mit Hinweis auf das Beichtfiegel jede Auskunft; dem Kurfürsten von Mainz dagegen war berichtet worden, daß der Kaiser die Beichte verweigert habe. Ein protestantischer Berichterstatte von Rudolfs Hof erzählt sogar mit Umständen, daß der Kaiser auf die Mahnung, einen Priester rufen zu lassen, erwidert habe: ja, wenn wir einen hätten, der unseres Humors wäre. Der Gewährsmann legt dies dahin aus, daß Rudolf einen evangelischen Geistlichen gewünscht habe; — eine nach dem vorausgegangenen nicht abzuweisende Deutung, die noch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, wenn wir in einem etwas späteren Brief des Königs Matthias an dessen in Spanien lebende Schwester, die Erzherzogin Margarethe, lesen: „J. Kl. Mt. todt betreffend ist gleichwol derselb casu nicht geschehen, sondern J. Mt. zu aller disposition zeit genueg von Gott gelassen worden. Weil aber die urtheil Gottes unergründlich, lasse ichs bei deme verbleiben, was ich E. E. zuvor deswegen geschrieben (dieser Brief ist nicht erhalten) und wünsche J. Kl. Mt. das ewige leben.“ Das klingt nicht danach, als sei Rudolf wie ein katholischer Christ gestorben, und läßt eher vermuten, daß er in seinen letzten Stunden sich wie sein ihm sonst so wenig ähnlicher Vater Maximilian II. verhalten hat, der am Sterbebett den Priester mit den Worten zurückwies: sein Prediger sei im Himmel.

Des Kaisers Leben zählte nur noch nach Stunden; gleichwohl erfüllten ihn auch jezt noch allein seine Rachepläne. Am frühen Morgen des 20. Jänner ließ er durch den Kammerdiener Ruzky an Günterode den Auftrag überbringen, alsbald zu verrichten, was ihm befohlen sei. Den Auftrag hat niemand erfahren; doch die fama wußte Bescheid; Günterode, der mit anderen Obersten an der böhmischen Grenze ein Heer gesammelt habe, sollte damit in Böhmen einfallen; nach anderen soll dies Heer gar schon in der Nähe von Prag gestanden haben, um die Stadt zu züchtigen, über die Rudolf nach dem zurückgewiesenen Einfall der Passauer den Fluch ausgesprochen, und dann gegen Matthias zu ziehen. Wahrscheinlich handelte es sich aber nur um eine Reise Günterodes zu den Kurfürsten, um diese nochmals zur Verschiebung des Wahltages zu vermögen.

Bevor Ruzky zurückkehrte, war Rudolf verschieden; zwischen 6 und 7 Uhr morgens hauchte er seine Seele aus. Am Sterbelager standen nur Fremde, Ärzte und Kammerdiener.

Nach der Gepflogenheit jener Zeit sollte der Tod des Kaisers zunächst heimlich werden, um ungestört die notwendigsten Maßregeln zu treffen und Matthias, der aus Wien herbeigerufen wurde, einen Vorsprung zu gewähren. Die Frühstückstafel wurde nach wie vor für den Kaiser gedeckt; Proskofsky trat aus den innersten Gemächern des Kaisers in die Anticamera mit einem Glas in der Hand, als wollte er dem Kaiser einen Trunk bringen, und bot gleichmäßig den aufwartenden Fürsten einen guten Morgen. Aber irgend jemand hatte dennoch das Ereignis verraten. Zwei Anhänger des Königs, der Oberstjägermeister Wenzel von Kinsky und der „Guardi“-Hauptmann Maj von Trautmannsdorf traten heran und verlangten gebieterisch, in Rudolfs Gemächer gelassen zu werden; denn

sie wußten für sicher, daß der Kaiser gestorben sei. Der leidenschaftliche Kinsky drohte, wer ihn daran hindere, dem wolle er in die Haut stechen und wäre er ein noch so großer Herr. Proskofsky mußte den Weg freigeben. Mit Kinsky traten die anderen in das Sterbezimmer und fanden den Leichnam, mit einer einfachen Decke verhüllt. Während auf Befehl des Herzogs von Braunschweig, dem das Hinscheiden des Kaisers gleichfalls verheimlicht worden war, die Minister die Akten und die Kostbarkeiten des Kaisers versiegeln ließen, verbreitete sich die Trauerkunde durch das Schloß, bald auch in den Prager Städten und wurde hinausgetragen ins Land und ins Reich. Eine tiefe Bewegung ging durch die erregbare Menge, die nicht wie die Fürsten und Räte auf das Ende des Kaisers vorbereitet war. Noch war der Kaiser für weite Kreise der Hort des Rechts, der Schützer der Witwen und Waisen, der Armen und Schwachen, die sich nun doppelt verlassen glaubten und mit aufrichtiger Trauer den beklagten, der für sie im Leben kaum einen Blick und selten einen Gedanken gehabt hatte.

Auch die oben im Schloß dachten nur an ihr eigenes Heil. Alle die politischen „Praktiken“ hatte der Senfmann mit weggemäht. Mochte es im Reich auch noch Schwierigkeiten geben, hier in Prag war Matthias der Sieger, bevor er noch in Person erschienen war und alle, die Fürsten, die Räte, die Diener, beeilten sich, ihm, dessen Namen im Schloß ohne ein Schmähwort zu nennen noch vor einigen Tagen gefahrvoll war, ihre Huldigung darzubringen. Matthias war klug genug, die Aufrichtigkeit dieser neuen Gesinnung nicht genauer zu prüfen. Die Zechen hatten die kleinen Schelme zu bezahlen: der Kammerdiener Ruzky, der seinen Herrn ausgiebig geplündert hatte, der Bibliothekar Hastal, Heyden, Fröschel, Kühbach, Drebbel, auch der einflußreiche Kammerheizer Markert, der manchen schönen Goldgulden dafür eingesteckt hatte, daß er Rudolf heimlich Briefe von Reichsfürsten und Privaten zu-steckte. Gefängnis war das Los der meisten von ihnen, nachdem sie zugunsten der leeren königlichen Kasse ausgepreßt worden waren; Ruzky, der am meisten belastete, machte seinem Leben freiwillig ein Ende und ging seitdem als Gespenst auf dem Hradschin um.

Matthias aber ließ sich behaglich in dem Thronstuhl Rudolfs nieder und sonnte sich in dem Glanz der Macht, die ihm unverdient in den Schoß fiel. Für den unglücklichen Rudolf und seine unglückliche Regierung wurde es aber zum Vorteil, daß auf sie die noch unglücklichere des Matthias folgte. Sehr bald wissen die Agenten zu melden, daß angesichts der ersten Taten des neuen Regiments sich hoch und nieder nach dem früheren zurücksehne und daß die Räte des Matthias das Andenken an Rudolf fromm machen!

Tiefe Spuren hat die lange Regierung Rudolfs eigentlich weder im Reich noch in den Erblanden zurückgelassen. Ihre folgenreichen Mißgriffe wurden durch die noch größeren der nachfolgenden Regierung in den Schatten gestellt; die Wohltaten und das Gute, das Rudolf gewirkt, war aber nicht bedeutend genug, als daß sie sich im Gedächtnis der Menschen hätten erhalten können. Daß Rudolf einer der bedeutendsten Mäcene Deutschlands gewesen ist, daß von den Perlen der Kunstsammlungen in Wien, Dresden und München fast die besten seiner Kunstkammer einst angehört hatten, die er mit Verständnis und unter großen Opfern vermehrte, war und ist in weniger Gedächtnis und fast nur der in der Gelehrtengeschichte Bewanderte weiß, daß

Rudolf auch ein Schützer und Förderer der Wissenschaften war, und zwar nicht nur der geheimen; die astronomischen Tabulae Rudolphinae, zu denen Tycho de Brahe den Grund legte, die Kepler vollendete, sind kein verächtliches Denkmal des wissenschaftlichen Sinnes Rudolfs; für das Problem des Perpetuum mobile hat er sich bis in seine letzten Lebenstage interessiert; in dem Park, der sich vom Hradschin herab erstreckte, pflegte er mit Liebe „indianische“ Pflanzen und exotische Tiere, darunter auch einen Löwen, dessen Lebensschicksal er mit dem seinen in geheimnisvoller Weise verbunden wähnte und der wirklich etliche Wochen vor des Kaisers Tod verendete. In diesem Park pflegte er einsam an verborgener Stelle den Darbietungen seiner Sänger und Musiker zu lauschen, die er zu einer Kapelle vereint hatte, die sich mit der des Papstes messen durfte. In der Umgebung seiner Maler und Musiker, seiner Antiquare und Mechaniker, seiner Astronomen und Alchemisten verbrachte er seine besten Stunden; in die Stille seiner Sammlungen zog er sich vor dem Geräusch des Tages, vor dem Getriebe der Geschäfte zurück, — für einen Kaiser freilich ein Verbrechen.

Als ein kleiner Markgraf von Finale oder von Burgau hätte er dies ungestraft tun dürfen, hätte er vielleicht hohen Ruhm als Kenner und Gönner der Kunst erworben; die Königskronen, die Rudolf trug, die er mit Eifersucht hütete und doch verlor, sie waren sein Unglück: ihre Last hat seinen schwächtigen Körper, seinen willensschwachen Geist erdrückt.

Epilogisches zur Mittelschulenquete.

Von Dr. Alois Höfler, o. ö. Professor der Pädagogik an der Universität Wien.

Die Flitterwochen der Mittelschul-Reformbewegung sind vorüber. Für die Polterabende hatten Gurlitt am 19. November 1907 und Ostwald am 3. Dezember im Verein der Schulreformer gesorgt. Ihnen folgten drei weitere, jedesmal von Hunderten fachmännischer und nichtfachmännischer Teilnehmer besuchte Sitzungen dieses rührigen Vereines mit den Vorträgen von Gehmann, Dzieduszycki, Masaryk, Redlich, Kommerzialrat Riedel u. a.; zu bedauern war dabei nur, daß es nach keinem dieser Vorträge zu einer eigentlichen Diskussion gekommen ist. Dazwischen Schulreform-Sitzungen und Debatten zahlreicher anderer Vereine mehrere Wochen lang fast an jedem Tage vor der ministeriellen Enquete 21. bis 25. Jänner 1908, zu der es nach allgemeinem Urteil „hohe Zeit“ war. Durch diese letzte, größte Debatte wurde sozusagen ein neuer Ehekontrakt für das künftige Zusammenleben der Humanisten und Realisten in unseren Mittelschulen vereinbart oder wenigstens vorbesprochen.

Von da an wurde es — unbeschadet der noch immer in Vereinen (so in der Zoologisch-botanischen, der Geographischen Gesellschaft, kürzlich auch einer Gesamtsitzung akademischer Fachvereine, Historiker, Mathematiker usw.) fortgesetzten Meinungsäußerungen über die künftigen Schul- und Lehrplangestaltungen — naturgemäß stiller. Die öffentliche Meinung schien genug zu haben an dem durch Wochen lebhafter als jemals und irgendwo durchgesprochenen Thema.

Während eben dieser Stille aber bereiten sich nun die Laten vor, in Vergleich zu denen alles Frühere nur Worte gewesen waren. Es ist die Zeit nach den Flitterwochen, da es den neuen Hausstand einzurichten gilt. Dazu gehört vor allem,

aus den alten Gebäuden — das sind diesmal die bisherigen Gymnasien und Realschulen — manchen veralteten Hausrat zu beseitigen, daneben aber in neu aufzuführenden Bauten — das sind der „dritte Typus Oberrealgymnasium“ und die „allgemeine Untermittelschule“ — wirklich moderne Einrichtungen zu schaffen.

In solchen nach außen hin stillen Wochen wird über das Glück des jungen Hauses, über das Behagen und Gedeihen ungezählter künftiger Jahre entschieden . . .

Wenn ich als Augen- und Ohrenzeuge der Enquete ihr noch einige epilogische Betrachtungen widme, so versuche ich nicht, das abflauende Interesse der Öffentlichkeit auf Abgetanes zurückzulenken. An den täglichen Berichten aus dem Unterrichtsministerium hat sich ja das allgemeine Interesse, namentlich so weit es vorwiegend Neugierde war, schon in der vorletzten Jännerwoche gesättigt. Gerade von tiefer Interessierten, von Eltern, Lehrern und zahlreichen nicht so unmittelbar Beteiligten, die aber dafür die kulturelle Bedeutung der umfassenden Neugestaltung aller Mittelschulen eines Großstaates aus höheren Gesichtspunkten zu erfassen in der Lage sind, vernahm ich unmittelbar vor und auch noch nach der Enquete die ängstlichen Fragen: „Wird denn wirklich was geschehen? Wird es denn auch wirklich besser werden?“ Und auf diese Fragen glaube ich aus Eindrücken, die sich in den täglichen Zeitungsberichten zum Teil nicht haben wiedergeben lassen, ein frohes Ja begründen zu können. Ich wähle zu dieser Begründung die nachfolgenden Augenblicksbilder aus den Tagen vor und während der Enquete und versuche aus ihnen auch einige Vermutungen, Wünsche und Ratschläge für die stille Arbeit der laufenden Wochen und kommenden Monate abzuleiten.

Man erinnert sich, daß vor der ministeriellen Enquete seitens der Schulreformer wiederholt — und einige Male sogar recht stürmisch — gegen diese Enquete Stimmung gemacht worden ist. Das „Amtsgeheimnis“, in das die Namen der zur Enquete Eingeladenen, sowie die Referate und Korreferate zu den acht von der Regierung formulierten Fragen bis knapp eine Woche vor der Enquete gehüllt blieben, rief Prophezeiungen hervor, es werde mit der ganzen Enquete nichts sein, oder zum mindestens werde sie einen ebenso einseitig konservativen Charakter tragen, wie die große Kaiser-enquete in Berlin 1890.

Nun, der wirkliche Verlauf der Wiener Enquete 1908 hat die prophezeite Parallele gründlich widerlegt. Es wird belustigend und belehrend zugleich sein, dem angeregten Rückblick ein paar Worte zu widmen.

Man erinnert sich, daß die erste Sitzung jener „Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichtes“, Berlin, 4. bis 17. Dezember 1890, durch den damals ganz jugendlichen Kaiser Wilhelm II. persönlich eröffnet wurde — mit einer Rede, die gelungen hat, wie die Trompete vor einem Reiterangriff. Die Heftigkeit dieser kaiserlichen Anklagen gegen die Mittelschule, und zwar fast ausschließlich gegen das humanistische Gymnasium, ist durch keine noch so flammende Rede eines der gegenwärtigen Wiener Schulreformer überboten worden. Den zehn damals folgenden Verhandlungstagen aber blieb der Kaiser fern und erst zum Schluß der Verhandlungen trat er wieder persönlich hervor, so namentlich, indem er dem Minister Gögler eine Bäfte spendete, welche die Widmung trug: Sic volo, sic iubeo. — Aber was hatten die Versammelten in den zehn Tagen beschlossen? Nämlich genau

das Gegenteil von dem, was der Kaiser am ersten Tage angekündigt hatte. Zwar fiel wirklich der freie lateinische Aufsatz bei der Maturitätsprüfung; aber auch von diesem erklärte Oskar Jäger, der damalige und gegenwärtige *praeceptor Germaniae*: „Wenn der Kaiser den lateinischen Aufsatz abschafft, führe ich ihn auf Umwegen wieder ein.“ (So erzählt Gurlitt, „Der Deutsche und seine Schule“, 1905, S. 89). — Minister Gögler ist nachmals oft getadelt worden, daß er durch die Zusammensetzung der Enquete die kaiserliche Anregung von Anfang paralytisiert habe. Andere haben ihn natürlich dafür gelobt, waren aber nebenbei so boshaft, zu entdecken, daß jene vier Worte nur der Anfang eines Hexameters waren. Wird einer unserer Reformer nun von der Wiener Enquete noch Ähnliches behaupten dürfen? Daß es an äußerster Einkleben nicht gefehlt hat, erwies sogleich das erst am Tage der Eröffnung den Teilnehmern selbst und aus den Abendblättern dem Publikum bekannt gewordene Personenverzeichnis. Und die täglichen Berichte haben jedem gezeigt, daß es an rückhaltlosester Kritik und an Verurteilung noch so eingewohnter Mißstände ebenfalls nicht gefehlt hat. Der Minister Dr. Marchet hat alle diese Klagen mit eigenen Ohren angehört (nur für Minuten war er aus dem Saale abgerufen worden).

Ich gestehe, die Nacht vor dem ersten Verhandlungstage schlaflos zugebracht zu haben, da es mir, ebenfalls in Ermangelung irgendwelcher das „Amtsgeheimnis“ durchbrechender Kenntnisse von der Zusammensetzung der Enquete, nicht ausgeschlossen war, ob diese nicht doch etwa vorwiegend den Charakter der Beschwichtigung der bis dahin wohlthätig aufgerüttelten öffentlichen Meinung in Sachen der Mißstände unseres Mittelschulwesens annehmen werde. Mein Eindruck aber am Schluß des fünften Versammlungstages war der, daß unsere Wiener Enquete die beiden Berliner Enqueten, die von 1890 und die trotz der Neuordnung von 1892 schon wieder Juni 1900 notwendig gewordene, sehr wohl in Schatten zu stellen geeignet ist; natürlich nur in den Augen solcher, die nicht aus irgendwelchen Gründen ein Interesse haben am Konservieren um jeden Preis.

Zu Beginn dieser letzten Sitzung hatte der Präsident der statistischen Zentralkommission, Sektionschef Juraschel (der sich durch ein glänzendes Referat über die Überflutung unserer Mittelschulen den Dank aller Teilnehmer erworben hatte), die Veröffentlichung des vollständigen Enqueteprotokollles beantragt und der Minister versprach dies auf Grund der von allen Rednern selbst endgültig zu redigierenden Beiträge. So wird auch äußerlich ein Vergleich dieser (wie ich aus privater Mitteilung weiß, namentlich auch wieder in Preußen mit Spannung erwarteten) Publikation mit dem stattlichen Bande von Berlin 1891 (bei Wilhelm Herz, 800 S.) bezeugen können, daß auch wir in Österreich was Frisches und Modernes zustande zu bringen wissen.

Von einem „Amts-“ oder sonstigen „Geheimnis“ kann nach dem Versprechen dieser Publikation noch weniger die Rede sein als angesichts der immerhin noch nicht authentischen* Zeitungsberichte. Für das wirkliche Arbeiten in der Enquete

* So berichtete die „Neue freie Presse“ (abgesehen von der willkürlichen Auswahl aus den Rednerlisten) z. B. über eine angebliche „Defensive der Philologen“ just an dem Tage, da diesen ein unerwarteter Kraftzuschuß seitens der Realisten aus Äußerungen ihrer Hochachtung für die Antike zuteil geworden war.

hat sich diesmal das eingehaltene Geheimnis tatsächlich bewährt. So hatte ich z. B. während meines Korreferates über die Zweistufigkeit keineswegs gewußt, daß das Referat Hofrat Czuber hatte; als dann beide voneinander völlig unabhängige Arbeiten sich im besten Einklang miteinander zeigten, war es nicht nur für uns beide, sondern auch für die übrigen Teilnehmer ein Wahrheitsgrundsatz, daß wir das Richtige getroffen hatten.

Da der Enquete, wie vom Minister wiederholt betont wurde, nur ein informativer und in keiner Weise, auch nicht bei den Abstimmungen, ein beschließender Charakter zukam, so spitzte sich das Interesse auf die Schlusserklärungen des Ministers zu. Sie bestanden aus einer sorgfältig getroffenen Auswahl knapper, inhaltschwerer Sätze — sie wurden als scharfgeschliffene Sentenzen nicht nur gehört, sondern unmittelbar als ein aufrichtiges Programm empfunden.

Charakteristisch und hoffnungserweckend war es schon, daß an der Spitze aller Erklärungen der Satz stand:

„Der Bürokratismus wurde tadelnd hervorgehoben, und es wurde gefordert, daß die Lehrer sich frei entfalten müssen.“

Wie das „Bureau“ seine freiwillige Selbstbescheidung gerade schon gelegentlich der Neugestaltung unserer Schulen selbst, nicht erst bei ihrer künftigen Verwaltung zu betätigen Gelegenheit hätte, werde ich mir weiter unten in dem Vorschlag, über die Lehrpläne vor allem die Lehrer rechtzeitig zu befragen, etwas näher zu entwickeln erlauben.

Als die Hauptsensation der ganzen Rede haben auch ihre Leser, wie mir von vielen gesagt wurde, die Sätze empfunden:

„Der Streit um das Gymnasium wurde in der Weise entschieden, daß es nicht verschwinden soll. Ob der Streit wieder auflodert, das wird ausschließlich auf die Philologen selbst ankommen.“ (Stürmischer, lang anhaltender Beifall.)

Das ließ sich schon eindrucksvoll; man muß es aber gehört und — gesehen haben, um das Dramatische des Moments ganz nachzugenießen. „Das wird ausschließlich auf die Philologen selbst ankommen“ — so liest man's. Sehen aber mußte man, wie sich die hohe Gestalt Dr. Marchets vor jenen Worten noch etwas höher aufrichtete, wie sein Blick während dieses Satzes das „Zentrum“ fixierend aufsuchte, und wie vor den zwei Wörtern — „die Philologen“ — eine ganz kurze Kunstpause die Wirkung einer tragischen Katastrophe herbeiführte. Das dramatische Bild vervollständigte sich durch ein ganz merkliches Zusammenknicken, mit dem die fixierten auf Blick und Pause reagierten.

„Mir leuchtete Wotans Auge,
Zur Höhle lugt' es herein“ —

so heißt es in einer ähnlichen Situation bei Richard Wagner, der ja auch gesagt hat, daß bei Beethoven sogar die Pausen musikalisch seien.

„Die Philologen“ — das sollte sicherlich keine Generalisation schlechthin sein; denn wirklich hochsinnige Worte hatten wir gerade aus dem Munde Einzelner von ihnen, so vor allem Arnims vernommen. Anders wäre das dem klassischen Unter-

richte drohende Unheil auch gar nicht zu wenden gewesen. Für andere aber waren freilich schon die vorausgegangenen Tage ein Strafgericht geworden — ein ebenso empfindliches wie bedeutames, weil die ganze große Versammlung beinahe einhellig ihrer unbegrenzten Hochachtung vor der Antike als solcher und ihrem Wunsche, sie als Bildungsmittel unserer Jugend erhalten zu wissen, wiederholt Ausdruck gegeben hatte. Ich will hier nicht abwägen, inwieweit das eine Niederlage der Reformen als solcher war, die denn doch etwas vorschnell einen allgemeinen Haß gegen das Griechische zur Prämisse ihrer Vorschläge gemacht hatten; man kann es auch gar nicht allgemeingültig abwägen, da die Reformen, sobald sie aus der bloßen Negation heraustreten, in ihren positiven Vorschlägen viel weiter auseinander gehen, als sie es bis vor kurzem selbst geahnt zu haben scheinen. Statt einer allgemeinen Erwägung erlaube ich mir — und wohl auch mein einstiger Kollege Steinwender vom Mariahilfer Gymnasium wird es mir erlauben — hier ein kurzes Gespräch, das wir am ersten Enquetetage hatten, zum besten zu geben. Steinwender hatte am 3. Jänner 1908 im „Neuen Wiener Tagblatt“ behauptet, daß sich gegen das Griechische „die Abneigung fast sämtlicher Schüler und auch der meisten Lehrer bis zum unüberwindlichen Abscheu zu steigern begonnen hat“. Ich erzählte ihm nun, daß meine wiederholten Befragungen absolvierter Gymnasiasten das genau entgegengesetzte Ergebnis hatten: Weit aus die meisten erklärten, Griechisch sei ihnen viel lieber gewesen als Latein, da sie von der griechischen Literatur weit mehr hatten. Worauf Steinwender: „Das ist schon möglich — aber was wollen Sie mit den Philologen machen, diese bringen das Griechische ja doch um. . .“ Ich füge sogleich hinzu, daß ich auch nach der Enquete diese Befragungen wiederholt habe und sowohl in meinem pädagogischen Seminar wie in der erwähnten großen Versammlung von Studierenden verschiedener Fachgruppen (Historiker, Mathematiker usw.) ganz dasselbe Ergebnis von Probeabstimmungen vorfand: mindestens viermal so viel unserer Universitäts Hörer optierten für das Griechische als für das Lateinische.

Das nach außen hin handgreiflichste Ergebnis der ministeriellen Reform wird der Import des preussischen Realgymnasiums nach Österreich sein, d. i. das Gymnasium ohne Griechisch oder die Realschule mit Latein. Man hat sich gewöhnt, diesen Typus als „Gegmannschule“ zu bezeichnen, da Minister Gegmann auf Grund der Entwürfe eines hervorragenden Schulmannes eine solche Schule, im Verein für Schulreform unter Vorführung von Skoptikonbildern ihrer detaillierten Lehrstundenverteilung (mit zwei Stunden mehr als gegenwärtig das Gymnasium), hatte. Auf der Enquete fungierte dann Regierungsrat Professor Dr. Schwiedland, der Präsident des Schulreformvereines, als Referent dieser Gegmannschen Entwürfe. Ihr Inhalt berührt sich nahe mit dem gedruckten Referate, das Hofrat Huemer, der Referent für Mittelschulen (wenn auch nicht in seiner offiziellen Eigenschaft als solcher), der Enquete unterbreitet hatte. Ist es gestattet auch hier persönlichen Eindrücken Ausdruck zu geben, so wird man in diesem Vorschlage einer Schule ohne Griechisch ein selbstloses Zurückstellen persönlicher Neigungen erblicken dürfen. Denn jedermann weiß, daß Hofrat Huemer unentwegt das neuhumanistische Bildungsideal hochhält, dem in einem Latein ohne Griechisch die Krönung geraubt ist. Aber

da, wie auf der Enquete wiederholt verlangt und versprochen wurde, unser Schulwesen den Geist experimenteller Pädagogik sich anzueignen entschlossen ist, so muß man eben auch dem Publikum zu Versuchen Gelegenheit und Zeit geben. Die Feinde des Griechischen — es ist hier gleichgültig, wie viele von ihnen es selber an einem Gymnasium gelernt haben — sind nun einmal so zahlreich, daß sie höchstens durch eine Erfahrung, wie sich's denn an einem griechischlosen Realgymnasium lernt, nach einigen Jahren darüber zu belehren sind, ob gerade mit dem Griechischen eine Hauptursache der gegenwärtigen Erkrankung unserer Gymnasien weggefallen sein wird. So viel aber glaube ich auf Grund jener Befragungen junger Freunde des Griechischen und in meiner Eigenschaft als Pädagog schon heute sagen zu können: Für die Lehrer des Latein ohne Griechisch wird sich am neuen Realgymnasium die Aufgabe nicht erleichtert, sondern erschwert haben. Denn was Schüler weniger freut, bringt man ihnen auch weniger leicht bei. Das Schlimmste wäre, wenn nun „die Philologen“ am Realgymnasium wähten, sich mit doppelter Wucht aufs Lateinische werfen und durch „formale Bildung“, d. i. durch lateinische Grammatik, hereinbringen zu müssen, um was die lateinische Literatur an Inhalt und innerem Wert nun einmal hinter der griechischen zurücksteht; sie würden durch eine solche Rückkehr zu bloßem Latein den ganzen Sprachenbetrieb zurückschrauben auf den des 17. und 18. Jahrhunderts, dem dann erst der Neuhumanismus im 19. Jahrhundert eben durchs Griechische neues Leben einzuhauchen wenigstens versucht hatte.

Eine Beruhigung gegen solche Befürchtungen gibt freilich die überraschend einmütige Stimmung gegen das Lateinschreiben in den obersten Klassen. Der mächtigste Mann der Enquete, Freiherr v. Gautsch, war in dieser Hinsicht der radikalste: Nichts geringeres schlug er vor, als daß auf der ganzen Oberstufe alles Hinübersetzen ins Lateinische zu entfallen habe. Ein tödlicher Schrecken für das Zentrum! Andere Philologen, so Martinak, Loos, Ziwja hatten nur die Übersetzung ins Lateinische bei der Maturitätsprüfung geopfert. Meinerseits hege ich längst die Überzeugung, daß, wenn man auch nur diese deutsch-lateinische Maturitätsprüfung beseitigen wollte, man aus dem Räderwerk unserer Gymnasien dasjenige Sandkorn herausgeklopft hätte, das es zum großen Teil in so schlimmes Stocken gebracht hatte. Es genüge hier, diese paradoxe Hoffnung nur andeutend zu begründen durch meine alten Erfahrungen aus den Schulkonferenzen am Theresianum: Immer wieder hatte ich da die Lateinlehrer klagen hören, daß Schüler der siebenten und achten Klasse in den Schularbeiten und beim Süßfeübersetzen sich laedavit, temporem und ähnliche Greuel leisteten (was übrigens kein Hindernis eines Genügend im Schlußzeugnis war). Nun stelle man sich den Lehrer vor, der während der Autorenlektüre auf solche Perverstitäten des „Hinübersetzens“ stößt: was kann er anderes tun, als den Autor sogleich weit beiseite schieben und 10 Minuten lang deklinieren, konjugieren, Perfekta und Supina bilden lassen? Denn wehe dem Schüler und dreimal wehe dem Lehrer, wenn die deutsch-lateinische Maturitätsarbeit dem Landes-
schulinspektor die Waffe eines solchen laedavit in die Hand liefert! Alles Hinübersetzen auf der Oberstufe abzuschaffen scheint mir allerdings noch um einige Jahre verfrüht. Es würde mir genügen, wenn den Lehrern Spielraum gegeben würde, höchstens bis zur Hälfte deutsch-lateinische Schularbeiten zu verlangen; denn, noch hängt das Herz, ich weiß nicht wie vieler Lateinlehrer, eben doch am Hinüber-

sehen. Erst bis sich auch diese nach mindestens 4 Jahren überzeugt haben werden, daß die anderen Lehrer, welche weniger als die Hälfte oder gar keine deutsch-lateinischen, sondern lauter latein-deutsche Übersetzungen verlangt hatten, ihre Schüler naturgemäß auch zu einem flotteren Autorübersetzen und namentlich Autorlesen gebracht haben, würden wohl auch die Konservativen ihrem Herzen den wohlthätigen Stoß versetzen, den ihnen einstweilen Gautsch, Martinak, Loos und Ziwja versetzt haben. Daß ich nicht ins Blaue hinein „die Philologen“ einer solchen Parteilichkeit fürs Hinübersetzen, für diese heute gänzlich brotlos gewordene Kunst (W. v. Hartel war mit seiner lateinischen Inschrift für das Elisabeth-Denkmal vielleicht ihr letzter Künstler) verdächtigt habe, belegt die Wohlweisheit einer Majorität der niederösterreichischen Direktorenkonferenz 1906: Weniger Autoren lesen, um mehr ins Latein übersetzen zu können!! Diese Wundermähr hatte ich zuerst um Weihnachten 1906 aus dem Munde meines Jugendfreundes und einstigen Direktors Carl Ziwja vernommen, der daran den grimmigen Seufzer schloß: „Mit dieser Sorte Philologen ist dir nichts anzufangen“ (obwohl er ja „Auch Einer“ und der Antike in tiefster Seele treu ist). Seither ist jenes Votum gegen das Klassikerlesen öffentliches — Amtsgeheimnis geworden.

Der Realschule widmete der Minister die folgenden Worte:

„Die achtklassige Realschule wurde teils gefordert, teils abgelehnt; festgestellt wurde aber allseitig, daß die achtklassige Realschule den Zugang zu allen Fakultäten zu bieten habe.“

Die achtklassige Realschule — sie war es, um die mir zu Anfang der Enquete noch weit mehr gebangt hatte, als sogar ums Griechische. Noch vor einem Jahre war, dank dem Entgegenkommen der Philologen, meines Wissens zuerst Arnims, dann aber auch des ganzen „Vereines der Freunde des humanistischen Gymnasiums“, das Gymnasialmonopol nicht nur nicht mehr gewünscht, sondern der Übertritt aller nicht gymnasial-gefinnten Schüler an die Realschule dringend empfohlen, als Vorbedingung dieser Gleichberechtigung aber natürlich auch die gleiche Klassenzahl verlangt worden. Plötzlich schlug überraschenderweise die Stimmung zugunsten der siebenklassigen Realschule während der letzten Monate manchenorts wieder um.*

Einer solchen Gegenreformation zugunsten der siebenklassigen Realschule tritt nun der zweite der angeführten Sätze des Ministers wirksam und hoffnungserweckend entgegen. Denn in der Tat hatten sogar die extremst scheinenden Anwälte der Realschule, wie Hofrat Lorber, zwar anfänglich für die siebenklassige Schule gesprochen, dann aber hinzugefügt, für den Fall der Gleichberechtigung könnte man sich auch mit dem achten Jahre befreunden. Aber eben diese Gleichberechtigung fand dann nicht nur keinen einzigen Gegner, sondern zahlreiche ausdrückliche und lebhafteste Anwälte, sowohl aus dem realistischen wie dem humanistischen Lager. Ohne Frage gebührt das Verdienst, hierfür auf altphilologischer Seite das Eis gebrochen zu haben, dem bekannten Kieler Erlaß des Kaiser Wilhelm II. vom 26. November

* Einiges Nähere hierüber vgl. in meinem Vortrag „Die Reformbewegungen des realistischen Unterrichtes in Deutschland und Österreich“. (Abgedruckt als erster der „Drei Vorträge zur Mittelschulreform“, Braumüller 1908. Hier in den Zusätzen S. 53, 54 einige merkwürdige Tatsachen über die Art der Agitation zugunsten der siebenklassigen Realschule.

1900, der jene Gleichberechtigung für die drei Arten höherer Schulen in Preußen proklamiert hatte.

Bekanntlich ist das Problem des achten Realschuljahres aber leider auch „ein Politikum“. Dieser aus pädagogisch-didaktischen Gründen als unabweislich erkannte und durch gewichtigste Stimmen* verlangte Ausbau der (vor noch nicht langem drei-, vier-, sechsklassig gewesenen) Realschule scheint nämlich daran scheitern zu müssen, daß er von der Zustimmung der Landtage abhängt. Während nun auf der Enquete, entsprechend der Aufforderung des Ministers, alles Politische beiseite zu lassen, dieses Politikum als solches von mir nur leise hatte gestreift werden dürfen, wiederhole ich hier die hoch erfreuliche Konstatierung, daß es mit den Chancen, jene pädagogisch-didaktische Forderung auch von den Landtagen früher oder später anerkannt zu sehen, gar nicht so schlimm aussieht. Denn sämtliche Redner aus Polen und aus Böhmen — ich nenne nur meinen verehrten Kollegen Ortina — hatten nachdrücklich für das achte Realschuljahr Stellung genommen; und in darauf folgenden Privatgesprächen mit den Herren hörte ich, daß man diese Forderung als eine keineswegs nur akademische betrachte, sondern die Anerkennung des einmal klar erkannten kulturellen Bedürfnisses auch seitens der Landtage erwarte.

War also die Sonderstellung der Realschule gegenüber dem Gymnasium — dieses der Reichsverwaltung, jene den Landtagen unterstehend — ein Pröbchen nicht eben zugunsten des Föderalismus erschienen, so wäre es jetzt eine lockende Aufgabe für den aus einer zentralistischen Partei hervorgegangenen Unterrichtsminister, den Landtagen wenigstens einen neuen „Normallehrplan“ für achtklassige Realschulen (nach dem Präzedens von 1879) vorzulegen. Dieser brauchte nur dem in so vielen pädagogisch-didaktischen Beziehungen auch nach der Revision von 1899 höchst mangelhaften Lehrplane der siebenklassigen Realschule in sich hinreichend hoch überlegen zu sein (ohne Vermehrung der Lehrstoffe sie bloß vernünftiger von 7 auf 8 Jahre verteilend), um auch die Landtage in dieser Kulturfrage Sonderbestrebungen füglich vergessen zu machen (zumal, wie Dr. Frankfurter bei anderer Gelegenheit ausrechnete, keine wesentliche finanzielle Mehrforderung austräte, da ja die Gesamtstunden — und also auch die Lehrerzahl nicht zu vergrößern wäre). Und sollte dabei auch z. B. Vorarlberg vier Religionsstunden und Kärnten dafür gar keine verlangen, so mag man diese Eigenart den Ländern ruhig zugestehen, wenn nur die Schüler selber in allen übrigen Punkten die Wohltaten eines besseren Lehrplanes je eher je lieber zu verspüren bekommen. Gibt doch sogar Direktor Januschke, der Hauptanwalt der siebenklassigen Realschule (der zu meiner Überraschung der Enquete nicht beigezogen war), ausdrücklich zu, es seien an diesen „Schüler und Lehrer überbürdet, oder zum mindestens herrscht im Unterricht ein unnatürliches, aufregendes Hasten“.

* Der Unterrichtsminister Dr. Marchet zitierte in seiner Interpellationsbeantwortung vom 25. September 1906 die einstimmige Resolution der Landesschulinspektoren und der Rektoren der Universität und der Technischen Hochschule in Wien:

„Es liegt im Interesse der allgemeinen Kultur, den realistischen Bildungsanstalten die nötige Förderung angedeihen zu lassen, damit sie ihrer Aufgabe im vollen Maße entsprechen. In diesem Sinne ist die siebenklassige Realschule in eine achtklassige auszugestalten und die Berechtigung beider Arten achtklassiger Mittelschulen als Vorbildungsstufen für bestimmte Zweige des Hochschulstudiums zu regeln.“

Warum mir ohne einen vorläufig wenigstens theoretischen Normallehrplan für die vervollständigten Realschulen (von denen es anfänglich wenigstens in Städten mit Hochschulen je ein Exemplar allenfalls im Sinne einer „Realschul-Selecta“ geben könnte und sollte) das Gymnasialmonopol weiter bestehen zu müssen scheint, mit ihm aber auch die ganze Häufung der bisherigen Verstimmungen, kann ich aus Raumangel hier nicht im Zusammenhang darlegen. — Sollte dagegen wirklich das neue achtklassige Realgymnasium sich einleben, so würde es mit der Zeit der siebenklassigen Realschule schon insofern den Boden abgraben, als in die freilich um ein Jahr wohlfeilere Schule nur mehr jene unverständigen Eltern ihre Kinder schicken würden, die für alle ungünstigen sittlichen und körperlichen Folgen jenes „unnatürlichen, aufregenden Hastens“ unempfindlich wären. — Möchte die Pädagogik auch hier wieder einmal stärker sein als alle Politik!

Ich darf nicht verweilen bei den zwei weiteren Typen: erstens der „vereinigten Mittelschule“, wie sich schon jetzt das Cetschener Oberrealgymnasium mit Recht nennt, die mir für kleinere Städte alle wesentlichen Aufgaben der vielgenannten aber nie gekannten „Einheitschule“ zu erfüllen scheint; zweitens auch nicht bei der vierklassigen „allgemeinen Untermittelschule“ (so oder „Staatsbürgerchule“ ließe sie sich am bezeichnendsten nennen) mit darauf sich bauenden Fachschulen, die wir bekommen werden — wobei wieder nicht nur die überaus lehrreichen Cetschen, sondern auch deren scharfsinnige Interpretation, ja Prophezeiung seitens Jurascheks und Ehrlichs bahnbrechend sein werden.

Wohl aber muß ich noch einmal zurückkommen auf mein „Bild“, das ich in der Enquete gebrauchte. Zwei Drittel ihrer Arbeitszeit waren zum überwiegenden Teile diesen „äußeren Rahmen“ gewidmet gewesen. Ich habe nicht verhehlt, daß bei aller Unentbehrlichkeit dieser Vorarbeiten es doch nur Tischler- (und wenn wir an die Verheißungen der Einheitschulmänner denken, auch Vergolder-) Arbeit sei. Diese aber ist Handwerk, bestenfalls Kunsthandwerk; Künstler ist erst, wer nun diese Rahmen mit lebensvoll und fein gezeichneten Bildern zu füllen weiß — mit wirklich pädagogischen Lehrplänen. Daß eine solche Erwägung nicht etwa nur der optimistischen Einseitigkeit eines theoretischen Pädagogikprofessors entspringt, mag der Hinweis auf eine sogar sehr pessimistische Prophezeiung eines praktischen Schulmannes, des Realschuldirektors a. D. Johann Fetter belegen. In der „Pädagogischen Zeit“ (vom 1. Jänner 1908) findet er „die Mittelschulreform auf Abwegen“; denn „nahezu alle Reformvorschläge legen das Hauptgewicht auf die Objekte und vernachlässigen dabei das Subjekt, nämlich den Schüler“. Von diesem Fehler freigehalten haben sich dann auf der Enquete u. a. Martinat, der eine gleichmäßige Rücksicht auf Lehrziel und Schülerseele an die Spitze seiner Erläuterungen zum ersten Referate stellte, und Sektionschef Freiherr von Pidoll, der in einer groß angelegten Rede „der Jugend die Jugend“ unverkümmert zu lassen verlangte.

Hoffen wir also, daß in diesen stillen Wochen beim Ausfüllen der Rahmen nicht der pädagogischen Kunst und Wissenschaft als solcher vergessen wird. Der „Bureaucratismus“ wird, wie eingangs bemerkt, alsbald die schönste Gelegenheit finden zu beweisen, daß er sich wenigstens in dieser Sache nicht für allwissend und alleinwissend hält. Was kann dann vom grünen Tisch besseres geboten werden,

als Lehrpläne, von denen dann die Lehrer sagen: Ja, mit diesen Plänen können endlich wir pädagogisch arbeiten! Fragt man doch in jeder Fabrik leichtlich den Arbeiter, ob er mit den ihm in die Hand gelegten Werkzeugen auch arbeiten könne; und die immerwährenden Verbesserungen der Werkzeuge und Maschinen bis ins feinste wachsen ja doch nur unter den Händen der Arbeiter selber hervor, die allein unmittelbar auf Mängel ihrer Hilfsmittel mit unbehaglichen Empfindungen und mit — minderwertigen Produkten reagieren.

Ich will hier nicht das Sündenregister unserer bisherigen Lehrpläne und Instruktionen aufrollen. Seit 1884 haben immer wieder die unglaublichsten Verstöße pädagogischer Art in ihnen Unterschluß gefunden.* Aber an die eine Sonderbarkeit aus dem „Bureau“ muß doch gerade jetzt erinnert werden: Etwa ein halbes Jahr, nachdem das umfangreiche Revisionswerk von 1884 „hinausgegeben“ war, wurden die Lehrkörper aufgefordert, sich nun „darüber zu äußern“. Ja, was hätten wir denn hinterher sagen oder gar tun sollen? Der Kuh nachlaufen, nachdem sie aus dem Stalle war?

Darum möchte ich sogleich jetzt dringend raten, daß dem X. Deutsch-österreichischen Mittelschultag, der für Ostern 1909 angesetzt ist, sowie dem „Reichsverbande“ der Mittelschullehrer aller österreichischen Kronländer rechtzeitig Gelegenheit gegeben wird, sich über den bis dahin gewiß schon vorliegenden Entwurf der Neugestaltung der österreichischen Mittelschulen zu äußern: ob denn vor allem die Lehrer nach den neuen Verordnungen arbeiten zu können glauben — froh und möglichst vollkommen zu arbeiten!

Dann erst mag bis zum Anfang des Schuljahres September 1909 der Entwurf in Kraft treten als bindende Verordnung für die „Neugestaltung“ (was ein hoffnungsvoll freundlicheres Wort wäre, als „Reorganisation“).

Der „Organisationsentwurf“ von 1849 trat durch kaiserliche Sanktion erst 1854 in Kraft, aber die Zwischenjahre hatten schon mit fieberhafter Geschwindigkeit an der Verwirklichung des damals unerhört Neuen gearbeitet. So umfassend die gegenwärtigen Reformabsichten sind, so haben sie doch nur einen kleinen Teil von all den Schwierigkeiten zu überwinden, welche die Organisatoren von 1849 auf sich genommen hatten. Ich sage: einen kleinen Teil — wiewohl ich nach dem vielen während der fünf Tage der Enquete Gehörten nun erst recht noch einmal sagen muß: Es ist doch immer noch nicht der zehnte Teil dessen gewesen,

* Ein Probchen sind die „Insekten“, die 1892 aus dem Sommer in das Wintersemester der beiden untersten Gymnasialjahre verlegt wurden. (Näheres in meinen „Drei Vorträgen“, S. 29.) Ein minder harmloses Beispiel geben die von allen pädagogischen Göttern verlassenen (und 1900 auch etwas gemilderten) detaillierten Anweisungen der Instruktionen von 1884, wie der Lehrer sogleich in den ersten Lateinstunden den Zehnjährigen „Orthoepie“ beizubringen habe: „Er schreibt an die Tafel, spricht vor, läßt klar und deutlich nachsprechen und setzt und erklärt die Zeichen der Quantität in den Wörtern *ā, nē, ōs, ōs, aut, haud, prae, heu* u. a.; *sōlō, sōlō, armā, armā, auris, auris, āvis, āvis, pōpulus, pōpulus, lēgit, lēgit* u. a.; ferner bei *mōns, mōntis* u. dgl. Dann die zweierlei *c-aute in casa, causa, corpus, cur, sica, iecur, cras, cancri, siccus, sicci, pecco, nec, hic, haec, hoc, hac, huc, fac* u. a. Weiterhin lesen wir wörtlich: „Die große Zahl der vorzuführenden Beispiele gestattet selbstverständlich nicht die Angabe ihrer Bedeutung.“ — Wer wundert sich da noch über den Haß gegen „die Philologen“? Wer aber denkt an die Anstrengungen ungezählter, warmherziger Lehrer, die trotz solcher Vorschriften, der Antike und der Jugend zuliebe, der guten Sache sich opfern bis auf den heutigen Tag?

was nach einem fachmännischen Überblick zu einer durchgängigen Reform unseres ganzen Mittelschulwesens gehört. Die Frage der Lehrerbildung z. B. ist kaum gestreift worden. Und doch setzten viele Redner, auch Frau Marianne Hainisch, sehr mit Recht alle Hoffnung auf die Lehrer! Dr. Scheindler machte z. B. den vortrefflichen Vorschlag, auf den Unterstufen Natur- und Erdkunde, sowie Zahlen- und Raumlehre in eine Hand zu legen. Wie ist aber das möglich ohne die — auch sonst allenthalben nötige — Revision der Prüfungsvorschriften von 1897?

Unsere Zeit wird zu zeigen haben, ob sie es an gesetzformender Kraft mit jenen „tollen Jahren 1848/49“ aufnimmt. Die Reform von 1908 darf nicht zurückstehen hinter der von 1849, über die — wie ich es im zweiten meiner „Drei Vorträge zur Mittelschulreform“ näher ausgeführt habe — der Historiker Theobald Ziegler (nach Schilderung der mißlungenen Versuche in allen anderen Staaten Europas) rühmend sagt: „Nur in Österreich kam es unter dem Einfluß der politischen Revolution zu einer solchen Reform, vermutlich deswegen, weil man hier klug genug war, statt eine parlamentarisch beratende Versammlung von vielen Köpfen, zwei Einzelne mit der Aufgabe des Reformierens zu betrauen und weil man in dem Philologen Bonitz und dem Herbartianer Erner die richtigen Männer gefunden hatte.“

Die „Juristen“ haben vor und während der Enquete so viel gegen ihre Tyrannis zu hören bekommen, daß sie sich durch eine rein historische Erinnerung sicher nicht verletzt fühlen: Erner und Bonitz waren nicht Juristen; sondern Erner ein realistisch gerichteter Philosoph, wie auch der durch Erner entdeckte Bonitz nicht nur Philolog war, sondern eben auch — Philosoph (das bezeugt schon seine deutsche Metaphysik des Aristoteles, und noch mehr sein segensreiches Eintreten für die philosophische Propädeutik). Diese beiden hat der Jurist Leo Chun ihr Bestes geben lassen, und er hat hiermit das Beste seiner vieljährigen Amtsführung dem österreichischen Schulwesen, der österreichischen Mittelschuljugend gegeben.

Salus iuventutis suprema lex esto!

Ein Schönherr-Abend.

Von J. Minor.

(Burgtheater Samstag, 22. Februar: „Karrnerlent“, Drama in einem Akt von Karl Schönherr; „Erde“, Komödie in drei Akten von Karl Schönherr. [Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin 1908.] Regie: Herr Brandt und Herr Chimig.)

Mit seinem schweren und wuchtigen Tritt hat dieser kräftigste unter den Österreichern, der, obwohl schon über ein Jahrzehnt in unserer Mitte wirkend, mit den Wiener Ästhetiken gar keine Fählung hat, alles in den Boden gestampft, was uns diese magere Spielzeit bisher beschert hat. Wildenbruch ist zwar auch ein Naturell; aber seine Panzer und Sporen schnellen wie dünne Spreu in die Höhe, wenn Schönherr seine Stallketten und Nägelschuhe in die andere Wagschale wirft. Und der Dichter des „Klosterjägers“ wäre seinen Tiroler Bauern gegenüber ein Schönfärber geblieben, auch wenn er uns nicht mit seinem Grafen von Berned, sondern lieber mit seinen

Almern und Jägerleuten vom Königssee gekommen wäre. Wie sonderbar! hält man die Persönlichkeiten der beiden Dichter gegeneinander, die beide von Anzengruber ausgegangen sind, dann erscheint Ganghofer als der weitaus massivere, derbere und kräftigere, während man weder in Schönherr's zart und fein geschnittenem, blassem und edelsinnigem Antlitz noch in seinem schlanken und gar nicht muskulösen Gliederbau den Sohn der Berge und die Spuren der Kraft findet, die dieser Dichter seinen Gestalten zu verleihen vermag.

Es war ein guter alter Burgtheaterbrauch, am Vorabend einer jeden Premiere den Dichter mit einem älteren Stück zum Wort kommen zu lassen; er gab damit gleichsam seine Visitenkarte für morgen ab und durfte sich in gute Erinnerung rufen. Heute, wo das Burgtheater zwar ein Stammstgabonement, eben darum aber kein Stammpublikum, sondern nur mehr ein Premierenpublikum hat, das sonst nicht im Hause zu sehen ist, hätte es keinen Sinn mehr, den alten Brauch aufrecht zu halten. Im Falle Schönherr aber ließ es sich geschickt machen; und das Burgtheater hat Recht getan, das neue Stück mit den „Kärnerleuten“ einzuleiten, die dem Wiener Publikum zwar nicht aus dem Burgtheater, aber aus der Josefstadt rühmlich bekannt sind. Auf zwei Einaktern, den „Bildschnitzern“ und den „Kärnerleuten“, beruht ja vor allen seinen größeren Werken der Anspruch des Dichters nach oder vielmehr neben Anzengruber genannt zu werden. In den Motiven und in dem Grundgedanken sind sie von unverkennbarer familiärenähnlichkeit. In dem einen wird der Vater der Verräter des Sohnes, in dem anderen wird das Kind der Verräter des Vaters. In beiden aber macht sich bei aller Naturtreue eine optimistische Auffassung der unteren Stände bemerkbar, die dem Verfasser seither leider ganz abhanden gekommen ist. In den „Bildschnitzern“ verrät sich der Liebhaber dadurch, daß er es nicht übers Herz bringt, dem Kinde die Batshelen vorzuentshalten; in den „Kärnerleuten“ verrät sich das Kind, weil es, seiner Schuld bewußt, von dem Vater keinen Kuß mehr verlangen kann. In den „Bildschnitzern“ verurteilt sich der fiedle Gatte selber zum Tode und empfiehlt das schuldige Weib und die Kinder in die Fürsorge des gesunden Nebenbuhlers. In den „Kärnerleuten“ kann der kleine Bauer das Spiel des Gendarmen, der den Kleinen zum Verrat des Vaters verführt, nicht mehr mitanschauen; und der Gendarm selber wird nach dem Selbstmord des Kindes der ersehnten Karriere nicht froh. Und diese weichen Züge sind nicht etwa bloß eine sentimentale Zutat, sondern es ist die Absicht und die Kunst des Dichters, zu zeigen, wie gerade dort, wo in Diebstahl, Ehebruch und gemeinem Verrat aus Hunger oder aus Eigennuß die niedrigsten Seiten der menschlichen Natur zutage treten, sich in der Vaterliebe, der Kindesliebe und der edelsten Selbstaufopferung auch umgekehrt wiederum ihre höchsten Seiten zeigen; nicht ohne tieferen Sinn hat der Dichter seine „Bildschnitzer“ als „eine Tragödie braver Leute“ bezeichnet, was man von seinen späteren Werken kaum mehr sagen könnte. Diesen Einaktern ist ferner das festbestimmte Lokal gemeinsam; denn wenn es auch nicht ausdrücklich gesagt ist, daß sie in Tirol spielen, so sind doch die vorgeführten Stände, die „Kärnerleute“ und die Verfertiger von Tirolerwaren, nur dort zu Hause. Es ist sehr lehrreich, zu beobachten, wie Schönherr, ohne sich an ein bestimmtes Milieu zu binden, doch auch in seinen späteren Stücken eine viel größere Bestimmtheit erreicht hat als etwa Ganghofer, der immer in dem gleichen Revier pürscht. Endlich aber haben

diese Einakter den großen Vorzug einer festgefügtten Handlung, die sich zwar mit skizzenhafter Raschheit, gerade darum aber auch mit packender Kraft und Wucht vor dem tief erschütterten Zuschauer abspielt. Diese Handlung von einem Akt auf mehrere auszudehnen, ist dem Dichter eigentlich nur mehr im „Sonnwendtag“ gelungen. In der „Familie“ hat er keinen glücklichen Versuch gemacht, eine kompliziertere Handlung zu erfinden; an der Unklarheit und der geringen Überzeugungskraft der dargestellten Vorgänge ist diese sonst so kräftige Arbeit gescheitert. In seinem neuesten Stück aber scheint er auf das, was man Handlung nennt, absichtlich Verzicht geleistet zu haben. Die ganzen Vorgänge bestehen eigentlich darin, daß die Umgebung eines alten Bauern von Akt zu Akt auf seinen Tod rechnet, daß er ihnen aber auch am Schlusse noch nicht den Gefallen tut. Seit Klopstocks „Tod Adams“ hat sich kein Drama weniger von dem Fleck bewegt, als dieses.

Der alte Bruch ist ein bauerlicher Übermensch, der still und geräuschlos, aber mit eiserner Hand auf seinem Hofe waltet. Trotz seinen 72 Jahren hat er seinen 46jährigen Sohn Hannes nirgends ankommen lassen, weder auf dem Hofe, noch zu einer Familie. Als der Sohn vor 10 Jahren eine brave Magd, die Trine, zu heiraten begehrte, hat er ihm zwar seinen Segen in Aussicht gestellt, Haus und Hof aber für sich behalten, so daß es der junge hat sein lassen. Jetzt aber ist eine andere Magd auf dem Hof eingezogen, die Mena, die es noch vor den Ranzeln zu einer Handbreit Erde bringen muß und die nun zwischen Hannes und dem freilich viel schlechteren Eishofbauer, einem Witwer mit drei Buben und drei Kühen, die Wahl hat. Durch das Spiel mit den wilden Buben des Eishofbauers von mächtiger Sehnsucht nach Familienglück ergriffen, tritt Hannes zum zweiten Male vor den Vater; der Alte aber bleibt wiederum hart. Nur auf seinen Tod können Hannes und Mena ihre Wünsche bauen; aber der Alte, der, von dem Hufschlag eines Pferdes getroffen, schon sein Grab und seinen Sarg bestellt hat, nimmt an Gewicht und Lebenskraft neuerdings zu; und nun wird der Mena das Warten zu lang, sie folgt, trotzdem sie schon ein Kind von Hannes unter dem Herzen trägt, dem Eishofbauer, der sie samt dieser Zuweg nimmt, in seinen vermaledigten Eiskasten. Während der gute Hannes mit seiner selbstgezimmerter Wiege das leere Nachsehen hat und wieder in die alte Stumpfheit zurückfällt, schlägt der neuerstarkte Greis den Sarg ganz gemächlich zu Brennholz zusammen.

Weiter als je ist Schönherr dieses Mal von Anzengruber weg zu den Naturalisten hingedrückt. Von diesen unterscheidet er sich eigentlich nur in dem einen Punkt, in dem er sogar noch hinter Anzengruber zurückbleibt: daß er nämlich sein ganz im Dialekt gedachtes und auch gespieltes Stück nicht auch in einem reinen und wirklichen Dialekt geschrieben hat; schwerlich dürfte in einem weltfernen Gebirgstal eine Magd in der Sprache der falschen Biederleute in der Stadt damit kokettieren, daß sie zu viel „G'mätsmensch“ sei! Unter den Gestalten des Stückes erinnert besonders die Mena in ihrem derben und rücksichtslosen Egoismus wie in ihrer rohen Energie an die Hanne Schäl im „Fuhrmann Henschel“. Zu den wirksamsten und gelungensten Szenen gehören die, in denen sie sich mit der abgelebten Trine herumbeißt und herumschlägt, einer der mild entsagenden Frauen, die in Ibsens Dramen so zahlreich herumgehen, wie ja auch Hannes in die Gruppe derer gehört, die nicht auf den Sabbat ihres Herzens geachtet und nicht den Mut gehabt haben, dem Gebot

der Liebe Opfer zu bringen. Unter den Nebenfiguren mag das Totenweibele an Ibsens Rattenmamsell erinnern. Aber Schönherr ist den Modernen in seinem urkräftigen Bauernstück auch auf dem Weg zum Symbolismus gefolgt. Die Ansätze dazu und die seltene Gabe, den Sinn einer ganzen Szene, ja eines ganzen Stückes in einer einzigen szenischen Handlung wortlos und nur für das Auge sichtbar zu vergegenwärtigen, hat er ja schon im „Sonnenwendtag“ bewiesen. Der ergreifenden Schlussszene, wo das alte Mütterlein dort ihren Altar abräumt und in die Kiste einpackt, steht hier in unserem Stück die ganz ähnliche gegenüber, wo der Alte seinen Sarg in Stücke hackt. Der Inhalt der ganzen Komödie ist in dem letzten Akt symbolisch vergegenwärtigt, wenn der Junge mit der Wiege und der Alte mit dem Sarge auf der Szene erscheinen. Der Symbolismus soll aber noch weitergehen, wie der Dichter selber verlangt, wenn er sein Stück wenigstens in der Druckausgabe als eine „Komödie des Lebens“ bezeichnet und ihm den auch schon von anderen gewählten Titel „Erde“ (bei Halbe hieß es „Mutter Erde“) verleiht. Wie der alte Birnbaum, der in der Herrlichkeit des erwachenden Frühlings wieder aufblüht, von dem mächtigen Trieb der Erde zeugt, so lebt auch der alte Grub, der so tief in seiner Scholle wurzelt, wieder auf; so findet die Mena, die gewiß eine richtige Bäuerin wird, den Fleck Erde, ohne den auch diesem Erdenkind das Leben wertlos ist; und auch der Eishofbauer, der die Leibesfrucht wie alles was wächst als Gottesgabe betrachtet und sich wie der Fuhrmann Henschel über den gewissen Punkt hinaussetzt, findet im Frühjahr, was er im Herbst vergebens gesucht hat. Sie bleiben die Sieger; während die als die Besiegten erscheinen, die in dem nährenden Mutterboden keinen festen Halt haben. Darum geht Hannes, der kein rechter Bauer ist, leer aus; er muß vorläufig noch auf den Hof und gewiß für immer auf die Kinderlen verzichten. Darum muß Crine sich mit den alten Erinnerungen zufrieden geben, indem sie sich in ihrer Kammer den Brautfranz aufsetzt, den sie nie getragen hat, während sie nicht mehr die Kraft hat, sich in einen neuen Boden zu verpflanzen. Und darum muß auch das jüngste Knechtel, das nur in Phantasien lebt und im Sommer einen Kirschbaum blühen, im Herbst eine Lerche aufsteigen gesehen haben will, aber weder beim Essen noch bei der Arbeit zu rechter Zeit kommt, vor dem Ältesten, dem Bauer, absterben. Wird schon die Symbolik dieser Episode keineswegs einem jeden fühlbar und manchem sogar erzwungen scheinen, so erweckt die des Untertitels noch mehr Bedenken. Denn haben wir hier wirklich die „Komödie des Lebens“ vor uns? Der Eishofbauer und seine Mena freilich, die alten jungen Eheleute werden gedeihen und wachsen; auch wenn er es nicht selber sagte, dürfte uns nicht bange sein, daß der saftige Witwer noch seinen Mann stellt und sie trägt ja die Frucht in ihrem Leibe schon aus dem alten Hofe fort. Aber trotz dem gewaltigen Frühlingstrieb der Erde wird doch der alte Grub nicht ewig leben und trotz seinen letzten Worten (die im Burgtheater weislich gestrichen wurden) wird der Tod zuletzt doch der Stärkere sein. Trotz seiner Unfähigkeit wird der Sohn endlich am Hofe schalten und walten; und nur von der Zeit, die dem Alten noch gegönnt ist, wird es abhängen, ob Hannes dann noch die Kraft haben wird für einen Erben zu sorgen, oder ob er sein und Menas Kind vom Eishof holen wird, oder ob er auch dazu schon zu schlaff geworden ist. Man sieht, daß die Komödie des Lebens auch in dem bitteren ironischen Sinn, in dem der Dichter die Worte meint,

doch nur durch einen Gewaltakt zustande gekommen ist, indem er den Vorhang fallen ließ, ehe das Garn abgesponnen war und die eigentliche Tragödie des Lebens beginnt. Auch wenn er den Mut gehabt hätte, den Alten den Jungen überleben zu lassen, wäre zwar das Garn abgesponnen worden, aber keine Komödie herausgekommen. In der Tat, die herbste und bitterste Komödie, die jemals auf der Bühne erschienen ist! Diese zwiespältige Empfindung begleitet den Leser und den Zuschauer durch das ganze Stück. Der bitterste Humor und der grausigste Ernst durchdringen einander; und wenn sich auch an einigen Stellen bei dem Publikum ein befreiendes Lachen hervorgewagt hat, so wäre doch der Dichter dieser Komödie der letzte gewesen, der es als ein Zeichen des Verstandenseins betrachtet hätte.

Seine ganze Kraft hat er dieses Mal in den Charakteren entfaltet. Der alte Bruch ist eine Bauernfigur von einer Größe, wie sie auch bei Anzengruber nicht oft und sonst nirgends zu finden ist; und niemals, auch bei Anzengruber nicht, ist ein bäuerlicher Selbstherrscher mit so einfachen und leisen Mitteln, ohne jedes lärmende und geräuschvolle Wesen, geschildert worden. Der Alte, der sich die letzte Zehe am Fuß, die amputiert werden soll, einfach mit der Hacke abschlägt, der sich selber den Platz für sein Grab, nicht zu nah neben seinem Feinde, aussucht und sich für seinen Sarg vom Tischler das Maß nehmen läßt, ist doch kein Egoist von kleinem Schlage! Mit seiner Scholle verwachsen, ein Bauer wie keiner mehr kommt, der nicht nur das Anschaffen versteht, sondern noch als Siebziger selber die Hand anlegt, um ein Ross zu heben, das der Kossack nicht zu heben vermag, voll von Mitgefühl gegenüber den Tieren und voll von Liebe zu Haus und Hof, stellt er auch noch in seinen letzten Resten eine großartige Verkörperung der Erdkraft und des Willens zum Leben vor, die ihn freilich zum Unterdrücker seines Sohnes und zum Schrecken derer machen, die auf den Hof spekulieren. Und sein Sohn, dieser Hannes! der um seinen Herzenswunsch betrogen, noch bei voller Manneskraft in völlige Dumpfheit und Stumpfheit verfallen ist und weder zum Anschaffen noch zur Arbeit zu brauchen ist, ein willenloser Knecht neben dem willensstarken Greise, der in allem nur das eine Wort kennt: „Laß's mir über!“ Und wie prächtig der ähnliche Gegensatz zwischen der energischen Mena und der abgestorbenen Trine! Schönherr liebt auch in der Charakteristik die einfachen Linien und die symbolischen Züge, die immer wieder und sogar mit denselben Worten hervorgehoben werden. Seine Phantasie wirkt überhaupt mehr durch ihre Kraft und Stärke als durch ihren Reichtum. Gerade dadurch entfernt er sich aber auch wieder von der Natur, die gerade von dem Reichtum lebt und daselbe mit hundert Worten sagen und in hundert Formen verkörpern kann. Durch jedes Stück von Schönherr ziehen sich refrainartige Wendungen hindurch, wie das Lied in den „Karrnerleuten“: „Das Füchsel tun wir hoppen, und die Gendarmen tun wir foppen.“ So wiederholt auch hier Hannes immer wieder den Satz: „Mir geht ja nichts ab! Ich hab' mein Arbeit und mein Essen und mit den Hennen ins Bett. Und mehr braucht der Mensch nit!“ Am auffälligsten tritt dieser Mangel an Beweglichkeit wohl in der sichtbaren Handlung zutage. Im ersten Akt und im zweiten Akt wieder fehlt dem Hannes ein Knopf und in jedem der drei Akte sitzen die Knechte beim Essen und der Platz für das Knechtel ist leer; und immer wird das gleiche mit der gleichen Umständlichkeit vorgeführt

und dargestellt. Auch an dem szenischen Bilde verändert sich weiter nichts als der Hintergrund, in dem sich aber auch nur die Jahreszeit verschieden abspiegelt; sogar in den szenischen Angaben des Dichters wird diese „ausgiebige Sicht auf die umgebende Natur“ zweimal hintereinander ganz mit den gleichen Worten verlangt.

Daß das Burgtheater so wenig für Schönherrns als für Anzengrubers Dorf-dramen der eigentliche Mutterboden ist, lehrt ein Blick auf den Theaterzettel. Die Kräfte zweiten und dritten Ranges, die sonst das eigentliche Ensemble bilden, verschwinden vollständig und die kleinen Leute kommen auch zu schwierigeren Rollen. Trotzdem wäre es ungerecht, die Leistung des Burgtheaters auf Grund dieser vor-gesagten Meinung herabzudrücken. Für den Eishofbauer hat sich das Burgtheater freilich den Herrn Heller holen müssen, der im Raimundtheater durch sein wienerisch gefärbtes Hochdeutsch auffiel, im Dialekt aber ganz in seinem Elemente war. Frau Senders mußte sich, nicht ohne Glück, aus dem Berlinerischen ins Tirolische über-sehen lassen; ihre ungewöhnliche Verwandlungskunst hat sich in Maske und Ton auch hier bewährt. In Herrn Baumgartner besitzt das Burgtheater seit jeher einen vorzüglichen Darsteller für bäuerische Chargen; er hat gezeigt, daß er auch Schön-herrische Bauerncharaktere sicher auf die Beine stellen kann. Herr Sommer aber, ein sonst sehr tüchtiger Vertreter kleiner Rollen, hat schon zu viele naserrümpfende Be-diente in vornehmen Häusern gespielt, als daß er sich bei einem Großnecht nicht einen merkwürdigen Zwang antun müßte. In dem Einakter ist der Regisseur Brandt als Gendarm eingesprungen, den schwerlich ein anderer besser hätte spielen können. Unter den Damen ist ja Frau Bleibtreu nicht von den Heroinen, sondern von dem Münchener Bauerntheater hergekommen; das hat man ihrer im Mundstück und in der Bewegung gleich derben Mena angemerkt, die dem Dichter keinen kleinsten Zug schuldig blieb. In den „Kärnerleuten“ hat Fräulein Rosen als Kätsel das Tra-gische besser als das Urwüchsige zur Geltung gebracht. In beiden Stücken aber war Herr Treßler den grundverschiedenen Aufgaben völlig gewachsen. Die größte Überraschung freilich bot Herr Kainz als alter Grub. In der Maske, von der ge-bogenen Raubvogelnase abgesehen, mehr Martinelli als Kainz, hat er die Rolle ganz mit den leisen und diskreten Mitteln gespielt, wie es der Dichter verlangt. Kein polternder Großbauer war er, sondern ein hagerer, sehniger Greis, der mit dem letzten Rest seiner gewaltigen Lebenskraft und mit dem bloßen Willen zum Leben sich nicht bloß seine Umgebung unterwirft, sondern auch den Tod besiegt. Der Gegensatz zwischen dem Alten und dem Jungen, auf dem das ganze Stück beruht, kam zu voller Geltung. Hannes, der riesige, bärtige, mehr schwere als starke Mann — und der alte Grub, das dünne Gerippe, das mit der Kraft des Willens den scheinbar Stärkeren bezwingt. Es war trotz allem nach längerer Zeit wieder einmal ein Abend, mit dem das Burgtheater und die Kritik zufrieden sein können.

Seuilleton.

Der Wiener Maler Anton Maron.

(Gestorben 3. März 1808.)

Der Künstler der prächtigen Bildnisse Maria Theresias und Josefs II. wie des toscanischen Familienbildes, wo wir Kaiser Franz I. als Knaben unter seinen Geschwistern sehen, gehört zu den von der Kunstgeschichte vergessenen; so gründlich vergessen, daß bis heute weder seine Lebensdaten sicher feststanden, noch seine Werke lückenlos bekannt sind. Mit Unrecht vergessen, denn zu Lebzeiten hat er sich glänzender Anerkennung erfreut und hat in Rom, der Wiege der Künste, lange die Ehre deutscher Kunst hochgehalten. In seinem hundertsten Todestag möge daher die Erinnerung an Anton Maron erneuert werden, indem nach bisher unberührten römischen Quellen sein Leben und Schaffen zum erstenmal in einiger Vollständigkeit dargestellt wird.

Am 8. Jänner 1731 (nicht 1733) zu Wien geboren, Sohn von Leopold und Maria Katharine Maron, bildete sich Anton unter Martin van Meytens und danach unter Daniel Gran zum Maler aus. Er hatte sein zwanzigstes Jahr längst überschritten, als er nach Rom ging. Seine Ankunft daselbst fällt spätestens in den Winter 1755 bis 1756, da wir ihn vor Öttern 1756 als Hausgenossen des Raffael Mengs in Via Sistina 72 finden. Wie ein Familienglied lebte er in Mengs Hause 10 Jahre lang (seit 1758 Via Vittoria 54), auch nachdem dieser mit einem Teil der Seinen 1761 nach Madrid überfiedelt war. Dies Zusammenleben wurde persönlich wie künstlerisch bedeutsam für Maron, aber die landläufige Annahme, wonach er in Rom als vorzüglichster „Schüler“ des Mengs seinen Ruf begründet habe, bedarf doch der Berichtigung. Wohl hat dieser stark auf ihn eingewirkt, aber Maron war doch in der Schule des Wiener Barocks schon allzu entwickelt, um sich dem manchmal pedantischen Klassizismus des Mengs völlig unterzuordnen; seine historischen Gemälde zeigen starke Anklänge ans Barock, während er im Bildnisfach wohl mehr den Spuren des um wenige Jahre älteren Freundes folgte. In einem Punkt konnte der „Schüler“ auch den Meister lehren, und wenn Mengs nachgerühmt wird, er habe zuerst wieder den Römern gezeigt, was ein gutes Fresko ist, so kommt ein erheblicher Teil des Verdienstes seinem Mitarbeiter Maron zu. Der „schätsche Apelles“ hatte sich in dieser Technik noch nie versucht, als er den Mönchen von S. Eusebio anbot, das Deckenbild ihrer Kirche zu malen, und die Zuversicht aufs Gelingen dürfte ihm hauptsächlich von dem jüngeren Freund eingeflößt worden sein. Hatte dieser doch unter Gran gearbeitet, Deutschlands

größtem Freskenmaler der Barockzeit, der in der kaiserlichen Hofbibliothek, dem Schwarzenbergischen Sommerpalast zu Wien, den Lustschlössern Heggendorf und Schönbrunn und zahlreichen Kirchen Österreichs glänzende Zeugnisse seiner Kunst hinterlassen hat. Ein römischer Zeitgenosse Marons erzählt ausdrücklich, daß dieser eine gute Praxis im Fresko besaß und deshalb von Mengs bei der Deckenmalerei in S. Eusebio zugezogen wurde; da die Probe befriedigend ausfiel, so habe Mengs sich seiner auch bei dem Fresko des Parnass in der Villa Albani bedient. Daher gebührte dem kaum 30jährigen ein hervorragender Anteil an dem Ruhm, den sich Mengs mit den beiden Monumentalgemälden in der Hauptstadt der Kunst 1760 bis 1761 unerschütterlich begründet hat.

Der Erfolg blieb nicht aus. Während Mengs in Spanien neue Lorbeeren erntete, wurde der in Rom verbleibende Freund als der ausgezeichnetste, „wenn nicht einzige“ Bildnismaler daselbst angesehen; die Lukasakademie nahm ihn 1764 als Mitglied auf, reiche Engländer überhäufte ihn mit Bestellungen, seine fleißige Arbeit wurde gut belohnt. Nun gründete der 34jährige einen eigenen Hausstand mit der Schwester seines Freundes, der geschickten Miniaturmalerin Chereise Mengs. Von leidenschaftlicher Liebe war wohl nicht die Rede; sie war genau 40 Jahre alt, als sie am 24. August 1765 Marons Frau wurde, und hatte eine unerwiderte Schwärmerei für einen anderen Schüler und Hausgenossen ihres Bruders hinter sich, für den späteren Dresdener Akademieprofessor G. B. Casanova, den Bruder des Abenteuerers.

Aus den folgenden Jahren stammt des Künstlers meistbekanntes Bild; er malte seinen und Mengs' Freund Windelmann. Dem Muzell-Stosch in Berlin, für den es bestimmt war, versicherte der genannte Gelehrte von Rom aus, daß er ein Porträt erhalten werde, „dergleichen niemand vielleicht auf der Welt außer dem Mengs machen kann“. Das 1768 in Rom vollendete Gemälde schmückt heute das Weimarer Museum. Schon die Signatur dieses Bildes beweist, daß die Annahme, Maron habe von 1768 bis 1773 in Wien gelebt, irrig ist. Auch melden die Akten von S. Luca, daß er in dieser Zeit bei der römischen Akademie Unterbefleider, die man einem Abwesenden nicht übertragen konnte; 1768 war er Provveditore (Verwalter), Krankenbesucher und Festordner, 1771 Kustode der Akademie. Überdies ist seit Winter 1770 bis 1771 seine Anwesenheit in Rom durch das Pfarreiregister von S. Maria in Via nachgewiesen, das ihn mit seiner Frau, einem Diener und einer Magd als Einwohner des Hauses gegenüber der Kirche Nr. 40,

aufführt. Dort hat das kinderlose Ehepaar bis zum Tode gewohnt, öfter in Gemeinschaft mit Kindern und Enkeln von Mengs.

Marons Besuch in Wien, von dem er Ende November 1772 nach Rom zurückkehrte, kann knapp dieses eine Jahr ausgefüllt haben. Er soll in der Kaiserstadt auch organisatorisch für die Kunstakademie und für die Neuordnung der kaiserlichen Galerie tätig gewesen sein, das ihm angebotene Direktorat der Akademie schlug er jedoch aus; es zog ihn zum Tiberstrand zurück. Die Kaiserin Maria Theresia war mit seinen Arbeiten sehr zufrieden, zunächst mit den Bildnissen ihres verstorbenen Gemahls, ihrer Söhne Leopold und Maximilian und ihrer Tochter Maria Elisabeth. Auch die Porträts der Kaiserin selbst und Josefs II. begann er in Wien, um sie in Rom zu vollenden. An Gnadenbeweisen ließ die hohe Frau es nicht fehlen; nachdem sie den Künstler am 17. Oktober 1772 in den erblichen Adelsstand erhoben hatte, sandte sie ohne sein Wissen durch Monsignore Graf Hrzan an seine Gattin in Rom ein Kaffeeservice von Wiener Porzellan, woran der kaiserliche Namenszug in Gold und Brillanten angebracht war und beschenkte ihn mit silbernem Tafelgeschirr und einem kostbaren Diamantenring; auch ließ sie ihm alle Reisekosten und sonstigen Auslagen reichlich erlegen.

Un Gut und Ehren reich nach Rom zurückgekehrt, hat Maron seine zweite Heimat nicht wieder verlassen. Sofort im Jahre 1773 wurde er wieder Kustode der Lukasakademie und übernahm als solcher das Geschenk, das die zum Ehrenmitglied ernannte Erzherzogin Maria Christine in Gestalt einer selbstgemalten Landschaft darbrachte. Im folgenden Jahr vollendete er das lebensgroße Bildnis Josefs II. in Feldmarschallsuniform, es ging am 13. Juni 1774 von Rom ab. 1775 folgte ihm das große toskanische Familienbild, wofür die Kaiserin dem Künstler 500 Dukaten und einen Brillantring sandte. Marons Ansehen beim Wiener Hof war von da an fest begründet. Gelang es nicht, ihn an das Kunstleben der Kaiserstadt zu fesseln, so betraute man ihn wenigstens mit der Aufsicht über die österreichischen Kunstpensionäre in Rom, deren Werkstätten im vormals Mengs'schen Haus Via Sistina 72 eingerichtet wurden. Kein Mitglied der kaiserlichen Familie besuchte die ewige Stadt, ohne Maron persönlich näher zu treten, sich seiner sachkundigen Führung durch die Kunstschatze zu bedienen, oder Arbeiten bei ihm zu bestellen. So der junge Erzherzog Maximilian, später Kurfürst von Köln, im Sommer 1775, Erzherzogin Maria Christine mit ihrem Gemahl, Herzog Albert, im Frühjahr 1776, Erzherzog Ferdinand im Frühjahr 1780, Kaiser Josef II. im Jänner 1784; alle hinterließen dem Künstler beim Abschied als Gnaden-

beweis nach damaliger Sitte goldene Tabaksdosen u. dgl.

Auch andere fürstliche Rombesucher wollten von Marons „einzigartigem Pinsel“ verewigt sein. Im Dezember 1776 ließ William Henry Herzog von Gloucester, Bruder des Königs von England, sich von ihm malen: lebensgroß, in Uniform, im Begriff zu Pferd zu steigen; im März 1782 saßen ihm der Großfürst, nachmals Kaiser Paul I. von Rußland und seine Gattin Sofie Dorothee von Württemberg. Maron war eine unbestrittene Autorität im Bildnisfach geworden, manche stellten ihn über Battoni. Auch die vornehme römische Welt ließ sich von ihm malen: der kaiserliche Gesandte Kardinal Hrzan, der Gesandte Spaniens Duca Grimaldi, Kardinal Riminaldi und viele andere Prälaten; selbst nach Genua, dessen Adelspaläste mit vandyckschen Porträts gefüllt waren, wurde Maron 1791 gerufen, um die ganze Familie des Dogen Michelangelo Cambiaso zu malen.

Nicht weniger schätzte man sein Urteil und seine Kennerschaft in Kunsfsachen. Als 1777 die antiken Wandgemälde der Villa Negroni entdeckt wurden, waren es die von Mengs und seinem Schwager gefertigten Kopien, die der Veröffentlichung in Kupferstich durch den Architekten Buti zugrunde gelegt wurden; der Gesandte Hrzan berief sich in seinen Berichten über die Studien der österreichischen Kunstpensionäre auf die Ansichten und Vorschläge der beiden deutschen Koryphäen in Rom; Maler Müller veräumte nicht, in seinem für die Kaiserin Maria Theresia bestimmten Geleitwort zu Crippels Teschnerer Friedensrelief das günstige Urteil Marons hervorzuheben. Als 1787 ein römischer Maler die Echtheit einer hl. Magdalena des Correggio bestätigt haben wollte, ließ er sich von vier ausgezeichneten Kennern, darunter Maron und der Tiroler Unterberger, ein Gutachten ausstellen; für junge Künstler wurde es zu einer besonderen Empfehlung, bei Maron gelernt zu haben, und wir finden solcher Schüler einige in den zeitgenössischen Kunstschriften erwähnt: Gio. Domenico Cherubini, der seit 1785 lange sein Hausgenosse war und später sein Atelier übernommen zu haben scheint, dann Filippo Daelli, Angelo Vannuffel aus Brüssel und den Sizilianer Erranti. Einen äußeren Ausdruck fand Marons künstlerisches Ansehen in der ununterbrochenen Reihe von Ehrenämtern, die er an der Akademie S. Luca bekleidete. 1775 Beisitzer beim Preisgericht der Zeichenschule, 1777 Sekretär und Archivverwalter, 1779 Fremdbendirektor und Sekretär, 1783 desgleichen, erreichte er endlich die höchste Ehre von S. Luca, indem er 1784 bis 1786 Princeps der Akademie wurde, der zweite Deutsche, der diese Würde erhielt. Sein Schwager Mengs war der erste gewesen. Als Principe di S. Luca hat Maron am 12. Juni 1786 dem Bildhauer

Joh. Gottfr. Schadow, der mit seiner jungen Wiener Gattin im Jahr zuvor nach Rom gekommen war, auf dem Kapitol den zweiten Preis der Balestra-Stiftung übergeben. Nach seiner Präsidentschaft hat er noch öfter in der Verwaltung der Akademie gearbeitet, einige Jahre lang als Beirat, dann als Rektor der Kirche S. Luca, zuletzt als *Stimatore di pittura* (Experte für Malerei).

Seltam, daß Goethe während seines römischen Aufenthalts so wenig Notiz von Maron genommen hat; er scheint ihn nicht aufgesucht zu haben und erwähnt nur flüchtig ein zufälliges Zusammentreffen in der Sommerfrische zu Castel Gandolfo. Das ist um so befremdlicher, als der Künstler gerade zur Zeit von Goethes Ankunft Princeps von S. Luca war, und als frühere deutsche Romreisende, wie Uchenholz, J. F. L. Meyer, Ramdohr in ihren Schriften seiner rühmend gedachten. Auch wurde Marons Name damals in der kunsthistorischen Welt Roms viel genannt, weil er den Abbate Carlo Fea eifrig bei den italienischen Ausgaben von Winkelmanns und Mengs' Werken unterstützte, und zu alledem hat der Künstler gerade im November 1786 ein Gemälde ausgestellt, dessen Gegenstand den Dichter damals lebhaft anziehen mußte: „Orest und Pylades, im Vaterhaus von Elektra empfangen.“ Wenn trotzdem Goethe sich um Maron nicht gekümmert hat, so darf man den Grund dafür gewiß in der Eifersucht finden, die auch den kleinen Künstlerkreis beherrschte, in den jener von Anfang an eingeschlossen wurde. Daß die „madonnenhafte“ Angelika Kauffmann mit Hader und Reissenstein eine Art von Clique bildete, ist durch glaubwürdige Zeugnisse überliefert, und Crippel klagte brieflich einmal einem Freund ausdrücklich, daß der tüchtige Maron auf Bestellungen warten müsse, weil Angelika sie ihm wegschnappe und deren so viele annehme, daß sie sie nicht bewältigen könne. Der Schweizer Bildhauer verhehlte bei dieser Gelegenheit nicht, daß er Maron als Künstler der Angelika bei weitem vorzog. Goethes Freundeskreis war anderer Meinung, wie schon aus dem Urteil hervorgeht, das wohl hauptsächlich durch Joh. Heinr. Meyers Einwirkung in „Winkelmann und sein Jahrhundert“ über Maron ausgesprochen ist: „Ein geschickter Künstler, aber doch nicht fähig genug, um merkwürdige Erscheinungen hervorzubringen.“ Dieser Einwand richtet sich vornehmlich gegen Marons Historienmalerei, während seiner Porträtkunst gebührende Anerkennung gezollt wird.

Die Geschichtsmalerei war gewiß nicht Marons Stärke und die Zahl seiner derartigen Arbeiten war auch nur gering, aber sie verdienen sicher nicht die völlige Vergessenheit, der sie anheimgefallen sind, und können sich neben den Werken der Kauffmann immer noch recht

wohl sehen lassen. Nachdem Maron im Frühjahr 1782 für die Nepomuk-Kapelle der deutschen Nationalkirche in Rom ein Altarbild gemalt hatte, das von der zeitgenössischen Kritik hoch gepriesen wurde und auch heute den Beschauer durch die Schönheit der Madonna und den Liebreiz des blonden Kindleins anzieht (vor kurzem aus der Kapelle entfernt und durch ein Gemälde des Prof. L. Seitz ersetzt), erhielt er vom Fürsten Marcantonio Borghese den Auftrag, an der umfassenden künstlerischen Erneuerung seiner Villa sich mit einem Zyklus von Deckenbildern zu beteiligen. In fünf Ölgemälden, die mit Goldrahmen in die Stuckverzierung der Decke eingelassen sind, stellte Maron die Geschichte der Dido und des Aeneas dar. Die Bilder befinden sich heute noch an Ort und Stelle im sogenannten Botticelli-Saal des Kastins Borghese (Mittelsaal des südlichen Flügels im ersten Stock), sind aber im gedruckten Katalog fälschlich dem Conca zugeschrieben. Die vier kleineren Bilder ringsum schildern Aeneas Flucht aus Troja, seine erste Begegnung mit Dido, ihr Zusammensein an der Tafel, wo die Königin den kleinen Askanius liebkost und Aeneas in lebhafter Bewegung den Becher hehend von seinen Fahrten erzählt, dann die Abberufung des Aeneas durch Merkur; das große Mittelbild stellt sehr dramatisch Didos Tod dar. Die Gemälde sind durchwegs lebensvoll, bewegt und farbenreich; sie zeigen stärkere Anklänge an den Barockstil, als man bei einem „Schüler“ des Mengs erwarten sollte. Auf diese umfangreichste seiner eigenen Kompositionen, die unter dem malerischen Schmucke des Kastins Borghese immer ein achtungswertes Denkmal deutschen Könnens bilden, folgten die schon erwähnte Orest-Darstellung für einen englischen Kunstfreund, eine Bacchantin und eine Leda für den Fürsten Jusupoff. Als Maron 1787 sein eigenes Bildnis für einen vornehmen Gönner malte, stellte er sich vor der Staffelei mit einem der Aeneasbilder dar, woraus ersichtlich, daß er selbst oder seine Verehrer diesen Zyklus für seine Hauptleistung hielten. Jedenfalls bezeichnet er den Höhepunkt seines Schaffens. Der nun fast 60jährige genoß solcher Werthschätzung in der römischen Welt, daß der Staatssekretär Kardinal Boncompagni durch ihn 1789 ein großes Altarbild der hl. Karl Borromäus und Emidius malen ließ, das für die Kirche von Coreto in Mosaik ausgeführt wurde.

Von späteren größeren Arbeiten Marons ist nichts bekannt geworden, er scheint während der letzten Lebensjahre der Ruhe gepflegt zu haben, zum Teil vielleicht infolge des eifrigen Wettbewerbs der Angelika. Nachdem seine Gattin Theresia Mengs ihm fast 80jährig am 10. Oktober 1806 vorausgegangen war, starb er am 3. März 1808 in dem Hause der Via S. Maria

und wurde in der gegenüberliegenden Pfarrkirche unter feierlichem Geleit der Lukas-Ademiter beisetzt. Der warme Nachruf, den ihm Rom angesehenstes Kunstblatt, die *Memorie Enciclopedica*, widmete, beweist untrüglich, daß Maron wenigstens für die römischen Zeitgenossen seinen Ruhm nicht überlebt hat.

Dr. Fried. Noack, Rom.

*

Erinnerungen an Fritz Krafel.

Es war einmal ein Janbergschloß, das stand in einer uralten Stadt, auf einem uralten, durch große Erinnerungen geheiligten Boden, von außen unscheinbar grau und düster, von innen winkelig und eng. Wer aber durch die schmalen Gänge, die niederen Türen über ungleiche Stufen auf und ab, in das Heiligtum zur rechten Stunde eingedrungen war, befand sich alsbald in seinem Banne, der ihn auch nimmermehr verließ. Und darum denken alle, die das Janbergschloß recht verstanden, mit Heimweh und Sehnsucht an jene längst verschwundene, liebe Stätte zurück. Unter den ganz Jungen in jener Stadt gibt es heute freilich keinen mehr, der Zeit gehabt hätte, dort noch heimisch zu werden, und nur die Alten erzählen ihnen gern mit wehmütig verklärtem Lächeln vom einsigen Burgtheater auf dem Michaelerplatz! — — — „Ihr armen Kinder und Enkel“ — sagen sie, „Ihr wißt ja gar nicht, wie so ein richtiger, beglückender, bejubelter Theaterabend eigentlich aussieht! — — Es war damals, als man in der alten, finsternen Bude, während der Vorhang oben war, überhaupt vergaß, daß das nur ein Spiel und nicht ein wirkliches Erleben war, was auf den ehrwürdigen Brettern sich zugetragen. Ganz erschaut und enttäuscht sah man einander an, wenn die große Leinwand mit Apoll und den neun Mufen sich hinter dem Orchester wieder senkte, das die altgewohnten Weisen spielte — immer dieselben — wie boshafte Leute behaupteten, bei Trauerspielen langsam, bei Lustspielen schnell! — Doch man achtete nicht sonderlich darauf. Man achtete auch nicht der abgenutzten Kulissen, der alten Kostüme, frug nicht danach, ob sie richtig und kalendermäßig, auf Jahr und Tag streng zeitgemäß sich präsentierten, wie die Bilder in einem kulturhistorischen Schulatlas. Wenn in atemlosem Vorwärtsdrängen eine überwältigende Szene der anderen folgte, war es einem recht gleichgültig, ob die Sessel silblich genug waren, die man aus dem Prunkgemach hinausstrug, damit Platz wurde für eine Baumgruppe, die wackelnd und nickend sich heran schob vor einen rasch niedergerollten Prospekt! — Denn, wem fiel es ein, über diese, in jedem Lustzug schwingenden Stämme, zu lächeln, wenn zwischen ihnen der Kampf tobte, die Leidenschaft raste und in Schmerz und Jubel ein Menschenschicksal sich entschied, das unter Weinen

und Lachen uns nahe gebracht worden war, als wäre es unser Eigenes! — — Man gab sich im Momente gar nicht Rechenschaft darüber, wie dieser oder jener gespielt, erst hinterher, wenn man aus der unmittelbaren Wirkung des gesprochenen Wortes, des bezwingenden Blickes, wieder hinaus in den Alltag — oder vielmehr in die düstere Nacht der engen Ausgänge gekommen war — da erwachte man zum Bewußtsein seiner selbst, zur Kritik, zum Vergleich. — Doch an solchen Abenden hoch gesinnter Begeisterung trug man immer einen bedeutenden Eindruck mit nach Hause — als beste Lebenswürze und Ermutigung — als Anregung und geistigen Aufschwung — denn es war die Zeit der erlesensten Aufführungen klassischer Stücke, die Zeit einer großzügigen, edlen, sonnigen Kunst und der ihr homogenen Darsteller, die uns nun nach und nach verlassen!

Auch er, der der Sonntags- und der Jüngste unter ihnen war, und der Jüngste geblieben ist — weil er trotz hoher Jahre nicht die Kunst verstanden, alt zu werden — ist kürzlich ebenfalls zu Grabe getragen worden — es war: Fritz Krafel. Und so ist er nun wirklich und dauernd wieder jung geworden in unserer Erinnerung, in unserer Phantasie, die wir ihn in der Blüte seiner Kunst und seines Wesens gefannt — die wir den Wohlklang seines weichen, einschmeichelnden, aller Modulationen fähigen Organes noch im Ohr haben, wenn wir seines Orff, seines Jaromir, seines Max und all der vielen schicksalsreichen, leidenschaftlich durchbehten Gestalten seines Repertoires gedenken. Wer kann den edlen, wirklich wie aus der Sagenwelt aufstauenden Bildes vergessen, da er als Siegfried in den Saal der Burgonden trat; oder seines Tempelherrn, wie er als „deutscher Bär“ doch so ganz und gar ritterlich und fürstlich mit seiner Liebe kämpfte und seinem Trost? — — Vor allem diese urdeutschen Gestalten waren es, die er mit seinem urdeutschen Wesen, mit seinem heißblütigen pfälzischen Temperamente völlig deckte: vom Chumelicus bis zum Wetter von Strahl und dem Franz in „Götze von Berlichingen“, soweit der deutsche Held Kostüm und womöglich den Harnisch trug, das Schwert schwang und den Becher leerte — war er sein glänzender, hinreißender Vertreter.

Dabei hatte er auch den Humor des Deutschen mit seiner Zartheit und seiner Verbtheit, mit seiner Sangesfreude und der Lust am Fabulieren; kurz bei ihm war es, wie bei allen starken Naturen — sein Künstlertum war von seiner Persönlichkeit nicht zu trennen, da eines aus dem anderen hervorging. So hatte er auch der geselligen Talente genug, kein Fest gab es im Kollegenkreise, keinen Willkomm- oder Abschied, das er nicht als Maler, Sänger oder Dichter mit verschönern half. Wie oft hat er seine große Lands-

männin, die Patriarchin der ganzen Künstlerschar, Amalie Haizinger, an ihren zahlreichen Erinnerungstagen besungen. Zu ihrem 60jährigen Schauspieler-Jubiläum hatten die den jeweiligen Dialekt beherrschenden Kollegen den lustigen Einfall, sie mit selbstgebauten Versen als Abgesandte aller deutschen Städte zu begrüßen, auf deren Bühnen sie gefeiert worden war — und der junge Mannheimer brachte der alten Karlsruherin mit aller Wärme und Fröhlichkeit seiner heimischen Art, den Glückwunsch der Vaterstadt:

Ja, ja, wir sin' in Badnerland
Auf uns're Größe stolz,
Und kenne dei Biographie,
Vom alte Major Holz!

... Un' an an Zeitung giebt's bei uns
Ja!! — un' s' isch g'rande drin
Dag heut' dei Jubiläum isch
Im schöne alte Wien...

... Da bin i nu, da hascht mi nu!
I pod' mei Gräße aus
Un' nimm' se numme freundli an
Sie komma ja von y' Haus!

Weischt wo vor 75 Jahr
Bei Wiegle g'rande isch
Und wo du in der Waldstraß' g'spielt
Als Kinde hab und frisch!...

Doch nicht nur in der heimatischen Mundart ist ihm mancher Reim gelungen; bei einer Jubelfeier des Gabilonschen Ehepares im Jahre 1878 wurde Frau Zerlinen von den Kollegen als gleichzeitige Huldigung für die Künstlerin und die gastliche Hausfrau, ein Dutzend sinnreich bemalter Teller überreicht, mit der Verherrlichung ihrer bekanntesten Rollen, in Versen von Fritz Krafel; einige davon lauten:

Der „Maria“ hast du abgeschworen,
Hast den Speer auch einmal umgedreht,
Denn ja! Du bist warst du nicht geboren,
Stolze „Königin Elisabeth“!

Grazien in des Himmels Hallen
Hatten Rosen sich gepflückt,
Stiegen sie zur Erde fallen,
Und „Eylisca“ war geschmückt.

Wer „Kady Caraffe“ bewundert hat,
Dem bangt für den „Attaché“, —
Doch heute so gleitend und schlangenglatt
Und morgen allgütige Fee! —

Reichst du das Glas mit Wasser
Ungeachtet, im „Glas Wasser“
Weiß ich doch nicht, wer das Wasser
Je dir reicht, im „Glas Wasser“.

„Moderne Jugend“ Seitenbild,
An Leib und Seele schwach,
Da aber heßt „Brunhildens“ Schild,
Und steigt im — Mänterfack!

Der Grund zu so freundlich kollegialen Beziehungen war aber schon lange vor diesem Feste gelegt worden.

Im Juli 1865, wenige Monate nach Krafels erstem Auftreten im Burgtheater, gastierte er bereits mit Bedmann, Baumeister,

Schöne, Frä. Krag und dem Ehepaar Gabilon in Zürich. Man gab „Krisen“, „Flattersucht“, „Damenkrieg“, Szenen aus „Faust“ und begeisterte die ganze Stadt. — F. Th. Vischer, der damals an der dortigen Universität wirkte, hatte sich dem ganzen Künstlerkreise eng angeschlossen: „Der alte Vischer — so schrieb Gabilon über den Abschiedsabend nach Wien — sprühte von Geist und Frohsinn, zitierte den Horaz und hielt in klassischer Form eine schwungvolle Rede: „Wir hätten in das düstere, ernsthafte Zürich einen Lichtstrahl, und jedem Züricher eine blühende, duftende Rose ins Fenster geworfen...“ Vischer selbst schrieb einige Tage darauf einem Freunde über die Wiener Schauspieler: „... Bei dem munteren Völkchen habe ich mich besser vergessen, als lange Zeit her...“ Doch nicht nur die Herren Professores waren die fröhlichen Tischgenossen der Künstler, — dem Ästhetiker hatte sich auch der geistvolle, ob seines satirischen Humors etwas gefürchtete Chemiker Bolley angeschlossen; auch das ganze Corps der Balten feierte sie, in der „Meise“ oder im „Felsenkeller“, wo erst die rechte Kneipeligkeit anhub. — Krafel war ganz und gar der Mann dazu, solch hochgespannten Anforderungen an seine Trinksfestigkeit zu entsprechen. Daß er auch sonst sich nicht leicht verblüffen ließ, davon wußte der stille, kleine Plaz zu erzählen, auf dem das alte Aktien-Theater stand, das im ersten Stock über dem Foyer eine Restauration beherbergte, vor der ganz zwanglos volle und leere Bierfässer aufgestapelt lagen und in deren Mitte ein altertümlicher Röhrenbrunnen freundlich plätschernd seine Wasserstrahlen ergoß! —

Während der Pause bei einer Probe waren alle Mitglieder im Restaurationszimmer versammelt und Krafel in seiner blühend guten Laune wollte sich von der Mitte des kleinen Raumes aus auf das Fensterbrett schwingen, um sein Glas Bier an der freien Luft zu trinken; er hatte aber den Anlauf etwas zu stark genommen und slog über das Fensterbrett und die Bierfässer hinweg, mitten auf den Plaz! — — — Alles schrie auf! — Doch fast ebenso schnell als die entsetzten Zuschauer an das Fenster eilten, um nach dem Kollegen mit dem sonderbaren Abgang zu sehen — war er auch schon wieder ganz munter über die Treppe heraufgestürzt und ins Zimmer gestürzt! Der kleine Zwischenfall hatte ihn nicht im mindesten geniert, höchstens seinen Durst etwas vermehrt.

In dieser Zeit der feuchtfröhlichen Kunstübung läßt es sich nicht leugnen, daß es Krafel manchmal ebenso erging, wie dem großen Züricher Poeten — dem, trotz der Warnung Vischers vor seiner Widerborstigkeit, die Wiener Künstler nahe zu kommen versuchten — und den der Nachwächter der ehrfamen Stadt, des öfteren im Freien, auf ganz ungeeigneten Plätzen, zur Nacht-

ruhe ausgestreckt fand. Wenn sich dann der Hüter der Ordnung ihm näherte und bei genauer Berücksichtigung ausrief: „Ach, Sie sind's Herr Stadtschreiber Keller!“ so bekam er die unwirliche Antwort: „Ich will nicht wissen wie ich heiß, ich will wissen wo ich wohne!“ — — — Es lag damals so in der Luft, da nicht Jeder dort das immer ganz genau wußte!

War auch diese Erinnerung zeitweise verwischt gewesen, die Erinnerung an jene glücklichen Schweizer Gastspieltage blieb unauflöslich frisch in aller Gedächtnis. Der ungeheime

junge Kraftel wurde im Laufe der Zeiten wirklicher Hoffchauspieler, Regisseur und Professor und er wußte dann auch ganz genau, wo seine mit dem erprobten Geschmack des Malers und Kunstkenner ausstattete Wohnung war — aber zu seinen besten Erlebnissen zählte er doch den jubelnden Übermut jener fröhlichen Fahrt mit den Gastspiellkameraden — von denen ihm alle — bis auf zwei feste Säulen des alten Burgtheaters, — schon vorangegangen waren — in ihre letzte irdische Behausung.

Helene Bettelheim-Gabillon.

Rundschau und kleine Mitteilungen.

8. Februar. Dr. Marian Derencin (geb. 1836) in Agram †.

9. Eine Versammlung niederösterreichischer Landwirte in Wien spricht sich gegen die Balkanpolitik des Freiherrn v. Mehrenthal aus. — Die tschechische Agrarpartei veröffentlicht ihren Wahlanruf. — Die kroatischen Delegierten beider Delegationen halten in Wien eine gemeinsame Sitzung ab.

10. Die ungarische Delegation nimmt das Budget des Ministeriums des Äußern an.

11. 3. Sitzung der österreichischen Delegation: Beratung über das Budget des Ministeriums des Äußern.

12. Hofburgschauspieler Fritz Kraftel (geb. 1839) in Wien †. — 4. Sitzung der österreichischen Delegation: Das Budget für auswärtige Angelegenheiten wird angenommen.

13. Im Ministerium des Äußern in Wien wird der Handelsvertrag mit Serbien abgeschlossen.

14. Die ungarische Delegation nimmt das Heeres- und das Marinebudget an.

15. Die ungarische Delegation nimmt den Occupationskredit an. — Eröffnung der elektrischen Kleinbahn Mattuglie-Covrana. — Die „Wiener Abendpost“ veröffentlicht einen Appell an die Bevölkerung, alle anlässlich des Kaiserjubiläums in Aussicht genommenen Stiftungen und Spenden einem „Jubiläumswerk fürs Kind“ zuzuwenden.

16. In Sternberg findet ein Wasserstraßentag statt, der sich energisch für die Fortführung der Wasserstraßenaktion ausspricht.

17. Ignaz Freiherr v. Plener (geb. 1810) in Wien †.

18. 5. Sitzung der österreichischen Delegation: Beratung über das Heeresbudget.

19. Beginn der Landtagswahlen in Tirol. — 6. Sitzung der österreichischen Delegation. — Der konservative Großgrundbesitz in Böhmen veröffentlicht seinen Wahlanruf.

*

Ignaz Freiherr von Plener. Ignaz Freiherr von Plener ist am 17. Februar, fast 98 Jahre alt, entschlummert. Österreich hat nicht nur den Nestor, sondern auch einen der besten seiner Staatsmänner und einen Politiker verloren, der, stets ein offener ehrlicher Charakter, an der Wiege unserer konstitutionellen Ara stand und nicht nur ein politisch neues Österreich mitbegründete, sondern auch in erster Linie bestrebt war, den Staat wirtschaftlich zu kräftigen. Daß nicht alle seine Bemühungen von Erfolg begleitet waren, nicht alle seine Wünsche und Pläne in Erfüllung gingen, daran war nicht Plener schuld, der sie mit großer Sachkenntnis und Energie vertrat, sondern die Verhältnisse, insbesondere die kriegerischen Verwicklungen jenes Dezenniums, während dessen er zuerst als Finanz-, dann

als Handelsminister wirkte. Mit Plener schied eine markante Persönlichkeit aus unserem öffentlichen Leben, die einst von großem Einfluß war und jederzeit von allen aufrichtig verehrt wurde.

— nk —

*

Die rechtliche Natur der österreichisch-ungarischen Monarchie. Ich habe in dem am 15. November 1907 in der „Österreichischen Rundschau“ erschienenen Aufsatz von Bernaghi's Studienausgabe der österreichischen Verfassungsgesetze zwei einander widersprechende Stellen angeführt, in deren einer (S. 22 *ibid.*) ein Vertragsverhältnis zwischen den beiden Staaten der Monarchie behauptet wird, während die andere (S. 289, Anmerkung 1) ein solches Verhältnis negiert. Herr Professor Bernaghi gibt mir nun die Aufklärung, daß die erstangeführte Stelle nicht seine, sondern die Ansicht der Ungarn zum Ausdruck bringen wolle. Während dies der isoliert abgedruckte Satz in meinem Aufsatz nicht erkennen lasse, könne es aus dem Zusammenhang mit dem vorhergehenden und nachfolgenden entnommen werden. Da mir nichts ferner liegt, als einen Autor, mit dessen Ansichten ich mich auseinanderzusetzen habe, daran behindern zu wollen, vom Leser in dem von ihm gewollten Sinne verstanden zu werden, so bringe ich im folgenden im Einvernehmen mit Professor Bernaghi die ganze Stelle zum Abdruck, und zwar um so lieber, als auch diese Ausführungen des geschätzten Autors von großem Interesse sind.

Professor Bernaghi geht davon aus, daß nach der Ansicht mancher den ungarischen Ständen bei ihrer Beschlussfassung über die pragmatische Sanction die Absicht vorgeschwebt haben solle, die Beschlüsse der übrigen Stände, welche die pragmatische Sanction vom 19. April 1713 genehmigten, als ein Schutz- und Trugbündnis derselben untereinander aufzufassen, und so hätte der Gesetzartikel I von 1722/23 den Beitritt Ungarns zu diesem Bündnis bedeutet. Professor Bernaghi fährt sodann wörtlich fort: „Allein ein Bündnis der übrigen Stände unter-

einander ist durch die Genehmigung der pragmatischen Sanction seitens derselben ebensowenig geschlossen worden,* wie zwischen ihnen und Ungarn.

Jede Andeutung, daß sie sich durch ihre Erklärung gegeneinander binden wollten, so zwar, daß ohne Einwilligung des anderen Teiles eine Änderung derselben und damit der Thronfolgeordnung nicht zulässig sein sollte, fehlt.** Trotzdem hat der ungarische Gesetzartikel 12 ex 1867 in § 2 aus jenen 3 Gesetzartikeln die Folgerung gezogen, daß „die Verteidigung und Aufrechterhaltung der gemeinsamen Sicherheit mit gemeinsamen Kräften eine gemeinsame und wechselseitige Verpflichtung sei, welche direkt aus der pragmatischen Sanction entspringe.

Eine solche Auslegung jener Gesetzartikel von 1723 war zwar dem ungarischen Reichstag noch im Jahre 1861 völlig fremd, der vielmehr in seinen Adressen vom 5. Juli 1861 und vom 8. und 10. August 1861 der Ansicht war, daß das Verhältnis Ungarns zu den übrigen Ländern das einer losen Personal-Union sei. Aber der Reichstag des Jahres 1866 hat jene erstere Auslegung in seiner Adresse vom 24. Februar 1866 zum Ausdruck gebracht und die Krone hat sie zur Grundlage des ganzen Ausgleiches von 1867 gemacht und im 12. Gesetzartikel des Jahres 1867 sanktioniert. Einheitlichkeit der auswärtigen Verwaltung und des Heeres erscheinen hiernach als verfassungsmäßige, beide Staaten gegeneinander verpflichtende Elemente jener 3 Gesetzartikel von 1723.

Indes scheint diese Auffassung mit dem ungarischen Gesetzartikel 24 ex 1900, welcher die Inartikulation der Deflation des Erzherzog Franz Ferdinand enthält, schwer vereinbar zu sein, indem dort, ohne daß eine Vereinbarung mit Österreich geschlossen worden wäre, gesagt wird, „daß die in dem Gesetzartikel I und II vom Jahre 1723 enthaltene Regelung der Thronfolgeordnung sowohl ihrem Ursprung, wie auch ihren Bedingungen und ihrem Inhalte nach eine völlig selbständige ist und daß alle in den Kreis der Thronfolge gehörenden Fragen nach den Bestimmungen derselben zu beurteilen sind.“ Damit scheint jede verfassungsmäßige Pflicht, die 3 Gesetzartikel und die in ihnen enthaltene Thronfolgeordnung ohne Zustimmung Österreichs nicht abzuändern, „von Ungarn negiert zu sein“.

Professor Dr. Gustav Seidler.

* Einzig und allein die niederösterreichischen Stände hatten ein solches Bündnis der Krone vorgeschlagen; aber vergeblich.

** Eine solche Vereinbarung ist beispielsweise zwischen Schweden und Norwegen in der „Reichsakte“ von 1814 geschlossen worden.

Wiener Theater. Zwei stark bewegte Theaterwochen zwingen zur Kürze der Berichterstattung. Neben den beiden Hoftheatern haben im Kampfe mit dem Fasching auch fast alle übrigen Wiener Bühnen Erstaufführungen gebracht und überdies war an sechs Abenden Suzanne Després im Bürgertheater zu Gast. So gerne man die Després immer wieder sieht, wird sie doch gut tun, sich seltener zu machen. Um das allgemeine Interesse, das sich mit dem Reiz der Neuheit erschöpft, wach zu erhalten, sieht sie sich gezwungen, die Neugierde künstlich aufzustacheln, indem sie auf ein Rollengebiet übergreift, das der stillen Aschenbrödel-Art ihrer Kunst, wortlos auszusprechen, was bedrückte Frauen-seelen leiden und dulden, oft gänzlich ferne liegt. So eröffnete sie diesmal ihr Gastspiel als Klotilde in Henry Becques Komödie „Die Pariserin“, in der man bei uns vor ihr schon die Joffet, die Rejane und auch die Odilon gesehen hat. Keine von den Dreien aber war so unpariserisch wie die Després. Zugegeben: es war ja ganz artig anzusehen, mit welcher feiner Kunst, unbefangen zu plaudern, sich die Després aus jeder Gefahr herauslöst. Allein ihre Unbefangenheit war doch von einem zu tiefen Ernst beschattet und immer suchte durch ihre Pariserin die Nora hindurch, die mit ihrem Manne lieber Abrechnung halten möchte, als mit kleinen Ausreden von einem Liebhaber zum anderen zu flattern. Nicht sehr klug von ihr war es auch, als Silvia in d'Annunzios Schauspiel „La Gioconda“ Vergleiche mit Eleonora Duse heraufzubeschwören, der diese Rolle sozusagen auf die Seele geschrieben ist, wie denn überhaupt das ganze Stück eine einzige Huldigung für die große italienische Tragödin bedeutet.

Einer ihres künstlerischen Ansehens direkt unwürdigen Spekulation gleich jedoch ihr Auftreten in einer brutalen Dramatisierung des Tolstoj'schen Romans „Die Kreutzer-Sonate“, in der Mißbrauch durch Mißbrauch die gerechte Strafe erfahren zu haben scheint. War dem moralinsauren Einsiedler von Jasnaja-Poljana der populäre Titel eines über jede moralische Anwendung erhabenen Wertes von Beethoven gerade gut genug, um unter seiner Flagge die seltsamsten Anarchismen über die Ehe im Rahmen eines spannenden Romans in die Welt zu schicken, so mußte er es sich gefallen lassen, daß die beiden Franzosen Alfred Savoir und Ferdinand Nozierre ein gleiches Recht auf Mißbrauch an seinem Roman ausübten, indem sie dessen Spannungsmomente in den Dienst einer beinahe lächerlich wirkenden Pariser Normal-Ehebruchs-Komödie stellten, die unter einem anderen Titel und ohne Berufung auf das sensationellste Werk Tolstoj's wahrscheinlich niemals aufgeführt worden wäre, weder in Paris, noch sonst irgendwo. Daß eine so vornehme Künstlerin, wie die

Ereignis für die Wiener, die damals — es sind gerade hundert Jahre her — zu Tausenden hinausströmten in die Vorstadt Schottenfeld, wo am Dreikönigstag des Jahres 1808 ein neues Vergnügungsort eröffnet wurde: der Apolloaal. Was sonst nur die Phantasie zu zaubern vermochte, hier war es zur Wirklichkeit geworden. Kunst und Handwerk hatten ihr Bestes geleistet. Einheimische wie Fremde konnten sich nicht satt sehen an all den Herrlichkeiten, die daselbst geboten wurden. Eine Reihe von Sälen und in jedem eine Überraschung. Im großen von vielen hundert Lichtern erhellen Tanzsaal eine Felsen-grotte, auf deren bewaldetem Gipfel Apollo die Sonnenrosse lenkte. Von allen Seiten rauschen im melodischen Geplätscher Kaskaden nieder, die sanfte Kühlung bringen. Weit prächtiger noch der römische Speisesaal, mit blauem Baldachin bekrönt. An den Wänden vierzig große Spiegel. In der Mitte eine prächtig gedeckte Tafel mit einem riesigen Aufsatz aus Bronze geschmückt, einem Kronleuchter mit 60 Lichtern, über diesem Wasserstrahlen, von Tritonen in kristallinen Füllhörnern aufgefangan. Dann der griechische Speisesaal, reichlich mit Silber geschmückt und der prächtige Gartensaal voll lebendiger Bäume, Gesträuche und Blumen. Darüber ein künstliches Firmament, aus dem sich eine magische Helle ergießt. Und sonst noch allerlei Herrlichkeiten, die auf die Sinne mächtig wirkten, so mächtig, daß noch in späten Jahren Greise in der Erinnerung schwelgten und den Enkeln nicht genug zu erzählen wußten von all den Wundern, die sie einst geschaut, als sie noch im Glanz der Jugend sich des Lebens freuten.

An August hatte im Vormärz kein öffentliches Vergnügungsort den Apolloaal übertrifft. Bevor sich dessen Pforten erschlossen, gab man sich mit geringerer Pracht zufrieden. Weder in der „Mehlgrube“ am Neuen Markt, noch im „Mondschein“ und im „Puchbergerischen Saal“ war die Ausstattung besonders bemerkenswert. Die Hauptsache war ja der Tanz, dem man in Alt-Wien mit großem Eifer huldigte. In der Stadt wie in den Vorstädten. Aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind uns einige Berichte über Tanzlokale, die sich zumeist im ersten Stockwerke befanden, erhalten. Wir erfahren aus diesen vergilbten Blättern von Tanzsälen im Woffenbergischen Hause am Peter, im Albrechtsburgischen Hause am Hohen Markt, im Margarethenhof und im sogenannten Hasenhaus in der Kärntnerstraße, wo einst die niederösterreichische Regierung ihren Sitz hatte. Einige Unfälligkeiten machen uns mit diesen Lokalen näher vertraut. In dem einen wird ein „honetter“, in dem anderen ein „properer“ Ball angezeigt. Beginn um sechs Uhr abends. Eintritt ein Dukaten in specie. „Frauenzimmer franco.“ Den Gourmands wird eine warmbelegte Tafel, Kon-

feituren und andere gute Speisen, auch „Kaltabgeschnittes“ angepriesen. Weniger vornehm ging's in den Vorstädten zu. Hier endete das Vergnügen zumeist mit einem großen Tumult. Fast in jeder Gastwirtschaft gab's Musik und Tanz. Besonders lebhaft war es in drei Wirtschaften: „zum schwarzen Mohren“, „zum goldenen Einhorn“ und im Beviereischen Hause auf der Laingrube, wo die Halbwelt ihr Rendezvous hatte. Die Unterhaltung scheint in diesen drei Lokalen so lebhaft gewesen zu sein, daß die guten Bürger sich genötigt sahen, sich an die Behörde mit der Bitte zu wenden „zur Vermeidung aller göttlichen Straff und sonst zu besorgenden Unglücks aus obrigkeitlicher Gewalt diese drei Wirthe samt ihrem ganzen niederlichen Gefinde nebst der Musik, woraus alles Übel entsteht, gnädig abzuschaffen.“ Auch der Richter in der Josefstadt klagte, daß „durch die Aufspielung derer Musikanten unterschiedlicher Muthwille und allerhand Ungelegenheiten zu besorgen seien“. Noch eindringlicher beschwerten sich bei der Regierung die Richter, die Geschworenen und die Gemein in Alserdörfchen wegen des Unfuges der Nachtschwärmer, die angeheitert von Neulerchenfeld kommend „nichts als Ungelegenheiten anfangen mit so grausamer Gotteslästerung schelten und fluchen, daher zu besorgen sei, daß die strenge Gerechtigkeit Gottes das liebe Vaterland wieder heimsuchen werde.“ Der Appell an die Obrigkeit blieb nicht fruchtlos. Längst vorher hatte diese Tanz und Musik als den „Grund aller Sünd“, als Beleidigung der göttlichen Majestät erklärt, wodurch Krieg und allerhand andere Plagen erwirkt werden. Die Furcht vor der Pest mag diese Strenge gegen die Fröhlichkeit als sanitäre Maßregel gezeitigt haben, denn 1711 wurden alle öffentlichen Musiken, Tanzunterhaltungen und Bälle in den Wirts-, Bier- und Spielhäusern sowohl in der inneren Stadt als in den Vorstädten verboten. Daß aber auch aus rein sittlichen Gründen schon frühzeitig gegen den Tanz schwere Anklagen erhoben wurden, beweist eine Handschrift aus dem 15. Jahrhundert, worin der Verfasser den Tanz als einen Ring bezeichnet, dessen Mitte der Teufel ist. „Wann er sitze solche Tanz“ — heißt es daselbst — „auf daß sich die unkeuschen Menschen ansehen, angreifen und miteinander reden und dadurch entzündet werden zur Unkeuschheit und böse fleischliche Begierden gewinnen und Gnuß dazu geben und Lust darin haben, damit sie tödtlich sündigen und in die Stricke des Teufels fallen.“ Gar vorwurfsvolle Worte erhebt der Sittenprediger gegen die kleidergezierten und geschmückten Frauen, denen er viererlei Sünden vorhält: 1) werden sie selbst hochfärrig; 2) reizen sie die Herzen der Zuseher zu unkeuschen Gedanken; 3) machen sie ihre Nachbarn zu Schanden, die sich schämen müssen, daß sie solches nicht haben, so daß sie 4) von

ihren Männern es verlangen und endlich die Ehe brechen, um es von ihren Bühnen zu erreichen.“ Wie sehr auch Jahrhunderte hindurch gegen das Tanzvergnügen geeifert wurde, die Lust hierzu war aber mächtiger als alle obrigkeitlichen Verordnungen, denen zum Trotz doch fortgetanzt wurde. Denn diese Verbote wurden nur kurze Zeit beachtet und der Behörde blieb nichts übrig, als nach und nach den Rückzug anzutreten. Man wurde immer milder und begann zunächst zwischen „ehrbaren“ und „ärgertlichen“ Tänzern zu unterscheiden. Schließlich hörte man auf, Verbote zu erlassen, die ohnehin nicht beachtet wurden. Nur gegen die Maskeraden hielt man lange an der Strenge fest. Eine große Anzahl „öffentlicher Aufse“ gibt Zeugnis hierfür. Schon 1465 lautet ein solcher „daß nyemand in pawernkleid, in Gugeln, noch sonst verpunden in den vaschang gehe“. Die Verbote von Masken auf Straßen, Gassen und Plätzen wurden alljährlich durch „öffentliche Aufse“ wiederholt, bis endlich durch verschiedene kaiserliche Patente die Maskeraden nicht bloß auf den Straßen, sondern auch auf öffentlichen, ja sogar auf Privatbällen strengstens untersagt und die Handelsleute angewiesen wurden, das Aushängen von Karven vor ihren Geschäftslokalen zu unterlassen. Erst unter Maria Theresia gab es wieder fröhliches Maskentreiben, allerdings nur an zwei Orten: im sogenannten Ballhause, der Wiege des künftigen Burgtheaters, und in der Mehlgube. Zu den Befugnissen des Theaterentrepreneurs zählte auch das Recht, Redouten zu veranstalten, sowie auch einige Zeit hindurch das Hazardspielen in den Nebenräumen des Hoftheaters gestattet war. Die Begünstigung ging so weit, daß zur großen Bequemlichkeit sogar der Besuch des Theaters in Masken erlaubt war, damit das geehrte Publikum nicht genötigt werde, nach der Vorstellung nach Hause zu fahren, um sich umzukleiden. Eine Faschingsordnung der niederösterreichischen Regierung aus dem Jahre 1746 enthält ausführliche Bestimmungen über den Besuch dieser Maskenredouten. Die Masken sollten nicht ärgertlich sein oder unverschämte, noch weniger in geistlichen oder Ordenskleidern bestehen. Die Ballstunden wurden von 6 Uhr abends bis 3/4 1 Uhr nach Mitternacht festgesetzt; um 1 Uhr morgens sollte der Saal geschlossen werden; wer sich länger aufhielt, mußte entweder 100 Dukaten in Geld erlegen oder wurde von der Wache abgeführt. Die

Eintrittspreise waren in den ersten Jahren äußerst billig angesetzt, und da auf Wunsch der Kaiserin jedermann „wer es immer sei“ Zutritt hatte, geschah es, wie es in einem amtlichen Bericht heißt, „daß sogar Kutscher, Lakaien, Stuben- und Kuchelmenschen, Haus- und andere Knechte erschienen, wodurch denen Bier, Wirt- und anderen Schankhäusern die besten Kundschaften abgelockt wurden“. Allmählich verblaßte jedoch dieses demokratische Prinzip und „Kivree, Schlepphaube und Korset“ wurden vom Besuch der Redouten ausgeschlossen. Dagegen begannen in der Josephinischen Zeit die Maskeraden in der Redoute abzunehmen und der Domino, sowie die Venezianermäntel vorzuherrschen. Viele begnügten sich damit, eine Larve auf den Hut zu stecken, um dem Maskengebot zu genügen. Der Besuch der Redoute litt damals besonders durch die Einführung von Gesellschaftsbällen unter dem Titel Pikeniers, die in den folgenden Jahren die Creme der Wiener Gesellschaft im „römischen Kaiser“ vereinigten.

Weit lebhafter als in den früheren Zeiten entwickelten sich die Faschingsunterhaltungen im Vormärz. Nicht nur in der Inneren Stadt, auch in den Vorstädten ging es wieder lebhaft her. Im „Mondschein“, im „Sperl“, im „Boat“ auf der Wieden, im „grünen Tor“ auf der Landstraße, im „Schwan“ in der Rossau, im „Elysium“ und last not least im „Apollosaal“ und später bei Domayer in Hietzing fand sich die bürgerliche Gesellschaft zu fröhlichen Tanzfesten ein. Selbst in den kleinsten Gastwirtschaften schwebten tanzlustige Paare. Ein Ballstatistiker zählte im Jahre 1832 im ganzen 772 Tanzunterhaltungen, wovon die meisten (160) in der Leopoldstadt stattfanden, Hof- und Aristokratenbälle nicht eingerechnet, auch nicht die beliebten Kinderbälle im Palais des englischen wie des russischen Botschafters, und auch nicht die glänzenden Ballfeste der Finanzaristokratie, bei Bankier Baron Heinrich Seymüller, bei Baron Louis Pereira und im Hause des Großhändlers Elkan. Auch die Künstlerbälle, die in den fünfziger Jahren zu den hervorragendsten Festen im Fasching zählten, waren bereits im Vormärz durch den Hoffchauspieler Schwarz im „Sperl“ begründet worden. Mit Recht kann gesagt werden, daß in Wien erst im Vormärz der Fasching zur vollsten Blüte gelangte. Dazu haben wohl außer den schönen Wienerinnen die Walzerkönige Strauß und Lanner am meisten beigetragen. — o —

„Österreichische Rundschau“, XIV., 5.

Redaktionschluss 26. Februar 1908.

Ausgegeben 1. März 1908.

Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumetzky, Dr. Karl Glossy,

Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.

Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junter.

Intervention in Ungarn.

Ein Rechtsgutachten von Karl Werner.

I.

Am 16. Dezember 1907 nahm das österreichische Abgeordnetenhaus mit großer Majorität eine Resolution an, welche der Abgeordnete Schilinger beantragt, und welche folgenden Wortlaut hatte: „Mit Rücksicht auf die in letzter Zeit so zunehmende Verfolgung der nichtmagyarischen Nationalitäten Ungarns wird die k. k. Regierung aufgefordert, die königlich ungarische Regierung als den zweiten Kompaziszenten des österreichisch-ungarischen Ausgleichs mit den ihr zustehenden Mitteln aufmerksam zu machen, daß es das Interesse eines gedeihlichen Zusammenlebens aller Völker und die Kräftigung der Gesamtmonarchie dringend erheischen, daß das ungarische Nationalitätengesetz vom 6. Dezember 1868 im Geiste der vollen Freiheit, Gerechtigkeit und Humanität baldigst durchgeführt werde.“

Diese Aufforderung wurde verschieden beurteilt.

Der österreichische Ministerpräsident erklärte am 18. Dezember, die Regierung sei „nicht in der Lage, der Aufforderung nachzukommen, da diese Angelegenheit außerhalb unserer gesetzlichen Kompetenzen“ liege. Auch bitte er das Haus, „sich künftighin einer Ingerenz in die inneren Angelegenheiten Ungarns zu enthalten und überhaupt die im Verkehr der Staaten allgemein anerkannten Grundsätze zu beachten“. Das Abgeordnetenhaus schien jedoch die Ansicht der Regierung nicht ohne weiteres zu teilen; es beschloß — abermals mit großer Majorität — die Eröffnung der Debatte über diese Erklärung. Diese Debatte hat bis jetzt noch nicht stattgefunden, da andere Gegenstände in Verhandlung standen.

Die „Neue freie Presse“ tadelte die „Einmischung“ auf das entschiedenste: „Wenn das Haus mit einem Staate solche Verträge (wie den Ausgleichsvertrag von 1907) schließt, so begeht es eine große Unflugheit und überschreitet die Grenzen seines eigenen Rechts, wenn es sich in die inneren Verhältnisse dieses fremden Landes einmischt.“ „Der österreichische Ministerpräsident verlangte die strengste Achtung der Rechte fremder Staaten und des völkerrechtlichen Brauches.“* Desgleichen wurde die Haltung des Parlamentes, wie zu erwarten war, in Ungarn strenge verurteilt. Man sprach von „Perfidie“, „lumpigen Österreichern“, „Infamie“, „Verbrechen einer Schurkenbande“, und Graf Báltthyány erklärte: „Erschwerend ist noch der Umstand, daß in dem Beschlusantrag von einer Gesamtmonarchie gesprochen wird. Unsere . . . Gesetze kennen die Gesamtmonarchie nicht.“ Der ungarische Ministerpräsident tadelte, daß sich „das österreichische Abgeordnetenhaus in die inneren Angelegenheiten des ungarischen Staates eingemischt hat“.

* Nach dem von der „N. fr. Pr.“ mitgeteilten Wortlaut hat der Ministerpräsident die Worte „fremder Staat“ und „völkerrechtlicher Brauch“ nicht angewendet.

„Doch gab es auch billigende Urteile. „Groß-Österreich“, das „Organ zur Vertretung der Reichsinteressen“, verwirft energisch die Annahme; daß das „Land . . . , dessen Politik und dessen Armee und dessen gemeinsame Finanzen unter dem Szepter desselben Monarchen eine Einheit bilden“, im Verhältnisse zur anderen Reichshälfte ein „fremder Staat“ sei. Ähnlich äußerte sich auch Abgeordneter Kramar; während der Verhandlung über die Ausgleichsvorlage. Damit wird im Grunde betont, daß eine Einwirkung der österreichischen Regierung auf die ungarische nicht eine Aktion im Sinne des Völkerrechts darstelle. Im österreichischen Herrenhause erklärte Graf Kueffstein: „Es kann uns nicht gleichgültig sein, wenn jetzt die friedlichen, arbeitsamen Nationalitäten, die sich nicht freiwillig magyarisieren lassen, sei es durch Schulgesetze, sei es auf dem Wege der Gewalt unterdrückt werden; denn unsere gemeinsame Politik muß dahin trachten, die Nationalitäten im Orient an uns heranzuziehen; es kann uns auch nicht gleichgültig sein, daß in der gemeinsamen Armee das einigende Band gelockert werde.“ Diese Erklärung besagt, in juristisches Gewand gekleidet: Das Einschreiten der österreichischen Regierung in Ungarn wäre im vorliegenden Falle berechtigt; denn es hätte die Wahrung staatlicher Interessen zum Ziele.

In der öffentlichen Diskussion ergab sich also eine tiefgreifende Verschiedenheit der Meinungen über wichtige Fragen des Staats- und Völkerrechts. Es ist daher von Interesse zu untersuchen: Wäre es eine Aktion im Sinne des Völkerrechts, wenn Österreich in Ungarn* einschritte? Wäre insbesondere eine Einwirkung der österreichischen Regierung auf die ungarische im Sinne der Resolution Schillingers eine „Intervention?“ Wäre eine solche Intervention berechtigt? Und wäre die Einwirkung nach der heimischen Verfassung zulässig?

II.

Nach übereinstimmender Ansicht der Schriftsteller des Völkerrechts und der Staatsmänner bedeutet Intervention oder Einmischung das Eingreifen eines Staates in die inneren, „persönlichen“ Angelegenheiten einer anderen Macht; sie äußert sich nach Bonfils „darin, daß ein fremder Wille gegen den eigenen Willen des Staates geltend gemacht werden soll“, und „widerstreitet dem Grundsatz der souveränen Unabhängigkeit der Staaten“. Nur ein unabhängiger Staat kann also von einer Intervention betroffen werden, d. h. ein Staat, der Rechtssubjekt im Sinne und im Bereiche des Völkerrechts ist. Stellt nun Ungarn, so ist zu fragen, überhaupt oder wenigstens im Verhältnisse zur anderen Reichshälfte ein Rechtssubjekt im Sinne des internationalen Rechts dar? Die Frage ist nicht so leicht zu beantworten, als manche anzunehmen scheinen.

Im Verhältnisse zu Frankreich oder Rußland ist Ungarn zweifellos nicht ein solches Rechtssubjekt. Es geht dem Auslande gegenüber ebenso, wie die andere Reichshälfte, in der österreichisch-ungarischen Monarchie auf. Nach außen ist die Monarchie allein Träger von Rechten und Pflichten. Allerdings zeichnet seit kurzem der Vertreter Österreich-Ungarns solche Staatsverträge, welche Materien regeln, die den Gesetzgebungen der einzelnen Reichshälften zugewiesen sind, „für Österreich

* Die Ausdrücke „Österreich“ und „Ungarn“ werden der Kürze halber an Stelle der korrekten Bezeichnungen „die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder“ und „die Länder der ungarischen Krone“ verwendet.

und für Ungarn" (so schon die Haager Ehekonvention vom 12. Juni 1902). Allein diese neue Art der Unterzeichnung beruht lediglich auf einer vereinzeltten Konzession, welche die ungarische Regierung Österreich abgewonnen hat; sie ist im Verfassungsgesetze nicht begründet. Tezner sichtet die ungarische Interpretation des § 8 des Gesetzartikels XII von 1867, auf welchen man sich in Ungarn berufen hat, mit gewichtigen Argumenten an.

Auch läßt sich aus einer vereinzeltten, erst später in das Gesetz geratenen Bestimmung ein folgenschwerer allgemeiner Grundsatz nicht ableiten. Übrigens erscheint auch in den Verträgen, welche „für Österreich und für Ungarn" gezeichnet werden, der Monarch Österreich-Ungarns, nicht etwa die Souveräne der beiden Teilstaaten, als Vollmachtgeber des zeichnenden Vertreters; die österreichisch-ungarische Monarchie figuriert im Text dieser Verträge, genau wie in allen anderen Staatsverträgen, unter den Signataren als eine Macht in der alphabetischen Reihenfolge: „La Hongrie" schmiegt sich enge an „L'Autriche" an; die beiden schlagen vielleicht getrennt, aber sie marschieren vereint. Dies allein entspricht auch den Grundsätzen des Völkerrechts. Der Rechtslehrer von Eisz stellt ausdrücklich fest, daß im Bundesstaate und in der Realunion nur der Bund und die Union als solche, nicht aber die Gliedstaaten Subjekte des Völkerrechts sind.

Ob die Gliedstaaten einer völkerrechtlichen Einheit untereinander in völkerrechtlichem Nexus stehen, ist zumindest sehr fraglich. Nach allgemeiner Ansicht sind ihre Rechtsverhältnisse „nach Staatsrecht, nicht nach Völkerrecht" zu beurteilen. Allerdings werden ihnen manchmal gewisse „internationale Rechte" zugestanden. Aber diese Rechte wurzeln dann in der Verfassung, nicht in der Souveränität der Teilstaaten. Ist es ja doch, wenigstens im Bundesstaat, überhaupt bestritten, ob die Teilstaaten Staaten im strengen Sinne des Wortes oder nur autonome Provinzen sind. Einige deutsche Bundesstaaten, wie Preußen und Bayern, unterhalten bei mehreren Bundesfürsten und freien Städten wie auch im Auslande diplomatische Vertreter. Es gibt preußische Gesandte in München und Hamburg, einen sächsischen Gesandten in Wien uß. Solcher Prärogativen erfreut sich aber Ungarn nicht. Die österreichisch-ungarische Monarchie ist nun freilich nicht ein Bundesstaat; ihr fehlen gewisse, sehr bedeutende Einrichtungen, welche andere Bundesstaaten auszeichnen: ein Zentralparlament, gemeinsame Zivilgerichte. Aber sie enthält, wie Dantscher von Kollesberg als Erster erkannt und Tezner abschließend festgestellt hat, „bundesstaatliche Elemente". Ja in mancher Hinsicht ist sie sogar fester gefügt, als so mancher Bundesstaat: Der gemeinsame Monarch ist Souverän der Monarchie: er sanktioniert die Beschlüsse, welche in gemeinsamen Angelegenheiten erfließen. Die Armee ist gemeinsam, ohne daß den Teilstaaten die Kontingentherrlichkeit zustände. Es liegt also kein Grund vor, den Teilstaaten der Monarchie in ihrer Stellung zum Völkerrechte einen Vorrang vor den Mitgliedern eines Bundesstaates zuzugestehen.

Auch aus der Verfassung der Monarchie läßt sich ein solcher Vorrang nicht ableiten. Im Gesetzartikel XII von 1867 hat sich Ungarn ausdrücklich nur „die verfassungsmäßige, staatsrechtliche und innere administrative Selbständigkeit" (§ 3), „die selbständige legislative und administrative Unabhängigkeit" (Einleitung) gewährt. Von einer völkerrechtlichen Selbständigkeit ist nicht die Rede. Vielmehr verwendet das Gesetz die Ausdrücke „Ausland" und „international" immer nur dann, wenn

es von der gesamten Monarchie spricht. Ja, es bezeichnet die beiden Reichshälften nicht einmal als „Staaten“, sondern stets nur als „Teile“ und „Länder“. Und jeder Unbefangene, der das Gesetz im Zusammenhang liest, gewinnt den Eindruck, als könne von „internationalen“ Beziehungen zwischen den beiden Reichshälften nicht die Rede sein. Allerdings pflegen die österreichischen Gesetze in solchen Materien, welche der Kompetenz der zisleithanischen Reichshälfte überlassen sind, Ungarn als „Ausland“ zu bezeichnen. Ausland bedeutet aber in diesem Sinne nur „außerhalb des Geltungsgebietes“ des betreffenden Gesetzes. Umgekehrt rechnet man z. B. in den Materien des österreichischen bürgerlichen Gesetzes zum „Inlande“ auch die in der Türkei gelegenen Sprengel der österreichisch-ungarischen Konsulargerichte. Diese Ausdrücke „Inland“ und „Ausland“ sind also keineswegs im Sinne des Staats- oder Völkerrechts zu deuten. Ja, nicht einmal im Sinne der Sondergesetzgebung stehen die beiden Reichshälften einander als „Ausland“ gegenüber. So fällt z. B. die Justizgesetzgebung in die Kompetenz der einzelnen Teilstaaten; folgerichtig sollte Österreich einen ungarischen Staatsbürger — also einen „Ausländer“ — der etwa in Frankreich ein Verbrechen begangen hat, an Frankreich ausliefern. Es liefert ihn aber nicht an Frankreich aus, sondern übergibt ihn dem zuständigen ungarischen Gericht. Diese Praxis fußt auf einem staatsrechtlich sehr interessanten Erlaß des österreichischen Justizministeriums aus dem Jahre 1877, welcher sich auf eine Vereinbarung mit dem ungarischen Justizministerium beruft: „Aus Anlaß eines vor- gekommenen Falles wurde in Erinnerung gebracht, daß bei dem Umstande, als die österreichische und die ungarische Staatsbürgerschaft, entsprechend der international einheitlichen Stellung der österreichischen Monarchie, wie solche durch das Gesetz vom 21. Dezember 1867, R. G. B. Nr. 146, betreffend die allen Ländern der österreichischen Monarchie gemeinsamen Angelegenheiten und namentlich durch dessen § 1, lit. a, gegeben ist, im Verkehre mit dem Auslande als eine einheitliche Staatsangehörigkeit aufzufassen sind, und daß daher Angehörige der ungarischen Reichshälfte, welche außerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie eine strafbare Handlung begangen haben und im Gebiete der im Reichsrate vertretenen Länder betreten werden, niemals an das Ausland ausgeliefert werden können“ (Manzsche Ausgabe des Strafgesetzes, zu § 36). Das offizielle Ungarn rechnete also im Jahre 1877 ungarische Staatsbürger nicht zu den „fremden“, welche Österreich nach § 39 des Strafgesetzes an das Ausland auszuliefern hat und stellte die ungarische Reichshälfte Österreich nicht als „Ausland“ gegenüber.

Die Praxis der letzten Jahre und die Ausgleichsgesetze von 1907 haben die Bande, welche die beiden Länder umschließen, wohl gelockert. Eine besondere Bedeutung wird dabei dem Umstande zugemessen, daß man jüngst an Stelle eines Zoll- und Handels-„Bündnisses“ einen Zoll- und Handels-„Vertrag“ abgeschlossen hat; offenbar deshalb, weil bisher nur die Monarchie mit dem Auslande Handelsverträge geschlossen hat. Diese Bedeutung wird jedoch auch bestritten. Im Herrenhause fand Dr. v. Grabmayr das drastische Wort: Für mich ist eine Kage eine Kage. Man mag über die Wichtigkeit eines Wortes denken, wie man will: Ohne Zweifel hat weder die jahrzehntelange Praxis, noch der letzte Ausgleich die durch das ungarische Verfassungsgesetz „feierlich“ anerkannte „Einheitlichkeit, Unteilbarkeit und Unzertrennlichkeit der Monarchie“ aufgehoben, noch auch Ungarn von dem

Gelöbnis entbunden, „auch in Zukunft zur Erfüllung all dessen bereit zu sein, was nach der pragmatischen Sanktion die Verteidigung und Aufrechterhaltung der gemeinsamen Sicherheit mit vereinter Kraft unumgänglich fordert“ (Ges.-Art. XII, Einleitung und §§ 2, 4). Und es ist klar, daß zwei Staaten, welche in einem „rechtlichen Verbande“ stehen und gemeinsame Organe besitzen, nicht völlig unabhängig und souverän sein können. Wenn man in Ungarn das Bestehen einer „Gesamtmonarchie“ leugnet, so muß — soferne man hierbei dem Worte Gesamtmonarchie nicht einen ganz eigenartigen Sinn unterlegt — darauf hingewiesen werden, daß auch das ungarische Verfassungsgesetz ausdrücklich von einer „Monarchie“ spricht, sie als ein „Reich“ bezeichnet und, um die „zwei Grundideen“ des ungarischen Staatsrechts zu kennzeichnen, das Prinzip aufstellt: dem Reiche, was des Reiches, dem Lande, was des Landes ist (Einleitung §§ 2 bis 8).

Mag also auch die rechtliche Sphäre jeder der beiden Reichshälften im Laufe der Jahre eine Ausdehnung auf Kosten des Reiches erfahren haben, so sind sie doch keineswegs „fremde Staaten“ geworden, auf deren Beziehungen man unbesehen die Grundsätze des internationalen Verkehrs anwenden könnte. Man kann sich mithin nicht leicht hin auf das Völkerrecht berufen, wenn man die Frage entscheiden will, wie weit die Kompetenzen der Regierungen und der Parlamente der Teilstaaten reichen.

III.

Das ungarische Nationalitätengesetz von 1868 gehört gewiß nicht zu den Materien, welche der gemeinsamen oder auch nur der gleichmäßigen Regelung in beiden Reichshälften vorbehalten sind. Die Durchführung des Gesetzes stellt vielmehr eine intern-ungarische Angelegenheit dar, die als solche dem Einflusse der anderen Reichshälfte grundsätzlich entzogen ist. Wären aber auch die Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn nach den Normen des Völkerrechts zu beurteilen, so wäre dennoch nicht ausgemacht, ob die österreichische Regierung, wenn sie der Aufforderung des Parlaments entsprochen hätte, damit eine Intervention im Sinne des Völkerrechts ins Werk gesetzt hätte. Man spricht ja von Intervention nur dann, wenn ein Staat seinen Willen einer anderen Macht aufzuzwingen sucht (*impose sa volonté à un autre*, wie Despaget sagt), mag er sich hierbei gewaltsamer oder gelinder Mittel bedienen. Nicht jede Vorstellung, die eine Regierung bei den Vertretern eines anderen Staates erhebt, bildet also eine Intervention. Ob eine im diplomatischen Wege erhobene Vorstellung eine Intervention bedeutet oder nicht, kann natürlich nicht bloß nach dem Wortlaute der erhobenen Vorstellung beurteilt werden. Der gelindeste Wortlaut kann nach Lage der begleitenden Umstände eine scharfe Pression darstellen; umgekehrt braucht eine energische Vorstellung noch nicht eine Intervention zu bedeuten.

In dem Beschlusse des österreichischen Abgeordnetenhauses, welcher die Annahme der Resolution ausspricht, liegt gewiß keine Intervention. Eine völkerrechtliche Aktion kann nur von denjenigen unternommen werden, welche zur Vertretung des Staates dem Auslande gegenüber gesetzlich berufen sind; die österreichische Regierung, welche allein kompetent ist, die Länder des Reichsrates Ungarn gegenüber zu vertreten, hat den ihr gewordenen Auftrag zurückgewiesen.

Wären beide Reichshälften in der Tat einander „fremde Staaten“, so wäre eine Intervention wohl juristisch, nicht aber tatsächlich möglich. Denn beide Staaten würden nach außen durch ihr Staatsoberhaupt vertreten [werden; es müßte also der Souverän der Länder des Reichsrates bei dem König von Ungarn, mit dem er als physische Person identisch ist, intervenieren — ein Beispiel, welches zeigt, daß ein Staat Unmögliches anstrebt, wenn er Teilhaber einer staatsrechtlichen Vereinigung und doch zugleich ganz unabhängig sein will. Selbst auf dem Boden einer bloß zufälligen und vorübergehenden Personalunion wäre eine solche Intervention nicht möglich. So lange zwei Staaten eine und dieselbe Person zum Souverän haben, ist ihre Bewegungsfreiheit notwendig beschränkt.

Aber selbst, wenn die österreichische Regierung der Resolution entsprochen hätte, könnte von einer Intervention — wäre sie nicht bereits aus anderen Gründen, juristisch und tatsächlich, unmöglich — wohl kaum die Rede sein. Die Resolution „fordert die österreichische Regierung auf, die ungarische Regierung . . . mit den ihr zustehenden Mitteln aufmerksam zu machen, daß es das Interesse eines gedeihlichen Zusammenlebens aller Völker und die Kräftigung der Gesamtmonarchie dringend erheischen, daß das ungarische Nationalitätengesetz . . . durchgeführt werde“. Mit den ihr zustehenden Mitteln! Die österreichische Regierung hat — ein Waffengang kommt wohl nicht in Frage — wenn nicht außerordentliche Umstände vorliegen, kein Mittel zur Verfügung, um unmittelbar, ohne Anrufung der Krone oder der gemeinsamen Regierung, auf Ungarn einen Druck zu üben. Unter Intervention versteht man aber, wie gesagt, nicht eine harmlose, wenn auch politisch vielleicht nicht unbedeutende Einwirkung, sondern eine Einmischung, welche nach ihrem Wortlaute oder nach der Sachlage erkennen läßt, daß Machtmittel in Bereitschaft stehen, den Widerstrebenden zu zwingen „même par menace de recours à la force, si c'est nécessaire“ (Despagnet). Eine Einwirkung, wie diejenige, welche das österreichische Abgeordnetenhaus der Regierung auftrug, könnte wohl nur als ein Rat betrachtet werden, den die ungarische Regierung annehmen oder ablehnen kann.

IV.

Wäre die Intervention berechtigt, wenn sie juristisch und tatsächlich möglich wäre? Bekanntlich durchbrechen die Lehrer des Völkerrechts den Grundsatz der sogenannten Nicht-Intervention, indem sie die Einmischung als Ausnahme zulassen; und so wenig sie in der Behandlung der schwierigen Materie übereinstimmen, sind sie doch darüber einig, daß die Intervention dann zulässig ist, wenn — wie z. B. Rivier sagt — „die Rechte des intervenierenden Staates verletzt oder auch nur gefährdet sind“. Selbst Despagnet, der als Prinzip verkündet: Pour nous, le droit d'intervention n'existe pas, gibt zu: Tout ce qu'on peut dire, c'est que, en vertu du droit de conservation qui lui appartient, chaque pays peut mettre obstacle, dans la mesure de ces forces, aux actes accomplis par une autre souveraineté et qui constituent une atteinte à ses droits et à sa sécurité, mag der abzuwehrende Angriff eine „attaque directe ou indirecte“ darstellen.

An diese — im „Selbsterhaltungsrechte“ der Staaten wurzelnde — Befugnis hat Graf Kueffstein wohl gedacht, als er, wie erwähnt, im Herrenhause geltend machte: „Es kann uns nicht gleichgültig sein, wenn jetzt die friedlichen, arbeitsamen

Nationalitäten verfolgt werden . . . wenn in der gemeinsamen Armee das einigende Band gelockert wird . . .“ Es ist nicht Gegenstand einer streng juristischen Darlegung, zu untersuchen, ob die separatistischen Bestrebungen der ungarischen Regierung mit den im Gesetzartikel XII von 1867 der Krone und der anderen Reichshälfte gegenüber anerkannten Verpflichtungen im Einklang stehen, ob man sich in Ungarn nicht einer „*attaque indirecte*“ auf Österreich schuldig mache, wenn man die reichstreuen Nationalitäten, welche der Trennung widerstreben, unterdrückt und vom Wahlrechte ausschließt, um den völlig unabhängigen „magyarischen Nationalstaat“ zu errichten, ob es endlich, wenn das österreichische Abgeordnetenhaus in diesen Aktionen und Bestrebungen eine Gefahr erblicken sollte, nicht vielleicht — wenigstens moralisch — Pflicht der Volksvertreter wäre, dieser Gefahr zu begegnen, und zwar eine um so ernstere Pflicht, als sie vermeinen könnten, daß das Streben nach Trennung und alle Aktionen, die in den Dienst dieses Strebens gestellt werden, eine Gefahr für sämtliche Völker der Monarchie bedeuten, selbst die Magyaren nicht ausgenommen.

Gewiß ist aber der Schluß gestattet: Wenn ein Staat berechtigt ist, gegen eine fremde, völlig unabhängige Macht einzuschreiten, die ihn unmittelbar oder mittelbar mit Gefahr bedroht, dann steht ihm das Recht der Abwehr um so gewisser zu, wenn die Gefahr von einem Staate ausgeht, der dem Bedrohten auch noch durch feierlich übernommene Pflichten verbunden ist. Nicht als wenn ein Staat, der mit anderen Staaten in einer organischen Verbindung steht, für alle Ewigkeit verurteilt wäre, in dieser Verbindung zu bleiben, wenn sie seinen Interessen abträglich ist. Will er sich dem Verband entziehen, so mag er es tun.* Keine Pflicht wird ernstlich für immerwährende Zeiten übernommen. So lange er aber dem Verbande angehört und im Verbande seinen Vorteil sucht, kann er sich den Pflichten, welche ihm die Mitgliedschaft auferlegt, nicht entziehen, ohne die Rechte der übrigen Teilhaber zu verletzen und Maßnahmen der Abwehr heraufzubeschwören.

Manche sehr bedeutende Rechtslehrer betrachten die Abwehr gefährlicher Aktionen überhaupt nicht als Intervention, sondern geradezu als Ausübung eines Rechts. Bonfils verurteilt die Intervention grundsätzlich aufs schärfste: „Das vermeintliche Interventionsrecht ist nur erdacht worden, um wirkliche Anschläge starker Mächte gegen schwächere Staaten mit spitzfindigen Gründen zu beschönigen. Es gibt kein Interventionsrecht und es kann kein solches geben. Das wirkliche Recht ist die Unabhängigkeit der Staaten; die Intervention ist die Verletzung der Unabhängigkeit.“ Nichtsdestoweniger findet dieser Autor energische Worte, wo es ihm gilt, die Berechtigung der Abwehr gefährlicher Bewegungen festzustellen. Vielleicht werden manche gerade an die Tendenzen ungarischer Politiker erinnert, wenn sie die Worte lesen: „Die Geschichte der Neuzeit ist reich an Beispielen von Interventionen. Viele Schriftsteller rechnen aber auch mehrere Vorgänge hierzu, die sich von der Intervention wesentlich unterscheiden und die nichts weiter sind, als die rechtmäßige Ausübung eines Rechts. So liegt eine Einmischung im wahren Sinne des Wortes nicht vor, wenn ein Staat allein oder in Verbindung mit anderen Staaten der Zerstörung oder Veränderung des bestehenden internationalen Gleichgewichtes entgegentritt . . . In diesen Fällen kann von einem Eingriffe in rein persönliche Angelegenheiten des anderen Staates nicht die Rede sein. Es handelt sich vielmehr

* In Ungarn bedürfte dies natürlich der Zustimmung des Königs.

darum — und dies ist etwas wesentlich anderes — die Verwirklichung politischer Begehrlichkeiten, die die Sicherheit aller gefährden, zu durchkreuzen“.

Vielleicht könnten sich diejenigen, welche dem Einschreiten das Wort reden, weil sie im Verhalten der ungarischen Regierung gegen die Nationalitäten die Humanität vermissen, auf folgende Stelle bei Bonfils berufen: „Nach den meisten Schriftstellern ist ein Staat berechtigt, einem Volke, das unter einer Gewaltherrschaft geknechtet wird und das sich um Befreiung an das Ausland wendet, zu Hülfe zu kommen. . . . Unz hält eine Einmischung für gerechtfertigt . . . wenn eine Regierung durch Grausamkeit die Menschenrechte, die heiliger sind als die Rechte der Souveränität und der Unabhängigkeit, mit Füßen tritt. Ein einzelner Staat darf sich aber dieses Recht nicht anmaßen. Die Intervention muß eine . . . gemeinschaftliche sein.“ Es soll hier nicht untersucht werden, ob diese Voraussetzungen in Ungarn zutreffen. Die Stelle wird nur angeführt, weil sich im Inlande und im Auslande, besonders in England und Frankreich, Stimmen vernehmen lassen, welche von systematischer Verfolgung und Entfremdung slowakischer und rumänischer Journalisten und Politiker sprechen, und welche dies Verhalten der Regierung als unmenschliche Härte und als Verletzung der Menschenrechte bezeichnen.* Übrigens stellt die ungarische Regierung selbst nicht in Abrede, daß sie das zum Schutze der Nationalitäten erlassene Gesetz nicht ausführt. Die bezogene Stelle richtet sich allerdings zunächst gegen Unterdrückungen, deren sich ungesetzliche Regierungen, Diktatoren u. dgl. gegen Staatsbürger schuldig machen. Wie aber das Nationalitätsprinzip, welches verkündet: Jede Nation hat das Recht der Selbstbestimmung, nichts anderes ist, als das auf die Gesamtheit der Nationsgenossen übertragene Prinzip der Selbstbestimmung des Individuums, so wendet es sich nicht bloß gegen die Unterdrückung der Nation durch ein Individuum, sondern ebensosehr gegen die Unterdrückung einer Nation durch eine andere.

Übrigens wäre auch im Sinne Bonfils' eine Kollektivintervention der Mächte nicht erforderlich, um den von Ungarn drohenden Gefahren zu steuern. Denn Ungarn ist nicht völlig unabhängig, sondern Österreich und dem Reiche staatsrechtlich verpflichtet. Diese Staaten sind zunächst berufen, gegen die Rechtsverletzungen Ungarns einzuschreiten. Das Ausland würde es ihnen, zumal dem Reiche, gewiß überlassen, gegen Ungarn „Exekution“ zu führen.

V.

Wenn im vorstehenden der Schluß gezogen wurde: Ein Staat darf, um sich zu verteidigen, gegen eine fremde Macht einschreiten, daher auch gegen einen Staat, der mit ihm einer höheren Einheit angehört, so könnte man fragen, ob diese Folgerung nicht etwa mit Bestimmungen der Verfassung dieser Staatengemeinschaft in Widerspruch gerät. Auch in der Diskussion über die Resolution Schilinger hat man Worte, wie „Überschreitung der Kompetenz“, „ungesetzlicher Eingriff“ u. dgl. gehört.

Man begreift, daß in der Monarchie mit dem Janusgesicht: ein Staat nach außen, zwei im Innern, die Kompetenzen zunächst in der Weise verteilt sind,

* Seit kurzem liefert die zitierte Zeitschrift „Groß-Österreich“ fortlaufend Berichte über beispiellose Greuelthaten ungarischer Staatsorgane gegen Slowaken und Rumänen.

daß jeder der Teilstaaten grundsätzlich Herr auf seinem Gebiete ist. Ungarn hat sich, wie betont, seine „staatsrechtliche und innere administrative Selbständigkeit“ gewahrt. Und dasselbe gilt für die andere Reichshälfte. Aber die Verfassung denkt nur an „normale Zeitläufte“. Sie wollte nicht mehr sagen, als: die ungarischen Gerichte sprechen in Ungarn Recht, die österreichischen in Österreich. In Ungarn bewilligt das ungarische Parlament die Steuern, in Österreich das österreichische u. s. w. Sie rechnet mit dem ordentlichen Funktionieren des gesamten Organismus. Keineswegs wollte sie etwa sagen: Was immer in Österreich geschehen mag, Ungarn hat zu schweigen. Und nach § 28 des Gesetzartikels XII, der „die vollkommene Parität der beiden Teile bei Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten eine unerlässliche Bedingung“ nennt, braucht auch Österreich nicht die Arme zu verschränken, wenn jenseits der Leitha der Mechanismus ins Stocken oder in Unordnung gerät. Ganz so, wie auch nach Völlerrecht kein Staat in die Sphäre einer anderen Macht eingreifen darf, so lange — und hierauf kommt es an — diese Macht nicht ihrerseits zu Maßregeln herausfordert. Es gibt keinen Rechtsatz des Inhaltes: Du mußt dir alles gefallen lassen.

In den gemeinsamen Angelegenheiten steht die Kompetenz folgerichtig der gemeinsamen Regierung zu. Man fühlt sich verleitet, bei der Lektüre dieses Satzes sofort zu fragen: Könnten die Abgeordneten des österreichischen Reichsrates, wenn sie sich verpflichtet fühlen, für das „Interesse der Gesamtmonarchie“ einzutreten, nicht etwa ihre Beschwerde der gemeinsamen Regierung vortragen? Könnten vielleicht die Reichsminister auf die Durchführung des ungarischen Nationalitäten-Gesetzes im Geiste der vollen Freiheit, Gerechtigkeit und Humanität hinarbeiten?

Die Frage kann nicht verneint werden. Das ungarische Verfassungsgesetz enthält zwar in § 27 die Bestimmung: das gemeinsame Ministerium „darf neben den gemeinsamen Angelegenheiten die besonderen Regierungsgeschäfte weder des einen noch des anderen Teiles führen, noch auf dieselben Einfluß nehmen“. Allein die letztere Bestimmung ist niemals in Wirksamkeit getreten. Denn sie fehlt im österreichischen Gesetze über die gemeinsamen Angelegenheiten, dessen § 5 gerade die Worte „noch auf dieselben Einfluß nehmen“ nicht rezipiert hat. Und § 69 des zitierten ungarischen Gesetzartikels bestimmt im letzten Satz: „Jene Verfügungen dieses Gesetzartikels, welche sich auf die Behandlungsweise der gemeinsamen Angelegenheiten (und dazu gehört zweifellos auch die Kompetenz der gemeinsamen Regierung) beziehen, werden tatsächlich erst dann in Wirksamkeit treten, wenn die übrigen nicht zur ungarischen Krone gehörigen Länder Sr. Majestät dem Inhalte derselben auch ihrerseits auf konstitutionellem Wege beigetreten sein werden.“ Ungarn kann sich also — ganz abgesehen davon, daß auch die Normen, welche die Kompetenz der Reichsregierung regeln, nur so lange gelten, als beide Teilstaaten ihre Pflicht erfüllen — auf § 27 nicht berufen, wenn die gemeinsame Regierung auf intern-ungarische Angelegenheiten Einfluß nimmt, zumal dann nicht, wenn Ungarn selbst solche Angelegenheiten in engsten Zusammenhang mit einer die ganze Monarchie betreffenden Frage bringt. Der Zusammenhang ist deutlich. Man verfolgt die Nationalitäten und verlegt die zu ihrem Schutze erlassenen Gesetze, um die Auflösung des Reiches ungehindert und gegen den Willen der Mehrheit der ungarischen Nationen betreiben zu können. Auch würde es der Parität nicht entsprechen, wenn die gemeinsame

Regierung wohl in Österreich (auf Grund des österreichischen Gesetzes), nicht aber in Ungarn auf die „besonderen Regierungsgeschäfte“ Einfluß üben dürfte. Es wäre aber auch geradezu verhängnisvoll, wenn Österreich im Jahre 1867 auf den Vorschlag des ungarischen Gesetzes eingegangen wäre und den Reichsministern geradezu verboten hätte, die Monarchie gegen Anmaßungen der Teilstaaten in Schutz zu nehmen. Der Kriegsminister, welcher die Einheit und Schlagfertigkeit der Armee zu wahren, für die Kenntnis der einheitlichen Kommandosprache, womöglich in Wort und Schrift, einzutreten hat, sollte verurteilt sein, müßig zuzusehen, wenn Tausende von Einwohnern zu Analphabeten entmündigt werden; der gemeinsame Finanzminister sollte nicht einschreiten dürfen, wenn ausgedehnte Gebiete des Reiches durch eine mißgünstige Finanz- und Verkehrspolitik verhindert werden, an der wirtschaftlichen Hebung des Landes mitzuarbeiten; der Minister des Äußern, der dem Auslande gegenüber die Macht eines großen Zollgebietes und einer gewaltigen Armee ins Treffen zu führen hat, sollte schweigen müssen, wenn diesem Zollgebiet und dieser Armee die Zerstückelung, wenn dem Reiche der Verlust der okkupierten Provinzen droht (die Berliner Signatüre haben ja nur der Monarchie als solcher, nicht den Reichshälften, das Mandat erteilt, diese Länder zu besetzen und zu verwalten). Wahrlich, wäre die Verfassung so gemeint, dann bliebe nichts übrig, als das Siegel herabzureißen und die Urkunde zu vernichten, und den Kaiser zu bitten: Herr, sprich ein Machtwort! Rette uns alle!

Die gemeinsamen Minister sind nach der Verfassung den Delegationen verantwortlich, und zwar im Sinne der Ergebnisse dieser Darlegungen auch dafür verantwortlich, daß sie die Interessen des Reiches mit allen Kräften wahrnehmen. Daher kann es auch nicht außerhalb der Kompetenz jeder einzelnen Delegation liegen, nachzuforschen und festzustellen, ob die Reichsregierung ihren verfassungsmäßigen Einfluß auf die „sonderstaatlichen Angelegenheiten“ auch im Gebiete der anderen Reichshälfte geübt hat. In dieser Wahrung der Interessen des Reiches läge, wie auf den ersten Blick zu erkennen ist, keineswegs ein dem § 37 der ungarischen Verfassung widersprechender Eingriff „in die dem ungarischen Reichstage und der ungarischen Regierung vorbehaltenen Angelegenheiten“. Auch die Bestimmung des § 37 hat übrigens, genau wie die analoge Bestimmung über die „innere administrative Selbständigkeit“ der beiden Reichshälften, zur Voraussetzung, daß jeder der Kompassizzenten des Ausgleiches seine Pflichten dem Reiche und dem anderen Teile gegenüber erfüllt.

Man behauptet zwar in Ungarn immer wieder, daß auch die gemeinsamen Angelegenheiten, soweit sie Ungarn betreffen, ausschließlich in die Kompetenz der ungarischen Reichshälfte fallen. Es ist aber klar und bedarf keinerlei weiterer Ausführung, daß eine gemeinsame Angelegenheit niemals Ungarn allein betreffen kann, widrigens sie ja nicht mehr eine Ungarn und Österreich gemeinsame wäre. Auch steht diese Behauptung sowohl mit der von Ungarn ausdrücklich zugesicherten Parität beider Teile, als auch mit dem klaren Wortlaut des § 5 der ungarischen Verfassung in Widerspruch: „Ehedem verfügten in betreff Ungarns bezüglich all dessen, was sich auf vorerwähnte Verhältnisse (d. h. auf die Ordnung der Angelegenheiten des Reiches) bezieht, der ungarische Reichstag und der ungarische König im gemeinsamen Einverständnisse, und bei Feststellung dieser Verfügungen hatte kein anderes Land

Einfluß.* Jetzt hat sich jedoch nach der kaiserlichen Thronrede die Lage dadurch wesentlich verändert, daß Se. Majestät Seinen übrigen Ländern konstitutionelle Rechte verliehen hat, somit dieselben nicht mehr mit absoluter Macht vertreten und deren verfassungsmäßigen Einfluß nicht umgehen kann.“ Die Stelle ist klar. Ehedem fielen, so heißt es, auch die gemeinsamen Angelegenheiten in die Kompetenz der ungarischen Legislative. „Jetzt hat sich jedoch die Lage wesentlich geändert“ und der „verfassungsmäßige Einfluß der übrigen Länder kann nicht umgangen“ werden. Gerade diese Anschauung liegt der ganzen Verfassung zugrunde; eben deshalb, weil über gemeinsame Angelegenheiten nur gemeinsam entschieden werden kann, schloß Ungarn in und mit dem Gesetzartikel XII von 1867 das „Übereinkommen“ (§§ 18, 69), welches das Reich neu geordnet hat. Die Pflichten, die Ungarn in diesem „Vertrage“ (Tezner) übernommen hat, binden es unmittelbar dem anderen Kontrahenten gegenüber, und dieser ist zweifellos berechtigt, nicht nur in gemeinsamen Angelegenheiten mitzuentcheiden, sondern alle Mittel aufzubieten, um Ungarn zur Erfüllung seiner Pflichten zu verhalten.

Allerdings hat Ungarn im Verfassungsgesetze nicht die Pflicht übernommen, ein Gesetz zum Schutze der nichtmagyarischen Nationalitäten zu erlassen. Aber es hat sich bereits gezeigt, daß sich Österreich, um auf die Durchführung dieses Gesetzes hinzuwirken, auf andere Rechtstitel, als die Verfassung nach ihrem Wortlaut an die Hand gibt, zu berufen vermag, oder daß ihm zum mindesten die Befugnis nicht mit Hinweis auf einen entgegenstehenden Rechtstitel bestritten werden könnte. Machen in Österreich Regierung und Parlament von der ihnen zustehenden Befugnis Gebrauch, dann mag es sein, daß man ihnen erwidert, sie allein hätten nicht die erforderliche Macht, einen Druck zu üben. Wie sollte es denn auch anders sein, wenn die schärfsten Drohungen, die sie anwenden könnten, in Ungarn nicht als solche empfunden werden, weil Ungarn, in einem verhängnisvollen Irrtum befangen, das will, was ihm nur ein grimmiger Feind wünschen, was ihm Österreich im Ernste gar nicht androhen könnte: Die Trennung der beiden Reichshälften, d. h. die Vernichtung des Reiches? Vielleicht hat der österreichische Reichsrat gerade in dieser Erwägung, anstatt zu drohen, auf das Interesse der „gesamten Monarchie“ verwiesen, mit welcher die Geschicke der magyarischen Nation in Wahrheit solidarisch verknüpft sind. Ob es den Abgeordneten mit der Mahnung ernst war — die Presse sprach auch von „Intriguen gegen Ungarn“ — kann hier nicht festgestellt werden. Das Gegenteil hat niemand erwiesen. War aber die Mahnung ernst gemeint, dann war sie auch nicht „taktlos“ und widersprach auch nicht dem „politischen Anstand“. Nur völliger Mangel an Verständnis kann übersehen, daß die Regeln der Konvention zurücktreten, wenn Interessen von überragender Bedeutung in Frage kommen. Wer wird sagen, es sei „unliebenswürdig“, eine Kriegserklärung zu erlassen? Wer möchte eine Frau für „unanständig“ halten, welche nicht erst Toilette macht, wenn es gilt, ihr Kind eilends aus einer Gefahr zu retten? So konnten denn auch die Volksvertreter guten Glaubens gewesen sein, als sie, nicht etwa aus „Mangel an politischer Schulung“, sondern vielleicht in richtiger Empfindung für Recht und Pflicht über Dinge sprachen, die sich zwar jenseits der Leitha abspielen, aber

* Bernhart bemerkt zutreffend, daß diese Behauptung historisch unrichtig ist.

Österreich schwere Sorge bereiten müssen. Und es würde sich erst fragen, ob der scheinbar ergebnislosen Aktion nicht weittragende politische Bedeutung zukommt.

VI.

Das Ergebnis der vorstehenden Ausführungen läßt sich kurz in den Satz zusammenfassen: Ungarn kann sich auf keinerlei Rechtstitel, weder auf das Völkerrecht, noch auf die heimischen Gesetze berufen, um die Abwehr der Trennungsbestrebungen und aller damit zusammenhängenden Aktionen, mögen sie auch in die ausschließliche Kompetenz Ungarns fallen, als unzulässig zurückzuweisen. Oder allgemeiner ausgedrückt: Keiner der Teilstaaten der Monarchie vermag auf eine Rechtsnorm zu verweisen, die dem anderen oder dem Reiche verwehren würde, die Interessen der Gesamtheit zu wahren. Die Interessen der Monarchie aber — so sagt man — sind Interessen Europas.

Nichtsdestoweniger bleibt die Frage offen, ob die politische Lage es erfordere oder auch nur als empfehlenswert erscheinen lasse, daß Österreich oder das Reich von dem ihnen zustehenden Rechte gerade jetzt oder in einem anderen bestimmten Augenblick Gebrauch mache. Auch genügen vielleicht weit geringere Mittel, die Ordnung wieder herzustellen. Im Grunde handelt es sich ja nicht um einen Kampf gegen den ungarischen Staat oder auch nur gegen die magyarische Nation, sondern gegen einzelne Personen, welche es verstanden haben, sich — bloß der Form nach und wohl nur vorübergehend — zu Vertretern ihres Landes emporzuschwingen. Dauernden Frieden zu schaffen, vermag aber gewiß nur eine völlige Umgestaltung der Verfassung des Reichs.

Die Motive des Duells.

Von Privatdozent Dr. jur. et phil. Hermann Swoboda.*

Es ist merkwürdig, mit welchem Aufwand von Temperament und logischen Gründen seit langem die an sich so winzige Einrichtung des Duells bekämpft wird; merkwürdig namentlich wegen der Erfolglosigkeit aller bisherigen Bestrebungen. Wenn diejenigen, welche sich unter keinen Umständen duellieren würden, eine Liga bilden, so ist das natürlich kein Erfolg der Antiduellbewegung. Der Grund für diesen Mißerfolg ist darin gelegen, daß logische Erwägungen — man glaubt sich solcher bedienen zu müssen, da man es doch mit intelligenten Gegnern zu tun hat — ihrer Natur nach gar imstande sind, an einem psychologisch tief begründeten Zustand etwas zu ändern. Mit Gründen kann man niemandem das Bedürfnis nach dem Duell ausreden, so wenig man jemandem eine schlechte Laune ausreden kann. Seelische Erscheinungen lassen sich nicht wegdiskutieren. Der Fall liegt ganz ähnlich wie bei den Bestrebungen gegen den Krieg. Auch da ist man im Besitz einer anscheinend ganz klaren Einsicht. Für wen es nicht von vornherein sicher ist, daß Kriege unsittlich und unnötig sind, dem kann man es in ein paar Minuten beweisen, d. h. man kann ihn mit lauter unanfechtbaren Gründen zum Ja-sagen zwingen. Aber er wird dann hingehen und handeln, wie ihm beliebt. Die anscheinend so klare Einsicht ist, ganz gegen die Gepflogenheit wirklicher Einsichten,

* Über denselben Gegenstand, von einem anderen Standpunkt werden wir demnächst einen Aufsatz von Ludwig Grafen Crenneville veröffentlichen.

völlig wirkungslos geblieben. Worüber natürlich die Einsichtigen trostlos sind. Alle Versuche, dem „gesunden Menschenverstand“ zum Siege zu verhelfen, schlagen fehl. Der Verstand wird wohl überzeugt, da aber alles Handeln seinen tiefsten Ursprung im menschlichen Gemüt hat, so rührt und regt sich nichts und es bleibt alles beim Alten.

Ist nun vielleicht unsere Einsicht doch nicht so wohl begründet? Es gibt neuestens eine philosophische Methode, Pragmatismus genannt, die den Wahrheitsgehalt von Ideen nach ihrer Realisierbarkeit beurteilt. Was sich durchführen läßt, ist wahr, sagt diese natürlich in Amerika begründete Philosophenschule. Befinden sich nun die Duellgegner in einem Irrtum, weil ihre Anschauungen nicht durchdringen? Ich komme auf diese wichtige Frage später zurück und konstatiere vor allem, daß die meisten Duellgegner ohne viele Umstände auf ihr Ziel losgehen und den Duellanhängern ihre üble Sitte einfach ausreden wollen. Das Ausreden! Wer hat mit dem Ausreden schon etwas erreicht, außer bei Leuten, denen man Gedanken ein- und ausreden kann, so wie man auf einer Wachstafel Schriftzüge eingräbt und verlöscht! Um einem anderen etwas wirksam auszureden, muß man wissen, warum er es will, nicht aber, warum man es selber nicht will. Allein, so machen es die Duellgegner: Sie bekämpfen das Duell aus den Gründen, aus denen es ihnen mißfällt, statt sich die Frage vorzulegen, was denn die anderen zum Duell treibt. Sie machen es wie die lieben Väter, wenn sie ihren Kindern etwas ausreden wollen. Der Junge, das Mädchen hat sich etwas in den Kopf gesetzt. Der Vater findet eines Tages: Das muß hinaus. Warum? Weil es ihm nicht paßt. Es fällt ihm nicht im mindesten ein, sich in die Seele des Kindes zu versetzen. Verstehen setzt mehr Liebe voraus, als im Durchschnitt vorhanden ist. Der Gestrenge fordert; und findet empörenden Ungehorsam, kindlichen Unverstand, wo doch nur Unverständnis auf seiner Seite vorliegt. Wenn man eine Pflanze ausreißen will, so muß man sie bei der Wurzel packen, das weiß jeder. Wenn man aber jemandem eine Absicht ausreden will, so packt man ihn beim Schopf, statt die Absicht bei den Gründen!

So oft kommt es in Diskussionen vor, daß man sich vergeblich bemüht, einen Gegner zu widerlegen, trotz der offenkundigen Richtigkeit seiner und der Richtigkeit der eigenen Behauptungen. Auch da muß man sich, soll nicht alle Mühe umsonst sein, die Frage vorlegen: Aus welchem Grunde stellt der andere seine Behauptungen eigentlich auf? Es gibt Leute, die haben Meinungen, selbst wissenschaftliche, bloß um andere zu ärgern oder um auf diese Weise zum Gefühl der Selbständigkeit zu gelangen. Natürlich bemüht man sich in solchen Fällen vergeblich mit sachlichen Gründen. Den einen widerlegt man, indem man ihn versöhnt, und den anderen, indem man tut, als wollte man ihm seine Meinung gar nicht nehmen — dann gibt er sie von selber her.

Widerlegen, von etwas abbringen kann man jemanden nur, wenn man bis auf die letzten Wurzelfasern seines Verhaltens zurückgeht. Es ist nun das nächste Ziel dieser Untersuchung, die Tiefen bloßzulegen, aus denen die sogenannte Unsitte des Duells ihre Nahrung zieht. Nur so kann man sich Hoffnung machen, das Übel auszurotten, ohne Nachwucherung besorgen zu müssen. Allein die Untersuchung wird zunächst ganz etwas anderes ergeben, als daß das Duell unmoralisch und widersinnig ist — in diesen zwei Worten faßt man gewöhnlich alle Einwände

zusammen. Als unmoralisch bezeichnet man das Duell, insofern es einen Angriff auf das Leben des Nächsten bedeutet, als widersinnig, insofern dabei das eigene Leben „eines anderen wegen“ aufs Spiel gesetzt wird.

Ich betone, daß es mir vorläufig bloß darum zu tun ist, das Bedürfnis nach dem Duell zu begründen, nicht die Sitte zu rechtfertigen und wende mich der Widerlegung des Haupteinwandes zu: das Duell sei unmoralisch. Natürlich, wenn man sich zwei Leute schießend oder fechtend vorstellt, ohne an das Vorhergehende zu denken, so bringt man sich um jede Möglichkeit, den Vorgang richtig zu bewerten. Wer bei Krieg an nichts weiter denkt, als an zwei Infanteristen, die aufeinander mit dem Bajonett losstechen, der wird infolge seiner Kurzsichtigkeit berechtigt, den Krieg als Mord zu definieren. Was ist denn die normale Voraussetzung des Duells? Eine Beleidigung. Die irrtümliche Beurteilung des Duells hat eigentlich darin ihren Grund, daß man das Wesen der Beleidigung vollständig verkennet. Beleidigung ist Tötung.

Wer jemanden auch nur mit Worten beleidigt, der möchte ihm häufig was ganz anderes antun, wenn er nicht durch innere Hemmungen und äußere Rücksichten daran gehindert würde. Die Träume geben über den eigentlichen Willenskern einer Verbalinjurie oft interessanten Aufschluß. Es kommt vor, daß jemand im Wachzustand einen anderen bloß sticht, im Traum aber sticht. Beleidigung ist Seelenmord, in mannigfaltiger Form. Man kann jemandem ein Schimpfwort versetzen wie einen Dolchstoß, man kann ihn mit Worten langsam vergiften. Jeder Beleidigung liegt eine Gehässigkeit zugrunde. Der Haß aber tötet ebenso, wie die Liebe belebt. Der Haß ist imstande, die chemische Konstitution eines Menschen zu ändern, ihn krank und siech zu machen und so allmählich dem Tode zuzuführen oder den Widerstand des Organismus gegen die zahlreichen kleinen Feinde zu schwächen. Sehr gut kommt dieser Sachverhalt in der Bezeichnung „kränken“ zum Ausdruck. Kränken, d. h. eben, einen anderen durch Worte oder durch das Benehmen, also durch rein psychische Faktoren, krank machen. Der Haß tötet nicht nur, er will auch töten. Die Hartnäckigkeit und Ausdauer, mit welcher die Gegner einander schmähen, kommt eben davon, daß sie einander im Wege stehen und keiner nachgeben will, ehe nicht der andere auf dem Platze bleibt. Die Schimpfsucht und Roheit, von welcher, wie man häufig sagen hört, unser politisches Leben vergiftet ist, hat darin ihren Grund, daß das Strafgesetz dem Haß alle anderen Äußerungsarten benimmt. In einem Zeitalter, wo man ungeschert zu Gift und Dolch seine Zuflucht nehmen kann, sind häßliche Worte entbehrlich. Wer das Duell abschaffen will, der muß zuerst die Beleidigung abschaffen, d. h. er muß den Haß aus der Welt schaffen. Wird es je dahin kommen, daß keiner dem anderen im Wege steht? Gibt es nicht Menschen, zwischen denen der Haß das einzige natürliche Verhältnis ist?

Die Beleidigung ist also ein Angriff auf das Leben des Mitmenschen. In einem solchen Falle hat aber der Angegriffene das Recht der Notwehr. Wer mich verhöhnt, wer, vom Gericht dafür verurteilt, mich wieder höhnisch angrinst, der ist eine beständige Lebensgefahr für mich und das Bedürfnis, in einem solchen Falle dem anderen ans Leben zu gehen, ihn wenigstens daran zu schädigen, ist der reine Ausdruck für die verschleierte Tatsache, daß Beleidigung und Tötung im Wesen

identisch sind. In der „Unsitte“ des Duells liegt eine tiefe Gerechtigkeit verborgen, die freilich denjenigen nicht bewußt werden kann, welche die Dinge nicht mit dem Gefühl, sondern rein äußerlich werten, die im Wort „nur ein Wort“ erblicken, im blutigen Hieb aber eine graufige Tat. Die Tötungsabsicht, welche dem Duell zugrunde liegt, ist ebensowenig unmoralisch als alle anderen auf die Selbsterhaltung gerichteten Absichten.

Aber auch die Behauptung, das Duell sei wegen der damit verbundenen Selbstgefährdung unsinnig, ist ganz ungerechtfertigt. Wenn jemand „tödtlich beleidigt“ worden ist, dann hat das Leben für ihn keinen Wert mehr. Es gibt Völker, bei denen Selbstmord des Beleidigten nichts Seltenes ist. Der Beleidigte macht es in einem solchen Falle wie der unheilbare Kranke, der einen jähen Tod langsamem Siechtum vorzieht. Wenn jemand sein Leben unbedenklich einsetzt, dann kann man immer getrost annehmen, daß er es auf andere Weise nicht erhalten kann. Wenn der Beleidigte durch die Kugel seines Gegners fällt, so ist das weder widersinnig noch tragisch, sondern ein Unfall. Ein Unfall nämlich ist es, wenn man in die Sphäre eines unverträglichen, gehässigen Menschen gerät, wie wenn jemand an Kohlenoxydgas erstickt.

In allen Fällen, wo jemand durch die Beleidigungen eines anderen an seinem Leben oder seiner Gesundheit bedroht wird, da wird das Duell zum Bedürfnis. Wo es aber Bedürfnis ist, da ist es auch berechtigt. Man kann es niemandem verwehren, Leben und Gesundheit auf die Art, die er für notwendig findet, zu erhalten, es sei denn, daß man allen Verletzbaren, Kränklichen die Lebensberechtigung abspricht.

Wenn der Beleidigte den kürzeren zieht, so ist dies, wie schon erwähnt, ein Unglück. Trifft aber den Beleidiger die verdiente Strafe, dann hat die Gesellschaft gewöhnlich allen Grund, dem Rächer seiner Ehre zu danken. Die meisten Beleidiger sind Berufsbeleidiger, wie schon aus der Definition der Beleidigung folgt. Es gibt Leute, die vermöge ihrer gehässigen Gemütsart für die Gesellschaft eine Quelle unzähliger kleiner Leiden sind, welche, summiert, vielleicht ein paar Morde ergeben würden; diese Leute stehlen Leben, verderben Leben, vergiften Leben, wohin sie kommen, und sie können gar nicht zeitlich genug „an den Unrechten geraten“.

An der Verkennung der wahren Beweggründe des Duells sind zum Teil seine Anhänger selbst schuld. Fragt man jemand, der sich aus innerstem Bedürfnis geschlagen hat, um die Gründe seines Vorgehens, so wird er wahrscheinlich erwidern, er habe seine Ehre herstellen, er habe sich reinwaschen müssen vor der Mitwelt u. dgl. Allein, darauf ist nichts zu geben. Was der Duellant da vorbringt, sind Gründe, nicht einmal das, sind Worte, die er von anderen übernommen hat. Und wenn es auch Gründe wären — aus Gründen tut niemand was. Alles Handeln, ob gut oder böse, entspringt aus Trieben, die viel weiser sind als das Bewußtsein mit dem ganzen schwerfälligen Apparat von Gründen. Gründe geben keine Kraft; sie dienen nur zur Drapierung der Triebe. Da diese im Verborgenen wirken, so bleibt auch dort, wo sie allmächtig sind, das eigentlich Bewegende dem Selbstbeobachter unbekannt. Es ist nicht wahr, daß man sich seiner Ehre wegen schlägt. Nicht seine Ehre, sondern seine Gesundheit will man durch das Duell herstellen. Man gebe den Gegnern des Duells getrost Recht, wenn sie von

einem falschen Ehrbegriff reden. So lange die Welt steht, hat niemand für einen Begriff sein Leben eingesetzt. Das, was zum Duell treibt, ist nichts Gedachtes, sondern etwas Empfundenes, und wenn man keinen richtigen Namen dafür hat, muß man einen besseren suchen, ehe man den Tatbestand ableugnet.

Eine hochgebildete, zart sinnige junge Dame traf ich einmal nach Jahr und Tag, sichtlich schwer leidend. Sie hatte sich ganz verändert, seit ich sie das letzte Mal gesehen. Auf mein Befragen erklärte sie mir, sie sei „krank vor nicht ausgeteilten Ohrfeigen“. In diesen paar Worten ist klarer als in allen Phrasen der Duellanhänger und Duellgegner der Ursprung des Duells angedeutet.

Nicht alle Menschen sind von der Art, daß sie an einer Beleidigung wirklich leiden. Wird aber das eigene Leben durch die Beleidigung nicht bedroht, dann hat man auch keinen Grund, das des anderen zu gefährden. Wenn es nun auch in solchen Fällen zum Duell kommt, so handelt es sich nicht mehr um einen psychologisch ausreichend motivierten Vorgang, sondern um eine Sitte, die freilich ihrerseits wieder einen tieferen Grund haben muß, als etwa Nachahmungsbedürfnis, Standesbewußtsein u. dgl.

Sitte ist ein Tun, wovon man keinen Grund mehr anzugeben weiß, oder das keinen Grund mehr hat. Sitte ist demgemäß, wie man auch definieren könnte, ein Tun, das häufig nicht am Platz ist, und zwar deshalb, weil es ganz mechanisch, aus äußerlichen Gründen zur Anwendung kommt, ganz abseits von der Geburtsstätte alles Tuns. Sitte ist unechtes Tun. Das trifft nun beim Duell als gesellschaftlicher Einrichtung tatsächlich zu. Man schlägt sich erstens häufig aus nichtigem Anlaß und zweitens schlagen sich viele ohne inneres Bedürfnis. Man will dem anderen ans Leben, ohne ernstlich verletzt zu sein, man gibt nur vor, verletzt zu sein und man greift zu einem Heilmittel, ohne krank zu sein.

Infolge der Klostrennung von dem Mutterboden des trefflichen Handelns sind die meisten Sitten Unsitten. Dies gilt ganz besonders von der Duellsitte. Je größer die Erfordernisse sind, damit ein Verhalten vollberechtigt sei, um so bedenklicher der Fall, wenn diese Erfordernisse fehlen. Was die Duellgegner mit Recht aufbringt, das ist der Mangel an innerer Notwendigkeit, wie er ja tatsächlich bei sehr vielen Ehrenangelegenheiten mit Bedauern konstatiert werden muß. Innere Notwendigkeit versöhnt mit allem. Vor den Gesetzen des Menscheninnern werden die äußeren Sagenungen hinfällig. Willkür dagegen beleidigt. Was nicht im Innersten des Herzens, in guten oder bösen Trieben, fundiert ist, hat so wenig Wert als ein Bankzettel, für den kein Gold erliegt. Formen ohne Inhalt sind ein Greuel.

Wie konnte nun aber das Duell, trotz der Opfer, die es demjenigen auferlegt, der danach kein Bedürfnis hat, eine Sitte werden? Als Sitte konnte sich das Duell nur einbürgern, weil seine Grundvoraussetzung, die seelische Empfindlichkeit, Feinfühligkeit, Verwundbarkeit etwas Hochachtbares ist, dessen Wert auch diejenigen anerkennen, welche nichts davon besitzen.

Wer sich schlägt, bloß weil er muß, will feinfühlicher scheinen, als er in Wirklichkeit ist. Der Grad der Empfindung ist es, der die Menschen hauptsächlich voneinander unterscheidet und die einen vor den anderen auszeichnet. Die Unempfindlichkeit der Haut ist ein abnormer Zustand und so auch die Unempfindlichkeit der Seele. Die Redensart „der kann mich nicht beleidigen“ ist häufig ein übles Zeugnis

für den, der sich ihrer bedient. Doch darf nicht übersehen werden, daß in vielen Fällen der animus injuriandi wirklich eine zu schwache Strahlung hat, um einen anderen auch nur zu erreichen. Je größer der innere Abstand zweier Menschen ist, desto weniger können sie einander beleidigen. Haß setzt seelische Verwandtschaft voraus. Zwischen ganz fremden gibt es gar keine Beziehung, keine positive, keine negative, keine Anziehung und keine Abstoßung, keine Liebe und keinen Haß.

Die Feinfähigkeit ist infolge einer durch die medizinische Forschung hervorgerufenen Begriffsverwirrung heutzutage, man kann sagen, in Verruf gekommen. Wer sich etwas zu Herzen nimmt, gilt für überspannt, wer sich aufregt, als überreizt, wer etwas genau nimmt, wer von einem Eindruck überwältigt ist, mit einem Wort, wer lebhaft reagiert, gilt als krank, nervös. Der Normalmensch, von dem die pathologische Forschung träumt, ist durch ein einziges überragendes Merkmal gekennzeichnet: durch allgemeinen Stumpfsinn. Dieser gefeierte Normalmensch, der zum Glück mehr Begriffsdichtung als Wirklichkeit ist, hat doch einen unleugbaren Einfluß. Was in den Köpfen spukt, richtet oft mehr Unheil an, als das, was unter uns wandelt. Würde man in der Empfindlichkeit das erblicken, was sie in Wahrheit ist, das Kennzeichen des höheren Menschentypus, so müßte man dem Empfindlichen in der Abwehr von Gehässigkeit und Roheit völlig freie Hand lassen. Statt dessen hilft man ihm, durch die Gerichte, in einer Art, die sein Empfinden noch viel härter trifft als die Beleidigung. Nichts ist empörender für einen Gekränkten, als wenn seine Kränkung von anderen leicht genommen wird. Er empfindet es als Spott, wenn in seiner Angelegenheit da einer fühlen Mutes amtschandelt, wo er mit der Faust dreinschlagen möchte. Das ist es, was die Austragung von Ehrenhändeln durch Dritte gemeiniglich unmöglich macht. Man soll endlich nicht vergessen, daß jede Beleidigung ein Leid ist und daß es einem feinfühlgigen Menschen widerstrebt, andere unnötig zu Mitwissern seines Leids zu machen, besonders wenn sie nicht wie er empfinden. Hundertmal kann man hören: „Wer wird denn alles so genau nehmen“, „Wer wird sich über so etwas graue Haare wachsen lassen“, „Das wär mir keine Minute Schlaf wert“, „Laß ihn laufen“, „Aber geh!“, ehe man einen trifft, von dem man in seinem gerechten Zorn bestärkt wird.

Das Duell ist — um diesen Nachweis war mir vor allem zu tun — keine veraltete Selbsthilfe in einer Rechtsache, keine gesellschaftliche Einrichtung zum Schutz der Ehre, sondern eine gesundheitliche Maßnahme. Was tun die Kinder, wenn sie sich an einem Gegenstand anschlagen? Sie schlagen ihn. Dann ist ihnen leicht. Der Erwachsene ist auch nur ein Mensch und er muß für die böse Erregung, die die Beleidigung in ihm hervorruft, eine Ableitung finden, sonst wird sein Wesen verbittert, giftig.

Die Erkenntnis der gesundheitlichen Bedeutung des Duells ist von größter Wichtigkeit für diejenigen, welche es durch andere Einrichtungen, Schiedsgerichte z. B., ersetzen wollen. Ein Ersatz für das Duell muß so geartet sein, daß der Beleidigte von der krankmachenden Erregung befreit wird, nicht daß zu der einen Erregung noch ein paar andere hinzukommen. Es ist ein Hohn auf die wahren Bedürfnisse des Beleidigten, wenn er von der Verhandlung weg mit „geretteter Ehre“ in eine Nervenheilanstalt transportiert wird. Der Beleidiger kann in einem solchen Falle, auch wenn er zu Geld- und Arreststrafe verurteilt wird, mit seinem

Erfolge ganz zufrieden sein: er hat den anderen, was er ja wollte, zugrunde gerichtet. Diesen Erfolg kann man sich schon etwas kosten lassen. Der Richter in Beleidigungsangelegenheiten sollte sich bewußt sein, daß er einen Patienten vor sich hat, mit dem er gar nicht vorsichtig genug umgehen kann.

Warum die Rechtshilfe in Ehrenangelegenheiten als vollkommen unzulänglich empfunden wird, ist nach alldem klar. Damit ein Verfahren als Ersatz des Duells gelten könne, müssen folgende Bedingungen erfüllt sein:

1. Vollständiger Ausschluß der Öffentlichkeit.
2. Die Strafen für den Beleidiger müssen kränkend, moralisch schädigend, demütigend, herabwürdigend sein.

3. Muß der Beleidiger dem Beleidigten ausgeliefert werden, d. h. der Beleidigte muß die Wahl haben, welche von mehreren Strafen er über seinen Gegner verhängt haben will und, was besonders wichtig ist, er muß ihm die Strafe auch ganz schenken können. Es muß dem Belieben des Beleidigten anheimgestellt werden, ob er den Gegner durch Strafe oder Großmut demütigen will. Dem Beleidigten muß auf diese Art eine Macht gegeben werden. Er muß etwas tun können. Alles, was das Gericht für den Gefährten tut, erleichtert diesen nicht. Wenn ich einem anderen aus freiem Belieben die Strafe erlasse, so befriedigt mich dies viel mehr, als wenn das Gericht über ihn eine zehnmal größere Strafe verhängt.

Zum zweiten Erfordernis ist noch folgendes zu bemerken. Wenn es sich um Mißverständnisse, um nicht ernst gemeinte Beleidigungen, um übereilte Worte u. dgl. handelt, wird zwischen zurechnungsfähigen Menschen immer eine Versöhnung möglich sein. Wenn aber jemand durchaus nicht nachgibt, wenn er beleidigen will, dann ist für ihn keine Strafe groß genug; dann muß ihm mit dem vergolten werden, was er selber anstiften will: mit Schaden an der Gesundheit der Seele und des Leibes. Alles andere verschafft dem Beleidigten keine Genugtuung.

Mit der Erkenntnis, daß das Duell eigentlich ein Heilmittel ist, taucht die Frage auf, ob es denn sonst keines gibt, die gestörte Seele auf gleich zu bringen. Es gibt in der Tat noch eines. Wenn der Organismus von einem Schädling, z. B. einem Bakterium, angefallen wird, so bestehen immer zwei Heilungsmöglichkeiten: entweder kommt man dem Organismus zu Hilfe und befreit ihn von dem Schädling oder es wird der Organismus vermöge seiner Lebenskraft von selber mit dem Angreifer fertig. Die Entdeckung der Bakterien hat zu einem beständigen Schwanken zwischen diesen beiden Therapien Anlaß gegeben. Früher konnte man natürlich nichts tun, als die Lebenskraft erhöhen und es ihr zu überlassen, wie sie sich mit dem Feinde im Innern abfindet.

Ganz analog den zwei Heilungsmöglichkeiten bei körperlicher Schädigung gibt es auch zwei bei seelischen Verletzungen, bei Beleidigungen. Das Duell entfernt die *materia peccans*, es reinigt die Seele von dem eingedrungenen Gift. Die andere Art, die Wirkung des Giftes aufzuheben, beruht in der Liebe. Das christliche Gebot, diejenigen zu lieben, welche uns hassen, läuft auf eine therapeutische Maßregel hinaus. Die Liebe immunisiert gegen den Haß. Wenn sich aber der Haß doch regt, wenn wir vom Beleidiger mit Haß wie mit einer Infektionskrankheit angesteckt werden, so vermag die Liebe die bösen Keime abzutöten. Liebe ist die Lebenskraft der Seele. Wie dem leiblich Kräftigeren die tausenderlei kleinen Feinde, mit denen

der Organismus beständig in Berührung kommt, nichts anhaben, so wird auch die liebende Seele von Gehässigkeit nicht angegriffen. Der Haß anderer macht uns selber inwendig häßlich, unschön, aber nur, wenn wir nicht über so viel Liebe verfügen, um die Wirkung des Hasses vollständig auszugleichen. Wenn das Gift des Hasses verdoppelt wird, so ist das beste Gegenmittel, die Liebe zu verdoppeln.

Die Liebe ist zweifellos das edelste Mittel, über eine Beleidigung hinwegzukommen. Der Begriff Liebe ist da natürlich in dem weiteren Sinn von liebevoller, gütiger Beschaffenheit der Seele zu nehmen. Die Liebe ist das vornehmste Heilmittel, weil wir durch sie aus eigener Kraft, ohne jegliche fremde Hilfe genesen. Sie ist wie ein verzehrendes, läuterndes Feuer. Das Duell hingegen wirkt wie ein Medikament, das den Schädling austreibt; wie eine Operation, die ihn entfernt.

Wenn jemand auf Beleidigungen nicht reagiert, so kann dies zwei Gründe haben: erstens, daß er sie nicht spürt, zweitens, daß er sie innerlich abtut. Es läßt sich von außen durchaus nicht erkennen, ob jemand zu der mit Recht gering eingeschätzten Klasse der Unempfindlichen gehört oder zu der nicht hoch genug zu schätzenden, welche ohne Arzt und Medizin wiederhergestellt wird. Es gibt zweierlei Gesunde: Solche, die von nichts krank werden und solche, die von allem genesen. Es gibt zweierlei Starke: Solche, die von nichts erschüttert werden und solche, die nach jeder Erschütterung von selber die frühere Ruhe erlangen. Welchem von diesen beiden Typen der Vorzug zu geben ist, kann keinem Zweifel unterliegen nach dem, was früher über den Wert der Empfindlichkeit gesagt wurde.

Die Erkenntnis, daß Liebe von Beleidigungen heile, ist deswegen sehr wichtig, weil man sonst manchem, der „nicht reagiert“, ein schweres Unrecht zufügen könnte. Der anscheinend Schwache ist oft viel stärker als der, welcher zur Waffe greifen muß, um zu gesunden.

Das Idealste wäre nach alldem die völlige Abschaffung des Duells samt jedem Ersatz dafür, so wie diejenigen Menschen die idealsten sind, welche trotz ihrer feinen Empfindung ohne das Duell auskommen. Allein man kann nicht von allen Menschen eine solche Gemütsbeschaffenheit verlangen, abgesehen davon, daß es Fälle gibt, wo auch dem Frömmsten die Galle zu kochen beginnt. Die völlige Abschaffung des Duells wäre eine schwere Schädigung für alle diejenigen, welche nach der Lage des Falles nicht anders genesen können, als wenn sie sich vom Schädling zu befreien suchen. Man kann niemandem verbieten zu tun, was er im Interesse seiner Lebenserhaltung für notwendig findet, zumal, wenn man ihm keine anderweitige Hilfe zu leisten vermag. Der Gesetzgeber hat nichts höher zu achten als das Leben. Aber er muß einsehen, daß das Leben viel ärger, viel raffinierter bedroht werden kann als durch die Kugel.

Für psychische Notwendigkeiten gibt es keine andere Garantie als die Empfindung. Was jemand entbehren kann oder haben muß, läßt sich nicht logisch ergründen und von außen dekretieren. Schön wäre es freilich, wenn wir das Duell nicht nötig hätten, so wie es schön wäre, wenn es keine Armut, kein Elster, keine Gerichte, Strafkäuser, mit einem Wort, wenn es das Böse auf der Welt nicht gäbe. Wer das Duell völlig ausrotten wollte, der müßte erst dessen tiefbegründete Voraussetzungen beseitigen, der müßte mit einer Korrektur des menschlichen Wesens beginnen. Wer aber das Duell vollwertig ersetzen will, der wird bald einsehen, daß

er dessen Grundgedanken, nur in anderer Form, verwirklicht. Den Beleidigten rächen, ohne dem Beleidiger wehe zu tun, wie Schwärmer sich das vorstellen, ist ein Unding. Macht sich aber das Gesetz die Verletzungsabsicht des Beleidigten zu eigen, dann kann es am Duell nichts prinzipiell Verwerfliches finden.

Eines kann zugegeben werden: Das Duell ist eine unvollkommene Verwirklichung einer tadellosen Absicht. Aber diese Absicht selber ist, wie gesagt, tadellos. Es zeigt von oberflächlicher Betrachtung, wenn jemand mit Entrüstung auf das vergossene Blut weist und diesem „ungeheuerlichen“ Tatbestand die Beleidigung wie eine Dezimalgröße gegenüberstellt. Wie viel Leben wird getötet, ohne daß Blut fließt, und die Gerechtigkeit schert sich nicht darum! Wieviel Leben der Besten, gerade der Besten, wird jahraus, jahrein durch öffentliche Verleumdungen, Verhöhnungen, Verspottungen, Verdächtigungen roh, grausam, gewissenlos vernichtet — und die Welt sieht ruhig zu, nein, sie hat ihr Zirkusvergnügen daran. Solange der Beleidigte unblutig zu Tode gemartert wird, sieht die Justitia ruhig zu; wie er aber zur Waffe greift, um sich wieder Schlaf zu verschaffen, da dreht sie den Daumen nach abwärts. Man kann vom Gesetz nicht alles verlangen, aber was es nicht leisten kann, das soll es den Bürger selbst besorgen lassen. Die Mediziner haben kein Recht, die Abschaffung der Kurpfuscherei zu verlangen, solange sie selber die Menschen nicht von allem heilen können und das Gesetz darf das Duell nicht verbieten, solange es keinen vollwertigen Ersatz geben kann oder will. Alles, was man bisher als Ersatz vorgeschlagen hat, kommt einer völligen Abschaffung gleich und kann nur von unverbesserlichen Weltverbesserern geplant werden.

Es gibt zwei einander entgegengesetzte Menschentypen: den Philosophen, dem es um Erkenntnis des reinen Wesens der Dinge zu tun ist und den die Gestaltung der Wirklichkeit nicht im geringsten bekümmert; und den Praktiker, welcher in der Wirklichkeit etwas erreichen will und sich mit den Begriffen, den reinlichen Präparaten der Welt, nicht abgibt. Der Philosoph schafft die verworrene, verwickelte, entstellte Außenwelt zu geordneten Begriffen um, der Praktiker stellt die Dinge selber „auf gleich.“ Was der Philosoph tut, kann man überhaupt nur in Gedanken tun. Der echte Philosoph begnügt sich auch vollkommen, wenn er in Gedanken Ordnung gemacht hat; wenn die Welt an sich schon in Ordnung wäre, dann brauchten wir ja die Gedanken gar nicht. Aber nun gibt es einen nicht unbedenklichen Mischtypus zwischen Philosoph und Praktiker, Leute, die Gedanken haben und sie außerdem verwirklichen wollen, als wenn nicht der Gedanke selber schon das Beste und Vollkommenste wäre, was überhaupt auf der Welt zustande kommen kann. Das sind die Leute, deren Tätigkeit sich vorwiegend im Abschaffen äußert, d. h., sie wollen die Reinheit, die naturgemäß nur den Gedanken zukommt, in der Außenwelt erzielen. Und so quälen sie sich mit der unverbesserlichen Welt und die Welt sich mit ihren unausführbaren Gedanken.

Ich fasse nunmehr die Ergebnisse der Untersuchung zusammen.

I. Das Duell an sich ist wohl berechtigt, weil es psychologisch tief begründet ist. Es ist zu gestatten wem und wann es Bedürfnis ist. Der Favor vitae erfordert dies. Denn Beleidigungen gehen ans Leben, nicht an die Ehre.

II. Ein nach juristischen Mustern zugeschnittenes Verfahren kann das Duell nicht ersetzen. Dies könnte nur ein Verfahren tun, welches die wahren

Motive des Duells berücksichtigt, welches also die psychische Heilwirkung des Duells so gründlich wie dieses anstrebt, oder anders ausgedrückt: welches die Gemütsbedürfnisse des Beleidigten bis ins kleinste berücksichtigt.

III. Das Duell als Sitte ist verwerflich, weil die Sitte 1. zum Duell auch zwingt, wenn keine echte Beleidigung, d. h. keine ernstliche seelische Verwundung vorliegt; 2. weil sie auch den zum Einsatz des Lebens zwingt, der gar nicht feinfühlig genug ist, um verletzt zu werden, dessen Leben daher gar nicht bedroht ist; 3. — dies ist ein besonders wichtiger Punkt, — weil sie auch den zwingt, der vermöge seiner gediegenen Gemütsbeschaffenheit von Beleidigungen auch ohne Rache geneßt. Sie zwingt jemanden zur Anwendung eines lebensgefährlichen Mittels, der es gar nicht braucht.

IV. Das Duell sowie jedweder Ersatz dafür ist vom Standpunkt idealer Sittlichkeit zu verwerfen. Doch ist dieser Standpunkt für praktische Maßnahmen völlig ungeeignet.

Charlotte Wolter.

Radierung nach der Erinnerung.

Von Hermann Bang.

I.

Charlotte Wolter war nicht das Banner und Wahrzeichen des Burgtheaters. Viel eher war sie eine Fremde in der Burg — man könnte fast sagen, eine Fremde und Geduldete.

Die Burg gehörte niemals Frau Wolter, sondern Herrn von Sonnenthal und Herrn Lewinsky.

Sie repräsentierten ihre vornehme Schule, die noch immer weiter lebt.

Was Studium, Wissen, Geist ergrübeln, was dann Virtuosität, der feinste Geschmack, die weitestgehende Gewandtheit ausformen kann, wurde von diesen Künstlern geboten.

Es gab keine Stelle in Schillers Wallenstein, an die nicht der durchdringende Erfindergeist eines Sonnenthal seine Sonde angelegt hätte.

Aber — man interpretiert unleugbar mehr als man spielt. Und man spielt viel, viel mehr als man lebt.

Die gelehrten Interpretationen werden zuweilen sogar zu Experimenten. Der Weg von dem einen zum anderen ist so kurz.

Wie manches Experiment enthält nicht ein Othello, der schlaff, wohlgezogen, beinahe Weltmann ist; der der große Staatsmann ist und der entschiedene, aber kalte Rächer seiner Ehre.

Oder den Shylock wie eine Figur aus einer Posse zu spielen — einen lächerlichen Knauser, eine Gestalt mit Gebärden aus der alten italienischen Pantomime, deren Rachedurst lächerlich ist.

Ist das wohl mehr als der letzte Versuch einer übermüdeten Kunst, sich selbst und möglicherweise die anderen durch ein neues Raffinement zu interessieren, das vielleicht eine bizarre historische Berechtigung hat, aber dafür aller modernen Anschauung und unseres gesunden Gedankenganges spottet?

Um die großen Führer sammelten sich die Jünger — eine Schar von Interpreten, die aus der Burg eine Akademie für die klassische Tragödie gemacht hat. Alles, was Gelehrsamkeit, sinnreicher Geschmack, Ideenreichtum schenken kann, wird hier geboten.

Nur eines wurde oft von den Sinnreichen und den Gelehrten vergessen, die Talent hatten, ja sogar Genie: Das Leben wurde vergessen, das Leben, dessen Einfachheit der Reichtum der Kunst ist.

Darum war in dem Kreis der Gelehrten der Burg die die Größte, die den Kreis durchbrach und allein stand unter den Vielen: Charlotte Wolter.

Sie hatte nichts mit Auslegungen zu schaffen. Sie legte diese fort. Was den Stil angeht, den heiligen Stil, so war sie dadurch groß geworden, daß sie ihn brach. Was die Diktion betrifft, so war sie nur dann eine „Sprecherin“, wenn ihr Genie schlief. Und die alte Toga der Tragödie, die schwer von Jamben war, riß sie ungestüm fort, um uns eine durchbohrte menschliche Brust zu zeigen.

Unter den Akademikern der Burg war Charlotte Wolter auf der Bühne die rücksichtslose Menschlichkeit.

II.

Und diese selbe Charlotte Wolter, deren Kunst Rücksichtslosigkeit hieß, sie war im Leben die Gräfin O'Sullivan de Graß — sozial die vornehmste des Burgtheaters, die ihre Stellung behauptete und behaupten wollte.

Frau Wolter war im modernen Künstlerleben ein eigener Typus.

Sie war nicht wie Sarah Bernhardt vom Fieber der Tourneen gejagt. Sie war nicht wie Mme. Bernhardt vom beständigen Durst nach Gold gepeinigt — und das Neue, das Abenteuer und das ferne Australien, von dessen Mondscheinmächten Sagen erzählen, lockte sie nicht.

Es lockte sie auch nicht der Weltruhm, in den man mit der Eisenbahn hineinfährt. Sie ließ den Erdball Erdball sein, und sie legte keinen Wert darauf, Ozeandampfer zu besteigen, um jedes dritte Jahr die fünf Weltteile zu erobern.

Sie hat nur eines erobern wollen — die Gesellschaft.

Dieses Mädchen aus Köln hat sich einen Platz in der Gesellschaft erobern wollen.

Ruhm, das wußte dieses Geschöpf, würde sie so wie so gewinnen.

Wo es galt, ihre Kunst zu bewundern, würden die Kunstverständigen in den fünf Weltteilen sie schon zu finden wissen. Aber im Leben, in der Gesellschaft, in der sie war, wollte sie eine Stellung erringen.

Kraft ihres Genies — des Genies, das Sappho von den Göttern aufnehmen läßt — wollte sie ein Mitglied der „Gesellschaft“ sein. Und die Gräfin O'Sullivan de Graß wurde es. —

Die Stadt Wien hat ihr gedankt und hat ihr Bild im Rathaus aufhängen lassen. Der Kaiser hat ihre Verdienste um das Vaterland geehrt. Könige haben sie begrüßt, und fürstliche Ehren sind ihr erwiesen worden.

Sie war das lebende Bild des Übermaßes an Ehrenbezeugungen. Sie war die Verkörperung des künstlerischen Ruhms ihrer Gesellschaft, ihrer Stadt.

Aber sie saß nicht darunter zusammen, nein, sie wollte nur noch mehr erreichen.

Und die Geduld der Gesellschaft beinahe bis zum Unerträglichsten anspannend, bestieg sie bei ihrer Festvorstellung Sapphos Wagen und glorifizierte ihr eigenes Genie unter der Anbetung der Menge.

Sie hat Phaon, den Sklaven, mitgebracht, auf den in Olympia ihr Auge gefallen ist.

Und sie stellt ihn dem Volke vor: Liebt ihn, sagt sie, denn Sappho liebt ihn. Gottbegnadet durch mich soll er euch bewundernswert erscheinen.

Groß und geheiligt für euch — als der Geliebte des Genies. Denn das Genie ist nicht nur selbst von Adel. Auch der, den es liebt, ist geadelt.

Jubelnd will die Menge der Liebe zweier Halbgötter das Brautlager bereiten.

So formte das Spiel der Wolter den Auftritt um. Sie vergewaltigte die Dichtung, um die Grenze der Genievergötterung zu erreichen.

Aber Phaon liebt Sappho nicht. Denn alles kann das Genie erreichen, nur eines nicht: Zur Liebe kann es nicht zwingen. Die Liebesworte des Genies können sengen wie die Glut der Tropen, seine Zärtlichkeit kann sich unerschöpflich ergießen wie die Quelle des Märchens, seine Wollust kann im Rausch zwingen — aber die Funken der Liebe aus der toten Seele zu schlagen, die nicht liebt, vermag das Genie nicht.

Hier siegt das kleine Mädchen Melitta, obgleich sie eine Skavin ist.

Charlotte Wolters Sappho wußte das: Hier ist die Grenze, wo selbst das Genie machtlos ist. Und niemals war Frau Wolter größer als gerade wenn sie die Tiefe dieser Ohnmacht ermaß und bis zu den Grenzen ihres Wesens für das Unerreichbare kämpfte — zur Liebe zu zwingen.

Sie spielte diesen Kampf in einer Reihe von Rollen.

Und wie lockte diese Frau durch Worte, die glühen, durch eine Schönheit, die strahlt, durch eine Hingebung, mächtig wie das Genie, eine Hingebung, unerschöpflich wie dieses . . .

Aber dennoch kann Sappho tausendmal locken: Phaon liebt doch Melitta.

Er kann Sappho lieben wollen. Er möchte seine Seele hingeben, um sie lieben zu können.

Er liebt — gegen seinen Willen — doch Melitta.

Da erwacht in Sappho der stolze Selbsterhaltungstrieb des Genies — der Drang, es selbst zu sein und sich selbst zu fühlen.

Und hat sich das Genie wieder einmal gefühlt, dann prüft es auch bald sich und die anderen. Ihn und die anderen.

Stolz schlägt sie wieder den ewigen Abgrund zwischen sich und ihnen, sich und ihm: Sappho ist wieder Sappho, „Sappho die Unsterbliche“!

Ein Diener hat sie gesehen.

In einer Säulenhalle im Turm steht sie. Der Wind rauscht in den Saiten der hängenden Lyra. Sappho hört es.

Sappho ist zur Kunst heimgelehrt, und sie antwortet höhnvoll der glücklichen Melitta:

Glaubst du so übel Sappho'n denn beraten,
Daß Gaben sie von deiner Hand bedarf?
. . . Du sprichst von Dingen, die vergangen sind.

Über alle Leiden schwingt sich das Genie in seine Kunst auf. Selbst die Qualen der Liebe werden unter seiner Gewalt nur zu einer kurzen Krankheit.

Sappho geht heim — zu den anderen Unsterblichen, zu den Göttern, zu ihresgleichen, dorthin, wo selbst ein Phaon vergessen ist als der Sklave, der er war.

Das ist der Inhalt der Tragödie, die Charlotte Wolter seinerzeit zu ihrer Feier wählte. Diese Wahl allein zeigte die ganze bis zur Selbstvergötterung gesteigerte Siegesfreude der Frau aus Köln.

Ein jubelndes Volk, — das mußte sie wohl endlich sättigen!

Aber selbst an jenem Abend war es nicht Frau Charlotte Wolter, die unter dem Tosen der Menge aus dem Theater fortfuhr. Es war die Gräfin O'Sullivan, die heimfuhr an der Seite ihres Gemahls.

Wenn der Vorhang gefallen war, genoß diese Frau ihre Weltstellung. Der Regisseur meldete, wenn der Vorhang aufgehen sollte: Frau Gräfin, der Vorhang geht auf.

Erst dann wurde sie die Wolter: die große Rücksichtslose, deren Rücksichtslosigkeit in dem felsenfesten Glauben des Übermenschen an das sichere Recht des Übermenschen wurzelt.

Sie gab in ihrer Kunst sogar oft einer gewissen kribbelnden Laune nach, die Gesellschaft zu demütigen, durch deren Mauer sie gedrungen war und an deren Tafel sie ihren Platz hatte.

Charlotte Wolter liebte es, ihre eigene Geschichte in mannigfachen Umschreibungen zu erzählen. Am direktesten tat sie es wohl in „Georgette“.

Die Titelrolle war ebenso leer wie das Stück, und dennoch gehörte sie zu Frau Wolters Lieblingspartien. Sie spielte das ganze Schauspiel wieder und wieder, um dessen ersten Akt spielen zu können. Denn in diesem ersten Akt erzählt Georgette ihre Geschichte.

Georgette ist, wie sie in der ersten Szene des Stückes ihrem Freunde, dem Grafen de Chabreuil, erzählt, wirklich in den Hafen eingelaufen. Sie ist eine veritable Herzogin geworden, eine Herzogin mit vielen, unglaublich vielen Millionen und obendrein einem Herzog, der jetzt glücklicherweise, nachdem er lange genug gelebt hat, um selbst die Ungläubigsten von seiner Existenz zu überzeugen, im Begriffe ist, zu existieren aufzuhören. Der Mann liegt in den letzten Zügen.

Alles ist also ganz echt — affurat ebenso echt als es seinerzeit gerade das Gegenteil war.

Denn Lady Carlington war ja einmal, es ist schon lange her — Georgette.

Die Georgette, die ihr alter guter Freund, der Graf von Chabreuil, mit einer einzigen Frage zeichnet:

Georgette hat eine Tochter. Im Laufe des Gespräches erzählte sie, daß dieses uneheliche Kind eine Tochter eines guten Bekannten des Grafen Chabreuil ist, des Barons N.

— Enfin, unterbricht Chabreuil sie: Wissen Sie das nun auch ganz gewiß?

Und Georgette lächelt, während sie es ihm versichert, aber sie muß schließlich Chabreuil erst dadurch überzeugen, daß sie ihm Paula, die Tochter, zeigt.

Da hat er auf Grund der Ähnlichkeit endlich den Beweis vor Augen, und von der Geschicklichkeit dieser Frau ergriffen, sagt er:

— Ja, Sie haben einen langen Weg zurückgelegt.

Mit einem Blick, als sähe sie über ein ganzes Leben zurück, antwortete die Wolter (und liebte es, gleichsam einen prüfenden Seitenblick über den Zuschauer-raum zu werfen) mit einem kurzen: Ja. Das barg tausend Geständnisse.

Die ganze Erzählung von Georgettes Leben war im Munde der Wolter genial, durch ihre offenherzige Insolenz. Georgette Lady Carlington war schon durch ihre Toilette halb gemalt. Schon als Charlotte Wolter diese Robe zusammenstellte — lila und gelb — sah sie mit Georgettes Augen, und wenn sie sie gerade an diesem Abend anzog, handelte sie mit dem ganzen Instinkt Georgettes.

Sie sollte den Grafen de Chabreuil wiedersehen, und sie mußte ihn um jeden Preis gewinnen. Sie mußte ganz zeigen, wer sie geworden war, und sollte es zum ärgsten kommen, mußte sie doch auch ihre Zuflucht dazu nehmen, ihn daran zu erinnern, welche entzückende Dame sie einmal — gewesen war.

Und wäre sie Georgette gewesen, wenn sie sich hätte den Triumph versagen können, durch etwas zu viel Brillanten um den Hals und an den Armen ihre Millionen zu „illustrieren“?

Charlotte Wolter war, während sie sprach, wie Georgette selbst anzuschauen. Aber erst ihre Worte! Sie schnitten wie kalter Hohn.

Georgettes Weg — nun wohl. Man kannte ihn. Aber gerade dieser bekannte Weg war ihr Stolz. Denn sie hatte sich durch eigene Mittel — und waren es allerlei Mittel, hatte sie denn andere? — Bahn gebrochen.

Diese ganze Erklärung gehört zu meinen unvergeßlichen Eindrücken der Kunst. Denn jedes Wort — und das Publikum verstand es — hatte seinen Untergrund von Geständnissen und Verhöhnungen. Wenn Lady Carlington hier von den Herzoginnen sprach, dann dachte jedermann an die vornehmen Frauen, deren Hand die Gräfin O'Sullivan gedrückt hatte.

— Ja, — ich bin Herzogin geworden, sagt Georgette.

— Und was für eine Geborene waren Sie? fragt Chabreuil.

— Tischlerstochter, antwortet Georgette.

Dieses einzige „Tischler“ — auf böhnisch gesagt, malte den ganzen Weg des Tischlermädchels, diesen ganzen endlosen Weg der Fremden aus dem Durchhaus dort am Rhein bis nach Carlingtonhouse — und Hieging.

Roh und unbeschreiblich brutal zischte dieses eine Wort durch das vornehme Haus, wie der plötzliche Siegeschrei des Proletariats.

Wie aufrichtig war nicht diese Darstellung, bei der man errät, daß zugleich Gericht gehalten wird über sich selbst.

Denn Georgette, die so selbstbewußt ist und deren Ausbruch uns entgegen schlägt, wie triumphierende Überlegenheit, ist auf der anderen Seite bescheiden und beinahe demütig. Sie hat sich mitten in all ihrem Glanz — und sie zeigt es wunderbar in einer Neigung des Kopfes, durch einen leichten Confall der Stimme — insgeheim die Ehrerbietung der Tischlerstochter für die Hochgeborenen bewahrt, ihren Respekt vor den großen Namen, die slavische Untertänigkeit, die als ein nicht abzuschüttelndes Erbe in den Falten der Proletarierseele festhängt. . .

Wenn diese Georgette ein wenig scheu die Hand der Gräfin berührt, dann erfährt man aus diesem Zögern des Händedruckes, das kaum zu merken ist, noch

mehr: daß in ihrer Seele vielleicht doch auch ein Rest von Ehrerbietung vor eben der Tugend zurückgeblieben ist, deren sie spottet.

Diese Darstellung hatte alle Tiefen in Georgettes Seele ergründet und — in der eigenen Seele der Darstellerin.

III.

Noch stärker sollte Charlotte Wolter daran erinnern, woher sie kam.

Sie spielte noch in hohem Alter die Messalina. Sie ist zwanzig Jahre zu alt. Der Scheiterhaufen der Triebe ist unwiderruflich erloschen. Und doch läßt sie sich die Buhlerin nicht abringen, sondern spielt sie noch.

Adolf Wilbrandt hat irgendwo — ich weiß nicht mehr wo — erzählt, wie die Messalina entstand.

Er reiste in Italien, und es war Sommer. Üppig schwellend und heiß lag die Natur rings um ihn da. Steinerne Denkmäler einer Weltherrschaft, die gewesen, verwitterten still in all der lockenden Fülle.

Fallende Säulen, sinkende Tempel standen, von Rosen bedeckt, im Schatten blühender Bäume.

Plötzlich konzentrierten sich all die Eindrücke von Lebenskraft und Lust und Verfall auf die Gestalt eines Weibes, einer Statue, die aus dem dunklen Grund empor schoß: Messalina.

Und eines Tages war in der Seele des Dichters diese eine Gestalt zu zweien geworden. Arria, des Paetus Gattin, die Matrone stand neben der Mehe der Mehen und maß sie mit ihrem höhnischen Blick.

Nun brauchte nur Marcus, Arrias Sohn, geboren zu werden, damit die zwei Bildsäulen lebendig wurden und als Menschen von ihrem Sockel herabstiegen: damit die Buhlerin mit der Mutter um ihre Beute kämpfen konnte.

So erzählt Wilbrandt die Geschichte seines Werkes.

Aber man muß sicherlich bedenken, daß Messalina wohl auf italienischem Boden geboren ist, aber die Tragödie ist in der Seele eines Wiener Dichters entsprungen — der nach Rom und Neapel all die verwirrten und mannigfaltigen Eindrücke einer anderen Kaiserzeit mitbrachte, einer goldenen Stunde der Gründungen, der frohen Jahre der Lust in Wien mit Mafarts Nymphen an der Spitze.

Und wer weiß — denn wer kennt die seltsame und geheimnisvolle Werkstatt der Künstlerseele? — ob Messalina nicht schon von Anfang an dem Künstler unbewußt die Züge der Kölnerin getragen hat?

Noch in den späteren Jahren der Wolter, wenn in Wilbrandts Schauspiel in der Halle Cytherens der dunkelrote Vorhang sacht zur Seite glitt und Messalina unter sanften Flötentönen auf ihrem Lager sichtbar wurde, ruhte jeder Blick auf der Schönheit dieses Frauenbildnisses. Die Gealterte konnte noch wie Messalina aussehen.

Sie war sie nicht mehr. Das Feuer des Begehrens war unwiderruflich erloschen, und keine Brunst schlug mehr durch die unbändigen Verse.

Wie die Rolle jetzt gespielt wurde, war sie von Charlotte Wolter — unbewußt — transponiert worden. Wenn Cajus Silius dem Narcissus anvertraut, daß, was ihn einmal zaudern ließ, als Messalinas Geliebter ihr Lager und ihren Thron zu besteigen:

War Furcht vor diesem opferreichen Abgrund,
Vor ihrer tödlich grenzenlosen Gunst —

so verstanden wir es nicht mehr. Denn diese Mänade war längst müde geworden, und ihre Gunst konnte niemanden mehr töten.

Jetzt spielte Charlotte Wolter anders. Ihr Spiel tönte schmerzlich aus der bitteren Leere der Seele einer gealterten Frau, die niemals so geliebt wurde, wie ihre Sehnsucht es träumte.

Doch Liebe will ich haben, Lieb' und Glück —
Ein Glück, das mich beglückt . .

Diese Worte waren Messalinas Angelpunkt geworden: die ewig dürstenden Sehnsuchts Worte des Genies. Die Sehnsuchts Worte des Künstlers, des Künstlers, der in Schmerzen leblose Bilder schafft und sich danach sehnt, die Lebenden jubelnd zu umfassen; der zum Leben erweckt und selbst tot ist; der Scheidemünze für Gold bekommt und Bewunderung für Liebe, und der mitten in dem Feuer stirbt, von dem die anderen leben.

Charlotte Wolter wußte das, und ein letztesmal streckte sie in Verzweiflung ihre Arme nach dem Glück aus, das wärmt und flieht.

An Marcus' Leiche macht die Gealterte ihre Rechnung mit dem Leben und sinkt dabei in die Knie.

Der Purpur des Ruhmes, was war er ihr wert? Die Erinnerungen der Leidenschaft? Wie schienen sie ihr leer. Und die Liebe? — Hier liegt sie aufgebahrt.

Das ist die Lebensrechnung, die auch Adelheid gezogen hat. Und diese Rechnung nagt an den Wurzeln der Seele, so daß alle die großen Wolterschen „Liebhaberinnen“, deren heiße Blut einst die Phantasie eines Wilbrandt entflammte hatte, schließlich bittere Kälte ausströmten.

Charlotte Wolter fand Betonungen und Pausen und Lächeln der Unlust, die jeden Liebesvers mit dem durchdringenden Geschmack des Hohnes und des Mißtrauens erfüllten. Mit leeren Augen sieht sie auf eine Leidenschaft, deren Flamme sie selbst nicht mehr erreichen kann.

Messalina will Marcus nur ansehen. Ihrem müden Ohr zur Lust soll er laut klagen:

— — — Hier lieg' ich — Marcus —
Nein, Marcus nicht; ein Wesen, namenlos,
Geburtlos, willenlos, sinnlos, liegt vor dir
Und bittet dich um Leben oder Tod!

So soll Marcus laut vor Messalina klagen, wie Franz vor Frau Adelheid klagen soll.

Aber Adelheid selbst hört nur zerstreut zu; so als lauschte sie dem Laut anderer Schritte — den Schritten des fernen Glücks, das niemals kommt.

Diese Männer sollen lieben und schmachten, aber sie dürfen nicht berühren. Sie sollen nur knien vor jenen seltsamen Steinbildern, den erstarrten Geliebten, die, in Charlotte Wolters Gestalt, zu Bildsäulen der Verachtung geworden sind.

Ein einziger Augenblick von Charlotte Wolters Adelheid malte diese Entwicklung:

Der arme Franz wollte sich herabbeugen und nur die Spitze ihres Fingers fassen. Da berührte ihn Adelheid leise mit ihrem Fächer, so, als fächelte sie ein Flöckchen weg — nicht etwas Lebendes — das zufällig ihren Nagel berührt hatte.

Franz wich zurück, als hätte ihn ein Schlag getroffen. Aber Adelheid blieb stehen und lächelte, mit einem Lächeln der Verzweiflung.

IV.

Der erste Feind des Genies ist die Liebe, die es flieht. Sein zweiter Feind ist der Tod, der unüberwindlich ist wie der erste.

Das Genie haßt den Tod mit dem Haß von hundert Lebenden. Denn der Tod ist es, der seinen Hammerschlag für das Werk des Genies bereit hält; der Tod ist es, der sein Herz trifft, das schuf; der Tod, der seine Lippen schließt und sein Auge, das spähende.

Charlotte Wolter liebte es, den Tod und die Todesangst zu malen.

Es gibt tragische Schauspieler, die Todeszenen systematisch aus dem Wege gehen. Der Pessimismus eines Josef Kainz scheint so groß, daß er im Tode oft über ein Leben lächelt, das so leer ist. Booth machte, hat man mir gesagt, ebenso kurzen Prozeß mit dem Tode. Er soll, wenn er starb, eine eigene Starrheit in seinem elastischen Körper gehabt haben, so als ginge er mit hoch erhobener Stirn auf die Pforte des Todes zu.

Charlotte Wolter hingegen malte die Todeszenen breit.

Ihre Kraft kämpfte lange mit dem Tode, und sie schwelgte in ihren eigenen Bildern der Todesangst.

Ihre anderen Bühnenbilder waren zum Schlusse oft verblaßt. In den Todeszenen konzentrierte sich bis zum letzten Tage all ihr künstlerisches Leben.

Der Todesaustritt in Goethes *Götz* wurde Charlotte Wolters Triumph.

Adelheid ist allein, und es ist Nacht. Im Nachtgewand erwartet sie Franz, den Knecht, den sie ausgesandt, um seinen Herrn zu töten. Aber er kommt nicht, die Stunden gehen, und er kommt nicht, wie sie auch späht.

Da sieht sie aus ihrem Fenster einen Schatten auf dem Berge — einen Schatten, der wächst. Einen Schatten, dessen Schritte keinen Laut geben, aber der wächst.

Sie will nicht sehen, sie versteckt sich hinter dem Vorhang. . . . Ja, ja, er kommt nahe, näher, ganz nahe.

Sie wickelt sich in den Vorhang, sie wirft sich auf den Boden — aber den Schatten muß sie sehen, den grauenvollen Schatten.

Sie fällt wieder auf die Knie, aber die Lippen finden keine Gebete. Die Hände verbleiben nicht gefaltet, sondern tasten in der angsterfüllten Luft. . . . Sie will ihn sehen, sie will ihn wieder sehen. . . . Aber sie kann nicht mehr, es liegt wie ein Bleigewicht auf ihrem Nacken — —

Da kriecht sie vorwärts, kriecht wie auf bloßen Knien, über den Boden hin, zum Fenster und stützt das Kinn auf die kalte Brüstung und schreit:

Er ist nicht mehr da, der Schatten, der Schatten.

Und sie springt auf, sie hat die Glieder einer Katze. Auf will sie, alle zusammenrufen. Wie die Tiere, die sich in einer Falle sehen, stürzt sie sinnlos, willenlos, ohne einen Gedanken im Gemach rings herum — unter stöhnendem Schreien.

Bis sie zur Türe hinstürzt. Sie ist verschlossen. Und die? Sie ist verschlossen. Die? Verschlossen.

Und sie schlägt mit den geballten Händen an die verschlossenen Pforten. Sie fragt verzweifelt an deren Füllungen, so als wollte sie sie mit ihren Nägeln austragen. Sie drückt mit ihrem Rücken an sie, als wollte sie sie mit ihrem Gewicht einschlagen.

Dann steht sie zurück.

Sie weiß nicht mehr, was sie tut. Die Angst hat ihren Blick erstarrt, ihre Züge, ihren Körper. Verzweifelt sucht ihr verwirrter Gedanke nur nach dem Rest einer Rettung, nur nach dem Rest einer Hoffnung.

Da ergreift sie den Armleuchter — sinnlos und will mit den flackernden Lichtern fliehen.

Und ihr Haar steht in Flammen. Sie schreit. Und sie streichelt das brennende Haar mit ihren zitternden Händen, und sie legt es wie einen Mantel um ihren nackten Hals — während sie lächelt, ein letztes Lächeln der Wollust, ehe die Stricke der Sehne um ihren Hals fallen.

Mächtiger als dies hat Bühnenkunst nie gewirkt. Ein größeres künstlerisches Bild hat ein menschliches Auge nie geschaut.

Charlotte Wolters Kunst beschwor die Todesangst überall herauf, wo es möglich war.

Ein Beispiel für viele.

Die Ristori ließ ihre Maria mit der Ruhe der Märtyrerin zum Schafott schreiten. Mit verklärtem Blick will sie dieses Schafott besteigen, das für sie nur die Staffel der Jakobsleiter ist.

Charlotte Wolter malt anders. Ihre Maria war im Leben mehr Königin als Christin. Wo die Ristori die entheiligte Kirche apothéosierte, gab die Wolter hier wie immer der Königin von Genies Gnaden das Recht der Legitimität: Maria ist für den Thron geboren, und Elisabeth ist ein Bastard des Talents.

Königin ist sie, und als eine Königin will Maria sterben.

Sanft, aber auch herablassend spricht sie die letzten Worte zu ihren Damen, selbst ihre Gebete werden als die einer Gottgesalbten empfunden, die Gottvater am nächsten steht. Hier ist mehr Hoheit als Eingebung.

Aber plötzlich erzittert diese Königin in den unwillkürlichen Schauern der Todesangst, die ihre Worte unterbrechen, und sie klammert sich an ihre Damen — die Lebenden um sie, die sterben soll, während der leere Blick verrät, daß der Todeschrecken in ihrem Auge lauert.

So spielte Charlotte Wolter einmal ums andere die Todesangst, und ihre Kunst kreiste beständig um die Darstellung des siegreichen Feindes: Tod.

V.

Unter allen gleichgestellten Bühnenkünstlern der Zeit scheint mir Charlotte Wolter das größte schauspielerische Talent besessen zu haben.

Vielleicht war sie sogar zu ihrer Zeit die einzige geniale Persönlichkeit auf dem Theater, die ursprüngliche Darstellungsgabe besaß.

Das Verhältnis der Schauspielkunst zur Persönlichkeit ist sehr seltsam und kompliziert. Denn jeder Künstler wird nur durch seine Eigenart wirklich bedeutend, und dennoch verlangt die Schauspielkunst von ihrem Jünger, daß er sich selbst auf-

gebe oder sich auf jeden Fall in der Eigenart eines anderen, eines Fremden, des Dichters, verpuppe.

Aber die starken Persönlichkeiten revoltieren gegen diesen Selbstverzicht. Sie sind dazu nicht imstande.

Darum befinden sich die meisten größten Talente der Schaubühne zumeist in einem ungelösten Kampfe mit der Kunst, der sie sich weihen.

Wo es das Ziel der Schauspielkunst ist, die Menschen der Dichtung zu veranschaulichen, die aus dem Leben einer anderen Seele entsprungen sind, vergewaltigen diese besten oft die Gestalten der Dichtung, indem sie ihnen ihre eigene Persönlichkeit unterschieben und immer einen — und einen ganz anderen — Menschen darstellen: sich selbst.

Sie geben in der Schauspielkunst, die von allen Künsten am meisten dazu zwingt, indirekt von sich selbst zu sprechen, ganz direkt sich selbst. Sie haben in der eigensten Kunst der Verstellung nicht einmal eine Spur von Verstellung.

Sie sind es selbst, sie geben sich selbst, sie wollen nur sich selbst geben.

Aber man könnte manchmal wünschen, daß diese Künstler sich eine andere Ausdrucksform gewählt hätten, in der sie ganz frei sprechen können. Wäre ein Josef Kainz selbst Dichter geworden, er hätte sich nicht zuweilen an Dichterwerken vergreifen müssen.

Jetzt vergreifen sich die genialen Persönlichkeiten auf dem Theater entweder leicht an wirklichen Dichterwerken (die — auch eine Eigenart haben, und eine Eigenart, die, wie viele meinen, respektiert werden sollte) und schlingen die Dichterworte mühsam um sich wie ein Nessushemd, in dem sie verbrennen; oder, ungeduldig unter der Last der fremden Gedanken, die sie drücken — — fliehen sie zu den Virtuosenstücken, in deren Leere sie nichts hindert, und die sie ganz mit „sich selbst“ ausfüllen können.

Dies und keineswegs bloß die aufgepeitschte Lust nur zu glänzen, ist der Weg zu den Virtuosenstücken. Der Künstler wird es müde, mit den fremden Gedanken zu kämpfen. Er läßt Fabrikanten Schauspiele verarbeiten, die nur seinen eigenen bergen.

Als die Ristori älter geworden und ihre Persönlichkeit ganz gereift war, da weigerte sie sich, ihren Gedanken noch weiter unter dem der anderen zu maskieren. Ihre gebieterische Begabung sprengte alle Umschreibung. Giacomettis goldene Tage kamen, als die Schauspielerin diktierte, was sie ausdrücken wollte:

Den Sieg des Katholizismus an Elisabeths Totenlager. Judiths Ergebung in den Willen des Herrn.

Spielt man Schiller, nun wohl, man kann ihn formen, man kann ihn beugen, man kann ihm sogar das Knie auf die Brust drücken: er bleibt doch Schiller, selbst wenn er gefesselt ist. Ein Racine, man kann ihm sein Temperament unterlegen, man kann sein Tempo gewaltsam ändern: aber er verbleibt Racine.

Ein Giacometti und ein Sardou zimmern hingegen nur die Sockel zusammen, die das souveräne Talent besteigt und von wo es direkt zum Volke spricht.

Wenn Sarah Bernhardt die Vaterlandsliebe predigen will, wird sie Jeanne d'Arc; wollte die Ristori die Religion verherrlichen, sich opfernd dem Willen des Gewaltigen beugen, ward sie Judith.

Die Zeit dürfte nicht fern sein, wo auch ein Kainz es müde geworden sein wird, mit ebenbürtigen Dichtern zu ringen. Ungeduldig wird er dieses fremde von sich abwerfen. Und auch er wird seinen Dichter finden, der den losen Umriß seiner eigenen Gedanken niederschreiben kann.

VI

Aber Frau Charlotte Wolter ließ nie ein „Virtuosensstück“ für sich schreiben. Das kommt eben daher, daß sie die geborene Darstellerin war, und nur das. Für sie war Menschen Darstellung die angeborene Ausdrucksform ihrer Begabung.

Die anderen haben den Drang, aus den Rollen zu flüchten, um sich zu befreien und den Ausdruck für sich selbst zu finden. Sie fand die künstlerische Befreiung gerade darin, in den Rollen der großen Dichter zu bleiben, die für sie — die Darstellerin — notwendig waren, um ihre Schaffenskraft überhaupt zu entbinden.

Denn der geborene Schauspieler ist ja ein Selbstschaffender. Aber um zu schaffen, bedarf es eines Mittels: der Rolle — und am liebsten der besten Rolle.

Bekommt er die in die Hand, dann wächst vor seinen Gedanken die Gestalt eines Menschen heran, ganz wie in der Seele des Dichters. Eine Gestalt, die geht und spricht, lauscht, schweigt, weint, denkt, handelt und deren Gang, deren Rede-weise, deren Mienenspiel, deren leiseste Geste er nachahmen, der er folgen, der er bis ins Kleinste gleichen muß.

Diese Gestalt ist aus seiner eigenen Seele entsprungen, ist das Kind seines Temperaments, seiner Anschauung und seiner Eigenschaften, und doch ist sie ein fremdes, ein anderes Wesen mit eigenen Gedanken, eigenen Gefühlen und dem Rhythmus eines eigenen Temperaments.

Der Künstler folgt diesem unsichtbaren anderen, und, während er es selbst verbleibt, ist er doch der andere. Das ist die schauspielerische Begabung, und Charlotte Wolter besaß sie im höchsten Maße.

Das heißt, daß es Abende geben konnte, an denen sie nicht einen einzigen Augenblick die fremde Gestalt losließ, die sie geschaffen hatte.

Suchen Sie in der Erinnerung die beste Bühnengestalt hervor, die Sie kennen. Und gerade dieser besten Bühnengestalt gegenüber, die Sie kennen, werden sich hundert Augenblicke gemeldet haben, in denen Sie ein irritierendes und rein unbegreifliches Unbehagen fühlten:

Herr A., Herr N., Frau B., Fräulein K. sind plötzlich aus der Rolle gefallen.

Herr A. sah nicht mehr jene geheimnisvolle Gestalt, jenen unsichtbaren anderen, oder er glich ihm keinesfalls mehr. Er vergaß ihn einen Augenblick und blitzschnell hörte der Zuschauer einen anderen sprechen als die Gestalt, die er einmal vor Augen gehabt, die der Schauspieler selbst uns gezeigt, und die der Darsteller nun plötzlich im Stiche ließ, so daß der Zuschauer nicht mehr mit jenem früheren Menschen weiterlebte.

Die Gestalt war entzwei und die Illusion gebrochen.

für Charlotte Wolter gab es Abende, an denen dies niemals geschah.

Georgette gab einen solchen Abend. Als Georgette löste Charlotte Wolter jenes letzte Geheimnis ihrer Kunst, d. h.: im Lichte des eigenen Lebens einen anderen zu denken, zu fühlen, ein anderer zu sein. Alles schien hier spontan, nie gesagt, nie gedacht, weil alles, Worte, Handlungen, jede kleinste Bewegung ein notwendiger und unwillkürlicher Ausdruck jener Georgette war, die wir von allem Anfang an vor unseren Augen leben gesehen hatten.

Hier bekümmerte es uns nicht einmal, daß Sardou Dummheiten beging.

Was lehren wir uns daran, daß Sardou aus Rücksicht auf die Kokotten des Theatre de Vaudeville nicht gewagt hat, Georgette Angeficht gen Angeficht der Gräfin gegenüberzustellen und seine Georgette in einem Zwischenakt von der Türe der Gräfin abweisen läßt.

Diese Georgette, die Tischlerstochter, die sich lieber mit den Fäusten den Weg durch eine gräfliche Türe gebahnt hätte, als zurückzuweichen, wenn es sich um Paula, ihre Tochter, handelt?

Wir haben keinen Grund, Herrn Victorien Sardous Feigheit zu bedauern.

Denn Charlotte Wolters Georgette war siegreich aus der Rolle heraus getreten, wie die Rolle nun einmal war. Die Künstlerin hatte ihre Georgette vor der Türe der Gräfin gesehen, und sie zeigt sie uns: daß sie abgewiesen ist und daß sie sich abweisen lassen mußte.

Als Charlotte Wolters Lady Carlington nach dem Zwischenakte vor der Türe der Gräfin heimkam, begriffen wir, daß sie sich hat zermalmen lassen, daß sie vor dieser verschlossenen Türe moralisch zusammengebrochen ist.

Diese Frau, die ganz geistesabwesend mit schlaffen, matten Händen ihren Hut löst und einen Augenblick ihr eigenes Zimmer betrachtet, das sie nicht mehr wiedererkennt, und deren Stimme einen ganz anderen Klang bekommen hat, farblos und müde, konnte, wir sahen es, heute nichts mehr von dem, was sie gestern gekonnt.

Das Erlebnis dieses einen Momentes hat sie gebrochen.

Von heute an kann Georgette nur mehr leiden.

In der Darstellung dieses Leides legte Charlotte Wolter die höchste Kunst ihrer Darstellungsgabe an den Tag.

So monoton und grau habe ich nie eine Darstellung des Leids gesehen.

Hier war kein Geschrei, hier war kein Händeringen, hier waren keine Stellungen, hier waren kaum Worte. Hier war nur der jammervollste, der elendeste Kummer. Dieser Schmerz war so innerlich verzweifelt, daß man ihn bis in Mark und Bein fühlte.

Als Charlotte Wolter ihn darstellte, vergaß sie selbst Charlotte Wolter. In so hohem Grade war sie in der Macht jener großen Unsichtbaren — der Macht ihrer Georgette.

Die Georgette der Wolter hat Charlotte Wolter überhaupt nie auch nur gesehen. Sonst hätten sich, wie sie da litt, kämpfte, verzichtete, in ihren Ausdruck des Schmerzes — wie über uns alle im Leben — gewisse Erinnerungen aus dem Theater, gewisse Wolterreminiszenzen eingeschlichen.

Jetzt sind sie nicht zu finden. Man sehe eine andere Künstlerin als Georgette. Sie kann sich in den großen Auftritten, in „Posen“, in Gesten, in Schreien nicht

von den Erinnerungen an eine Charlotte Wolter befreien, die auf dem deutschen Theater einzig und allein alle tragischen Frauen beherrscht. Aber Charlotte Wolters eigene Georgette kannte Charlotte Wolter nicht.

Ihre Georgette hatte die Stimme jener Wolter nicht gehört, die die Welt bewundert hatte, niemals die tragischen Schreie gehört, die in der deutschen Theatergeschichte stets den Namen der Wolter tragen werden, nie hat Georgette die äußere Gewalt des Schmerzes vernommen, die den Ruhm der Gräfin O'Sullivan begründet hat.

Aber war das möglich und konnte Charlotte Wolter so all ihr eigenes vergessen, daß wir nichts davon spürten und durch nichts daran erinnert wurden, nicht einmal die kürzeste Minute — dann ist das unbegriffene Wunder der Darstellungskunst vor unseren Augen lebendig geworden:

Ein Mensch ist ein anderer Mensch geworden und ein Leben ein anderes Leben.

Von den anderen Großen der Zeit bedienen sich einige, um sich uns mitzuteilen, der Schauspielkunst. Sie scheint ihnen ein zufälliges Mittel und dieses Mittel kann sie oft hemmen.

Für Charlotte Wolter allein war die Schauspielkunst das Ziel selbst: der höchste Ausdruck der höchsten Begabung.

Die Gräfin O'Sullivan de Graf wußte es.

Ohne einen Seitenblick, ohne sich mit jenen zu messen, die Weltteile durchjagten, um Malayen und Australier hinzureißen, bestieg sie im Burgtheater siegesstolz Sapphos Wagen — die Leier im erhobenen Arm.

Laut rief das Volk:

Sie kehret von Olympia, hat den Kranz,
Den Kranz des Sieges hat sie sich errungen;
Im Angesicht des ganzen Griechenlands,
Als Zeugen edlen Wettkampfs dort versammelt,
Ward ihr der Dichtkunst, des Gesanges Preis,
Drum eilt das Volk ihr jauchzend nun entgegen,
Schickt auf des Jubels breiten fittigen
Den Namen der Beglückten zu den Wolken!

Und selbst jetzt, wo die Jubelstürme längst verklungen sind, lebt in der Geschichte des Burgtheaters und im Herzen Wiens — die große Erinnerung.

Der Tod besiegt das menschliche Genie nur halb: auf der Schwelle des Todes erringt das Genie neues Leben — in der Geschichte.

Die beiden Schwäger.*

Von Rudolf Kaffner.

Es war der alte Weg. Die Drei, ich meine nämlich den Brautnecht Martin und seine beiden Hengste Hans und Peter, wußten ihn sozusagen auswendig. Er führte vom Brauhaus bis zum Südbahnhof. Tag für Tag, Sommer und Winter durch dieselben Gassen und über dieselben Plätze. Und derselbe Weg brachte die

* Aus einem demnächst bei S. Fischer, Berlin, erscheinenden Buche „Melancholia, Eine Trilogie des Geistes“.

Drei natürlich wieder zurück, und gleich allen Wegen, die uns hin- und zurückführen, war er mehr ein Weg innerer Abenteuer. Mit anderen Worten: im gewöhnlichen, menschlichen Sinne war auf ihm wenig Neues oder Eigenes zu erleben. Martin, der Braufknecht, mußte sich dessen irgendwie bewußt gewesen sein und benahm sich darum auch wie alle Knechte und Kutscher, will sagen: er knallte ganz ohne Grund mit der Peitsche und fluchte für drei und lief bald rechts, bald links vom Wagen und war überhaupt ganz der Mensch, der niemals das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden lernt und darum beständig Lärm macht und schließlich en masse stirbt, ohne die Einzigkeit seines Lebens erkannt zu haben. Hans und Peter dagegen liebten nicht den Lärm, vielmehr waren sie subtil und wußten auf ihre Weise zwischen dem Unpersönlichen und Persönlichen zu unterscheiden. Das Unpersönliche — das war die tägliche Pflicht, die Bierfuhr zu ziehen, das war Martin mit seinem ganzen Lärm, das war die Peitsche und auch das Futter; das Persönliche — nun das waren alle die Kleinigkeiten und Heimlichkeiten des Stalles, die einem groben und schreienden Knechte wie Martin ein- für allemal unbegreiflich bleiben mußten. Besonders Hans, ein kluges, kräftiges, sehr strebsames Tier, das seit früher Jugend in der Hoffnung lebte, vor eine Equipage gespannt zu werden, vertrat gerne die Ansicht, daß alles im wirklichen Leben darauf ankäme, zwischen der Pflicht und dem Vergnügen richtig und sicher zu unterscheiden, und daß es vieles im Stalle gäbe, das Martin, ein Knecht, nicht verstünde, und wenn er noch so laut fluchte und mit der Peitsche knallte. Hans meinte, das sei seit früher Jugend sein Prinzip und habe ihm stets Haltung gegeben, es gelte im übrigen für alle Tiere, so diese korrekt sein und doch auch im Leben weiter kommen wollten, besonders aber für Peter, und Hans sprach sich jedesmal ganz bestimmt in diesem Sinne aus, so oft Peter sich in einem Anfall von Sentimentalität zu fragen verleiten ließ, wie: Wie lange wird es noch dauern? Werden wir nicht einmal einen anderen Weg nehmen? Führen alle Wege hin und zurück? Was wird später einmal sein? Hans, lebst du gerne? Oder bildest du dir nur ein, gerne zu leben? Wozu alles? Heute ist ein häßlicher Tag! usw. Peter war ein merkwürdiges Tier, er liebte Hans und noch mehr seine Freundschaft zu Hans, hatte aber wenig Sinn für dessen Prinzipien, Unterschiede und Trennungen. Hans war ein ausgesprochener, ganz klarer Streber, so einer mit einem ein wenig eingesunkenen Rücken und herabfallenden Bauch, also gar nicht mager; in Peter hingegen lag alles gemischt und untereinander, und obwohl er ein jegliches Ding, auch Martins sinnloses Fluchen und dessen oft ganz vagen Peitschenhiebe auf sich selber bezog, so blieb er sich dennoch bis an sein Lebensende über sich selber unklar. Er war ein zerstreutes, neugieriges, genäschiges, nicht sehr reinliches Tier. Auch nicht ohne eine gewisse Eitelkeit. Er hatte, wie man zu sagen pflegt, schöne Züge: dem einen, sagen wir, gefielen die Nüstern, dem anderen die Ohren, doch auch der Gesamteindruck seines Äußern war unklar wie bei vielen innerlich komplizierten Wesen. Denn das war Peter: kompliziert, vielleicht nichts anderes als kompliziert, und der unmittelbarste Ausdruck dieser Kompliziertheit blieb seine Indiskretion. Hans, sagte ich, war ein Streber, Peter aber indiscret, und darum kam er auch in seinen vielen Beziehungen zu den Stuten über die ganz selbstverständlichen Anfänge selten hinaus. Einmal hatte er ein Verhältnis mit einer eleganten Stute, d. h. einer Stute, die vor eine Equipage

gespannt war. Doch schon nach einigen Tagen wußte es der ganze Stall, ohne daß Peter es an der nötigen Heimlichkeit hätte fehlen lassen, natürlich nicht. . . Aber so war einmal Peters Natur und Schicksal: je heimlicher er tat, um so schneller verriet er sich. Ja, er floß geradezu vor innerem Geschwäg über, so er etwas mit aller Kraft zurückhalten und verbergen wollte. Dagegen war nichts zu machen, die Indiskretion schien eben stärker zu sein als Peter und brach stets zugleich mit etwas Begeisterung aus ihm heraus, so daß es ihm gar nichts genügt hätte, sich an Hans ein Beispiel zu nehmen, der wiederum sehr diskret war, diskret für alle Fälle, auch dort, wo gar nichts zu verheimlichen und überhaupt nichts vorhanden war. Hans nannte die Diskretion gute Form, Grundbaß der Geselligkeit, und da Peter diese Form nicht besaß, so blieb ihm eigentlich nichts anderes übrig, als sich immer häufiger in seine eigene Welt zurückzuziehen, allwo man niemanden stört und immer zugleich diskret und indiskret sein darf. Die Stuten nannten ihn darum einen Dichter, obwohl es Peter gar nicht einfiel, ein Gedicht zu machen; für Hans, der ihn aus täglichem Verkehre kannte, war Peter je nach Bedürfnis bald bemitleidenswert, bald lächerlich. Die Wahrheit jedoch ist, daß Peter eben ein kompliziertes Wesen war, ein modernes Tier und zuweilen, so er versuchte ganz und gar aus sich herauszutreten, auch ein Luder.

„Die Fässer sind heute wieder einmal ganz besonders schwer,“ klagte Peter, kaum daß die Fuhr den Brauhoß verlassen hatte.

„Die Fässer sind heute genau so schwer wie gestern, natürlich,“ entgegnete Hans.

„Nun, so kommen sie mir eben heute schwerer vor als sonst. Mir genügt das. Was ist da zu machen?“

„Zieh' nur fest!“

„Ach, ich habe so meine eigenen Gedanken, Hans!“

„Ja, das merke ich. Du ziehst dann faul!“

„Hast du nicht auch so manchmal deine eigenen Gedanken beim Ziehen, Hans?“

„Wenn ich ziehen soll, dann ziehe ich, und wenn ich denken soll, dann denke ich — das ist korrekt; und so soll es auch sein. Im übrigen habe ich dir das schon oft genug gesagt, Peter.“

„Schade, daß man nicht immer beides zugleich kann — das wäre dann sicherlich mehr als korrekt. Manchmal gelingt es mir auch, und dann ist mir stets, als zöge ich für zwei, und ich freue mich; und manchmal gelingt es mir wieder nicht, und dann sind mir meine Gedanken und das Ziehen lästig, beides, Hans; und manchmal kommt es mir vor, als ob auch du nicht recht ziehen wolltest. Woran denkst du dann? sage! Das interessiert mich.“

„Ich denke dann eben an gar nichts, oder ich denke daran, daß ich wieder einmal den halben Weg für dich ziehen müßte.“

„Hans, abgemacht: ich will von heute an beim Ziehen nicht mehr denken oder besser: ich will nur an dich denken und dir immer helfen. Du bist mein Freund!“

„Was soll das heißen: Ich will dir immer helfen! Peter, ich mag das nicht. Helfen! Du hast mir gar nicht zu helfen. Du bist anmaßend. Jeder soll das Seine tun. Und das sage ich nicht als Egoist.“

„Ich weiß, daß du es nicht als Egoist sagst. Du willst mich belehren, weil du korrekt bist. Ich aber sage: helfen, weil ich gerne helfe, wo ich nur kann.“

„Damit man dir dann wieder hilft. Ich kenne den Grund, und ich sage darum, daß unter korrekten Tieren Hilfe überflüssig sei.“

„Helfen ist nicht korrekt, helfen ist gut — auf alle Fälle. Alle Tiere sollten einander helfen, eines dem anderen, ohne Rücksicht, ohne Grund, ohne Unterlaß und bei jeder Gelegenheit. Dann ginge es allen gut, und alle Tiere wären gleich. Ich habe mir das oft schon gedacht.“

„Wer hilft, der redet nicht, und wer redet, hilft nicht. Und darum sage ich: jeder soll das Seine tun, und ich weiß, was ich sage!“

„Weißt du auch, was dein ist, Hans?“

„Ja, das weiß ich durchaus und sehr genau.“

„Ich weiß nicht, was mein ist, und niemand weiß ganz genau, was sein ist. Und darum sollen alle einander helfen, jeden Tag und jede Stunde, einfach helfen, nichts weiter, so lange sie leben.“

„So reden alle schwachen Tiere, und es soll mich nicht schrecken. Denn ich bin stark, und das sage ich ohne Einbildung, da ich es täglich beweise. Ich bin stark für mich. Es ist nicht meine Schuld, daß ein anderer schwach ist. Er ist schwach für sich. Ich bin stark, nicht weil du schwach bist, Peter, und du bist schwach, nicht weil ich stark bin. Ich sage das nicht als Egoist. Ich bin klar und liebe die Ordnung.“

„Du Hans, es gibt Tiere, die stark sind und dumm, und dann gibt es solche, die schwach sind und klug, du aber bist stark und klug, und das nenne ich ein großes Glück, und an deiner Stelle würde ich mir darauf etwas einbilden.“

„Und ich bilde mir eben nichts darauf ein und tue meine Pflicht genau so wie andere — trotz allem!“

„Du bist eben eine Ausnahme, Hans.“

„Ich bin die Regel, sage ich, und weil ich die Regel bin, so bilde ich mir nichts ein.“

„Und wer ist die Ausnahme? Bin ich die Ausnahme? Ich würde mir, offen gestanden, etwas darauf einbilden, wenn ich eine Ausnahme wäre, doch glaube ich nicht daran.“

„Du bist nichts, du bist weder die Regel noch die Ausnahme, vielmehr bist du ein Schwächer!“

„Mag sein. Ich kann nichts dafür: Ich muß reden. Ich habe das von meiner Mutter, die auch nie schweigen konnte und trotzdem die ganze Arbeit für meinen Vater tat, der wiederum nicht nur sehr bequem, ja ein bekannter Faulpelz war, sondern auch nie ein Wort sagte. Meine Mutter pflegte zu mir zu sagen: Alles, was du nicht sagst, ist schlecht. Und sie hatte recht, denn, wenn ich etwas lange nicht sage, so wird alles falsch in mir und ich fange an zu lügen. Bei mir ist nie etwas sicher, und darum sage ich alles lieber gleich. Wie erklärst du dir das, Hans?“

„Das ist ganz einfach: du weißt eben nichts, du hast auch nichts gelernt in deinem Leben.“

Peter: Hans, du warst sicherlich immer der erste in der Klasse?

Hans. Bis auf einmal immer. . .

Peter: Das einmal aber? Hans, erzähle mir davon! Das interessiert mich wieder sehr.

Hans: Ich finde es so langweilig, von der Schule zu reden. Ich bin froh, daß ich die Schule hinter mir habe und heute mitten im Leben stehe. Wenn ich Kinder haben werde, werde ich wieder an die Schule denken.

Peter: Merkwürdig. Ich denke noch oft an die Schule, sehr oft; wenn ich aufrichtig sein soll, jeden Tag. . . Mir ist eigentlich, als wäre ich noch in der Schule und als wäre alles, so wie es war. . .

Hans: Weil du eben noch ein Kind und unreif bist und gewissermaßen also noch in die Schule gehörst. Ich möchte gerne deine Kinder sehen, wenn du welche haben wirst. (Indem er ihn dabei zum Scherz ins Ohr beigt:) Es werden, denke ich mir, am Ende gar lauter junge Maulesel sein?!

Peter: Hans, laß meine Kinder in Ruhe! Sie werden genau so sein wie ich. In jeder Hinsicht. Es werden vor allem meine und nicht deine Kinder sein. Doch ich wollte sagen, daß ich an alles gerne zurückdenke, ob es nun gut sei oder schlecht, und nicht nur an die Schule. Ich liebe es mich zu erinnern, an alles. . . Vielleicht mag es gut sein, sich nicht an alles zu erinnern, wenn man Kinder hat; vielleicht auch nicht. Doch bis jetzt habe ich noch keine Kinder. . . Hans, manchmal vergesse ich vor lauter Erinnerung, wie alt ich bin. Und manchmal ist mir, als würde ich sehr lange leben, und manchmal, als müßte ich heute oder morgen oder in zwei Wochen sterben. Hans, ich sage dir, du wirst im richtigen Augenblicke sterben, ganz bestimmt. Vielleicht wirst du sterben, wenn dein ältester Sohn erwachsen ist, vielleicht gerade an dem Tage, an welchem dein Sohn stark genug ist, eine Bierfuhr ohne Lußt zu ziehen. Hans, ich möchte wahr sagen können, ich würde dann vielleicht aufhören, mich fort und fort zu erinnern. Vielleicht möchte ich weder das eine noch das andere, sondern so sein wie du, mitten im Leben stehen und meine Kinder gut erziehen und dafür leben. Wie soll ich sein, Hans? Gib mir einen Rat!

Hans: Ich habe augenblicklich nur einen Rat für dich: ziehe tüchtig an und gib auf den Weg acht! Er ist schlecht, und zudem möchte ich nicht, daß wir heute wieder in einen Sialer hineinfahren. Meine Schuld wird es nicht sein, sei also zur rechten Zeit gewarnt!"

Hans hatte recht, der Verkehr wuchs in den Straßen, das Pflaster war wie gewöhnlich an nebligen Novembertagen feucht und glitscherig, und Martin, der Knecht, zudem in schlechter Laune. Allerdings muß gesagt werden, daß diese weniger mit dem wachsenden Verkehr und dem feuchten Pflaster als damit zusammenhing, daß heute Nacht die Magd nicht zu Martin gekommen war. Das nahm dem Lämmel nämlich vollends jeden Wiß und jede Gerechtigkeit, und seine Peitsche traf dann seltener die bloße Lußt als Hans und Peter. Martin, ich wiederhole, war ein Knecht und Kutscher wie alle anderen und durchaus ohne Anspruch auf Persönlichkeit, er hätte noch zehnmal so stark sein können als er schon war und würde nicht gesagt haben: Ich bin etwas Besonderes. Aber darauf bestand er eben einmal: nachts sollte die Magd neben ihm liegen. Sie war gleichsam das Besondere in Martins Leben, sie war Martins Kraft und Martins Reiz, und sie stillte in ihrer Weise den großen, wüsten Lärm, der dauernd in diesem Kerl lebte. Wenn Martin die Magd hatte, war er beruhigt über sich und die Welt, doch an den Tagen, an welchen

sie ihm fehlte, schwoollen seine Tollheit und sein Lärm, und er gab beide dann weiter und stillte sie an seinen beiden Hengsten und allem, was ihm nahe kam. So hängt alles im Leben zusammen, und alles strömt über, und der Wunsch wälzt sich von Wesen zu Wesen, und wo er sich staut, da entstehen dann die Flüche.

„Was hat Martin heute nur wieder,“ fragte Peter, der sich nicht daran gewöhnen konnte, die Dinge zu nehmen, wie sie sind.

Hans: Martin ist eben ein Knecht und darum grob.

Peter: Aber er schlägt und flucht doch nicht immer so wie heute.

Hans: Dann tut er es eben einmal nicht, ich sage, er ist ein Knecht und darum grob.

Peter: Aber er muß doch einen Grund haben. Ich verstehe ihn nicht.

Hans: Wirßt du die Peitsche weniger spüren, wenn du den Grund weißt, warum er dich mit ihr schlägt?

Peter: Darüber habe ich noch nicht nachgedacht, ich glaube aber: nein.

Hans: Also.

Peter: Vielleicht würde ich sie doch weniger spüren. Ich muß darüber einmal nachdenken. (Und Peter erwischte einen Hieb von Martins Peitsche.)

Hans: Da hast du es.

Peter: Hans, du hast recht. Martin ist ein Knecht und darum grob, und ich will darüber nicht weiter nachdenken. Hans, zuletzt hast du immer recht, aber trotzdem sage ich: unser Leben ist traurig.

Hans: Ich nehme das Leben so wie es ist und mache nicht viel Worte. Du möchtest das Leben immer heiter haben, und darum bist du einfältig.

Peter: Meinetwegen. Was liegt dann aber an der Klugheit? frage ich. Oder was liegt an der Einfalt, wenn durch sie das Leben nur heiterer würde und angenehmer! Im übrigen kannst du mich gar nicht beleidigen, wenn ich an das Allgemeine und daran denke, daß das Leben besser und angenehmer sein könnte. Und jedesmal, wenn ich so denke, liebe ich dich noch mehr. Hans, mir ist heute, als liebte ich dich mehr als sonst. Und du kannst mich nicht beleidigen, und ich bin überhaupt schwer zu beleidigen. Vielleicht hat mich noch niemand im Leben beleidigt, Hans. Was sagst du dazu? Liegt es an mir oder liegt es an den anderen?

Hans: Es liegt einfach daran, daß du keine Ehre im Leibe hast.

Peter: Wenn ich liebe, habe ich keine Ehre im Leibe, das steht fest und muß gesagt werden. Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß bei mir die Liebe und die Ehre nichts miteinander gemein haben. Ich schäme mich überhaupt nicht, weil ich alle Tiere und alle Menschen und das Allgemeine liebe; du aber schämst dich, weil du immer nur etwas ganz Bestimmtes liebst. Ich liebe z. B. auch Martin, trotzdem er nur ein Knecht und grob ist. Was sagst du dazu?

Hans: Ich sage dazu nicht mehr, als daß ich mich unter diesen Umständen für deine Liebe bedanke und daß deine Liebe eben sehr billig ist.

Peter: Hans, du sollst nicht rechnen, und du kannst niemand hindern, dich zu lieben. Weißt du, wer dich alles liebt? Ich weiß nicht, wer mich alles liebt. Niemand weiß es. Was soll da die Ehre? Hans, wir denken über die Liebe verschieden, und ich weiß, woran du gerade jetzt denkst! Soll ich es sagen?

Hans: Woran, du Schwächer?

Peter: Ich sage es lieber nicht jetzt.

Hans: Und ich wünsche, daß du jetzt überhaupt schweigst. Wir sind am Kohlmarkt, und da ist viel Verkehr.

Peter schwieg und zog tüchtig am Wagen, nicht aus Ehrgefühl, sondern um Hans einmal recht deutlich seine Liebe und Freundschaft zu beweisen. Und so ging es denn ohne Zwischenfall den Kohlmarkt hinauf an der Michaelerkirche vorbei mitten durch viele Equipagen und weiter durch das Michaelertor auf den Josefsplatz. Doch hier, genau vor dem Denkmal Kaiser Josefs II. geschah Peter ein Unglück — er fiel hin. Ob das Holzpflaster hier ganz besonders glitscherig war oder Peter sich über den Unterschied von Liebe und Ehre in seiner Art weiter Gedanken machte, gleichviel: er fiel der Länge nach auf das schmutzige Pflaster und lag auch gleich auf dem Rücken und hielt seine vier frisch beschlagenen Hufe in die Höhe. Martin, der Knecht, phantasielos und an solche Störungen der Ordnung schließlich gewöhnt, meinte, Peter würde natürlich gleich aufstehen, und bei einiger Nachhilfe mit der Peitsche sollte dies ihm sogar leicht fallen. In der Tat, anfangs schlug auch Peter so mit den Beinen um sich, als suchte er auf diese Weise wieder den Boden zu gewinnen. Im ersten Augenblicke, überrascht tun wir ja alle das Gewöhnliche. Doch plötzlich, als wäre ihm ein zweiter Gedanke gekommen und hätte den ersten, gewöhnlichen vertrieben, gab Peter den Versuch aufzustehen auf. Was mag ihm nur eingefallen sein? Er rührte sich nicht mehr. Martin koppte ihn mit seinen schweren, öligen und vertretenen Stiefeln in die Flanken und den Bauch, ja er lehrte die Peitsche um und schlug ihn mit dem Peitschengriff, doch alles das machte keinen Eindruck auf Peter. Peter stand einfach nicht auf, blieb liegen und glockte Martin an mit blödem, seligem Blick. Schon fürchtete Martin, der Peters Blick natürlich nicht verstand, sein Hengst hätte sich etwas gebrochen; das konnte den Knecht die Stellung kosten, und Martin sah sich nach Hülfe um. Der Verkehr am Platze begann zu stocken, die Passanten blieben wie gewöhnlich, wenn so etwas länger dauert, stehen, einige mochten dem Tierchutzverein angehören, die meisten aber bemitleideten Peter wohl ohne weiteres. Peter nun ließ sich von diesen vielen ängstlichen, unwissenden, auf jeden Fall überflüssigen Menschen nicht im geringsten stören und blickte weiter mit blödem, seligem Blick auf Martin, gerade auf ihn. Denn es war so: Peter hatte sich weder ein Bein noch sonst etwas gebrochen, sondern fühlte sich jetzt auf dem schmutzigen Pflaster so wohl, so frei und so ganz wie noch nie im Leben. Und er dachte auch an gar nichts anderes als an dieses eigentümliche Wohlbefinden in dieser eigentümlichen Lage. Er vergaß ganz und gar auf Hans, der neben ihm in größter Verlegenheit an den Zügeln riß, mit seinen Hufen auf- und abtrat, als müßte es gleich weiter gehen, und jeden Blick auf den unter ihm liegenden, so überaus lächerlichen Peter vermied, damit das Unerträgliche durch seine Teilnahme daran nicht noch unerträglicher werde. Aber Peter, wie gesagt, nahm jetzt gar keine Rücksicht auf seinen Freund und dachte nur: „Wie lange wird es noch dauern? Nicht mehr lange, denn meine Lust ist groß, und je mehr ich daran denke, um so größer wird sie. So soll es sein!“ Martin begann wieder Peter mit der Peitsche zu bearbeiten, doch Peter war davon einfach entzückt und zählte sogar die Peitschenhiebe: „Eins, zwei, drei!“ Er genoß das Ganze jetzt ganz und in allen seinen Teilen, man möchte sagen: er zählte die Hiebe, gleichwie ein Mensch

vor Freude singt. „Dier . . fünf . . sechs.“ Mit immer seligerem, dankbarerem Blick gloßte er den tobenden Martin an. Inzwischen waren endlich die zwei Polizeimänner gekommen und begannen mit Martin zu zanken und ihm Ratschläge zu erteilen. „Ihr versteht mich schon gar nicht, ihr beiden, trotzdem ihr zu spät kommt. Da versteht mich Martin, der Knecht, schon besser. Hau zu, Martin! Jetzt weiß ich, warum ich dich immer ein wenig geliebt habe. Man liebt nie umsonst. . . Sieben . . So ist es recht, Martin. Nur immer weiter. Martin, du hast heute meine ganze Liebe. Du bist gar kein Tölpel, wenn man dich recht versteht. . . Acht!“ Doch jetzt begannen Martin und die beiden Polizeimänner Peter auszuschiiren, so daß dieser gleichsam nackt oder, wenn man will, nur im Hemde auf dem Pflaster lag. Ohne sich zu schämen, denn noch war die ganze Lust in ihm. . . Die Drei packten ihn nun von zwei Seiten, ein paar Fußtritte und Hiebe mit der Faust, Peter schloß die Augen, gab sich einen Ruck, warf einen Polizeimann dabei um und war wieder auf den Beinen. Er schüttelte sich, denn jetzt erst fühlte er seinen ganzen Körper mit nassem Kot bedeckt, doch dagegen war nichts zu machen. Er war auch sofort angeschirrt, noch ein letzter Hieb mit der Peitsche, den Peter allerdings nicht mehr dazu zählte, und das Fuhrwerk war in Gang gebracht. Martin, der Knecht, war ganz erschöpft vom vielen Brüllen und Hauen, Hans sagte kein Wort, sondern sah auf die andere Seite und zog so eifrig, als wäre er allein vor die Fuhre gespannt. Peter aber wußte nicht recht, wie er sich fühlen sollte: er war natürlich noch immer froh, wenn er daran dachte, wie wohl ihm vorhin gewesen wäre trotz allem, dann aber ernüchterte ihn der Gedanke an Hans, der — und darüber konnte Peter sich nicht täuschen — gar nicht an seiner Seligkeit teilgenommen hatte und jetzt ganz ohne Rücksicht auf ihn darauf los zog. „Allerdings habe auch ich ganz auf ihn vergessen. Was wird er nur überhaupt dazu sagen? Bei Hans gibt es in allem eine Grenze, und er schenkt einem nichts. Er wird mich nicht verstehen. Was ist Freundschaft? Ich bin jetzt wieder traurig. . . Ich bin froh und traurig zugleich. Wo ist die Grenze? Ich sollte, meine ich, gar nicht mit Hans am Wagen ziehen, ich sollte vielleicht überhaupt nicht ziehen, sondern mich auf der Wiese herumtummeln wie früher, da ich noch ein Fohlen war. . . Vielleicht aber sollte ich eben nur am Wagen ziehen und nichts anderes machen als ziehen und wieder ziehen, mir nichts dabei denken und, wenn mich jemand nach meinen Gedanken fragt, diesen anfahren: „Ich ziehe“ und wenn er mich fragt, warum? antworten: „Weil Hans zieht, weil alle ziehen und niemand denkt. Denken heißt ziehen, du Narr du.“ Was soll ich? Niemand rät mir, und jeder rät mir dagegen. Und warum habe ich mich vorhin so wohl gefühlt? Trotz der Hiebe und Fußtritte? Ich hätte sie noch lange zählen wollen. Martin, der Knecht, ist dumm und hat mich verstanden, und Hans ist klug und wird mich nicht verstehen. . . Aber gerade darum muß ich ihm alles sagen. Ich will seine Freundschaft prüfen.“

Über diesen Gedanken vergaß Peter natürlich ganz und gar darauf, am Wagen zu ziehen, bis ihm einfiel, daß er dadurch natürlich seine Sache vor Hans nur noch verschlimmere, und so nahm er denn einen Anlauf, und der Bierwagen eilte die Favoritenstraße jetzt so schnell hinauf, daß Martin, der Knecht, alle Mühe hatte, diesem nachzukommen und schließlich sich hinten aufsetzte. So gelangten sie denn ohne Verspätung zum Südbahnhof und hielten vor dem Magazin an. Die Bierfässer

wurden abgeladen, Martin warf Hans und Peter Hafer mit gehackseltem Stroh in die Krippe, die er an die Deichsel gebunden hatte, und ging nach Erledigung der Geschäfte im Magazin in ein kleines Wirtshaus, um dort mit anderen Kutschern zu trinken. Peter, der jetzt so wacker die steile Favoritenstraße hinaufgezogen hatte und wiederum so froh über sein merkwürdiges Erlebnis war, daß er sich ganz unbegreiflich vorkam und am liebsten einmal recht kräftig gewiebert hätte, Peter, sage ich, wußte, daß jetzt oder nie der Augenblick zu einer Auseinandersetzung mit dem noch immer sprachlosen Hans gekommen sei, und begann darum also:

„Hans, willst du nicht essen?“

Hans: Iß du nur!

Peter: Ich habe keinen Hunger augenblicklich.

Hans: Das glaube ich dir gerne.

Peter: Warum glaubst du?

Hans: Nun ich meine, die Fußtritte und Peitschenhiebe dürften dir wohl den Hunger vertrieben haben für einige Stunden, vielleicht auch für den ganzen Tag.

Peter: Hans, am Ende hast du auch welche bekommen, so aus Versehen? Martin ist wie blind, wenn er haut. Ich bitte dich in diesem Fall um Verzeihung, Hans.

Hans: Das hätte mir noch gefehlt. Ich habe natürlich nicht einen einzigen Hieb bekommen, nicht einen einzigen . . . Peter, du bist einfältig und du bist anmaßend. Jedoch setze ich hinzu: wenn du nicht so einfältig wärest, würdest du nicht so anmaßend sein.

Peter: Ich konnte doch nichts dafür, Hans. Kotiges Holzpflaster ist ärger als Glatteis, und ich hatte gerade sehr eifrig gezogen — was du bemerkt haben mußt.

Hans: Ich sage ja nichts, ich sage gar nichts.

Peter: Aber du sprichst nicht mit mir. Sprich mit mir!

Hans: Ich habe dir augenblicklich gar nichts zu sagen.

Peter: Dann würdest du nicht so schweigen.

Hans: Wenn ich schweigen will, dann schweige ich eben.

Peter: Es hätte auch dir passieren können.

Hans: Nein, das nicht.

Peter: Nein — sagst du?

Hans: Ja, ich sage: nein und noch einmal nein. So etwas passiert mir nicht.

Peter: Woher weißt du das?

Hans: Weil ich es weiß und weil ich Hans und nicht Peter bin. Gewisse Dinge passieren mir nicht, so wahr ich lebe und mich zu benehmen weiß. Ich mache mich nicht lächerlich, das ist es, und darauf kann jeder bauen. Ich weiß nicht, wie lange ich leben werde, aber ich werde mich niemals lächerlich machen. Vielleicht macht es Spaß, sich lächerlich zu machen, ich weiß das nicht. Und ich mache vor allem auch andere nicht lächerlich, so etwas macht niemals Spaß, das weiß ich.

Peter: Aber Hans, ich habe dich doch nicht lächerlich gemacht, dich, meinen besten Freund. Es war durchaus nicht meine Absicht. Vielleicht habe ich mich lächerlich gemacht, doch auch darüber ließe sich streiten . . .

Hans: Peter, du bist ein Egoist — trotz allem. Das habe ich ein für allemal erfahren.

Peter: Hans, du weißt nichts. Ich bin kein Egoist und, wenn du mein Freund bist und mich lieb hast, so bin ich erst recht kein Egoist . . . Hans, wir müssen zusammenhalten, dann ist keiner von uns Egoist. Ich bin vielleicht ein Egoist, so lange du mich nicht liebst. Du und ich . . .

Hans: Rede nicht! Es handelt sich hier auch gar nicht um dich und mich . . .

Peter: Ja, worum handelt es sich denn? Um Martin? Martin nehme ich auf mich.

Hans: Es handelt sich hier selbstverständlich auch nicht um Martin. (Indem er sich umsieht.) Es handelt sich um Mathilde, die Stute.

Peter: Es handelt sich um Mathilde, die Stute?

Hans: Ja! Mathilde, die Stute, fuhr gerade in jenem Augenblicke mit dem neuen Gig des jungen Brauherrn vorüber. Doch du bist blind.

Peter: Ich habe sie nicht gesehen, allerdings. Und im neuen Gig, sagst du?

Hans: Ja, ja.

Peter: Es tut mir gewiß leid, daß ich Mathilde, die Stute, nicht gesehen habe. Der Anblick Mathildens, der Stute, tut jedem Tiere wohl, also auch mir. Hat vielleicht Mathilde, die Stute, auf uns ein Auge geworfen?

Hans: Ich konnte sie daran nicht hindern.

Peter: Und hat Mathilde, die Stute, vielleicht auch ein Wort gesagt?

Hans: Peter, du hast merkwürdige Vorstellungen von Manieren.

Peter: In gewissen Augenblicken hat man keine Manieren.

Hans: Mathilde, die Stute, hat in jedem Augenblicke Manieren. Zudem zieht sie jetzt, wie gesagt, den neuen Gig des jungen Herrn und hat ein neues glänzendes Geschirr und gelbe Zügel.

Peter: Ach, es tut mir jetzt leid, daß ich sie nicht gesehen habe. Mathilde, die Stute, muß besonders schön ausgesehen haben in dem neuen, glänzenden Geschirr mit gelben Zügeln. Mathilde, die Stute, ist schön. Mathilde, die Stute, ist so schön, daß es mir immer vorkommt, als hätte sie silberne Hufeisen, obwohl ich ganz genau weiß, daß sie ganz dieselben hat wie wir und diese nur öfters wechselt, vielleicht nicht einmal das . . . Aber trotzdem — mir ist immer, wenn ich Mathilde, die Stute, sehe, als hätte sie ihre schönen, schwarzen, gut gepuhten Hufe mit silbernen Hufeisen beschlagen. Kommt es dir nicht zuweilen auch so vor, Hans?

Hans: Schwäge nicht! Mathilde, die Stute, ist schön und darum braucht sie keine silbernen Hufeisen. Ihre Schönheit genügt. Du möchtest vielleicht silberne Hufeisen haben, weil du häßlich bist und einen schweren Schritt hast.

Peter: Lassen wir das! Sage mir lieber, hast du vielleicht Mathilden, der Stute, ein Wort zugeworfen?

Hans: In begreiflicher Aufregung wollte ich ihr allerdings etwas zurufen, um meine lächerliche Stellung neben dir zu entschuldigen. Doch Mathilde, die Stute, erriet mich, ohne daß ich das Maul auftat, sie lächelte ein wenig, so daß ich ihr schönes Gebiß sehen durfte, und fuhr schnell vorbei, so schnell wie möglich. Im übrigen weiß ich ganz genau, was sich Mathilde, die Stute, in diesem Augenblicke gedacht haben mochte.

Peter: Über mich?

Hans: Das würde mich, aufrichtig gestanden, wenig bekümmert haben.

Peter: Aber, lieber, lieber Hans, an deiner Stelle würde es mir sehr gleichgültig sein, was sich Mathilde, die Stute, über dich gedacht hätte, wenn Mathilde, die Stute, bei aller Schönheit nicht so viel Verständnis hat, um einzusehen, daß du ganz unschuldig an meiner Lage wärest.

Hans: Weder ich noch du haben Mathilde, die Stute, aufzufordern Verständnis zu zeigen. Mathilde, die Stute, ist so wie sie ist und hat zudem Manieren. Und wer Manieren hat, darf so sein wie er ist und hat stets Verständnis, was immer die anderen tun. Mathilde, die Stute, füge ich hinzu, verlangt Manieren auch von anderen, und sie zieht Manieren dem Verständnis vor, und sie darf es, denn sie ist vollkommen und weiß auch das, was sie nicht weiß.

Peter: Hans, du redest von den Manieren, als ob du keine hättest. Wer Manieren hat, redet nicht davon. Ich bin überzeugt, daß Mathilde, die Stute, niemals von Manieren redet, sondern immer von allen möglichen anderen Sachen. Wer Manieren hat, darf sich alles erlauben. Sage, hast du Manieren?

Hans: Gott sei Dank, ja. Ich rede auch nur jetzt davon, weil ich eben einen Augenblick lange keine hatte.

Peter: Ich verstehe dich nicht, Hans. Was hast du denn gemacht? Ich habe nämlich gar nicht auf dich geachtet, als ich am Boden lag.

Hans: Um so schlimmer. Ich war ohne Haltung, ich war außer mir. Ich kam mir vor wie irgend ein Pferd, das man eben vor einen Bierwagen spannt und dem darum alles passieren kann. Mir war die ganze Zeit über, als wäre ich an deiner Stelle, ja das war ganz genau mein Gefühl, und ich konnte dieses Gefühl nicht verbergen, kurz ich war lächerlich. Und wer lächerlich ist, hat keine Manieren, vielmehr hat dann jeder, der geringste Abergaul, gerade die Manieren, die man haben sollte, und man ist selber nichts . . . (Peter lacht) Warum lachst du? Du hast hier gar nicht zu lachen.

Peter: Ich lache jetzt gar nicht über dich, Hans, ich lache über mich . . . aus Freude! Du bist natürlich überzeugt, daß auch ich lächerlich gewesen sei?

Hans: Du warst nicht nur lächerlich, sondern auch schamlos. Oder du warst nicht nur schamlos, sondern auch lächerlich. Du warst kurz beides zugleich.

Peter: Nun, so muß ich dir sagen, daß ich nicht lächerlich gewesen bin. Und je mehr ich darüber nachdenke, um so weniger komme ich mir lächerlich vor. In der Tat.

Hans: Vielleicht wäre es darum besser, nicht erst darüber nachzudenken.

Peter: Hans, wenn ich lächerlich bin, weiß ich es sofort und stets zuerst. Vielleicht ist es das einzige, was ich ganz genau weiß. Seit meiner frühen Jugend! Wenn ich lächerlich bin, lache ich selber über mich, so daß du immer zu spät kommen mußt, wie sehr du dich auch beeilst, über mich zu lachen. Und du bist schnell, Hans, aber ich bin noch schneller, immer einen Schritt voraus. Mag sein, daß ich darum keine Manieren habe, vielleicht aber brauche ich darum keine. Hans, ich gebe nicht gerne Ratschläge, aber darin solltest du mir folgen.

Hans: Was willst du damit sagen?

Peter: Nun, du verstehst mich schon. Ich sage dir auch noch, daß, wenn man ernst ist und in einemfort so bleiben will, man dadurch nur immer lächerlicher wird, so ganz von selbst. Verstehst du das?

Hans: Ich bin wahrhaftig nicht dazu geboren, um alles zu verstehen, was dir einfällt. Ich sage dir auch noch, daß du mich nie treffen kannst. Ich habe mir ein für allemal vorgenommen, von dir nicht mehr getroffen zu werden.

Peter wiehert.

Hans: Peter, ich meine, als uns Martin, der Knecht zusammenspannte, haben wir abgemacht, nicht mehr zu wiehern.

Peter: Wir sind doch allein jetzt.

Hans: Was soll das heißen: wir sind allein?! Du weißt, ich kann diese Redensart nicht vertragen. Nur Schwäger, übermütige, unmanierliche Leute führen sie im Munde. Wir sind gar nicht allein, ich fühle mich niemals allein, man ist überhaupt nicht allein. Nur ein lächerliches Tier ist allein, merke dir das! Wer ernst ist, denkt fort und fort an die anderen und ist in jedem Augenblick gleichsam in Gesellschaft aller.

Peter: Hans, ich muß dir jetzt etwas sagen, aber . . .

Hans: Was „aber“?

Peter: Du darfst nicht sagen, daß ich ein Narr sei.

Hans: Das bist du so wie so.

Peter: Du sollst es aber nicht sagen. Vielleicht bin ich es nicht, aber mich trifft alles, was man über mich sagt, auch wenn ich das nicht bin, was man sagt. Und dann, was man ist, das tut einem nicht weh, das weiß man nie ganz genau oder das vergift man wieder. Der andere aber soll es einem nicht sagen.

Hans: Laß deine Theorien über das, was du bist oder nicht bist, und sage mir, was du zu sagen hast! Aber bitte, schnell! Wir werden gleich fahren, und beim Ziehen wird von heute an nicht mehr gesprochen, sonst fällst du wieder hin.

Peter: Gut, daß du das so sagst. Vorhin habe ich angedeutet, daß ich nicht lächerlich gewesen bin. Jetzt will ich dir auch ganz genau sagen, warum: Ich habe mich vorhin sehr wohl gefühlt am Boden. Es war so gut . . .

Hans: Was war gut?

Peter: Nun, daß ich eben hinsiel und eine Zeitlang am Boden lag. Ich hätte noch lange also auf dem Pflaster liegen wollen, trotzdem kein Stroh da war.

Hans: Das glaube ich gewissermaßen. Du bist nämlich trotz deines gelegentlichen Eifers im Grunde ein geborener Faulpelz und zuweilen gerne unanständig.

Peter: Weit gefehlt, ich bin weder ein geborener Faulpelz noch unanständig, aber ich habe mich in der Tat vorhin so wohl gefühlt wie vielleicht noch nie im Leben. Und es war ein ganz neues Gefühl, das da über mich kam.

Hans: Und die vielen Peitschenhiebe und Fußtritte haben dir auch wohl getan und waren dir auch ein ganz neues Gefühl?

Peter: Ja, Hans, ja. Ich kann es nicht anders sagen. Sie haben das ganz neue Gefühl in mir nur noch erhöht. Ich habe sie sogar gezählt. Sie hätten mir, mein' ich, gefehlt, so gehörten sie dazu. Alles, alles gehörte dazu. Martin, der Kot, kurz, alles, alles, ich fühlte mich vollkommen und selig. Kannst du das begreifen?

Hans: Weil du schon ein Narr bist, so will ich es dir nicht erst sagen. Aber so viel sollst du noch wissen: Andere mögen einen Narren für kurzweilig und auch für einen guten Erzähler halten; ich aber sehe den Narren so wie er ist und sage dir: du bist abgeschmackt und du bist gefinnungslos, und deine Erzählung widert mich an.

Peter: Ist das alles, was du mir zu sagen hast?

Hans: Ja.

Peter: Und ich sage dir, es ist nichts. Was du nicht begreifst, das nennst du lächerlich oder abgeschmackt oder gefinnungslos. Es gibt Unterschiede, Hans.

Hans: Allerdings, das sehe ich.

Peter: Das soll heißen: manchmal gibt es Unterschiede, manchmal wiederum nicht. Und das siehst du nicht ein, und ich sage dir es, obwohl ich weder ein Narr noch gefinnungslos bin. Vielmehr bin ich ein armer Teufel, und es ist weder nährisch noch gefinnungslos, wenn ein armer Teufel sich einmal wohl fühlt. (Peter beginnt zu weinen.)

Hans: Peter, ich ersuche dich, nicht sentimental zu werden. Damit vermagst du mich am allerwenigsten zu rühren.

Peter (unter Tränen): Ich weine auch nicht, um dich zu rühren.

Hans: Warum weinst du also, wenn du mich nicht rühren willst? Wer weint, will rühren. Sonst sind Tränen nur ein Ausdruck schlechter Manieren und eitel.

Peter (unter Tränen): Bis jetzt habe ich immer gemeint, daß wer schlechte Manieren hat, nicht eitel sei.

Hans: So denken hungrige Tiere, Abergläube, so denkt alles, was ein für allemal mißlungen ist. Wer gute Manieren hat, ist nicht eitel.

Peter (noch immer unter Tränen): Man kann es auch umgekehrt sagen.

Hans: Man kann es durchaus nicht umgekehrt sagen. Nur müßige, faule Tiere wollen alles umgekehrt sagen. Wer sich bemüht, wer strebt, will sagen: wer Erfolg hat, sagt alles so wie es ist, und für ihn ist alles gerade und einfach.

Peter: Hast du immer Erfolg, wenn du dich bemühest und strebst?

Hans: Ja.

Peter: Ja?

Hans: Ja. Ich sage es ganz aufrichtig: ich habe Erfolg und ich habe immer Erfolg gehabt. Seit frühester Jugend. Ich schäme mich auch nicht, es zu gestehen. Nur die gewöhnlichen und darum feigen Tiere schämen sich zu sagen, daß sie Erfolg hätten. Erfolg ist gut, und wer Erfolg hat, wird dadurch immer besser — vorausgesetzt, daß er nicht von vornherein mißlungen ist.

Peter: Ich habe nie Erfolg.

Hans: Das ist ganz klar: wer eben von Jugend an mißlungen ist, hat keinen Erfolg. Wie sollte er auch?

Peter: Es ist ganz anders, Hans. Ich habe keinen Erfolg, weil . . . weil ich mich zum Beispiel vorhin so wohl gefühlt habe und jetzt traurig bin und mir recht elend vorkomme. Wenn ich mich jetzt ebenso wohl fühlte wie vorhin . . .

Hans: Was dann?

Peter: Dann würde ich dreist sagen, daß ich Erfolg hätte. Und so ist es. Ich bin froh und traurig zugleich. Was ist da zu machen? Gib mir einen Rat, der mir paßt!

Hans: Es ist ganz müßig, dem einen passenden Rat zu geben, der keinen Erfolg hat. Ich kann ihm nur raten, sich zu bescheiden, sich zu demütigen, sich ganz klein zu machen. Ich rate dir: arbeite, und wenn du glaubst, dir genug getan zu haben, dann arbeite wieder, damit du nicht übermütig werdest! Und wenn du

genießen willst, so genieße das Wenige, das dir zukommt und um das dich niemand beneiden wird!

Peter: Hans, ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht darüber nachgedacht, was mir zukäme. Vielleicht kommt mir nichts zu, vielleicht alles, vielleicht könnte ich mir alles ebensogut stehlen, was mir zukommt. Ein wenig stehle ich immer, und ein wenig bin ich auch immer bestohlen. Du siehst, ich bin genau.

Hans: Auf deine Weise.

Peter: Jeder ist auf seine Weise genau. Doch das ist es nicht, Hans, das ist kein Erfolg. Ich möchte stets heiter sein, Hans, mich wohl fühlen, am Boden liegen . . . Vielleicht möchte ich auch immer traurig sein, nichts anderes als traurig . . . Dann wüßte ich doch, was ich bin, dann hätte ich auch Erfolg. So aber bin ich stets umgekehrt, und alles gilt und nichts gilt.

Hans: Peter, ich will dir das jetzt anders sagen: eigentlich gehörst du in einen Zirkus. Im Zirkus geschieht alles umgekehrt, und dort gilt alles und nichts, und dort kann man alles machen und dort . . .

Peter: Ich wünschte, ich wäre in einem Zirkus. Es war zeitlebens mein höchster Wunsch. Jetzt ist es zu spät.

Hans: O, du wollüstiges Tier, das glaube ich dir. Peter, in dir steckt viel zu viel Wollust. Alles soll dir Wollust bereiten, in jedem Augenblicke, zu ganz ungelegener Zeit. Und auch darum kann ich dir keinen Rat geben. Wer wollüstig ist, dem gibt man keinen Rat. Auch dem nicht, der nur an sich denkt. Du sagst, dein höchster Wunsch wäre zeitlebens der Zirkus gewesen; ich aber sage dir, du hast zeitlebens nur an dich gedacht. Denke nicht so viel an dich!

Peter: Und du?

Hans: Und du! Und du! Wenn man dir die Wahrheit sagt und dir nichts einfällt, so sagst du regelmäßig: Und du. Ich aber sage dir, es gibt kein: Und du. Unter keinen Umständen gibt es ein: Und du. Das wäre leicht: Und du. Vielleicht gilt es im Zirkus. Jedes Tier kann sagen: Und du. Und du: das ist mir gerade so viel, wie wenn du wieherst. Nicht mehr! Und wiehern ist überflüssig und beweist nichts.

Peter: Hans, jetzt hast du dich ohne Grund aufgeregt, was du sonst nicht zu tun pflegst. Ich wollte sagen: Und du . . . du denkst an Mathilde, die Stute.

Hans: Du willst mich beleidigen, Peter!

Peter: Gar nicht. Ich wollte nur sagen . . .

Hans: Was! Heraus damit!

Peter: Ich wollte nur sagen, daß auch du manchmal froh bist und dich wohl fühlst, gerade so wie ich, vielleicht sogar mehr.

Hans: Entschieden.

Peter: Natürlich . . . Doch manchmal . . .

Hans: Nun?

Peter: Ich sage es lieber nicht.

Hans: Peter, hier gibt es kein Versteckenspielen. Ich befehle dir es zu sagen . . .

Peter: Ich wollte also sagen, daß, trotzdem du, wie ich wiederhole, manchmal sehr froh sein und dich wohl fühlen magst und ganz selbstverständlich auch Grund dazu hast, du dennoch manchmal ein wenig traurig sein und dir recht elend vorkommen dürftest.

Hans: Das ist mir neu. Was du nicht alles weißt, du Schwächer, du Besser-wisser! Ich möchte nun aber auch erfahren, warum ich zuweilen traurig sein und mir recht elend vorkommen sollte! Es ist mir, wie gesagt, neu und ich bin darum gespannt.

Peter: Nun, wegen Mathilde, der Stute. Weil Mathilde, die Stute, schön ist und kokett und reich und jetzt den neuen Gig des jungen Brauherrn zieht und ein neues Geschirr trägt und gelbe Zügel hat. Ach, mir ist immer, als hätte Mathilde, die Stute silberne Hufeisen! Wenn ich an Mathilde denke, so sehe ich stets vier silberne Hufeisen in der Luft blinken! Mathilde, die Stute, ist schön, schön, und ich sehe silberne Hufeisen. Hans, und du . . . du siehst keine silbernen Hufeisen, aber du bist dafür zuweilen ein wenig traurig — das ist doch so natürlich.

Hans: Das ist gar nicht natürlich, vielmehr bist du gewöhnlich, ja eine gemeine Natur.

Peter: Das macht nichts aus, denn ich glaube, daß ich die Wahrheit sage.

Hans: Und ich? Bin ich nichts?

Peter: Ach, Hans, man weiß nie genau, was man ist. Vielleicht ist es darum gut, Manieren zu haben. Vielleicht wissen nur die sehr, sehr schönen Stuten, was sie sind. Versuche einmal mir genau zu sagen, was du bist. Sprich überhaupt einmal von dir — ich meine, ohne an einen Erfolg zu denken! Vielleicht kenne ich dich nicht, Hans.

Hans: Allerdings kannst du dich in mir nur irren.

Peter: Nun an mir liegt dir nicht viel, darum sprichst du auch nicht von dir zu mir. Aber Mathilde, die Stute, ist schön und kokett und reich und zieht den neuen Gig.

Hans: Ja, warum soll sie es nicht sein? Soll sie vielleicht mit dir Bierfässer ziehen? Beneidest du sie etwa?

Peter: Ich beneide niemand. Aber ich rechne so: wenn ein Tier schön und reich ist wie Mathilde, die Stute, so wird es natürlich noch schöner und reicher, so wie man daran denkt.

Hans: Um so besser.

Peter: Für wen? Das ist die Frage.

Hans: Nur für Mathilde, die Stute.

Peter: Hans, das ist selbstverständlich. Das hättest du gar nicht zu sagen brauchen.

Hans: Ich weiß zwar nicht, was du mit deinem Geschwätz eigentlich willst, aber ich füge hinzu: auch für den, der an Mathilde, die Stute denkt. Natürlich.

Peter: Für dich also?

Hans: Ja, für mich, wenn du erlaubst.

Peter: Da freue ich mich sogar sehr für dich, aber . . .

Hans: Bitte, sprich dich nur aus!

Peter: Ich habe mir bisher immer das Gegenteil gedacht.

Hans: Jetzt verstehe ich dich wirklich nicht mehr.

Peter: Hans, du wirst eigensinnig, wenn ich von Mathilde, der Stute, rede. Ich rechne nämlich weiter, daß man selber bei diesem Gedanken an die schöne und reiche Mathilde, die Stute, ganz unwillkürlich ärmer — ein wenig — und häßlicher — ein wenig — wird und ganz unwillkürlich nie weiß, was man wirklich ist.

Hans: Nun für dich mag das gelten. Es gibt aber Unterschiede, hast du selber gesagt.

Peter: Manchmal gibt es Unterschiede, manchmal aber keine — so habe ich es gesagt, wenn du dich recht erinnerst.

Hans: Meinetwegen magst du es so gesagt haben. Im übrigen ist es gar nicht ausgeschlossen . . .

Peter: Was?

Hans: Nun ich sage, es ist gar nicht ausgeschlossen, daß auch Mathilde, die Stute, einmal weniger schön und reich sein wird und nicht mehr den neuen Gig des jungen Herrn, sondern einfach den gewöhnlichen Wagen des Inspektors ziehen wird. Es wäre nicht das erstemal und wäre durchaus natürlich und gar keine Schande.

Peter: Hans, Hans, du weißt nicht, was du redest. Vielmehr an deiner Stelle würde ich das nicht gesagt haben. Wenn es auch wahr ist, daß so etwas sich oft ereignet und natürlich ist und Mathilde, die Stute, nicht die erste wäre, so würde ich dennoch nicht so etwas von Mathilde, der Stute, gesagt haben. Nein, nein. Und wenn ich mein Leben hätte opfern müssen. Du nennst mich einen Schwäger, Hans, aber gewisse Dinge sage ich eben nicht. Hans, das war grob von dir im allgemeinen und im besonderen.

Hans: Peter, schweige, sage ich dir! Du bist feige, du bist mehr als feige.

Peter: Vielleicht bin ich feige. Vielleicht aber nennst du mich bloß feige, weil du grob bist. Vielleicht hat es Mathilde, die Stute, sogar lieber, daß einer feige sei als daß er solche grobe Sachen über sie sage. Vielleicht sagt Mathilde, die Stute: Feigheit und Grobheit sind einer schönen Stute gegenüber ganz dasselbe, denn eine schöne Stute achtet beider nicht. Vielleicht sagt Mathilde, die Stute: der eine ist feige und der andere grob — wen soll ich wählen, da ich weder grob noch feige, sondern schön bin? Vielleicht sagt Mathilde, die Stute, auch sehr klug: Wenn der eine nicht grob wäre, so würde er feige sein, und umgekehrt. Du und ich, wir wissen beide nicht, wie Mathilde, die Stute, in solchen Fällen denkt. Vielleicht denkt Mathilde, die Stute, überhaupt über solche Sachen nicht nach und freut sich des neuen Gigs und der gelben Zügel und ihrer Krippe aus Marmor. Mathilde, die Stute, hat es gut und geht so leichten Schrittes durch das Leben, als hätte sie silberne Hufeisen . . .

Hans: Ich möchte gerne wissen, warum du dich so viel mit Mathilde, der Stute, beschäftigst.

Peter: Ich liebe, kurz gesagt, Mathilde, die Stute um ihrer Schönheit willen.

Hans schweigt.

Peter: Ja, es ist so, ich liebe Mathilde, die Stute um ihrer Schönheit willen.

Hans schweigt.

Peter: Ich liebe Mathilde, die Stute mit besonderer Liebe, übermäßig. Ich liebe Mathilde, die Stute so, daß ich stets vier silberne Hufeisen blinken sehe, so oft sie an mir vorbeieilt. Ich liebe sie so, daß ich mir gar nicht denken kann, sie könnte mich widerlieben.

Hans: Besonders nicht, nachdem sie dich heute in deiner schamlosen und wolüstigen Lage gesehen hat, ganz nackt und schmutzig und voller Peitschenhiebe — man sieht sie jetzt noch. Pfui, Peter, pfui, pfui, pfui!

Peter: Vielleicht ist das nur deine Ansicht. Und deine Ansicht ist noch nicht Mathildens, der Stute, Ansicht.

Hans: Du kennst die Stuten nicht. Sprich also nicht!

Peter: Je weniger ich sie kenne, um so mehr liebe ich sie. Und Mathilde, die Stute, ist ein Geheimnis, und ich möchte nicht, daß sie ohne Geheimnis sei, und darum bin ich enthalten.

Hans: Peter, ich gestehe es ohne Reid: im Grunde bist du ein bescheidenes Tier. Und gewissermaßen versöhnt mich das mit dir. Es scheint, daß du bescheiden auf die Welt gekommen bist und alles Lächerliche erst später hinzugekommen ist.

Peter: Hans, es bleibt dabei: du passst nur auf, ob ein anderer lächerlich sei. Es scheint, daß dir gar nichts anderes mehr einfällt. Du bist klug, aber eigentlich lebst in dir kein eigener Wit. Und darum hoffst du stets, daß auch Mathilde, die Stute, alles das lächerlich finde, was dir lächerlich erscheint — eben weil du keinen eigenen Wit hast. Vielleicht ist es ganz anders. Vielleicht findet Mathilde, die Stute, weder mich noch überhaupt etwas lächerlich. Vielleicht liebt Mathilde, die Stute es, daß jedes Tier auf seine eigene Art sei; vielleicht liebt Mathilde, die Stute, gerade das Besondere, das ganz Besondere, den eigenen Wit. Was sollte Mathilde, die Stute, auch lieben, da sie alles besitzt und schön und überhaupt vollkommen ist?! Ich kann es mir ganz gut vorstellen, daß Mathilde, die Stute, allerniedlichste, witzigste, unwahrscheinlichste, ja lächerlichste Dinge liebt, die du nicht magst, weil du grob bist. Wenn ich Mathilden, der Stute, heute oder morgen begegne, werde ich ihr erzählen, daß ich stets vier silberne Hufeisen in der Luft blinken sehe, wenn sie an mir vorbeilebt. Vielleicht wird sie das lieben . . .

Hans: Peter, du darfst darüber vollkommen beruhigt sein, daß Mathilde, die Stute, keine Neigung für alles das verrät, was ich und meinesgleichen für lächerlich und ungesund halten. Ja, ich möchte sagen, soweit mein Verkehr mit Mathilden, der Stute, es schon zuläßt, ist es meine Pflicht, alles Lächerliche und Ungesunde von ihr fernzuhalten, damit es für sie einfach nicht existierte und damit Mathilde, die Stute, ohne Ärger und Aufregung in ihrer eigenen Welt lebe, bis es Zeit sei, daß sie gebäre . . .

Peter: Wer will Mathilde, die Stute, heiraten? Du?

Hans: Ja, ich, ich! Niemand anderer.

Peter schweigt.

Hans: Nun, rede!

Peter schweigt.

Hans: Das Ganze ist dir wohl unangenehm?

Peter: Wie meinst du das?

Hans: Nun ich meine, du wirst dich von jetzt an in acht nehmen, daß dir solche eigene Witze, wie du sagst, oder Schamlosigkeiten, wie ich es nenne, nicht noch einmal passieren?

Peter: O nein! Durchaus nicht.

Hans (lachend): Aber Mathilde, die Stute . . . (Hans beginnt zu fressen.)

Peter: Gerade von heute an werde ich mich immer wieder aufs Pflaster legen, jeden Tag mindestens einmal, manchmal am Morgen und manchmal am Nachmittag, wie es mir eben einfällt. Ich werde nur auf diesen Augenblick warten.

Hans: Und wenn du dir ein Bein brichst und niedergestochen werden mußt!

Peter: Nun, so werde ich mir dabei ein Bein brechen und dann niedergestochen werden.

Hans (weiter fressend): Und alles das um Mathilde, die Stute!

Peter: Ich denke gar nicht an Mathilde, die Stute, ich denke an mich und nur an mich und daran, daß mir von nun an stets auf eigene Weise wohl sein wird und ich ein ganz besonderes Leben führen werde. Du, Hans, denkst nur fort an Mathilde, die Stute, vielmehr an deren schönen Hals und gelbe Zügel und neuen Gig und daß sie dir Kinder gebären wird. Pfui, Hans, pfui, pfui! Und du denkst auch daran, daß ich mir einmal ein Bein brechen werde und niedergestochen werden muß. Ja, auch daran denkst du, und ich sage darum noch einmal: Pfui, Hans, pfui, pfui! Du bist nicht mehr mein Freund, du bist mir fremd und ich hasse dich ehrlich, damit du es weißt.

Hans mußte lachen, trotzdem er das Maul voll Hafer hatte, doch das brachte Peter in solche Wut, daß er wiehernd Hans in den Hals biß. Hans gab es ihm natürlich zurück, und beide begannen jetzt einander mit ihren Hufen und Gebissen zu bearbeiten. Wenn nicht Martin, in der Meinung, seine beiden Hengste rausten sich um das Futter, aus dem Wirtshaus gestürzt wäre, so würden diese mit dem Wagen durchgegangen sein. Doch Martin beruhigte sie mit einigen Peitschenhieben, band die Holztrippe von der Deichsel los und schirrte Hans an die Gabel an, und so fuhr denn der leere Wagen vom Südbahnhof nach dem Bräuhaus ohne Zwischenfall zurück.

Neue Anti-Shakespeare-Literatur.

Von Hofrat Prof. Dr. J. Schipper.

Wieder liegen uns zwei höchst bedauerliche Erscheinungen auf dem Gebiete der Shakespeare-Bacon-Literatur vor, als deren Ausläufer sie zu betrachten sind, wenn sie auch nicht mehr für Bacon als dem Verfasser der Dramen und Dichtungen Shakespeares eintreten. Die eine dieser Schriften ist betitelt: Peter Alvor: „Das neue Shakespeare-Evangelium.“ 2. Auflage. Hannover, Adolf Sponholz Verlag, 1907. (XIII. + 130 S. kl. 8°); die andere, mit der ersteren in Zusammenhang stehende: „Der wahre Shakespeare“ von Karl Bleibtreu; mit den Nebentiteln: „Das neue Shakespeare-Evangelium.“ „Shakespeare“ Tragikomödie in 3 Akten. München und Leipzig, bei Georg Müller 1907. (176 S. gr. 8°.)

Bedauerlich sind diese Bücher aus mehr als einem Grunde, einmal deshalb, weil eine Schrift, wie diejenige Alvors, die lediglich als ein auf phantastischen Einbildungen beruhendes Hirngespinnst anzusehen ist, für dessen Inhalt der Verfasser selber (S. 22) zugesteht, positive Beweise nicht erbringen zu können, in Jahresfrist schon die zweite Auflage erlebt hat und zweitens, weil sie eine andere Schrift ganz ähnlich phantastischer Art hervorgerufen und noch dazu den Verfasser derselben, Karl Bleibtreu, zum Renegaten gemacht hat. Noch trauriger vielleicht ist es, daß Deutschland damit in der Entwicklungsgeschichte des Shakespeare-Bacon-Unsinns dem eigentlichen Mutterlande desselben, Amerika, den Rang abgelaufen hat. Denn während einer der amerikanischen Baconianer, Appleton Morgan, im Laufe der

Zeit zu der Ansicht sich bekehrt hat, daß „der Mann aus Stratford am Ende doch der Verfasser der Dramen sei“, bietet uns Bleibtreu das betrübende Beispiel eines Literaturhistorikers, der in seinem Werke „Geschichte der englischen Literatur in der Renaissance und Klassizität“ auf 9 Seiten (95 bis 103) in geistvoller Weise mit ernsten und stichhaltigen Gründen für die unbestreitbare Verfasserschaft Shakespeares und gegen den Bacon-Unsinn eintrat, sich nun, von dem vagen und eingestandenermaßen unbewiesenen Gerede eines Alvor zu ähnlichen Phantasien und zur teilweisen Wiederholung der törichtsten Einwendungen der Baconianer gegen Shakespeare hat verführen lassen.

„Peter Alvor“ ist offenbar ein Pseudonym; aber wie immer er auch heißen möge, es sei ihm gern gegönnt, unter der schützenden Tarnkappe der Pseudonymität die bedenklichen Ergebnisse seiner Shakespeare-Forschungen zu veröffentlichen, da er sein „Neues Evangelium“ nicht nur sogleich im ersten Satz mit einem seltsamen Druckfehler, sondern, was viel bedenklicher ist, mit einer Verdrehung der Tatsachen seinen Lesern verkündet, indem er sagt: „Die Shakespeare Forschung hat ihre Schuldigkeit getan: Sie hat evident erwiesen, daß der Schau seinem Spieler Shakespeare der Verfasser der unter Namen gehenden Dramen nicht war (soll natürlich heißen: daß der Schauspieler Shakespeare der Verfasser der unter seinem Namen gehenden Dramen nicht war.)“ Genau das Gegenteil hat die Shakespeare-Forschung erwiesen, wie alle über Shakespeare geschriebenen Biographien von Nicolas Rowe an bis auf die im Jahre 1907 erschienenen von Max Wolff und Walter Raleigh, ferner die Veröffentlichungen der verschiedenen Shakespeare-Gesellschaften und endlich alle Widerlegungen der Shakespeare-Bacon-Hypothese zur Evidenz dartun. Obwohl nun Alvor die Richtigkeit dieser Widerlegungen anerkennt und die Behauptung, daß Bacon die Shakespeareschen Dramen geschrieben habe, als eine unsinnige zurückweist (wie dies auch Bleibtreu tut), nimmt er doch in seinem Buche auf den sonstigen, nicht minder wichtigen Inhalt jener Streitschriften, nämlich die in ihnen zusammengestellten Beweise für Shakespeares Autorschaft, mit keiner Silbe Bezug, sondern erst veranlaßt durch eine Rezension Prof. Siepers von Bleibtreus Buch, in dem Vorworte zur zweiten Auflage seines Werkes. Statt dessen stellt er frohen Mutes, wie dies übrigens die Eigenart der meisten dieser phantasievollen Forscher ist, eine neue Behauptung auf, nämlich, daß Henry Wriothesley, Graf von Southampton (dem Shakespeare bekanntlich seine Dichtungen „Venus und Adonis“ und „Lucretia“ widmete) die Historien und die Tragödien, Roger Manners, Graf von Rutland, die Komödien und seltsamerweise auch die beiden erzählenden Gedichte tragischen Inhalts nebst den Sonetten gedichtet habe, und zwar sollen beide Autoren unter dem Pseudonym William Shakespeare geschrieben haben. Alvor gibt zunächst die Lebensbeschreibungen dieser beiden Prätendenten für den Thron des Shakespeare'schen Dichterruhms und bemerkt, daß Southampton am 6. Oktober 1573, Rutland aber genau drei Jahre später, nämlich am 6. Oktober 1576 geboren war.

Nun gilt es in der Shakespeare-Forschung, auf die sich doch Alvor im ersten Satz seines Buches bezieht, als feststehend, daß zwischen 1588 bis Ende des Jahres 1593 bereits von den historischen Dramen die drei Teile von „König Heinrich VI“, ferner „König Richard III.“ und „König Richard II.“, von den Tragödien „Titus Andronicus“ und „Romeo und Julie“, von den Komödien „Die Komödie der Irrungen“,

„Verlorene Liebesmüh“, „Die beiden Edelleute von Verona“, „Der Sommernachts-
traum“ und ebenfalls bereits die beiden größeren erzählenden Dichtungen „Venus
und Adonis“ und „Lucretia“ abgefaßt waren.

Graf Southampton mußte daher bis zu seinem 20. Jahre alle die zuerst ge-
nannten historischen Dramen und Tragödien — sieben an der Zahl — verfaßt,
mußte also damit wohl schon in seinem 15. oder 16. Jahre begonnen und seine
Studienzeit in Cambridge und im Londoner Rechtskollegium Gray's Inn damit aus-
gefüllt haben.

Graf Rutland, dem von Alvor die Komödien, die lyrischen und die erzählenden
Dichtungen zugeschrieben werden, mußte schon bis zu seinem 17. Lebensjahre eine
nicht minder staunenswerte dichterische Tätigkeit entfaltet und doch mindestens mit
dem 14. Jahre begonnen haben zu dichten, um in drei oder vier Jahren mit den
vier genannten Lustspielen und mit den beiden großen erzählenden Dichtungen fertig
zu werden. Wahrlich, ein frühreifes Dichtergenie, welches sogar den unglücklichen
jungen Chatterton tief in Schatten stellen würde!

Nun, die Unwahrscheinlichkeit dieser Annahme hat Herr Alvor selbst erkannt.
Aber er weiß sich zu helfen. Auf Seite 7 bis 8 seines Büchleins stellt er flugs,
ohne aber irgendwelche Gründe oder Belege dafür beizubringen, eine ihm besser
konvenierende, die Shakespeareschen Jugenddramen um einige Jahre später ansetzende
neue Tabelle der wahrscheinlichen Abfassungszeiten a) für die Werke Rutlands,
b) für die Werke Southamptons auf und läßt jenen im 17. Lebensjahr mit „Venus
und Adonis“, diesen als achtzehnjährigen mit „König Johann“ die dichterische Tätig-
keit beginnen. Dabei trägt er nicht das geringste Bedenken, die Entstehung der drei
Stücke „Ein Sommernachtstraum“, „Der Kaufmann von Venedig“ und „König
Heinrich IV., Teil I“ in das Jahr 1598 zu verlegen, obwohl wir aus dem in dem
nämlichen Jahre bereits gedruckt vorliegenden, umfangreichen Werke Palladis Tamia
des Francis Meres, der diese Stücke unter den berühmtesten Dramen Shakespeares
mit anführt, wissen, daß sie damals bereits vorhanden waren, also sicherlich früher
geschrieben sein müssen.

Auch die Entstehung des „Hamlet“ verlegt er ruhig in das Jahr 1603, un-
bestimmt darum, daß das Stück bereits am 26. Juli 1602 in die Buchhändler-
register als ein neuer Verlagsartikel eingetragen worden war und die erste Ausgabe
desselben schon 1603 gedruckt vorlag.

Aber es hieße wirklich dem Herrn Alvor zu viel Ehre erweisen, wenn man
seine Ausführungen ernst nehmen wollte.

Auch können seine Argumente gegen Shakespeare nicht einmal das Verdienst
der Originalität für sich in Anspruch nehmen. Er bestreitet, wie alle seine Vorgänger,
lediglich mit einem Hinweise auf die auch von den Baconianern angenommene an-
gebliche Unbildung des Schauspielers William Shakespeare, daß dieser auch der
Verfasser der Dramen und Dichtungen Shakespeares war. Er sagt: „Wie will denn
die Forschung das beweisen? Sein Name steht auf den Dramen. Ganz richtig. Aber
sein Geist lebt nicht in den Dramen. Ich behaupte, der Schauspieler hat die Dramen
nicht geschrieben, trotzdem sein Name über denselben prangt. William Shakespeare
ist das Pseudonym des Verfassers.“ Alvor behauptet also genau daselbe was vor
ihm schon alle Baconianer behaupteten, nur daß bei ihm das Pseudonym zwei

Personen decken soll, wie übrigens auch schon von anderen angenommen worden ist, wenn auch nicht dieselben Namen genannt wurden.

Nun, es ist nicht unsere Aufgabe, Herrn Alvor zu belehren, der offenbar nicht belehrt sein will. Denn wünschte er wirklich zu erfahren, wie die Forschung beweisen will, daß der Schauspieler Shakespeare und der Dichter Shakespeare ein und dieselbe Person waren, so hätte er nur die verschiedenen Shakespeare-Biographien und die zahlreichen Widerlegungen der Ansichten der Baconianer etwas aufmerksamer, als er getan hat, namentlich aber ohne Voreingenommenheit, zu lesen brauchen, und er hätte sich die gänzlich hinfälligen Bemerkungen gegen Sieper auf Seite XV bis XX seines Vorwortes, sowie dann weiter auch, was allerdings ein schweres Opfer für ihn gewesen wäre, die Veröffentlichung der zweiten Auflage seines Buches ersparen können. Die Leser der „Österreichischen Rundschau“ aber, welche die wichtigsten Beweise für die Identität des Schauspielers und des Dichters Shakespeare nochmals zusammengestellt zu sehen wünschen, dürfen wir wohl auf Band V, Heft 55 dieser Zeitschrift vom 16. November 1905 verweisen, wo sie die entscheidenden Belege in unserem Aufsatz „Neue Beiträge zur Shakespeare-Bacon-Hypothese“ auf Seite 117 bis 121 mitgeteilt finden. Es genügt hier, unter den zahlreichen anderen unwiderleglichen Beweisen uns daran zu erinnern, daß in der 1623 erschienenen ersten Gesamtausgabe der Dramen der Autor als der aus Stratford am Avon gebürtige und dort verstorbene Schauspieler William Shakespeare in den vier den Dramen vorangestellten Lobgedichten bezeichnet wird, sowie ferner, daß der Verfasser des längsten und schönsten derselben, der Freund und Dichtergenosse Shakespeares, Ben Jansson, ihn mit begeisterten Worten als den großen dramatischen, aus Stratford stammenden Dichter preist und in seinen mehrere Jahre später geschriebenen „Discoveries“, in einer Art Kommentar zu der Vorrede der beiden Herausgeber der Dramen, der Schauspieler Heminge und Condell (den wir übrigens S. 455 vollinhaltlich mitteilen), sich über deren Freund und Genossen Shakespeare, über seine Persönlichkeit, Dichtungs- und Ausdrucksweise lobend und gelegentlich auch tadelnd äußert, wie es nur einem genauen Bekannten auf Grund eines langjährigen vertrauten Umgangs möglich war. Doch genug davon! Die Einsichtigen und Vorurteilsfreien bedürfen weiterer Belehrung nicht, und die dem Wahn Verfallenen sind eben, wie eine nunmehr schon 50jährige Geschichte dieser literarischen Epidemie zeigt, von vereinzelt Ausnahmen abgesehen, der Belehrung und damit der Genesung nicht zugänglich.

Uns interessiert hier höchstens nur noch die Frage, wie Alvor, nachdem für ihn Bacon als Verfasser der Shakespeare-Dramen „durch die Ergebnisse der Shakespeare-Forschung“ glücklich beseitigt war, auf die zwei von ihm aufgestellten vermeintlichen Autoren geraten ist.

Sogleich auf Seite 2 seines Buches verrät er uns, wie sehr ihn das „negative Ergebnis der Shakespeare-Forschung“, nämlich, daß Bacon der Verfasser der Dramen nicht sein könne, mit Freude erfüllt habe. „Denn nun bestand wieder Aussicht,“ sagt er, „daß als Verfasser ein wirklich gebildeter Mann entdeckt werden könne, dessen Bildungsgang und äußeres Leben mit seinen Geisteserzeugnissen in Einklang zu bringen seien“, und so habe er sich „nun nach einem neuen Verfasser für die Dramen umgesehen“ und gleich zwei als solche, nämlich die beiden genannten Adligen, gefunden.

Der freundliche und geduldige Leser, der uns bis hierher gefolgt ist, wird nun doch wohl neugierig sein, endlich zu erfahren, welcher Art die Gründe sind, die Alvor für seine Behauptungen beibringt. Einige derselben, die zur Lösung angeblicher „Shakespeare-Rätsel und Shakespeare-Probleme“ (S. 53 ff.) dienen sollen, werden zur Charakteristik derselben genügen. Er fragt:

1. „War Shakespeare in Italien? Jawohl, der Verfasser der ‚Veroneser‘ und des ‚Kaufmanns von Venedig‘ war in Italien. Graf Rutland, der ‚Student von Padua‘, war 1596 in Padua, Venedig, Rom.“ (Nach Alvors eigener Angabe [S. 118] sollen aber „Die beiden Edelleute von Verona“ schon 1595 geschrieben sein, also war doch auch für Rutland der Aufenthalt in Italien nicht unbedingt nötig. Er fragt weiter:

2. „War Shakespeare in Schottland? Jawohl! Der Verfasser des Macbeth, Graf Southampton, war mit Jakob I. in Schottland.“ (Nun, es waren ja noch wohl verschiedene andere Engländer mit dem König oder auch vorher oder nachher in Schottland gewesen, denen das Stück mit ebenso viel, oder richtiger mit ebenso wenig Berechtigung hätte zugeschrieben werden können. Außerdem fand jene Reise nach Schottland, wie Bleibtreu angibt, erst 1617 statt, während Alvor selbst 1606 als das Jahr der Abfassung des „Macbeth“ annimmt.)

3. „Konnte Shakespeare einen Rosenkranz und Gildenstern kennen? Jawohl! 1596 studierten zwei junge Leute dieses Namens gleichzeitig mit Rutland an der Universität in Padua.“ (Die Namen waren als diejenigen zweier dänischer Hofslinge damals in England wohlbekannt.)

4. „Hatte Shakespeare Grund, beim Tode der Königin Elisabeth beharrlich zu schweigen? O ja! Southampton und Rutland saßen wegen der Teilnahme an der Essex-Verschwörung im Tower.“ (Alle die übrigen damaligen Dramatiker, Ben Jonson mit inbegriffen, schwiegen aber auch, obwohl sie nicht im Tower saßen.) —

Nein, auf diese Weise können, wie man wohl sieht, derartige Shakespeare-Rätsel oder Probleme, wenn es überhaupt welche sind, doch nicht gelöst werden. Ebenso hohl und morsch sind die übrigen Stützen, auf denen Alvor sein phantastisches Gebäude aufgeführt hat. Die beiden angeblichen Verfasser der Dramen sollen für die hauptsächlichsten Persönlichkeiten derselben sich selbst als Modell gedient, in anderen Personen ihre Freunde gezeichnet haben. So soll Southampton sich selber porträtiert haben als „Romeo“, als „Prinz Heinrich“, als „Brutus“, als „Bastard Faulconbridge“ etc.; Rutland soll sich gezeichnet haben als „Benedikt“ in „Viel Lärm um nichts“, als „Valentin“ in den „Veronesern“, als „Lucio“ in „Maß für Maß“, als „Orlando“ in „Wie es euch gefällt“ usw., und weil sie dies angeblich getan haben sollen, eben deswegen sind sie nach Alvors Meinung die Verfasser der betreffenden Stücke. In diesem circulus vitiosus bewegt er sich fortwährend und befindet sich anscheinend ganz behaglich dabei.

Man hätte nur meinen sollen, daß ein wesentlicher Umstand ihn doch hätte einigermaßen bedenklich machen können, nämlich die Tatsache, daß man von irgend welcher schriftstellerischen Tätigkeit der beiden aristokratischen Herren bisher so gar nichts in Erfahrung gebracht hat.

Aber ganz im Gegenteil! Gerade in ihrer schriftstellerischen Jungfräulichkeit, in dem Umstände, daß sie nach der bisherigen Annahme in keiner Weise mit der

Druckerschwärze in persönliche Berührung gekommen waren, findet Herr Alvor den Hauptbeweis für ihre Autorschaft, den er bis zu allerlezt aufspart. Denn er beschließt (S. 127) seine eigentlichen „Studien“ mit den folgenden Sätzen, die für diesen originellen Forscher doch zu charakteristisch sind, als daß wir sie den Lesern dieser Zeitschrift billigerweise vorenthalten könnten:

„Und merkwürdig genug, diese beiden hochgebildeten Männer Graf Southampton und Graf Rutland waren die einzigen, die nicht schriftstellerten. Alle anderen hatten geschrieben: Pembroke, Montgomery, Raleigh, Cecil, Essex — nur die beiden tauchten keine Feder in die Tinte. So mußte man annehmen, denn es existierte unter ihrem Namen nichts Literarisches. Ich aber nahm an, daß sie die Missetäter waren, die die Shakespeare-Dramen geschrieben haben. Und wunderbar, nun lösten sich alle Schwierigkeiten, alles ging glatt und ohne Rest auf. Nichts widersprach meiner neuen Lehre — ausgenommen die Shakespeare-Forschung, die behauptete, der Stratford-Schauspieler habe die Dramen verfaßt. — Aber den hatte ich ja schon vorher abgelehnt. Also mußten es doch Southampton und Rutland bleiben.“

Sapienti sat! — —

Gewiß könnte sich der wohlwollende Leser mit diesem befriedigenden Schlussergebnis des Alvorschen Evangeliums ebenso beruhigt begnügen, wie der Schreiber dieser Zeilen und Herr Alvor selber, wenn nicht leider ihn und uns doch das Verhängnis ereilt hätte.

Es ging nämlich unglücklicherweise nicht alles so „ganz glatt und ohne Rest auf“, wie Herr Alvor sich gedacht hatte. Denn abgesehen von der Shakespeare-Forschung, die ihm schwerlich zustimmen dürfte, aber ja anderseits für ihn kaum in Betracht kommt, meldete sich alsbald ein Konkurrent auf diesem neuen Forschungsgebiete und noch dazu ein sehr bedenklicher, der kurzerhand erklärte, daß es mit dem einen der beiden von Alvor neu entdeckten Verfasser der Shakespeare-Dramen überhaupt nichts sei, und daß Alvor den anderen, den einzigen wirklichen Dichter, nur unfreiwillig gefunden habe, den nun der neue Entdecker, Karl Bleibtreu, für sich in Anspruch nehmen zu können glaubte.

Wer vermöchte nicht Herrn Alvor den Verdruß, den Seelenschmerz nachzuempfinden, den ihm der „falsche Prophet“, wie er Bleibtreu (übrigens ein viel zu schöner Name für einen solchen!) in der Vorrede zu seiner zweiten Auflage (S. X) nennt, bereitet hat? „Kaum war das ‚Evangelium‘ verkündet“, so klagt Alvor, „da erschien der falsche Prophet, zerschlug die eine Geseßestafel, warf die Hälfte der Glaubenssätze über Bord und rief: ‚Hier! ich, Karl Bleibtreu, habe den wahren Shakespeare entdeckt.‘ Und alles Volk staunte ihn an, denn er schrie laut und weit hin dröhnend, nach England reichte sein Ruf.“

Ich kann mir lebhaft vorstellen, daß Herr Alvor gerade so erbittert gegen Herrn Bleibtreu gewesen sein muß, als dieser die eine Hälfte seiner Entdeckung für Unsinn erklärte und die andere für sich selbst verwertete, wie es nach Fritz Reuters Bericht in seiner „Stromtid“ die Bewohner der Insel Ferro gegen die Engländer waren, als diese ihnen den Meridian wegnehmen und ihn nach Greenwich verlegen wollten. —

Doch, so leid es uns tut, wir müssen nun Herrn Alvor seinem eben so tiefen als berechtigten Schmerze überlassen, um uns noch etwas mit Herrn Bleibtreu beschäftigen zu können.

Wahrlich, dieser neueste Anti-Shakespeareaner bietet uns dadurch, daß er aus einem Paulus wieder zu einem Saulus geworden ist, ein rätselhafteres Shakespeare-Problem, als die zahlreichen vermeintlichen Probleme, die Herr Alvor in seinem Büchlein zusammengestellt hat.

Wir fragen noch einmal: Wie war es möglich, daß ein Schriftsteller von dem Range eines Bleibtreu, dessen Darstellung sich sogar in den uns vorliegenden Irrgängen fast überall, namentlich in dem auf „die Absurdität des Baconschwindels“ sich beziehenden Abschnitte seiner Schrift, hoch über die banalen Ausführungen eines Peter Alvor erhebt, sich von dessen nebelhaften Phantasien so einhüllen lassen konnte, daß ihm der freie Blick für die tatsächlichen Verhältnisse gänzlich verschleiert und getrübt wurde? Wie kam es, daß er sich an den Wortlaut der für die Entscheidung der Frage wichtigsten Dokumente, die ihm doch schon seit langer Zeit bekannt sein mußten, nicht mehr erinnerte? Denn an ein absichtliches Verdrehen der Tatsachen kann man bei ihm doch unmöglich denken.

Nur auf das Bedeutsamste möge hier hingewiesen werden. Bleibtreu sagt in seiner Polemik (S. 3) gegen den Schauspieler Shakespeare, den er beständig, mit einer der seltensten Schreibungen unter den mehr als 50 Varianten in der Schreibung dieses Namens, Sharper nennt,* daß Ben Jonson, auf dessen Zeugnis auch er das Hauptgewicht legt, ihn in den Gesprächen mit Drummond über zeitgenössische Literatur überhaupt nicht, in den „Discoveries“ aber nur nebenbei und abfällig erwähne. An einer anderen Stelle sagt er (S. 4): „Ben Jonson erwähnt an einer Stelle: ‚Ich liebte den Menschen, denn wahrlich, er war angenehm im Umgang‘ usw., mit dem stillschweigenden Zusatz: nur vom sogenannten Dichter wollen wir nicht reden.“

Wie verhält es sich nun in Wirklichkeit mit Ben Jonsons Äußerungen über Shakespeare?

In seinen Gesprächen mit dem schottischen Dichter Drummond von Hawthornden, wovon dieser, als Ben Jonson, ein unbequemer, wenig lebenswürdiger Gast, einige Zeit bei ihm weilte, kurze Aufzeichnungen gemacht hat, wird Shakespeare zweimal erwähnt. Einmal sagte Ben Jonson: „Es fehlte Shakespeare an Kunst.“ Ein andermal: „In einem seiner Stücke läßt er eine Anzahl Männer auftreten, die sagen, daß sie bei Böhmen Schiffbruch gelitten hätten, obwohl es dort auf hundert Meilen Entfernung kein Meer gibt.“

Es ist bekannt, daß Shakespeare diesen Fehler oder diese poetische Eigenz aus seiner Quelle, Greenes Novelle „Pandosto“, in sein Drama „Das Wintermärchen“ herübergenommen hat. Damit ist also doch wenigstens dieses schöne Stück als ein echtes Werk Shakespeares sicher erwiesen.

Und wie ist der Wortlaut der Äußerung Ben Jonsons über Shakespeare in seinen „Discoveries“? Wir müssen sie dem verstümmelten, unrichtigen und falsch kommentierten Zitat Bleibtreus gegenüber vollständig hierhersetzen, zumal auch, da man sie, wie die Erfahrung lehrt, dem für diese Dinge sich interessierenden Publi-

* Des Dichters eigene, heimatliche Schreibung war „Shakspere“, während er auf den zwei von ihm selber in London herausgegebenen Dichtungen, entsprechend der Londoner Aussprache, „Shakespeare“ drucken ließ, in welcher Schreibung sich der Name auch auf dem Titel, sowie gleichfalls in der Schauspielerliste der 1623 erschienenen Gesamtausgabe, wie auch auf den Titelblättern der meisten früheren Einzelausgaben der Dramen findet.

kum nicht oft genug ins Gedächtnis rufen kann. Die beiden Schauspieler Heminge und Condell, die Herausgeber der ersten Folioausgabe der Werke Shakespeares (1623), hatten in der Vorrede über ihn gesagt: „... wie er ein glücklicher Nachahmer der Natur war, so mußte er sie auch in anmutigster Weise zu schildern. Sein Geist und seine Hand gingen zusammen, und was er dachte, äußerte er mit der Leichtigkeit, daß wir in seinen Papieren kaum eine Ausstreichung von ihm gefunden haben.“

Hierauf nahm Ben Jonson zwei Jahre später in seinen „Discoveries“ Bezug mit folgenden Worten: „Ich erinnere mich, daß die Schauspieler es oft als eine Ehre für Shakespeare erwähnt haben, daß er in seinen Schriften (was immer er auch schrieb) nie eine Zeile ausgestrichen habe. Meine Antwort war: Ich wollte, er hätte ihrer tausend ausgestrichen — was sie als eine böswillige Äußerung ansahen. Ich hätte der Nachwelt dies nicht berichtet, wäre es nicht um ihrer Unwissenheit willen, die denjenigen Umstand zum Lobe ihres Freundes auswählten, womit er es am meisten versah, und um meine eigene Freimütigkeit zu rechtfertigen. Denn ich liebte den Mann und ehre sein Andenken so sehr wie irgend einer, wenn auch nicht bis zur Abgötterei. Er war in der Tat ehrenwert, von offenem, freimütigem Wesen; hatte eine hervorragende Phantasie, treffliche Ideen und eine anmutige Ausdrucksweise, worin er sich mit einer Leichtigkeit erging, daß es zuweilen nötig wurde, ihn zurückzuhalten: *Sufflaminandus erat* (d. h. man mußte ihm einen Hemmschuh anlegen), wie Augustus von Haterius sagte. Seine Phantasie stand ihm stets zu Gebote; wäre nur die Herrschaft darüber ihm ebenso zu Gebote gestanden. Öfters geriet er auf Dinge, die dem Gelächter nicht entgehen konnten, so z. B., wenn er in der Person Cäsars einem, der zu ihm sprach: „Cäsar, du tust mir Unrecht“, antwortete: „Cäsar tat niemals Unrecht, als mit Recht“* und derartiges, was lächerlich war. Aber er machte seine Fehler wieder gut durch seine Vorzüge. Es war stets mehr an ihm zu loben, als ihm zu verzeihen war.“

Das also ist der Wortlaut der Äußerung Ben Jonsons über Shakespeare. Wie hat Bleibtreu daraus den stillschweigenden Zusatz herauslesen oder als Gesamteindruck des Ganzen in der Erinnerung behalten können: „nur von dem sogenannten Dichter wollen wir nicht reden!“

Spricht nicht jedes Wort der von uns gesperrt gedruckten Sätze Ben Jonsons, die durchaus in Übereinstimmung sind mit dem Inhalt seines in dem ersten Folio gedruckten, schwungvollen Lobgedichtes auf Shakespeare, „den holden Schwan vom Avon“, von Bewunderung seiner dichterischen Begabung, von Verehrung seines Wesens und Charakters? Hätte nicht sicherlich der hämische Ben Jonson, der in seinen Gesprächen mit Drummond sagte, daß Samuel Daniel ein achtungswerter

* Shakespeare scheint sich diese Korrektur Ben Jonsons, die dieser ihm wahrscheinlich auch persönlich vorgehalten hatte, gemerkt zu haben. Denn der von Ben Jonson zitierte Vers *Caesar did never wrong but with just cause* findet sich nicht so in seinem „Julius Cäsar“. Vielleicht aber mochte ihn der Dichter auch einmal, falls er etwa, was aus dieser Äußerung Ben Jonsons mit Wahrscheinlichkeit zu schließen ist, den Julius Cäsar dargestellt haben sollte, auf der Bühne extemporiert haben. Die betreffende Stelle (III, 1, 47, 48) lautet jetzt: *Know Caesar doth not wrong, nor without cause Will he be satisfied.*

Mann, aber kein Dichter sei, daß Sir John Harringtons Übersetzung des Ariost die schlechteste von allen Übersetzungen sei, daß John Donne, weil er in seinen Gedichten den Akzent der Wörter nicht beobachte, verdiene gekennt zu werden, daß Francis Beaumont sich selbst und seine eigenen Verse zu sehr geliebt habe, daß Marston seines Schwiegervaters Predigten und sein Schwiegervater Marstons Komödien geschrieben habe, daß Marlam ein gemeiner Kerl gewesen sei und Day und Middleton desgleichen, — hätte dieser gallige Mensch, der anderen so gern etwas am Zeuge stückte, der ja in den oben zitierten, gleichfalls von Drummond aufgezeichneten Äußerungen über Shakespeare auch diesen nicht ungeschoren ließ, es etwa unerwähnt gelassen, wenn er, der so oft in Not und Bedrängnis war, Shakespeare als den Geizhals und Wucherer kennen gelernt hätte, zu welchem ihn die Baconianer und leider nun auch Bleibtreu, ihren Spuren folgend, weil der Dichter sein schwer erworbenes Vermögen flug und umsichtig zusammenhielt, stempeln möchten?

Und würde Ben Jonson, der in der Tat, namentlich in seinen späteren Jahren, der Zechlust allzu sehr ergeben war und seinem Gastfreund Drummond erzählte, daß ihn sein Zögling, Sir Walter Raleighs Sohn, in Frankreich einst so sinnlos betrunken gemacht habe, daß er von diesem auf einem Karren liegend durch die Straßen der Stadt geführt worden sei, es nicht höchst wahrscheinlich, gerade so gut, wie er erwähnte, daß der Dichter Southwell gekennt wurde, daß Beaumont vor seinem 30. Jahre, daß Spenser vor Hunger, daß Sir John Roe in seinen Armen an der Pest starb, gleichfalls berichtet haben, daß Shakespeare an einem Fieber, welches er sich zugezogen hatte bei einem mit ihm und Drayton abgehaltenen Zechgelage gestorben sei, wie dies der Stratford Vicar John Ward mehr als 40 Jahre nach Shakespeares Tode berichtete, wenn ihm davon etwas zu Ohren gekommen wäre? Und selbst wenn diese Stratford Tradition auf Wahrheit beruhte, ist denn aus dem Umstande, daß Shakespeare mit seinen ihn besuchenden, von ihm bewirteten Freunden ein Glas Wein mehr trank, als ihm zuträglich war, und aus einem ähnlichen gleichzeitigen Berichte Fullers von den geistvollen Witzgefechten, die in dem während der früheren Anwesenheit Shakespeares in London von Dichtern, Schauspielern und Schönggeistern gern besuchten, von Beaumont besungenen Wirtshause „Zur Meerjungfer“ zwischen Ben Jonson und ihm stattfanden, zu schließen, wie dies Bleibtreu, wiederum im Anschlusse an die Baconianer, tut, daß Shakespeare ein Säufer und Schlemmer gewesen sei? Es verlohnt sich nicht der Mühe, auf derartige willkürliche, schon oft genug widerlegte Behauptungen noch näher einzugehen, die jedenfalls durch den Bericht Rowes, des ersten Biographen Shakespeares, nicht gestützt werden, der erzählt: „Die letzten Lebensjahre verbrachte er, wie alle Menschen von guter Denkart es sich wünschen werden, in Behaglichkeit, Zurückgezogenheit und im Verlehr mit seinen Freunden. Seine anmutige Unterhaltungsgabe und seine Herzensgüte verschafften ihm die Bekanntschaft und berechtigten ihn zu der Freundschaft des Gutsherrn der Nachbarschaft.“ Rowe schließt dann an diesen Bericht noch eine auch von anderer Seite erzählte Anekdote an, daß Shakespeare auf einen jener Gutsherrn, der ihm als ein reicher Wucherer bekannt war, im Kreise seiner dortigen Bekannten ein jenen in der genannten Eigenschaft charakterisierendes Spottgedicht gemacht habe, welches doch wahrlich nicht darauf schließen läßt — ganz abgesehen von den Äußerungen über

den Wucher, die er seinem „Kaufmann von Venedig“ in den Mund legt — daß er selber für dies Gewerbe besondere Sympathien hegte.

Karl Bleibtreus Ausführungen über Shakespeares angeblich so bemalte Persönlichkeit werden also die feststehenden Zeugnisse Ben Jonsons und anderer über ihn ebensowenig aus der Welt schaffen, wie diejenigen der Baconianer in Amerika, England und auf dem Kontinent es vermocht haben.

Sollen wir uns nun, da es doch schlechterdings nicht möglich ist, dem Stratford Schauspieler Shakespeare die Autorschaft des von seinen Freunden unter seinem Namen veröffentlichten, mit seinem Porträt und vier Lobgedichten auf ihn geschmückten, seine Dramen enthaltenden foliobandes abzustreiten, da also auch keinerlei Bedürfnis vorliegt, nach einem anderen Verfasser der unsterblichen Werke zu suchen, noch weiter mit Bleibtreus „gleichsam von inspirierter Überzeugung durchdrungenen“ Entdeckung beschäftigen, daß der zweite der von Peter Alvor aufgestellten Autoren, nämlich der Graf von Rutland, der Dichter der Shakespeare-Dramen und der Verfasser seiner sonstigen Dichtungen gewesen sei?

Es möge genügen, hervorzuheben, daß dann der junge Graf Rutland bis zu seinem 17. Lebensjahre nicht nur die vier obengenannten Lustspiele und die beiden größeren erzählenden Dichtungen, die Peter Alvor ihm zuschreibt, sondern dazu noch die gleichfalls früher schon erwähnten großen, ernst gehaltenen Stücke, fünf historische Dramen und zwei Tragödien, im ganzen also elf fünftaktige Dramen und zwei große erzählende Gedichte geschrieben haben müßte. Seltsam, daß Bleibtreu die Unmöglichkeit einer solchen Annahme nicht selbst erkannt hat. Aber er baut eben, gerade so wie Alvor, seine Hypothese lediglich auf der Voraussetzung innerer Beziehungen der Dramen zu den äußeren Lebensverhältnissen Rutlands und der Personen seiner Umgebung auf. Dabei empfindet er angesichts der Tatsache, daß der Welt von irgend welcher schriftstellerischen Tätigkeit Rutlands nichts bekannt geworden ist, zwar etwas mehr Bedenken als Alvor. Schließlich findet er sich aber doch in gleicher Weise wie dieser damit ab, indem er sagt: „für Rutland bleibt es wirklich auffällig, natürlich dann nicht mehr, wenn wir jetzt zu wissen glauben, daß er als der große Unbekannte wirkte.“ Also derselbe Zirkelschluß, wie bei Alvor.

Dies möge ausreichen zur Charakteristik von Bleibtreus „Neuem Shakespeare-Evangelium“, wovon nur diejenigen Abschnitte annehmbar sind, welche die Absurdität der Bacon-Hypothese und die Lächerlichkeit der von Alvor aufgestellten Doppelautorschaft dartun. Ebenso wenig wie von Alvors „Neuem Evangelium“ ist aber auch von demjenigen Bleibtreus zu befürchten, daß sich eine zahlreichere Gemeinde für seine neue Lehre anwerben lassen wird, vorausgesetzt, daß diese Lehre wirklich von ihm ernst gemeint ist, woran dem Leser seiner Schrift doch öfters Zweifel aufsteigen mögen. Oder sollte Bleibtreu in dieser Hinsicht auf die poetische Darstellung seines „Evangeliums“, wie sie in dem zweiten Teile seines Werkes, der fünftaktigen Tragikomödie „Shakespeare“ vorliegt, besondere Hoffnungen setzen?

Wir haben uns zur Lektüre dieses Stückes, in welchem, wie uns von anderer Seite versichert wird, Shakespeare und Bacon höchst klägliche und erbärmliche Rollen spielen, nicht entschließen können. Wozu auch? Soll Bleibtreus „Neues Shakespeare-Evangelium“ als ein einleitender Kommentar zu seiner Tragikomödie dienen, so hat uns, wie wohl zur Genüge gezeigt wurde, der Inhalt dieser Einleitung nicht dazu

verlocken können, uns mit der Dichtung, die sie erklären soll, näher bekannt zu machen. Soll dagegen die „Tragikomödie“ eine weitere Stütze für sein „Evangelium“ bilden, so vermögen wir nicht einzusehen, wie auf dem Gebiete literarhistorischer Forschung, auf welchem Bleibtreu sich doch auch hier noch zu bewegen meint, ein Phantastiegebilde zum Beweise für die Richtigkeit eines anderen verwendet werden könnte.

Während der Abfassung dieses Aufsatzes geht uns ein neues Buch Karl Bleibtreus zu, betitelt „Die Lösung der Shakespeare-Frage“ (Leipzig, Verlag von Theodor Thomas, o. J.), worin er die oben charakterisierte vermeintliche Entdeckung nach der gleichen Methode, mit den nämlichen Argumenten, wie in seiner hier besprochenen Schrift „Der wahre Shakespeare“, nochmals vorführt, nur in breiterer Darstellung. Wir würden uns daher nicht veranlaßt sehen, näher darauf einzugehen, selbst wenn wir hier noch die Möglichkeit dazu hätten.

Jedenfalls glauben wir der Sache, die uns hier beschäftigt und auch Herrn Bleibtreu selber, einen besseren Dienst zu leisten, indem wir, statt auf seine dramatische Dichtung „Shakespeare“ und seine angebliche „Lösung der Shakespeare-Frage“, die keine Frage ist und daher auch keiner Lösung bedarf, weiter Bezug zu nehmen, diese Betrachtungen lieber mit der Wiedergabe einiger Stellen aus Bleibtreus eigener „Geschichte der englischen Literatur in der Renaissance und Klassizität, Leipzig, bei Wilhelm Friedrich (ohne Jahreszahl)“ beschließen und es dann, ohne damit jedes Wort dieser Zitate zu unserem eigenen machen zu wollen, dem Leser selber überlassen, ob er sich Bleibtreus „Neuem Shakespeare-Evangelium“ zuwenden oder lieber bei der alten, dokumentarisch belegten, von Bleibtreu früher vertretenen Annahme bleiben will. —

Bleibtreu sagt Bd. I, S. 96, 97 seines Werkes: „Es laufen eben alle diese Einwendungen (nämlich gegen den ‚ungelehrten‘ Schauspieler Shakespeare als den Autor seiner Dramen und sonstigen Dichtungen) nur darauf hinaus, daß die beschränkte, nüchterne Schulverständigkeit nicht begreifen will, ein Genie könne rein aus sich selbst durch die mit tausend Fasern und Saugfäden am Weltganzen hängende Intuition des Genies ohne alle schulmäßigen Vorbedingungen das höchste Wissen der Dinge erreichen. Dies ‚höchste Wissen der Dinge‘, das wir Shakespeare zuschreiben, ist aber natürlich in einem ganz anderen höheren Sinne zu verstehen, als stubengelehrte Pedanterie diesen Begriff auffassen würde. Denn was man von einer wirklichen Gelehrsamkeit und Wissensgrundlage in Shakespeare aufgestöbert hat, ist eitel Humbug. Ein Humbug voll bewußter Absichtlichkeit. Es scheint den Herrn ‚Gelehrten‘ unbequem, besonders den zünftigen Schulmeistern, daß ein anerkanntes großes Genie im Sinne ihres bornierten Jargons ein ungebildeter Mensch gewesen sei. Sie können aber getrost nur weitersuchen: Shakespeare hat viele Genossen im Unglück. Es ist mehr als fraglich, ob Dante, Tasso, Calderon, Cervantes, Lope, Corneille, Muffet, Victor Hugo, Rousseau usw. in diesem Sinne nicht ebenfalls mangelhaft ‚gebildet‘ waren. Unsere mittelhochdeutschen Dichter, Molière, Dickens, die amerikanischen Autodidakten, Burns und viele andere entbehrten jedenfalls jedes schulmäßigen Wissens. Und sehen wir näher zu, so war Schillers Bildung eine mindestens oberflächliche und Goethe kannte sehr wenig Griechisch.“

„Bei Shakespeare ist schlechterdings nichts weiter zu entdecken, als die scharf-
äugige Naturbeobachtung, wie sie jedes großen realistischen Dichters Merkmal. Seine
angeblichen naturwissenschaftlichen Kenntnisse sind dieselben, wie jene des Aclers-
mannes Robert Burns. Wohl aber scheint für jeden Kenner klar ersichtlich, daß
Shakespeare den gleichen Fleiß, mit dem er die Stoffe seiner Dramen aus Chroniken,
Volksballaden und allen möglichen Übersetzungen zusammensuchte, auch betätigte,
indem er bemüht war, in allen nur möglichen Fächern eine allgemeine Bildung
zu erwerben. Dieser liebevolle Eifer vermehrt unsere Verehrung, da hieraus deutlich
hervorleuchtet, wie hoch der größte aller Dichter seinen Beruf auffaßte und wie
tief er von der Würde seiner Mission durchdrungen war.“

Geheimberichte aus den Märztagen 1848.

Den meisten der bisherigen Publicationen über das Jahr 1848 liegen gedruckte
Quellen zu Grunde, und nur wenige Schriften beziehen sich auf persönliche Er-
innerungen oder auf handschriftliche Aufzeichnungen. Wir veröffentlichen in den fol-
genden Zeilen Berichte aus den Märztagen, die als ein schätzenswerter Beitrag
zur Geschichte dieser denkwürdigen Zeit angesehen werden können.

* * *

13. März $\frac{1}{2}$ 12 Uhr vormittags. Bis diesen Augenblick ($\frac{1}{2}$ 12 Uhr
Vormittag nimmt die Aufregung im Landhause immer mehr zu; es ist voll von
allen Ständen und Klassen sowohl in als außer dem Landhause (in der Herren-
gasse) wohl mehrere Tausende versammelt. Die Leute sind größtentheils gut ge-
kleidet und nur hie und da bemerkt man einen schlecht angezogenen Menschen.
Jene Leute, die in der Herrengasse vor dem Landhause stehen, besprechen sich
gruppenweise, scheinbar ruhig; überall aber hört man: „Nun, da haben wir's jetzt,
was wird nun geschehen, warum hat die Regierung die Sache so weit kommen
lassen“, kurz, allenthalben erwartet man mit jedem Augenblick den thätlichen Auf-
stand. Im Hofe des Landhauses aber sieht es bereits tumultuarisch genug aus. Mann
an Mann gepreßt, meistens junge rüstige Männer, die wohl größtentheils — aber
nicht durchaus dem Stande der Studirenden angehören mögen, richten alle ihre
Blicke auf zwei junge Männer, welche unter der Altane auf dem mit Brettern
zugedeckten Brunnen ungefähr $1\frac{1}{2}$ Klafter hoch stehen, und deren einer der zu-
hörenden Menge aus einer Schrift vorliest. Der Inhalt ist das Ergebnis der Be-
schlüsse, welche die Versammlungen der Polytechniker in der Nacht vom 11. auf
den 12. d. M. und auch die Studirenden der Universität gefaßt haben. So oft
die Worte vorkommen: „Freiheit, Öffentlichkeit, Verantwortlichkeit der Minister u. s. f.“
erlönt ein furchtbares Brüllen der im Hofe versammelten Menge. Mehrere Fenster
im Innern des Landhauses sind bereits zertrümmert, und der Ausbruch einer förm-
lichen Revolution kann jeden Augenblick eintreten, besonders wenn das Volk aus
den Vorstädten, darunter der niederste Pöbel, dazu kommen sollte. Die Landstände
sind versammelt, sie versprochen ungefähr um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr einer Deputation von
Studirenden einen Bescheid binnen einer Stunde, allein da nun bereits zwei Stunden
vorüber, und noch kein Bescheid erfolgte, so nahm die Aufregung womöglich noch

mehr zu, während die zwei jungen Männer auf dem Brunnen durch fortgesetztes Lesen die Gemüther aufregten.

Die Landstände schickten einige Abgeordnete aus der Sitzung an die Studenten mit dem Anerbieten, sie sollen 12 Individuen aus dem Volke wählen, die angelblicklich den Verhandlungen beiwohnen und entweder selbst mitreden, oder doch hören sollen, wie und was verhandelt wird, worauf die Menge brüllte: „Nein, nicht mehr zwischen 4 Mauern — sondern öffentlich muß verhandelt werden, damit Jedermann hören könne.“

13. März. In größerer Anzahl als sonst gewöhnlich, und in ungewöhnlicher Eile bemerkte man Studierende der Universität zueilen, wo sie den Professor Hye erwarteten, der endlich nach längerem Zuwarten gekommen, mit seinen Abmahnungen und Zusicherungen aber nicht gehört worden ist. Unter sich selbst uneinig, vereinte sich erst auf der Gasse der eine Theil für den Zug zu dem Landhause, der andere endlich zog ebenfalls, jedoch mehr aus Neugierde nach. Die truppweise, jedoch nicht geordnete Anzahl der Studenten zog über den Kohlmarkt, welche Richtung den Glauben erregte, daß es die k. k. Hofburg gelte; der Studentenzug bog jedoch in die Herrengasse ein, wo vor dem Thore des Landhauses Halt gemacht wurde. Dies erfolgte zwischen $\frac{1}{2}$ und 9 Uhr. Nicht lange darauf füllte sich die dortige Gegend mit Neugierigen, der innere Hofraum blieb bis gegen 10 Uhr frei, um welche Stunde Studenten in solcher Anzahl eindringen, daß es keine Möglichkeit war, später noch Platz zu gewinnen. Einer von den Studenten stellte Fragen, die mit Vivatrufen, Hüteschwenken und einem Lärm begrüßt wurden, daß man die Anderen nicht verstehen konnte; nur so viel wurde klar, daß es sich um Pressfreiheit handle. Inzwischen wurde Einer aus der Versammlung in die Höhe gehoben, nach dessen Rede die Rufe ertönten: „Nieder mit Metternich, vivat E. k. Sophie, Italien, Pohlen, die freien Staatsmänner“ u. Der Redner soll Fischhof heißen und ein Mediziner sein. Später wurde die Rede des ungarischen Deputirten Kossuth (vom 3. v. M.) in deutscher Übersetzung von einem am Brunnen stehenden Studenten abgelesen und mit starker Acclamation aufgenommen. Gegen 11 Uhr sprach von dem Fenster aus Herr Graf v. Montecuccoli, doch hatte sich ein solcher Lärm erhoben, daß der Graf sich zurückziehen mußte. Man rief: „Keine Deputation der Studenten, sondern eine aus dem Volke.“ — Gegen $\frac{3}{4}$ 12 Uhr zogen die Studenten aus dem Landhause, mit einem jungen Menschen auf den Achseln, der vor dem Landhause, in der Strauchgasse, Freitung, Hof, vor dem Gebäude des Bürgermeisters Standreden hielt.

Eben jetzt $\frac{1}{2}$ 1 Uhr Mittags zieht man vor das Palais des Herrn Fürsten von Metternich.

14. März. Gestern Abends wurde das Gebäude der Polizei-Ober-Direktion von der aufrührerischen Masse gestürmt, welche die Fenster zerschmetterte und die Amtstafel zu beseitigen suchte. Hiebei fiel aus der Menge in die Fenster des Haus-Commissariates ein Pistolenschuß, der sogleich von der Militär-Compagnie erwidert wurde. Als die Menge gegen das Hausthor stürmte, gab das Militär einzelne Schüsse ab, wobei ein Todter unmittelbar beim Polizeigebäude, und ein zweiter an der gegenüberstehenden Häuserreihe liegen blieb. In demselben Momente kam eine Bürgerpatrouille, von welcher leider 2 Bürger verwundet wurden. Dies

veranlaßte das augenblickliche Umkehren der Bürger und einen um so erbitterten Angriff der Stürmer bis endlich eine requirirte Militär-Grenadier-Compagnie die Spenglergasse ganz abspernte. Beim Sturm auf das magistratische Gefangenhaus wurde ein Bäckergefelle erstochen. Die Eingänge zum Judenplatz wurden an der Mündung der Pariserstraße und des Hofes mit dem am Judenplatz vorgefundenen Material verlegt, die Barricade jedoch von dem Militär genommen und zerstört. Die Mariahilferlinie wurde in Brand gesteckt und förmlich eingedäschert. Das Gefälls-Peronale und die Militär-Polizeiwache rettete sich mit Verlust all ihrer Habe durch die Flucht, nachdem sie ihre Waffen in den Keller verborgen hatten. Auf der Mariahilferstraße wurden die Gas-Kandelaber abgebrochen, in allen öffentlichen Gebäuden die Fenster eingeschlagen, die Gitter und Bäume am Glacis theils verwüstet, theils beschädigt und auch auf den 1. 1. Marstall ein Angriff gemacht, worauf das Militär von der Feuerwaffe Gebrauch gemacht und mehrere Personen verwundet haben soll.

Nach Bekanntwerden, daß Seine Majestät den Studirenden die Bewaffnung erlaubt, und der k. k. Staatskanzler abgedankt habe, welche letztere Nachricht sogleich durch den Ober-Offizier der Bürger-Cavallerie, den Weinändler Scherzer verlautbart wurde, entstand ein lauter Jubel unter den Massen auf der Gasse. Die Studenten und nicht uniformirten Bürger erhielten sogleich Musketen aus dem städtischen Zeughause, und zogen unter Trommelschlag, geführt von Bürger-Offizieren bis Mitternacht durch die Straßen, von der Menge jubelnd begrüßt. Nach Mitternacht trat Ruhe ein. Die Patrouillen wurden von der Polizei gemeinschaftlich mit Bürgern und von zahlreichem Militär abgehalten. Gegen 3 Uhr wurde auch die steinerne Brücke auf der Wieden beschädigt und von der neuen Kärntnerthorbrücke wurden die Geländer abgerissen.

Die Leopoldstadt blieb ruhig, die Aeral-Geldsendung nach Prag ging unbeanstandet ab. Die Landstraße, Wieden, Josefstadt, Alservorstadt und Rosau hatte nur kleine Excesse nachzuweisen.

Heute früh wurden an der Favoriten- und Mahleinsdorferlinie die Fenster zertrümmert und die Baumwollwarenfabrik des Granichstätter in Fünfhaus angezündet.

Die Stimmung ist noch düster. Man hört von Pressfreiheit, Constitution und Ministerverantwortlichkeit reden.

Um 11 Uhr Nachts langte eine Division Großfürst Konstantin Husaren und Nachts 2 Uhr das Landwehrbataillon Deutschmeister hier an.

14. März. Die Stimmung der Bevölkerung Wiens seit heute Morgen ist eine wesentlich verschiedene zwischen Stadt und Vorstädten. In den Vorstädten Leopoldstadt, Landstraße, Rosau, Alservorstadt, Josefstadt und zum Theile St. Ulrich herrscht zwar Aufregung, allein sie ist in den Schranken der äußern Ordnung zurückgehalten. In den Ortschaften vor der Mariahilfer und Schönbrunner Linie bildete sich eine Rote von Plünderern, Räubern, Verwüstern und Mordbrennern, welche, nachdem sie das Polizei-Commissariat Sechshaus gestern gestürmt, beraubt und gänzlich verwüstet hatte, heute Morgen die Favoriten-, Mahleinsdorfer- und Gumpendorferlinie erstürmten und jene zu Mahleinsdorf in Brand steckten und hierauf zu plündern begannen. Die gegen sie ausgerückten Bürger und Studenten wurden zurückgeworfen und erst ein von der Militärbehörde ent-

sendetes Bataillon wurde den Anführern nach hartem Widerstande Meist. In der inneren Stadt war die Stimmung eine sehr freudige. Es verlautete, daß eine Nationalgarde bewilligt und die Censur aufgehoben sei, als plötzlich sich diese Stimmung in eine sehr bedrohliche umwandelte. Es hieß allgemein, die Zusage der Pressfreiheit sei zurückgenommen, das Publikum sei irregeführt worden. Die Bürger wurden zurückhaltend, die Studierenden verließen theilweise ihre Reihen, das Volk nahm eine drohende Stellung an, und der gedrängte Schwarm wälzte sich immer mehr und mehr der Burg zu.

Da endlich wurde theils von den Universitäts-Würdenträgern, theils von höher gestellten Personen auf das Bestimmteste versichert, daß Se. Majestät die Pressfreiheit zu erteilen geruht haben. Auf dieß trat nun Stillstand ein, noch immer waren nicht alle Zweifel behoben, der Zustand der Gemüther schien der der Ruhe vor einem beginnenden Sturme; erst mit dem Erscheinen der ersten diesfälligen Kundmachungsblätter, brach die Freude los. Die Stadt ist beleuchtet, und es ist nun für Ruhe gesorgt.

14. März. Gestern Abends gegen 8 Uhr zogen zahlreiche Volksgruppen von der inneren Stadt über die Mariahilfer Hauptstraße, zerstörten die Gaslaternen und zertrümmerten die Bäckerladen. Bei der Schönbrunner- und der Mariahilfer Linie wurden zu gleicher Zeit die Mauthgebäude niedergebrannt. Der Brand dauerte bis gegen 3 Uhr Morgens und jeder Löschversuch wurde von dem rohen Volkshaufen mit Gewalt abgewiesen. Zwischen 11 und 12 Uhr Nachts gelangten sie nach Reindorf, nahmen dem Bäckermeister Straubinger alle Brot- und Mehlvorräthe, zerstörten die Fenster und Laden dieses Bäckers, so wie jene des Branntwein-Fabrikanten Friedmann. Die dort organisierte Feuerwache arretrierte mehrere Individuen. Darüber aufgeregt kamen die Ruhestörer um 2 Uhr Nachts vor das Gemeindehaus in Sechshaus, verlangten und erzwangen die Freigebung der Arrestanten, zerschlugen alle Fenster, rissen die Fensterstöcke heraus und verübten die gleichen Gewaltthaten auch an dem Amtssokale des Polizei-Commissariates in Sechshaus. Ein im Gemeindehause gelegtes Feuer vernichtete alle Akten, wurde aber bald unterdrückt. — Gegen 6 Uhr Morgens zogen sie in großen Massen mit Säbeln und Flinten bewaffnet, die sie den Finanzwächtern abnahmen, zur Druckfabrik des Israeliten Granichstätten, legten dort von 4 Seiten Feuer, und ließen wie an den Linien keine Löschanstalten zu.

Wie viele Tode und Verwundete sich bei diesen stürmischen Auftritten ergeben haben, konnte vor der Hand nicht ermittelt werden.

17. März. In der verflossenen Nacht war es ruhig, und es wurde nur Abends, nach 9 Uhr der Nordbahnhof durch die Nachricht alarmirt, daß eine Rotte Übelthäter bei Augdorf die Donau überseht und gegen den Florisdorfer Bahnhof oder gegen das Brauhaus zu Jedlersee im Anzuge seien. Es wurde sogleich eine Abtheilung Nationalgarde mittelst Separattrains nach Florisdorf befördert, welche jedoch nach Durchstreifung der Gegend, soviel bisher bekannt, nichts fand.

Die Frei-Vorstellung im Theater in der Leopoldstadt ging, obwohl der Eintritt unentgeltlich war, in Ordnung vorüber, und es fanden auch keinerlei Demonstrationen statt. Heute Morgens 9 Uhr ist die Seelenmesse für die gefallenen Studenten in der Jesuitenkirche am Universitätsplatze abgehalten worden, wobei die ungarischen

Juraten theilweise mit Florscharpen erschienen sind. Das Studentencorps war vom Universitätsplatze bis gegen das Lugeß zu aufgestellt und hatte durch Flor an den Fahnen und gedämpfte Trommeln die Trauer angedeutet. Die Beerdigung der gefallenen Studenten findet heute Nachmittag 2 Uhr statt, und dem Wunsche des Kaisers gemäß wird der beabsichtigte Umzug in der Stadt unterbleiben. Die Zahl der bisher überhaupt Getödeten, nämlich sowohl der in der Stadt bei dem Tumulte am 13. d. M. als der Diebe, Brandleger und Plünderer in den Vorstädten, ist 33, von denen erst 16 agnosziert sind. Durch die Nationalgarde werden fortan Individuen aus der Umgegend eingebracht, welche der Brandlegung oder des Diebstahles oder der Theilnahme daran beanzeigt sind. Die Zahl der auf diese Art Eingelieferten war 532, und vermehrt sich noch fortan. Das Polizeihaus, die dazu abgetretenen Lokalitäten des Kriminalgerichtes und des Magistrates sind überfüllt, die Polizeiwachstuben und die in der Landsträßer Polizeiwach-Kaserne eingeräumten Lokalitäten bereits belegt und auch die durch die Bereitwilligkeit der General-Genie-Direktion als einstweiliges Detentions-Local angewiesene Möbller-Kassematte ist ebenfalls schon gefüllt, so daß man für einen Zuwachs, welcher im Laufe des heutigen Tages erwartet wird, neuer Lokalitäten bedarf.

17. März. Nachts. Bereits fängt die Masse des gemeinen Volkes auf dem Wienerplatze an, ihre Erwartungen über die Folgen der erhaltenen Constitution dahin zu äußern: 1. wann die vermeinte Wohlfeilheit der Lebensmittel eintreten werde, 2. ob die verhaßte Verzehrungssteuer wirklich abgeschafft sei, 3. warum das viele Militär auf der Glacis bleibe, 4. warum noch immer die Burg abgesperrt sei, 5. wann die neuen constitutionellen Gesetze und Vorschriften herauskommen werden, und dergleichen Bemerkungen mehrere.

Die Vernünftigen antworten: man müsse Geduld haben. „Ja, — ja, heißt es dann gewöhnlich — mit der Geduld hat man uns sonst auch immer zum Narren gehalten, aber wenn sie (die Regierung) jetzt nicht bald Abhilfe leisten wird, so wird man jetzt durch die Nationalgarde eine andere Sprache reden.“ Kurz, es droht ein gewaffneter Volks-Aufstand, wenn das dürftige Volk nicht vor Allen durch materielle Hilfe unverzüglich besänftigt wird. Wortführer, die das Feuer nicht nur unterhalten, sondern noch mehr anfachen, sind überall bemerkbar, und die gestern erschienene ungeheuerere Masse der Nationalgarde bei der Beerdigungsfeier der 16 Leichen hat den Troß des Volkes noch mehr gestählt. Ein zweiter Ausbruch des Volks könnte noch verheerendere Folgen haben, als der erste, zumal auch ein Theil des hiesigen Militärs zu einigem Mißtrauen wegen ihrer stets vermeinten felsenfesten Treue für den Thron und die Staatsregierung, Veranlassung gegeben haben soll. Das excentrische Hausvistieren einiger junger Leute der Nationalgarde und die unüberlegten vielen Arretirungen nicht selten ganz schuldloser Menschen, wobei oft körperliche Mißhandlungen vorkommen, wird bereits zum Ekel, und im Volke nicht mehr gebilligt.

18. März. Der feierliche Leichenzug der am 13. d. M. gefallenen Studenten und sonstigen Personen begann gestern nach 2 Uhr vom allgemeinen Krankenhause über die Esplanadestraße an der Josefstadt und St. Ulrich vorbei, über Mariahilf auf den Schmelzer Friedhof. Er wurde von einer Abtheilung Bürgerkavallerie eröffnet; dieser folgten die gesammten uniformirten Bürger-Corps in sehr

zahlreichen Abtheilungen, sohin eine Abtheilung Universitäts-Mitglieder, Techniker und Nationalgarden, eine zahlreiche Geistlichkeit, dann der funktionirende katholische Priester und der jüdische Prediger Mannheimer, sodann die 13 Särge in sieben Leichenwägen, hinter welchen eine sehr bedeutende Anzahl von Leidtragenden, Juraten und die übrigen Abtheilungen der Studirenden und Nationalgarden schritten. Die Zahl dieser Bewaffneten war sehr bedeutend und das Publikum überaus zahlreich. Die Ordnung war jedoch auffallend musterhaft und der ganze Zug bewegte sich in Ruhe weiter. Sämmtliche Leichen mit Einschluß des Studenten Karl Heinrich Spitzer, welcher mosaischen Glaubens war, wurden in ein Grab gelegt und sofort von dem jüdischen Prediger Mannheimer, wie dem Professor Küster, einem Professor der Philosophie, dem Universitätsprofessor Neumann und dem Bürgerlavallerie Offizier Scherzer am Grabe Leichenreden gehalten. Alle diese Reden waren kurz und im versöhnlichen Sinne gehalten und es fiel die Rede des jüdischen Predigers Mannheimer durch ihre Präzision, Deutlichkeit und den Passus auf, daß nunmehr hier auch ein Jude in geweihter Erde in Gemeinschaft mit Christen ruhe; er gebe sich der Hoffnung hin, daß auch bald die Juden ober der Erde mit Christen als gemeinschaftlich gleich berechtigt leben werden. Nach dieser Rede zogen die bewaffneten Abtheilungen nach der Stadt und den Vorstädten zurück. Die Professoren der Universität thaten ihrer Seits alles Mögliche, um die Studenten zur Ruhe und Versöhnlichkeit zu bestimmen. Man kann diese nun als so ziemlich hergestellt betrachten, und nur die Campirung des Militärs und die militärische Sperrung der Burg erregen Mißtrauen und Bangen; man fürchtet, daß die Gewalt der Waffen den früheren Zustand zurückführen könnte.

Soeben $\frac{1}{2}$ 1 Uhr fährt der Kaiser mit der Kaiserin gefolgt von dem Grafen von Dietrichstein, dann der Obersthofmeisterin Landgräfin Fürstenberg durch die Straßen Wiens. Der Jubel ist eben so herzlich und allgemein, ja noch stürmischer als die früheren Male und da der Kaiser ohne Bewachung fuhr, wurden ihm am Stefansplaz die Pferde ausgespannt und der Wagen durch die Schulerstraße, Wollzeile über den Universitätsplatz, Bäckerstraße, Lichtensteg, Hohen Markt, Tuchlauben, Spenglergasse, Kohlmarkt zurück von Personen aus allen Ständen gezogen, welche sich drängten, um auch an dem Zuge, welchen fortan die Volkshymne begleitete, Theil nehmen zu können. Mitten am Kohlmarkt wurde S. Majestät unwohl und über die dießfalls von einem auf die Achse des Kaiserwagens gestiegenen Nationalgarde-Offizier an die nachjubelnde Menge gemachte Bemerkung „Ruhe S. Majestät ist unwohl“, war augenblicklich die größte Stille eingetreten und der Wagen wurde rasch von dem Publikum bis zur Schweizerstiege gezogen.

15. März. Im Laufe des heutigen Nachmittags wurde die Organisation der Nationalgarde vorgenommen, woran sich Leute aller Stände, Beamte, Landstände, Personen des höheren Adels beteiligten. Kaum waren die ersten Kolonnen ausgerückt, als das Allerhöchste förmliche Patent über die zugestandene Pressfreiheit, Nationalgarde und die Konstitution herablangte. Gleich einem elektrischen Strome verbreitete sich die Nachricht und erzeugte überall die herzlichste Fröhllichkeit, den lautesten Jubel. Am Universitätsplatz formierten die Studirenden ein Carree, ein Professor las ihnen das Patent vor und nachdem zum Gebet getrommelt wurde, sank alles in die Knie und dankte Gott für das Allerhöchste

Geschenk. Die Nationalgarde defilirte sohin über den Josefsplatz, wo der Kaiser dann die Erzherzoge Franz Karl, Ferdinand und Erzherzogin Sofie vortraten, und durch ihre freundlich herablassenden Grüße die lautesten Lebehochs veranlaßten. Bemerkenswert war hierbei, daß der Statue weiland Kaiser Josef II. ein Lorbeerkranz aufgesetzt und eine weiße Fahne mit der Aufschrift: Sicherheit und Ordnung in die Hand gegeben wurde. Jetzt Abends ist die ganze Stadt beleuchtet, und die Nationalgarde veranstaltet einen Fackelzug, welchen sie in die Burg zu leiten beabsichtigte, was jedoch, da Seine Majestät von den Ereignissen des Tages zu sehr angegriffen war, abgelehnt wurde. Fast gleichzeitig mit dem Zuge der Nationalgarde kamen auch die ungarischen Landtagsdeputirten in feierlichem Aufzuge zu Hof. Am Wege freundlich begrüßt, gaben sie wiederholt die Versicherung, daß Ungarn und Oesterreich fortan in brüderlicher Eintracht bleiben werden. Somit ist die Ruhe für jetzt als vollkommen hergestellt zu betrachten.

16. März. Die Stimmung des Volkes im allgemeinen ist eine sehr günstige; Ruhe und Sicherheit lehren wieder und der öffentliche Verkehr fängt wieder an, die Mehrzahl der Verkaufsläden sind offen. Bei dem Aufzuge, welchen die ungarischen Landtagsdeputirten gestern Nachmittags hielten, wurde von dem Abgeordneten Kossuth in dem von ihm bekannten Sinne eine Rede gehalten, welche die Ertheilung einer Constitution für Oesterreich zum Gegenstande hatten. Er fand allgemeinen und anhaltenden Beifall. Nach ihm sprach ein Pole zu den Versammelten und erwähnte, daß sein Vaterland noch den Druck fühle; er wurde aber von Kossuth mit dem Troste zum Schweigen gebracht, daß Ungarns Vertreter auch auf Polen nicht vergessen und so viel an ihnen liegt, zum Besten derselben wirken werden.

Nachts näherte sich der Ottakringer Pöbel in bedenklicher Art dem Vorort Hernals, dort wurde sofort Sturm geläutet, die gesammte als Sicherheitswache zusammengetretene Mannschaft sogleich aufgeboden, worauf sich die Tumultanten zerstreuten. Nachts um 1/2 2 Uhr meldete die Nationalgarde-Kavallerie das Heranziehen von Raubgesindel durch den Prater. Man dachte, es seien Erdberger oder Simmeringer, welche über den Kettensteig eingedrungen seien. Die Jägerzeile wurde alarmirt, eine bedeutende Abtheilung der Nationalgarde, geführt vom Theaterdirektor Carl, eilte in den Prater, und da sie einen Feuerschein sah und Lärm von den Kaismühlen her sich nähern hörte, legte sie sich daselbst in Hinterhalt. Es waren jedoch die ungarischen Juraten aus Pest, welche bei 400 an der Zahl mittels eines Separatdampfbootes angelangt waren und mit der ungarischen Nationalfahne, Musik und Fackeln heraufzogen. Als man sie erkannte, wurden sie begrüßt, bejubelt und nun zogen sie bis in die Mitte der Jägerzeile, wo einer der Juraten eine Rede des Inhalts hielt, sie seien, wiewohl einer anderen Zunge angehörig und seither durch Verhältnisse von ihnen getrennt, ihren Brüdern zu Hilfe gekommen, um die geistige Aufregung, welche gleich einem elektrischen Funken ganz Europa durchzuckte, zu fördern, sie fänden hier schon erreicht, was der Zweck der Bewegung gewesen, daher sie nur Glück wünschen, an der Freude Theil nehmen und brüderliche Liebe zusichern können. Sie zogen hierauf bis gegen das rothe Thurmthor, wo sie von der Nationalgarde bewogen wurden, ihr Vorhaben, auch durch das Innere der Stadt noch in der Nacht zu ziehen, aufzugeben. Sie blieben in den

Gasthöfen der Leopoldstadt und schloßen sich heute dem Zuge der Studirenden an. In den Gassen, durch welche sie zogen, wurden sie aus allen Fenstern begrüßt. Gegen Mittag fuhr Seine Majestät der Kaiser neuerdings aus und berührte diesmal auch den Universitätsplatz, wo er von den Studirenden herzlichst bejubelt wurde. Seine Majestät waren von Erzherzog Leopold begleitet und geruhten von den Professoren der Universität 2 weiße mit Blumen gestickte Fahnen anzunehmen, welche während der ganzen Rückfahrt sich im a. h. Wagen befanden.

16. März. Die ungarischen Studenten, welche schon gestern durch ihr nächstliches Erscheinen die Jägerzeile alarmirt haben und mit den hiesigen Studirenden fraternisirten — haben Nachmittags abermal einen Umzug gehalten, wobei sie vor der Wohnung des Bürgermeisters hielten, zu dessen Dienstentfagung sie mitzuwirken versprochen hatten, wobei sie dem Fleischer Wögl aus Neulerchenfeld, der gegen den Bürgermeister vorzüglich wegen der Schlachtbänke heftigen Groll hegt, Beistand leisteten. Wögl und noch einige Individuen drangen in des Bürgermeisters Wohnung, und auch in einen höhern Stock des Hauses, um ihn zu suchen und zu zwingen, vom Fenster dem Volke seine Dienstentfagung anzukünden. Als sie ihn aber nicht trafen, suchten sie ihn in der Wohnung seines Schwiegersohnes Pellikan, jedoch zum Glück vergeblich. Bürgermeister Czaplá hatte sich inzwischen von Wien entfernt. Die Juraten schielten auch die Studirenden der hiesigen Universität auf, bei dem Erlangten nicht stehen zu bleiben, sondern mehr zu verlangen.

Zugleich äußerten sie hier zu verweilen, bis die ungarische Deputation vom a. h. Hofe die Gewährung eines ungarischen Ministeriums erlangt haben würde. Nach diesen Vorfällen zogen sie sohin vor eines ihrer Absteigorte zum goldenen Lamm in der Leopoldstadt, gleichsam dem Hauptquartiere der Ungarn, dort tanzten sie auf freier Straße ihren Nationaltanz. Für morgen haben sie sich erboten, die Leichenfänge der am ersten Tage gefallenen Studenten vom allgemeinen Krankenhause aus zur Beerdigung zu tragen. Man ist noch nicht einig, ob man sie im festlichen Trauerzuge in der Stadt herumtragen solle, wofür viele Studenten stimmen, oder direkt auf den Gottesacker bringen werde. Morgen früh 9 Uhr wird in der Jesuitenkirche das Seelenamt für die Geliebten statt haben, und die Beerdigung dann um 2 Uhr Nachmittags erfolgen. Bisher strömen viele Tausende Personen zum allgemeinen Krankenhause (man gab ihre Zahl bis gestern auf nahe an 1500 an) um die dort mit Kränzen und Blumengewinden gezierten Leichen zu besichtigen.

Aus der Umgebung Wiens gehen betrübende Nachrichten ein. In vielen Fabriken wurden Maschinen zerstört, in Guntramsdorf, Kettenhof u. a. m.

19. März. Im Laufe des gestrigen Nachmittags wurde der Durchgang so wie die Durchfahrt durch die k. k. Burg geöffnet, was einen sehr guten Eindruck auf das Publikum machte, welches hierin den Beweis sah, daß nunmehr auch von der Regierung jedes Mißtrauen gewichen sei. Die vorhergehende Kundmachung des Fürsten zu Windischgrätz über das Aufhören der außerordentlichen militärischen Maßregeln hatte diese Stimmung bereits vorbereitet, hiebei aber auch neuerlich gezeigt, daß der k. k. Civil, und Militär-Gouverneur eine dem Wiener durchaus nicht entsprechende Stellung sei. Die Mißliebigkeit dehnte sich sogar schon auf die Person des Fürsten aus, und es wurden sowohl unter den Bürgern am Hof, als unter den Studenten auf dem Universitätsplatze Gruppen bemerkt, welche

dießfalls ihre Ansicht offen aussprachen und zu Deputationen an den Monarchen riefen, um von demselben sich einen andern Commandanten zu erbitten. Diese Gruppen wurden durch das an mehreren Orten auftauchende Gerücht, daß Fürst Windischgrätz durch einen andern General abgelöst sei, beschwichtigt.

In der Nacht wurde die Ruhe durch nichts beeinträchtigt. In dem Fabrikgebäude des Mufenthaler auf der Wieden wurden Abends Drohbriefe gefunden, daß in der Nacht das Gebäude werde in Brand gesteckt werden; es wurde in Folge dessen dieses Gebäude, so wie das nahe gelegene fürstl. Schaumburgsche und gräf. Palffy'sche Palais durch Nationalgarden besetzt, ohne daß irgend ein die Drohung bewahrheitendes Anzeichen vorgekommen wäre.

Heute Nachmittags findet das Leichenbegängniß des Studenten Karl Koritschek statt, welcher am 13. d. M. verwundet, in der Nacht zum 18. d. M. im allgem. Krankenhause gestorben ist.

20. März. Der Fackelzug, welchen man zu Ehren weiland Sr. Majestät Kaiser Josefs am Josefstage und am Josefsplatze veranstalten wollte, unterblieb, wahrscheinlich der schlechten Witterung wegen. Dafür wurde die Abends gegen 9 Uhr erfolgte Ankunft des Herrn Erzherzogs Johann mit enthusiastischem Jubel aufgenommen, die Menge brachte wiederholte laute Lebehochs und die Nationalgarden begleiteten Seine kaiserliche Hoheit bis zu seiner Wohnung. Ein versöhnlicher Ausruf angeblich von einer großen Zahl von Nationalgardisten an die Soldaten wurde gestern in sämtlichen Kasernen vertheilt und machte einen guten Eindruck. Man sieht offenbar das Streben, sich dem Militär zu nähern. Dagegen ist zwischen der Nationalgarde und der alten Bürgergarde selbst einige Spannung eingetreten, da letztere, wie sie geglaubt, in erstere eingetheilt werden soll, wodurch bei manchen die Charge in Frage kommen konnte. Heute morgens war eine Kundmachung an den Straßenecken angeschlagen, welche zu einer Adresse an Se. Majestät den Kaiser auffordert und in allen Buchhandlungen und Kaffeehäusern aufliegt; sie enthält eigentlich eine Petition der Israeliten um Gleichstellung aller Glaubensbekenntnisse. Die Theilnahme daran ist bei allen Katholiken vorherrschend, bei den Katholiken aber nicht auffallend.

Über die Einsetzung verantwortlicher Minister herrscht vollkommene Zufriedenstellung. Es werden dießfalls verschiedene Combinationen erzählt, wobei nicht unbemerkt gelassen werden kann, daß von gewissen Seiten auf den Grafen Breuner und freiherrn von Doblhoff als Kandidaten für eine Ministerliste hingewiesen wird.

Die Erbitterung des besseren Theils der Bewohner über den groben Erzeß gegen den Bürgermeister fangt bereits an, die Sache des Gesetzes einzuleiten. Bereits ist Wölg von seiner Charge in der Nationalgarde entfernt und die Bürger wollen selbst die Kriminaluntersuchung gegen denselben begehren.

An die gegenwärtige Bestimmung des Fürsten von Windischgrätz will man sich hier noch immer nicht gewöhnen; unter der Nationalgarde, dem Studentenkorps und im Publikum wird täglich gewöhnlich mit vieler Hitze die Nothwendigkeit besprochen, daß er von seiner Bestimmung in Wien abberufen werde. Der „Wanderer“ vom heutigen Tage bespricht auch diese Unpopularität. Bestätigt muß werden, daß die darin erwähnte Proclamation des Fürsten oder doch seine Unterschrift von den Mauern herabgerissen worden ist.

Der Dichter Bauernfeld liegt an einer Gehirnentzündung erkrankt darnieder.

Man fand es auffallend, daß ein k. k. Bombardier Namens Ottokar Lenz, falls sein Name nicht mißbräuchlich unterschrieben worden, in dem heutigen Humoristen Nr. 68 bekannt macht, daß der Corps-Commandant Major Konnemeyer die Abfuhr von 200 fl., welche im Bombardier-Corps für die am 13. d. M. Verwundeten und sonst bedürftigen Studenten gesammelt worden sind, nicht gestattet hat.

21. März.

Gestern Nachmittags kam mittelst Separat-Trains die Deputation der böhmischen Stände von Prag hier an und wurde von vielen Hunderten hier lebenden Slaven im Nordbahnhofe erwartet. Hier wurden mehrere Reden gehalten, welche aber alle des Inhaltes waren, daß die Slaven je sich hüten sollen, ihre Sonderinteressen in den Vordergrund zu schieben, nur ein festes Zusammenhalten mit dem großen Ganzen der Monarchie, thatsächliche Dankbarkeit gegen Se. Majestät den Kaiser für das Gewährte könne zum Heile Aller gereichen. Die Deputation, geführt von einigen Nationalgardisten, zog mit einer vorgetragenen weißen Fahne, welche zwei Herren mit den reichgebundenen Adressen folgten, zu Fuß durch die Praterstraße in die Stadt zu dem Herrn Minister Grafen von Kolowrat, um sich der Audienz bei Sr. Majestät dem Kaiser zu versichern, und lehrten dann in derselben Ruhe in den gewählten Gasthof (Matzschakerhof) ein. Da sie viel später kamen, als man sie erwartete, hatte sich die Menge der Zuseher, welche ihrer auf der Gasse harnte, bereits verlaufen.

Die ungestörte Ruhe wird durch eine Menge sich häufig widersprechender Gerüchte in den Gemüthern vieler Personen noch in Frage gestellt und es wird mit Bangen den am flachen Lande noch zu befürchtenden Excessen entgegengesehen, da in den untersten Ständen häufig die Begriffsverwechslung einer Constitution mit Gesetzlosigkeit wahrzunehmen ist, daher ein Regierungsorgan gewünscht wird, welches die Masse hierüber belehre. Die heute Morgens bekannt gewordene Ernennung der verantwortlichen Staatsminister befriediget; nur hat Minister Taaffe die Sympathien des Publikums nicht für sich, und man glaubt, daß er deshalb manches Hindernis finden werde.

22. März.

Die Ruhe ist seit gestern nicht gestört worden. Die Kundmachung wegen theilweisen Nachlasses in den Sätzen der Verzehrungssteuer hat einen sehr günstigen Eindruck hervorgebracht und bei der heute früh Morgens wieder beginnenden Einhebung dieser Steuer, zu welchem Behufe die Linien mit entsprechenden Abtheilungen der Nationalgarde und Polizei-Inspektion versehen wurden, hat sich keinerlei Unstand ergeben, daher auch die Nationalgarde im Laufe des heutigen Vormittags wieder abziehen konnte. Die Direktion der Bolognitzer Eisenbahn hat ihren Arbeitern bereits vor mehreren Tagen eine Herabsetzung der Arbeitszeit auf 10 Stunden zugestanden. Sofort wurden kleine, diesen Umstand enthaltene Ankündigungen gedruckt und im Nordbahnhofe sowie auch in den verschiedenen Handwerkersherbergen angeschlagen. Im Nordbahnhofe wurde durch zeitgemäße Conzessionen der Direction und dem im Ganzen verständigen Sinn der dortigen Arbeiter das gute Einvernehmen zwischen Arbeitsgeber und Arbeiter nicht gestört, und es wurde daselbst eine Arbeitszeit von 10 Stunden festgesetzt. Nun wollten gestern Bahnarbeiter mit den Arbeitern der Speckerschen Maschinenfabrik am Tabor Abends im Gasthose zum Mohren in der Leopoldstädter Siebensterngasse zusammenkommen, um

Maßregeln zu besprechen, durch welche Specker gezwungen werde, die Arbeitszeit gleichfalls herabzusetzen. Specker hievon unterrichtet, wußte mit seinen Leuten ein gütliches Übereinkommen zu treffen und keiner derselben trat der besprochenen Versammlung bei, welche hienach nur aus wenigen Arbeitern der Südbahn bestand, welche noch vor 10 Uhr Abends ohne alles Geräusch sich zerstreuten.

Mit dem gestern Nachmittags um $1\frac{1}{4}$ Uhr bei den Kaisermühlen gelandeten Dampfbote „Bela“ sind mehrere ungarische Deputierte, dann bei 100 Israeliten mit ihren Familien gelandet, welche letztere ohne allen Ausweis sind und erklärten, daß sie sich von Preßburg zu flüchten bemüßigt waren, da dort ein fast anarchischer Zustand herrsche. — Über Preußen sind die beunruhigendsten Gerüchte im Umlauf. In Berlin soll ein förmliches Blutbad stattgefunden haben. Berlin sei in Flammen, der König flüchtig, die Republik ausgerufen worden. In Schlesiens dagegen sei alles mit der k. österr. Cocarde geziert und man verlange österreichisch zu werden. Aus dem Reiche sollen Stimmen herübertönen, welche Wiederherstellung des deutschen Kaiserthumes in der Person Sr. Majestät unseres Kaisers verlangen. Weiter wurde eine polnische Deputation erwartet, welche die Rekonstitution des aus Galizien russisch und preußisch Polen bestandenen Königreichs Polens unter dem Szepter Österreichs und mit dem Anschlusse an den deutschen Bund beantragen Willens sein sollen.

Einen sehr guten Eindruck machte die in der heutigen „Wiener-Zeitung“ veröffentlichte Zusammenstellung der Finanzverhältnisse Österreichs. Es wurde nicht bloß als Zeichen des reellsten Fortschrittes auf der einmal betretenen Bahn konstitutioneller Formen, sondern auch als wesentliches Beruhigungsmittel über den Stand der österreichischen Finanzen angesehen, deren Verhältnisse bisher in Privatdiskursen mit der schwärzesten Tinte gezeichnet, einen der wesentlichsten Gründe der öffentlichen Beunruhigung abgegeben hatten.

Heute Mittag findet an der Wiener Universität die Übergabe einer Adresse der Prager Studenten durch eine Deputation derselben an die hiesige Studentenschaft statt, wozu die Einladung erfolgt ist. Auffallend ist es, daß bei der gestern auf der Universität stattgehabten Wahl eines Ober-Commandanten der Juristen-Legion die Wahl auf den als Redner hervorragenden Juristen im IV. Jahrgange Schneider und die Wahl der Mediziner zu gleichem Behufe für die Mediziner-Legion auf den Med. Dr. Fischhof fiel, welcher am 13. d. M. sich durch seine begeisterte Rede bemerkbar gemacht hat.

23. März. Die Parteien treten jetzt schon vor und suchen sich wechselseitig zu verständigen. Sie zerfallen in die Progressisten, die Gemäßigten und die Retrograden. Die ersten bestehen aus der akademischen Jugend und jenen Bürgern und Bewohnern Wiens, die von dem Umschwunge der Dinge eine Verbesserung ihrer Verhältnisse gewärtigen. Ihre Begriffe von dem, was sie anstreben, sind noch verworren und es läßt sich annehmen, daß ihre Zahl, wenn nicht etwa ganz besondere Umstände, die kein Mensch voraussehen kann, eintreten, nach und nach sich mindern und in Fraktionen verschiedener Schattierungen sich auflösen werde.

Die Gemäßigten bilden bei Weitem die Mehrzahl unter den Bewohnern Wiens. Sie wünschen nichts sehnlicher als öffentliche Sicherheit und Ordnung und

sind der Realisierung ihrer Wünsche um so gewisser sich bewußt, als Wien sich von jeher durch Gutmütigkeit seiner Bewohner hervorgethan hatte. Sie hoffen, daß wenn der Hauch der Leidenschaften verfliegt und die Nüchternheit der Vernunft rückkehrt, der angestammte Charakter der Wiener sich wieder gehörig Geltung verschaffen werde.

Sie erachten es für nothwendig, daß die Regierung so schnell als möglich und aus allen Kräften sich bemühe, die Buchdrucker und Verleger literarischer Werke für sich zu gewinnen, in ihr materielles Interesse zu ziehen. Die Gemäßigten sehen die Macht, die hinreißende Gewalt des öffentlichen Wortes ein, und stimmen, wie bereits erwähnt wurde, darin überein, daß es im Interesse des öffentlichen Wohles, welches die Regierung repräsentirt, liege und liegen müßte, die Buchdrucker für sich zu gewinnen, ja um jeden Preis, für sich zu erhalten, bis das Publikum sich an die Öffentlichkeit nach und nach gewöhnt, sich zum Empfange der Gaben herantut, die ihm auf einmahl unvorbereitet im überschwenglichen Maße dargeboten wurden.

Die dem bisherigen Systeme Anhängigen machen besorgte Miene und wären wohl bereit zum Umschwunge der Dinge im umgekehrten Sinne die Hand zu bieten, um die Sachen in das vorige Geleis zu bringen. Zu ihnen gehören vor allem die Offiziere des Militärs. Sie sind kaum Meister ihrer Gefühle, ihrer Gedanken und in ihrer Miene liegt das ganze Gepräge ihrer Seele. Sie sind vielleicht die Einzigen, die sich über die Zukunft am wenigsten täuschen. Sie sehen den Boden, auf dem sie noch vor kurzem so fest standen, vor ihren Füßen verschwinden. Noch größer aber ist die Spannung bei dem General-Commando selbst und es wäre sehr zu wünschen, daß Fürst Windischgrätz bald eine andere Bestimmung erhalte.

25. März. Bei den Abendversammlungen im Speisesalon des Gasthauses zur Kaiserin von Österreich hatten sich in den letzten Tagen der Professor Hye, Saphir, der Kaufmann aus Prag Emanuel Steslau, die Galizier Splawski und Jurososki, dann der Literat Anton Schütte eingefunden. Dieser Letztere ist aus Preußen, hielt sich unbeirrt über zwei Jahre in Prag auf, wo er sich mit Aufgaben über National-Ökonomie beschäftigte und sich dadurch auch dem Erzherzoge Johann und Fürsten Metternich bekannt machte, an die er brieflich empfohlen wurde. Auf dem hiesigen Plage befindet sich Schütte erst seit Anfang des gegenwärtigen Monats, während welcher Anwesenheit er in dem juridischen Leseverein mit den meisten hiesigen Literaten, Professoren und Doktoren bekannt wurde, die dann auch seinen steten Umgang ausmachten. Sein Verhalten war früher in jeder Beziehung ruhig, auch fand er Zutritt bei dem Fürsten Metternich, welcher ihn mit vieler Auszeichnung behandelte, und erst als in den letzten denkwürdigen Tagen Wiens die Freiheit der Rede sich zwanglos einer ungezügelter Begeisterung überließ, trat Schütte hervor und erlaubte sich öffentliche Äußerungen im aufreizenden Tone, die aber bisher wenig Anklang fanden und eine Partei hervorriefen, die seinem Streben erfolgreich entgegentreten, wozu mehrere hiesige Professoren und auch Studierende gehören.

31. März. Die Aufregung wegen der Demonstrationen der Schneidergesellen, welche gestern durch die irrige Nachricht hervorgerufen wurde, daß die Verkaufsgewölbe von denselben gestürmt werden, legte sich bald. Der An-

drang dieser Gewerbsgehülfen am Judenplatze und in den Räumen der Schneiderherbergen war bedeutend. Durch die entsprechende Verwendung der zahlreich beigezogenen Nationalgarde wurde jedoch jedem Exzeß vorgebeugt, und das ruhige Auseinandergehen der Versammelten vermittelt, wiewohl ein Theil derselben mit der Entscheidung des Magistrates nicht zufrieden war. Dieß betraf vorzüglich das Begehren, daß die Arbeit nur tagweise bezahlt werde, während der Magistrat die Tagarbeit zwar als Regel festsetzte, dabei es aber dem gegenseitigen Aberein kommen überließ, Wochen- und Stückarbeit zu bedingen, eine Maßregel, welche dem geschickten und fleißigen Arbeiter einen Vorzug vor dem läßigen oder minder fertigen verschafft und daher von den in die letztere Kategorie gehörigen Individuen bekämpft wird.

Diese Vorgänge traten jedoch in den Hintergrund vor den Besorgnissen der Zukunft. Die fiebrigen Aufregungen in fast allen Ländern drohen dem Handel und der Industrie die empfindlichsten Wunden beizubringen. Schon ist ein gewisses Mißtrauen nicht zu verkennen. Die Einkäufe beschränken sich auf das Nothwendigste und die hiesige Handelswelt fühlt besonders in jenen Artikeln, welche kein dringendes Bedürfnis decken, ein auffallendes Wegbleiben der Käufer. Man fürchtet die unausweichlichen Folgen der lombardischen Ereignisse für die deutschen Provinzen, besonders für die Fabriksorte, welche noch bedeutende Forderungen in Italien haben, deren Einbringlichmachung mindestens in Frage gestellt ist, und welche durch das Aufhören jedes Absatzes nach Italien die Fabrikation ins Stocken zu bringen, eine Masse von Arbeitern brotlos zu machen, und dadurch die öffentliche Ruhe wieder zu gefährden, befürchten lassen.

Auf dem von dem Kaufmanne Kopriwa in Mariahilf veröffentlichten Aufruf zur Hilfe gegen Italien, haben sich bereits viele Individuen bei demselben gemeldet, und es wird als nicht unangemessen besprochen, diese im Privatwege begonnene Corpsbildung von Seite der Regierung zu ergreifen, um für die vorzüglichsten Elemente der Ordnungswidrigkeit, die arbeitslosen Proletarier, einen an sich beachtenswerthen und für Wien höchst wohlthätigen Abflußkanal zu begründen. Unter dem Handels- und Gewerbebestande Wiens wurde bereits die möglichste Ableitung der drohenden Gefahr in Berathung gezogen, und man glaubt dießfalls den Staat in Anspruch zu nehmen, und nicht bloß zur Erfüllung der gegenseitigen Privatverbindlichkeiten ein Moratorium von wenigstens 1 Monat, sondern auch eine Subvention von einigen Millionen Gulden in Barem erbitten zu sollen, um in die Lage gesetzt zu werden, ungeachtet des stockenden Absatzes in der Produktion fortzuschreiten zu können.

Chronik.

Chronik der bildenden Künste.

Sieht man von einigen jener kleinen Ausstellungen ab, die lediglich die Befriedigung der Eitelkeit junger Künstler zur Ursache und Folge haben, der Kunstentwicklung aber keineswegs dienen, so ist in der letzten Zeit in dem Bereich der bildenden Künste nur Weniges geschehen: die Ausstellung des Photo-Klubs in der Galerie Miethke und die Ausstellungen polnischer Künstler im Hagenbund durch die Vereinigung Sztuka und im Salon Pisko durch die Grupa V. Beide Veranstaltungen aber verdienen wegen der Höhe ihres Niveaus gerühmt, den Kunstfreunden nahe gebracht zu werden. Und vielleicht lassen sich an die Ausstellungen der polnischen Künstler einige Bemerkungen über die Kunst dieses Landes knüpfen, die uns bisher nur gelegentlich bekannt gemacht worden ist. . . Der Photo-Klub ist gewiß die beste Vereinigung von Dilettanten, die in unserer Stadt der Photographie ergeben sind. Ja, die Leistungen, die diesmal zu sehen sind, können mit Ruhe an dem Besten gemessen werden, was im Ausland von Berufskünstlern — sie werden auf diesem Gebiete stark in den Hintergrund gedrängt — ebenso wie von Liebhabern geleistet worden ist. Auf Art der einzelnen Mitglieder und ihre Leistungen, die sich in den verschiedensten Richtungen bewegen, einzugehen, scheint mir hier nicht der Platz; denn bei aller Nähe, die diese Werke zu denen der „bildenden Kunst“ (im früher gewohnten Sinne) haben, glaube ich dennoch, daß die Photographie ihr Bestes dann leisten wird, wenn sie auf dem Boden dieser besonderen Übung bleibt und nicht anstrebt, Wirkungen der Malerei, der Zeichenkunst oder anderer graphischer Künste zu erreichen. Daß dieses Bemühen vielfach auftritt, und gerade dann, wenn das technische Können und der latente künstlerische Sinn der Liebhaber beträchtlich ist, wird niemanden verwundern. Denn es ist da jenen, die durch ihren Beruf ausschließlich künstlerischer Tätigkeit entfernt sind, oder in ihrer Jugend an solche noch gar nicht gedacht haben oder denken konnten, die Möglichkeit gegeben, ihr Naturgefühl, ja mehr als das: ihr Weltgefühl, ihre Impression und seelische Stimmung auszusprechen. So scheint es wenigstens. Und je weiter die Technik der Photographie fortgeschritten ist, je mehr sich durch die Handhabung von Kohlendruck, Gummidruck und Kombinationen der verschiedensten Art, eine Wirkung erzielen läßt, die dem ersten Blick malerisch, zeichnerisch usw. erscheint, desto gefährlicher wirkt der Reiz auf den Liebhaber, statt ein guter Photograph, ein mit der Kamera arbeitender Maler zu sein. Einem

eindringlichen künstlerischen Gefühl aber widerstrebt derlei Verschiebung der Technik, da im wesentlichen so doch nur Annäherndes zu erreichen ist, nie Ganzes, und darum habe ich in dieser Ausstellung jene Arbeiten am besten gelungen gefunden, die nur Photographien, aus einem künstlerischen Gefühl geboren, sein wollten. Im engeren Sinn waren dies Bildnisse, und dies wird wohl auch das Gebiet sein, wo die künstlerische Photographie ihr Bestes und Eigenstes zu leisten vermag. Denn hier ist es tatsächlich in die Gewalt des feinen Mittel beherrschenden Photographen gegeben, durch die Art der Einstellung, der Aufnahme, später durch die Umwandlung des Negativs in ein bestimmtes, dem besonderen Falle, besonders angepasstes Positiv, das Gefühl auszudrücken, das er, und eben nur er allein, von dem Modell gehabt hat. Dies zu tun aber scheint der Sinn der Bildniskunst überhaupt zu sein.

Eine nähere Auseinandersetzung unterbleibt also. Sie müßte einem Kenner der einzelnen photographischen Verfahren überlassen werden, müßte auch einen Raum beanspruchen, der hier nicht verstattet ist. . . .

* * *

In den Ausstellungen der vergangenen Jahre haben wir von polnischer Kunst ja schon Einiges gesehen: Salats Schneebilder, sehr gut gekonnte, aus der französischen Schule, ja überhaupt aus dem ganzen Kreise moderner Bestrebungen hervorgegangene Bilder von Agentowicz, ein ziemlich kräftiges, noch suchendes Talent bekundende Versuche von Mehoffer und schließlich ganz kleine, nur so hingeworfene, aber ungemein persönliche Landschaften, oder vielmehr Andeutungen von Landschaften, von Stanislawski. Im Zusammenhang aber ist uns niemals die Möglichkeit gegeben worden, die Tätigkeit der Polen auf dem Gebiet der bildenden Kunst — wie auf dem Gebiet der Künste überhaupt — kennen zu lernen. Sagt man hierbei „Polen“, so denken wir in Österreich ja natürlich an die Bewohner unseres Staates, denken an eine polnische Nation, die sich vielleicht in den letzten 50 oder 60 Jahren herauskristallisiert haben mag und in unserer Heimat ihr Zentrum hat, wenn auch der Ursprung manches Künstlers wo andersher kam. Die Ausstellungen nun, die wir jetzt gesehen haben, entsprechen nicht ganz derlei Vorstellungen. Gerade die stärksten Künstler tragen das Zeichen der polnischen Rasse, unbehindert von nationalen und politischen Grenzen, an sich und ihren Werken, ja es mischt sich in das polnische Blut bei dem einen oder dem anderen armenisches, russisches. Die Technik ist die internationale, französische. Und die Seele,

die aus diesen Malereien mit einer oft das Technische weit überragenden Gewalt hervor- schlägt, scheint jene alte, romantische, polnische Seele, wie wir, Kinder anderer Zonen, sie uns aus der Geschichte Polens, aus den Romanen von Polenkindern, aus dem Schicksal dieses Volkes heraus vorstellen. So ist neben dem rein künstlerischen Eindruck, den man in der Ausstellung der Sztuka empfand, daß die Mitglieder dieser Vereinigung nämlich mit einer festen, oft rastlosen Energie an sich gearbeitet haben, und so für ihre diesmalige Ausstellung ein Niveau von einer seltenen Höhe erreicht haben, das stärkste Gefühl, das man von der Befähigung dieser polnischen Kunstwerke mitnimmt, das: einem Volk gleichsam in das Innere gesehen zu haben, seine Wehmut, seine Angst, sein Zittern, seine Hoffnung, seine Liebe, alle seine Herzensbedürfnisse und Herzens- leiden einmal auf dem Umwege über seine bildende Kunst gespürt zu haben. Es mag ja sein, daß viele, vielleicht die meisten dieser Bilder, sicherlich die künstlerisch besten, von solchem — man kann es nicht anders nennen — sentimentalen Gefühle an sich frei sind, daß ihre Schöpfer gemalt haben, wie eben in Frankreich, in England, in Wien oder in Nordafrika einer, der malen kann, malt und nicht bei jedem Pinsel- strich sein Herz ausbluten läßt. Aber das ist eben das Starke, das Persönliche an den meisten der hier gesehenen Werke, daß in die Farbe unwillkürlich das stärkste Gefühl der Künstler geflossen ist, so daß der Beschauer trotzdem aus den gewöhnlichsten Sujets, einfachen impressionisti- schen Landschaften oder gar aus rein malerischen Problemlösungen die Seele eines Menschen und schließlich die Seele eines Volkes hervorleuchten sieht.

Zwei Tote sind unter den Künstlern, deren Werke man uns nach Wien geschickt hat, und vielleicht sind diese zwei Toten gerade die Merkwürdigsten, die Größten unter den pol- nischen Malern unserer Generation gewesen. Der eine ist der schon genannte Stanislawski, im vorigen Jahr gestorben, jener merkwürdige Mensch, ein Koloss an Leibeskraft, der nie etwas anderes gemalt hat, als winzig kleine Dinge. Ein Mann, den man ebenso bewundern muß wegen seiner Kraft die Impression der Natur, einer bestimmten Natur, zu einer bestimmten Stunde, in einer bestimmten Atmosphäre, in einer bestimmten Jahreszeit, aufs treueste mit den anspruchslosesten Mitteln, einer ungeheuern Schnelligkeit auf die Leinwand zu werfen — nur diese Impression eben, da er immer fühlt, und es auch immer und immer gesagt hat, daß beim Malen großer Bilder, beim Komponieren, das teuerste, eben die unmittelbare Wirkung des Geschauten auf ein künstlerisches Bewußtsein und eine künstlerische Fähigkeit verloren gehen

müsse — wie man ihn ehren muß, weil er der Gründer jener Vereinigung Sztuka gewesen ist, die sich ein hohes Ziel als mindeste Grenze für die Aufnahme von Mitgliedern setzend, es erreicht hat, daß die Talente, die im Volk vorhanden waren, sich nicht zersplittert oder in Spielereien zerflattern. Die Wirkung seiner Tätigkeit ist ja eben diese Ausstellung, in der es fast kein schlechtes Bild gibt, in der man beobachten muß, daß jeder Einzelne die äußersten Grenzen seiner Möglichkeit zu erreichen bemüht war.

Der zweite Tote ist Stanislaw Wyspianski, in dem gleichen Jahre wie der andere verstorben, aber ein Jüngling mit einer viel reicheren, weiteren, begehrlieheren Seele. Einer, der von Jugend auf krank gewesen ist und doch alles wollte: Bilder malen, in denen sein Volk aus- gedrückt war, Dekorationswerke schaffen, die nur durch die Farben und Linien sprechen sollten. Eine Art der Bühne herstellen, die wieder den unmittelbaren Kontakt des Zuschauers mit dem Darstellenden ergeben sollte, und auf der es dann möglich wäre, Stücke zu spielen, die er nun auch selber in großer Anzahl geschrieben hat und von denen man uns sagt, das sie in einer ganz seltsamen, an Maeterlinck erinnernden Weise die polnische Geschichte als ein Mysterium vorbringen und auflösen. Aber indes er von vielen Wünschen getrieben wurde, indes sein Pinsel manche Phantasie der merkwürdigsten Art, wie wir sie eben hier in der Ausstellung sehen können, aufnotierte, frag ihn selbst die Krankheit auf, und er ist also im vorigen Jahre in Paris gestorben.

Aus der älteren Generation ist Agentowicz ja schon genannt worden, und was er diesmal gezeigt hat, bestätigt den früheren Eindruck: er ist ein Maler von ungemeiner Technik, der gleich groß bleibt, ob er Porträts auf die Art der Farbensymphonien Whistlers und Sargents malt, oder Typen aus seinem Volk. Er ist ein Kolorist wie auch Stanislawski es ja war, aber auf ganz andere Art. Denn während jener den un- mittelbaren Eindruck festzuhalten bemüht war, sucht dieser die Harmonie der Töne.

Dann sind die Bilder von Mehoffer da, die das Wachsen dieses Künstlers, seit wir ihn das letztmal gesehen haben, auf das erfreulichste zeigen, und zwar sowohl in seinen Bildnissen, besonders in dem eines alten Edelmannes, als auch in jenen dekorativen Entwürfen, die in ihrer fast an byzantinische Kunst, oder an klöster- liche Pergamentmalerei erinnernden Sorgfalt ein dekoratives Talent zeigen, das in Mitteleuropa nicht viele seinesgleichen hat. Weniger erfreulich wirkt jetzt Kalat, dessen blau schimmernde Schnee- bilder sich nun seit Jahren immer wiederholen. Es scheint fast, als hätte diesem Künstler sein Erfolg zum Schaden gereicht, da er ein Spezialist geworden ist. Ein einziges Bild, das einer Kirche,

zeigt einen neuen Ton. Sehr schön, sehr eindruckend sind einige Arbeiten von Wyczollowski, die den mythischen Prunel, das sonderliche Gefühl alter Kathedralen und Kirchen ungemein plastisch machen.

Dann ist noch Chelmonski da, dessen Gemälde die polnisch-russische, ich möchte sagen asiatische Stimmung, die Abenteuerlichkeit dieses uns ganz fernem Lebens, auf eine sehr einfache und durchwegs malerische Art bringen; Ruscyz, dessen Buntstiftzeichnungen mir am merkwürdigsten erschienen. Pankiewicz, der sich die köstlichsten farbigen Dinge zu Stilleben zusammenträgt und sie dann, mit einer an Whistler gesuchten Liebe abmalt. Und noch manche andere, die wir nicht erwähnen können, da diese Chronik ja nicht den Katalog mit Randbemerkungen versehen kann.

Nur der Plastiker muß noch gedacht werden. Vor allem des Dunikowski, dessen sprödes, grübelndes Talent noch Gegner genug finden wird, und darum auch von einem gerühmt werden muß, der hinter diesen philosophischen, spekulativen und an der Grenze des Verständlichen stehenden Skulpturen eine zum Großen ringende Persönlichkeit steht. Die Statuen der Frauen, die er da hingestellt hat, alle schwer an ihrer Mütterlichkeit tragend, sind nicht nur interessant als Zeugnisse eines Geistes, der sich mit dem Problem der Menschwerdung herumschlägt, sondern auch ihrer technischen Vollkommenheit wegen, die man bemerkt, wenn man erst über das Stoffliche hinweggekommen ist. Ein Grübler, ein in sich Verbohrter ist auch der Plastiker Lepla. Mir scheinen seine Arbeiten, ob er nun einen herrenlosen Hund oder sich selbst in Jm! gießt, gleich wertvoll. Und wie gesagt — eine Reihe von Künstlern, mit denen man sich noch gern be-

schäftigen würde, muß diesmal ungenannt bleiben; denn noch muß ein Wort über jene Gruppe V gesagt werden, die im Salon Pisto sich gezeigt hat.

Hier ist der Eindruck ein weit schlechterer. Das Niveau ist ungleich, das technische Können setzt oft aus, und dafür erscheint als unangenehm wirkendes Moment die Pose. So sind die Porträts von Leopold Gottlieb alle sozusagen über einen Leisten geschlagen. In einer dünnen Malerei erscheinen da etwas abgekehrte, manchmal verbrecherhaft aussehende Menschen, und in den Fällen, wo man Modell mit Bild vergleichen kann, ist zu konstatieren, daß hier das Auge des Malers auf eine bedenkliche Art die Wirklichkeit, und zwar sowohl die primitive, als die malerische Wirklichkeit, umgetrenpelt hat. Von ähnlicher Art sind auch die Arbeiten der meisten anderen Künstler dieser Vereinigung. Einzelne Werke gehören fast schon in das Gebiet des Okkultismus, sehen aus wie jene berüchtigten Zeichnungen, bald echt hysterischer, bald betrügender Medien oder wie überlichtete Photographien. Der Bildhauer Lewandowski hat hier Plastiken aufgestellt, die glatt, ohne Eigenart, also auch ohne Interesse sind, da weder eine besondere Stärke der meißelnden oder modellierenden Hand zutage tritt, noch auch die Bemühung, zu irgend einem besonderen Ziele zu gelangen, konstatiert werden kann.

* * *

Der Gäste haben wir nun allmählich genug gesehen. Und es wird Zeit, daß unsere Künstlervereinigungen, deren wir ja genug haben, zeigen, was ihre Mitglieder, was unsere nächsten Heimatgenossen in der letzten Zeit geleistet haben.

W. Fred.

Seuilleton.

Fischer von Erlach und das Palais
Breuner in Wien.

Wiewohl jene Periode der österreichischen Barocke, deren Höhepunkt die beiden Fischer und Hildebrandt bedeuteten, in künstlerischer Gestaltungsfähigkeit der gleichzeitigen Bewegung in Deutschland, Frankreich und Belgien nicht nur nicht nachsteht, sondern dieselbe oft sogar noch überflügelt, ist es bei uns nicht gelungen, Licht in die historische Entwicklung jener größten Zeit österreichischer Kunst zu bringen.

Um aber zur Geschichte dieser Zeit beizutragen, gibt es nur den einen Weg, Stein für Stein aus dem Gefüge herauszugreifen, Gebäude für Gebäude zu betrachten, es kritisch und archivaalisch zu beleuchten. Dann wird man in wenigen Jahren auch ein klares Bild jener Zeit

besitzen. Diese Arbeit will ich dem Palais Brenner in der Singerstraße zuwenden, das für Fischer noch nicht zurückerobert wurde und welches in unserer Literatur sogar einem Großkaufmann und Stadthauptmann, seines Zeichens auch Bau- spekulant, zugewiesen wurde.

Der Einzige, dessen Meinung bei diesem Palais Achtung verdient ist Dr. Albert Jg; jedoch wie vage sind auch seine Betrachtungen. Er ist im Zweifel, ob J. B. Fischer, oder der Stadthauptmann Johann Christian Neupauer der Architekt, ob Fischer der Architekt und Neupauer der ausführende Baumeister ist, ob Neupauer den Palast vielleicht allein aufgeführt, ob er vielleicht in einem Schülerverhältnisse zu Fischer gestanden hat, und schreibt Neupauer endlich eine Mitarbeit an Fischers Palais Rossano-Muerzperg zu, wodurch ein ähnliches Vorgehen bei unserem

Palais möglich erschiene. Alle von Jlg zitierten Quellen können wir füglich übergehen, da er ihnen selbst nur geringe Bedeutung zumißt, und wir wollen uns nur auf die Ergebnisse der eigenen Forschung verlassen.

Vor allem drängt sich die Frage auf, wer war Neupauer und wer waren die Besitzer des Grundstückes im Laufe der Jahre. Nach den bis jetzt gefundenen Akten gehörte der Grund 1664 dem Grafen Karl Ludwig de Souches, welcher als Brigadier 1683 bei der Türkenbelagerung eine bedeutende Rolle spielte und der schon am 5. Dezember 1686 Stadtkriegsdiener geworden war, von 1700 ab dessen Erben. 1701 steht das Haus noch nicht, 1730 erscheint es auf dem Prospekt von Pfeffel als Besitz des Neupauer, dem es vielleicht 1725 schon gehört. 1775 wird es Coithisch, sodann Offizierskasino, nachher gräfl. Breuner-Endersdörfisch, um endlich in der Gegenwart an den Herzog von Ratibor überzugehen, dem es auch heute noch gehört. Fraglich und im Dunkel gehüllt ist also die Zeit bis 1730, wo es zuerst als Neupauers Besitz angeführt ist. Hier muß die Forschung einsetzen. Das Grundbuch gab mir hierüber genügenden Aufschluß. Am 26. März 1716 erwirbt Johann Christian Neupauer und dessen Ehekonfortin Anna Clara Wenighoferin, „eine Wittib und Ratseniors Tochter“, mit der er laut Kopulationsakte von 1713 bei St. Stefan getraut wurde, von den Erben des Grafen de Souches die Realität, bestehend aus drei kleinen Häusern. Im Jahre 1727 ist er als Besitzer des neuen Hauses eingetragen, das ihm bis 1749 gehört. In diesem Jahre übergeht das Gebäude laut Eintragung an Frau Maria Anna v. Suttner, bis es von dieser Besitzerin 1797 an den Freiherrn v. Coith gelangt. Der Bau ist demnach zwischen 1715 und 1727 entstanden, und so konnte der Stich bei Pfeffel 1730 bereits den Vermerk tragen: „Fassade des Gebäu Litt. Herrn Johann Christian Neupauer, des inneren Rates und Stadthauptmann der kays. Residenzstadt Wien in der Singerstrassen.“ (Die alte Hausnummer war 894 heute Nr. 14). Daraus ersieht man schon, daß die Weise, wie Neupauer in den Besitz des Hauses kam, gar nicht so mysteriös ist, wie Jlg behauptet. Er hat einfach den Grund gekauft und darauf gebaut. Auch auf die Frage, wie er in den Besitz ausreichender Geldmittel kam, geben unsere archivalischen Quellen genaue Auskunft. Er borgte fl. 20.000 zum Baue des Palais von Frau v. Suttner, die sodann auf das Objekt intabuliert wurden, und in deren Namen ihr Gatte Leopold Gundacker Freiherr v. Suttner das Gebäude 1749 im Lizitationswege erstand, was genau mit den grundbücherlichen Eintragungen übereinstimmt.

Was die Person des Neupauer anbelangt, so scheint er nicht in Wien gestorben zu sein, da

ich weder in den Totenprotokollen zu St. Stefan von 1740—1760, noch im Testamentarchiv von 1720—1760, sowie in den Totenprotokollen der Stadt Wien von 1740—1750 einen Vermerk finde. Lediglich festzustellen war, daß seine Frau am 6. Februar 1747 verschied, somit den Ruin ihres Mannes und die Feilbietung des Hauses nicht mehr erlebte.

Nun aber kommen die Belege, daß Neupauer bloß Bauspekulant und nicht ausführender Architekt war, wodurch auch seine Mitarbeiter-schaft am Palais Koffrano-Muersperg aufgeklärt wird. Den Inhalt dieser beiden Dokumente hat mir Herr Major Hajdecki freundlichst zur Verfügung gestellt. Am 30. Juli 1723 erläßt der Magistrat (Maurermeisterarchiv) daß: „J. Chr. Neupauer keine Gebäu kontraktweise bedingen und aufführen lassen könne, mithin auf allezeit abgewiesen wird.“ Neupauer gibt sich hiermit nicht zufrieden, rekurriert gegen diesen Beschluß bei Hofe, wo er gut angekommen zu sein scheint (ich finde im Diarium der Wiener Zeitung aus den Jahren 1730—1740 wiederholte Audienzen beim Kaiser verzeichnet) und erhält am 15. Oktober 1707 den Bescheid: „Es hätte dem J. Chr. Neupauer des inneren Rates, sich der hier so schädlich als sträflich von der Meisterschaft zugefügten Abschaffung seiner bei Koffranoschen Gebäu vor dem Burgtor in Besold habenden Maurergefellen allergnädigst resoliert worden, daß selbe (nämlich die Maurermeister) bei 100 Dukaten Pöhsfall sich hinkünftig bei solch Koffranobau enthalten sollten.“ Man sieht also, daß Neupauer Bauspekulant und nicht erfindender Architekt war, daher seine Autorschaft sowohl beim Palais Koffrano als auch bei seinem Palais erledigt ist.

Schon Major Hajdecki hat in seiner Revindizierung der Salesianerkirche für Johann Bernhard Fischer von Erlach darauf hingewiesen, daß das Eils-Ächsen-system bei Fischer eine große Rolle spielte, und tatsächlich finden wir bei den Gebäuden, die bestimmt von Fischer sind oder ihm zugeschrieben werden oder wurden, diese ominöse Efs. So zeigen z. B. das Palais Trautsohn (ungarische Leibgarde), die Salesianerkirche, das Palais der Geymüllerschen Erben, das Sommerpalais des Grafen Schönborn in der Landongasse, die rückwärtige Fassade der Hofbibliothek, das jetzige Schönborn-Palais in der Rennngasse, ehemals Batthyani, das Palais Esterhazy-Galantha und endlich auch unser Palais diese Zahl der Fensterachsen.

Die Kleimerschen Stiche zeigen uns auch noch ein Gebäude mit vier Geschossen des Grafen Maximilian v. Cavriani, dessen Familie auch tatsächlich noch heute das in der Habsburgergasse befindliche Haus besitzt, welches mit unserem Palais in der Fassade große Ähnlichkeit hat, sowie ein dem Herrn v. Ulbrecht gehöriges Haus

am heutigen Universitätsplatz gegenüber der Jesuitenkirche, welches leider schon gefallen ist. Beide Häuser zeigen wieder ein Fensterzählen, sind ganz sicher von einem Architekten und das erstere zeigt nicht nur in der Geschosshöhe eine Verwandtschaft mit unserem Palais in der Singerstraße. Der Giebel ist bei diesen beiden Gebäuden (bloß auf dem Stuch, denn am Gebäude ist er ebenfalls einer Renovierung zum Opfer gefallen) ganz gleich mit dem der Leibgarde (Trautsohn), auch die Anordnung der Pilaster unter dem Giebel stimmt genau mit jener am Palais der Leibgarde überein. Was nun das Schönborn-Palais in der Landongasse betrifft, so wären Jgs. Bemerkungen, die es blindlings dem Balthasar Neumann zuschreiben, sehr genau zu überprüfen; ich glaube nicht zu irren, wenn ich auch dieses Palais dem Fischer näherstelle.

Das Stadtpalais der Schönborn dagegen erinnert mit den Ovalfenstern an unser Gebäude. Außerdem finde ich eine weitere Eigentümlichkeit. Sowohl im Neupauerischen wie im Schönbornischen Stadtpalais als auch in der Sommerresidenz und endlich im Cavrianischen Hause springen die fünf Achsen im Mittelrisalit vor, während in dem der ungarischen Leibgarde gleich dem Albrechtschen Hause der Mittelrisalit bloß dreifachstrig ist.

Auf dem Pfeffelschen Stuche sehen wir, den Balkon im Nobelgeschosse flankierend, zwei mächtige Sandsteingruppen: „Aeneas trägt den Anchises aus dem brennenden Troja“ und „Herkules würgt den Antäus“; beide Gruppen befinden sich noch an Ort und Stelle. Obwohl über deren Autor kein bestimmtes Dokument vorliegt, können wir doch mit Bestimmtheit den Domenico Mattioli als Künstler annehmen. Ganz ähnliche Statuen von des Meisters Hand stehen im Schlosse zu Fraim, das dem Fischer nahe steht, zwei ebenfalls ähnliche Reliefs am Palais des Prinzen Eugen. Die Fraimer Statuen decken sich stilistisch, sowie im Vorwurf ganz mit den unseren. Fischer hat diesen Künstler überhaupt bevorzugt, auch im Schwarzenberg-Palais (im Garten) finden wir seine Hand.

Die ganze dekorative Ausschmückung des Palastes stammt nicht aus der Zeit, sondern ist neu und unter den Grafen Breuner fertiggestellt. Schon die eine Haupttür ist aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, die Türfüllung aus Holz ebenfalls.

Neu der Stuckplafond im Vestibül, einen Krieger zu Pferde mit St. Peter im Hintergrunde vorstellend, neu die bronzenen Wandleuchter im ganzen Hause, ebenso der Kamin im Stiegenhause (auf das Relief von M. Donner komme ich unten zu sprechen), neu die zwei Wasserspeier im Hofe, die Füllungsornamente auf den Gängen, in den Fensterlaibungen und

den Plafonds. Was die Sandsteingruppen in der Nische des Stiegenhauses anbelangt, so sind diese Empire, die Kopie des römischen Marmor-Genius-Villa Borgheze trägt die Signatur: Agos. Penna Rom 1790. Die Aufsätze zu den Statuen sowie die roten Marmortafeln im zweiten Stock sind Louis XV. Selbst die Balustrade sind sowohl ihrer Anstellung als auch ihrer runden Form nach Empire. In den Prachträumen des ersten Stockwerkes sind über die Originalplafonds Holzverkleidungen gemacht, die Originalplafonds natürlich nicht mehr sichtbar, da man sonst die ganze Wandverkleidung abschlagen müßte. Nach der Haustradition jedoch befinden sich die alten Plafonds noch an Ort und Stelle.

Auch die Holzfüllungen der Türen sind neu und stammen aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts. Bloß die Fensterkämpfe sowie die Türansätze und Verdachungen sind in altem Zustande und stammen aus der Gründungszeit des Palastes.

Über den Meister der Marmorkopie sowie über das Donnerrelief, das einer Haustradition zufolge von einem Grafen Breuner am Dachboden des Hauses vorgefunden wurde, ist mir folgendes bekannt: Agostino Penna war ein Zeitgenosse Canovas, Winckelmanns und Goethes wohlbekannt. Von ihm sind folgende Hauptwerke heute noch erhalten. Zwei Engel in der Capella S. Carlo al Corso zu Rom, eine Kolossalstatue Pius VI. in St. Peter, endlich zwei Marmorstatuen, Paris und Helena, in der Villa Borgheze. Seine Arbeiten sind trotz Winckelmanns Lob noch süßlicher als die des Canova, der ihn auch materiell zurückdrängte. 1812 ist Penna zu Rom gestorben. Matthäus Donner (geboren 1699 zu Eßlingen, gestorben zu Wien 26. August 1765) war der Bruder des großen Georg Raphael: gleich diesem in Heiligenkreuz ausgebildet, widmete er sich der Medaillenkunst, wird 1740 Professor an der Wiener Akademie, etwas später Direktor der kaiserlichen Münze. Unser Relief, eine Marmorarbeit ganz im Stile Georg Raphaels, ist eine allegorische Schilderung mit Faunen. Links in der Ecke eine Sphinx, die auf Fischer deutet, rechts das Signum M. Donner. Wenn Donner dieses Relief für den Palast gemacht hat, so ist dieser sicher nicht vor 1720 entstanden, da Donner ja viel zu jung gewesen wäre, um eine solche Arbeit auszuführen. Im übrigen deutet das Werk stilistisch auf die Zeit nach 1740 hin, ist also wahrscheinlich eine Zufallsarbeit und für das Palais zur Ausschmückung nachträglich angekauft.

Die Fassade selbst ist unter den Breuners renoviert worden. Die auf dem Stuche in Pfeffels Prospektten sichtbare Altilla, die Statuen auf dem Firste sowie die Wasserspeier sind einer Renovierung zum Opfer gefallen. Daß die Altilla tatsächlich gedacht war und nicht Phan-

tasiegebilde des Stechers bei Pfeffel ist, geht aus einem in der Form identischen Stiche hervor, den die Hofbibliothek aufbewahrt. In der linken Ecke dieses Blattes steht zu

lesen: J. B. Fischer v. Erlach fecit et inv.

Dadurch ist die Frage nach dem Autor endgültig gelöst. Friedrich Pollak.

Rundschau und kleine Mitteilungen.

20. Februar. Beginn der böhmischen Landtagswahlen — 7. Sitzung der österreichischen Delegation.

21. Beginn der Landtagswahlen in Krain. — 8. Sitzung der österreichischen Delegation: Das Heeresbudget wird erledigt. — Im ungarischen Abgeordnetenhaus beginnt die Verhandlung über die Revision der Geschäftsordnung.

22. Erste Aufführung von Karl Schönherr's Dramen „Karnenerleut“ und „Erde“ im Hofburgtheater in Wien.

23. Svatopluk Cech (geb. 1846) in Prag †. — Prof. Dr. Johann Palacky (geb. 1830) in Prag †.

24. Landwehrkavallerie-Inspektor G. d. K. Gustav Jona von Freywald (geb. 1841) in Wien †. —

9. Sitzung der österreichischen Delegation: Das außerordentliche Heereserfordernis wird angenommen.

25. Beginn der Landtagswahlen in Galizien. —

10. Sitzung der österreichischen Delegation: der Antrag Katour-Schraffe auf Erhöhung der Offiziersgagen und Mannschaftslöshnung wird angenommen. — Prof. Dr. Anton Auer (geb. 1841) in Salzburg †.

26. Herrenhausmitglied Hofrat Professor Dr. Wilhelm Gintl (geb. 1843) in Prag †. — 11. Sitzung der österreichischen Delegation: Der Okkupationskredit wird angenommen.

27. Beginn der Landtagswahlen in Kroatien. — 12. Sitzung der österreichischen Delegation: Annahme des Marinebudgets.

28. In einer offiziellen Enunziation im Wiener „Fremdenblatt“ kündigt die Regierung die Schaffung eines Sprachengesetzes in Böhmen an. — Pauline Kucca (geb. 1841) in Wien †.

29. In Ugram finden heftige Demonstrationen gegen den Banus statt.

1. März. Dombaumeister Julius Hermann (geb. 1848) in Wien †.

2. Beginn der Landtagswahlen in Görz.

3. Die ungarische Delegation erklärt, nicht in der Lage zu sein, in eine Verhandlung der österreichischen Beschlüsse betreffend die Erhöhung der Offiziersgagen einzugehen, da das Heeresbudget erledigt und die neuen Ausgabenposten nicht im Budget vorgelegt worden seien. — Ein Makedoniermeeting in Sophia protestiert gegen die österreichisch-ungarisch-germanische Balkanpolitik.

4. Im Heeresauschuß der österreichischen Delegation beantragt Graf Elem-Martinig betreffs des Antrages Katour-Schraffe die Abhaltung einer gemeinsamen Sitzung. — 13. Sitzung der österreichischen Delegation. — Die ungarische Delegation nimmt sämtliche Vorlagen der gemeinsamen Ministerien in dritter Lesung an. — Dr. Karl Schönherr erhält für sein Drama „Erde“ den Bauernfeldpreis. — Einweihung des neuen Gebäudes des österreichischen archäologischen Instituts in Lissabon. — Der neuernannte chinesische Gesandte am Wiener Hof Sen Pon Dong wird behufs Überreichung seines Beglaubigungsschreibens vom Kaiser in feierlicher Audienz empfangen.

Das Resultat der kroatischen Wahlen. Bis auf fünf Stichwahlen sind bisher alle kroatischen Wahlen am 27. und 28. Februar durchgeführt worden.

Der Landtag wird nun bestehen aus 24 Starčevićanern (früher 20); aus 23 Abtrünnigen der Starčevićpartei, der sogenannten kroatischen Rechtspartei (früher 19); aus 4 fortschrittlichen Realisten (früher 2); aus 10 Wilden, dem soge-

nannten autonomen Klub (früher 14); aus 24 Serben verschiedener Schattierung. In die letzte Zahl sind auch die noch ausständigen Stichwahlen eingerechnet, weil da nur Serben in Frage kommen. Erst nach den Stichwahlen wird man die einzelnen Schattierungen der Serben ihrer Zahl nach sicher berechnen können. Ferner wird im Landtag die Bauernpartei drei Mandate innehaben und es wird wieder ein Pangermane die Wacht an der Save beziehen.

Am meisten gewannen bei diesen Wahlen, dank dem Khuen-Hedervary'schen Wahlsystem, die Serben. Als dieses System eingeführt wurde, waren nämlich die Serben die zuverlässigste Stütze der Regierung, insofern wurde durch den serbischen Dizebanus Dane Stanković eine für die Serben so vorteilhafte Wahlgeometrie erfunden, daß ihnen auch in überwiegend kroatischen Wahlbezirken die Entscheidung zufällt. Dieses System rächt sich jetzt, wo die Serben der oppositionellen serbisch-kroatischen Koalition angehören.

Die Starčevićpartei kommt um vier Mandate verstärkt in den Landtag. Sie ist überdies in drei Wahlbezirken in die Stichwahl gekommen und es hat an vielen Orten die Zahl ihrer Anhänger bedeutend zugenommen, so daß sie es zu starken Minoritäten brachten. Ihre Position im neuen Landtag hat sich nur dadurch verschlechtert, daß ihre Gegner, namentlich die Serben, viel stärker geworden sind. Die Starčevićpartei, welche allein den Kampf mit allen übrigen Parteien zu bestehen hatte, wird ihre Grundsätze unerschütterlich festhalten und tapfer verteidigen.

Im großen ganzen verliefen die Wahlen sehr lebhaft, aber ruhig; erst nach den Wahlen kam es seitens der siegreichen serbisch-kroatischen Koalition zu Erzessen gegen die Starčevićpartei; einer ihrer Anhänger wurde leider erschossen. Allem Anschein nach wird sich die Aufregung bald legen; es steht jedoch zu befürchten, daß sie zur Zeit der Landtagsverhandlungen wieder aufkommen wird.

Wir gehen demnach unruhigen Zeiten entgegen, selbst wenn es der serbisch-kroatischen Koalition gelingen sollte, mit Ungarn ihren Frieden zu machen. Dieser wäre leicht herzustellen, wenn man in Ungarn nachgeben und die Ursachen des Konfliktes aufheben wollte. Dazu wird man sich aber kaum verstehen, da durch die kroatische Obstruktion des Ausgleichsgesetzes und durch gewisse Winkeltzüge der führenden Serben in Budapest eine Stimmung erzeugt wurde, die nichts weniger

als versöhnlich ist; auf eine solche Stimmung kommt es aber vor allem an.

Ein sehr lehrreiches Beispiel dafür wie wenig die Staatsraison und wie viel die jeweilige Disposition der öffentlichen Meinung in Ungarn ausmacht, bietet die Wiederherstellung der kroatischen Aufschriften auf den Schildern der gemeinsamen Ämter. Als man seinerzeit die ungarischen Aufschriften an diese Schilder anbrachte, kam es zu blutigem Aufruhr, ja zur Aufhebung der Verfassung. Das Ministerium Koloman Tiszas war nahe daran zu fallen. Endlich entschloß man sich zur lächerlichen Lösung — gar keine Aufschriften auf die Schilder anzubringen. Dabei hatte es durch zwanzig Jahre sein Bewenden. Nun brachte Baron Ranch die kroatischen Aufschriften als „Konzession“ mit. Da sie aber post festum kam, verpuffte sie wirkungslos. Jedenfalls ist durch dieses, wenn auch späte Nachgeben der Beweis erbracht, daß durch das Anbringen der gesetzmäßigen Aufschriften auf die Schilder der gemeinsamen Ämter, kein Staatsinteresse berührt worden war, daß also seinerzeit wegen der Schilderfrage „viel Lärm um Nichts“ gemacht wurde.

Die ganze Affäre mit der Eisenbahndienstpragmatik wurde ungarischerseits ebenso unmotiviert provoziert und könnte ebenso leicht und mit Nutzen aus der Welt geschafft werden, so lange die Sache noch aktuell ist. Im Grunde genommen müßte es für die ungarische Regierung doch die Hauptsache sein, daß sie an der serbisch-kroatischen Koalition eine Partei besitzt, die den Ausgleich vom Jahre 1868 anerkannt und sich bereit erklärt, ihm Geltung zu verschaffen. Die serbisch-kroatische Koalition hat sich den Ungarn gegenüber willfähriger gezeigt als irgendeine der bisherigen Unionistenparteien, es war demnach ein grober Fehler, sie geradezu in die Opposition zu drängen.

Der Ministerpräsident Dr. Weckerle mischt sich gar zu gerne in kroatische Angelegenheiten. Schon Graf Khuen-Hederváry hatte mit ihm seine liebe Not. Er sagte damals dem Dr. Weckerle in Gegenwart Szilágyis, daß seine Stellung als Banus ihm eine Qual sei, daß er nichts durchsetzen könne, daß er bezüglich der Ernennung gemeinsamer Beamten nie um Rat gefragt werde, daß er als Obergespan des Raaber Komitates ein größerer Herr gewesen sei, denn als kroatischer Banus. Viele Gravamina der kroatischen Opposition gegenüber den ungarischen Verwaltungsorganen seien begründet. Die souveräne Verachtung und Unkenntnis der kroatischen Verhältnisse sei ein Fehler auch der besten ungarischen Staatsmänner, die niemals nach Kroatien kommen, es nur vom Hörensagen kennen und sich erst dann um dasselbe kümmern, wenn ein Skandal oder ein Unglück geschieht — — — Diese Strafpredigt machte auf Dr. Weckerle und Szilágyi einen

tiefen, aber, wie die folgenden Ereignisse zeigten, keinen nachhaltigen Eindruck.

Die neueste Aktion des Ministeriums Weckerle in Kroatien ist eine ununterbrochene Kette von Fehlern. Das ungarische Ministerium geht in der Mißachtung der Gesetze so weit, daß es nicht nur das ungarisch-kroatische Ausgleichsgesetz, sondern auch die Gesetze des gesunden Menschenverstandes verlegt.

Der Ministerpräsident hat auf Andrängen Kossuths und Polonyis die alte Nationalpartei gestützt, weil sie in der Armeefrage für die Einheit der Armee eintrat und er hat den fumaner Resolutionisten zur Macht verholfen. Die neuen Waffenbrüder redeten sich in einen förmlichen Enthusiasmus hinein. Ungarische Schauspieler und namentlich Schauspielerinnen unternahmen förmliche Eroberungszüge über die Drave und die Literaten präsentierten einander ihre Geistesprodukte in Übersetzungen, ohne, wie es scheint, Geschmack daran gefunden zu haben.

Alle Kenner der ungarischen und kroatischen Verhältnisse sahen es voraus, daß derganze Rummel mit einer solennen Schlägerei endigen werde.

So lange sich die kroatischen Waffenbrüder den Ungarn bis über die Grenzen des Galäßigen hingaben, ging alles gut und Graf Apponyi schrieb in den kroatischen Zeitungen einen denkwürdigen Artikel, in dem er der erkaunten Welt verkündete, daß alle bisherigen ungarischen Übergriffe nur auf Anstiften der Kamarilla erfolgten, um die ungarischen und kroatischen Brüder zu entzweien. Die Kroaten spendeten der Programmarede Weckerles Beifall, ohne sie verstanden zu haben und verlasen willig eine Deklaration in ungarischer Sprache, die Kossuth zum Verfasser hatte. Selbstverständlich deckte sich dieser ungarische Text, in dem die Kroaten ihre politische Individualität aufgaben, nicht mit der kroatischen Übersetzung, die man den Kroaten eingehändigt hatte, wie ja auch die Texte des österreichisch-ungarischen und die des ungarisch-kroatischen Ausgleiches in wesentlichen Punkten nicht übereinstimmen. Das ist eine Spezialität der ungarischen Politik. Als die Ungarn aber ihre kroatischen Waffenbrüder einmal so weit hatten, griffen sie sie mitten im Freudenrausch recht kräftig an.

Es war ein unwürdiges Spiel, das man mit der Eisenbahnpragmatik aufführte. Die Starcevicaner schlugen Lärm und verlangten, die Resolutionisten sollten ihre Mandate niederlegen und sich an der Schaffung dieses Gesetzes nicht beteiligen. Diese zogen es aber vor, mit einer Obstruktion einzusetzen. Hierauf stürzte dann das ungarische Ministerium die aus der serbisch-kroatischen Koalition hervorgegangene kroatische Regierung und führte den Kampf gegen die Kroaten in einer den ungarischen Parlamentarismus kompromittierenden Weise. Es wurde Dr. Rakodczay zum Banus ernannt. Ein hochachtbarer Richter, aber politisch unerfahren wie

ein neugeborenes Kind. Er tappte herum und berief endlich den Landtag ein, ohne eine Regierung gebildet und ohne Anlehnung an irgend eine Partei gefunden zu haben, obwohl damals noch 23 unionistische Mitglieder der Nationalpartei im Landtage saßen. Der Banus, isoliert nach allen Seiten, wurde unter passiver Assistenz der Nationalpartei in offener Landtagsitzung insultiert. Die Demonstration endete mit dem Absingen nationaler Lieder, so daß er aus dem Landtag förmlich hinausgesungen wurde.

Dr. Rakodczay war ein willenloses Werkzeug in den Händen des ungarischen Ministeriums, dessen erster und wirklicher Zweck es war, die unbequemen Obstruktionisten im ungarischen Reichstag los zu werden. Dieser Zweck wäre durch eine Vertagung des Landtages nicht erreicht worden, demnach wurde er zunächst zu spät einberufen und dann wieder zu früh aufgelöst.

Während nun Dr. Rakodczay bemüht war angesichts der bevorstehenden Wahlen mit den Führern der alten Nationalpartei Fühlung zu suchen und seine Bemühungen, diese zersprengte unionistische Partei wieder zu sammeln, einige Aussicht auf Erfolg hatten, wurde er ganz unerwartet vom Ministerpräsidenten in einer Umwandlung seiner Sultanslaune fallen gelassen und Baron Rauch mit der Aufgabe betraut, die Wahlvorbereitungen fortzusetzen.

Baron Rauch übernahm eine überaus schwierige Aufgabe. Er versuchte den abgerissenen Faden der Wahlvorbereitungen weiter zu spinnen. Da, unmittelbar vor den unter so ungünstigen Umständen eingeleiteten Wahlen, machte Dr. Weterle wieder einen seiner Schwabenstreiche. Er setzte sich mit den Gegnern des Banus Rauch in Verbindung und erklärte mit ihnen verhandeln zu wollen, wenn sie die Majorität erlangen sollten. Dieser Schritt des Ministerpräsidenten hat sehr entscheidend auf die Wahlen eingewirkt. Die Beamten sahen schon die künftige Regierung heranziehen und der gewesene Vizebanus Nikolic unterließ es nicht mit dem Jaunpfahl zu winken und in einer Beamtenversammlung zu drohen, daß er keinen Pardon geben werde. Die Beamten fürchteten die kommende Regierung mehr als die gegenwärtige, und stimmten allerorten entweder gegen diese oder sie leisteten passiven Widerstand, indem sie sich der Abstimmung enthielten. Charakteristisch für die Situation ist es, daß die vom ungarischen Ministerium abhängigen Beamten für die serbisch-kroatische Koalition stimmten, zu deren Bekämpfung der Banus Rauch vom ungarischen Ministerium ausgesendet wurde.

Die kroatische Opposition betrachtete alle diese Vorformnisse mit großer Verwunderung und zog bei den Neuwahlen ihren Nutzen daraus.

Entscheidend für die künftigen Ereignisse in Kroatien ist die Haltung des ungarischen Ministeriums, das sich selbst in eine sehr schwierige

Lage gebracht hat. Läßt sie die Regierung des Banus Rauch fallen, so verfällt sie dem Fluch der Lächerlichkeit durch ihre schwankend unlogische Handlungsweise, stemmt sie sich gegen die Herrschaft der serbo-kroatischen Koalition und gibt sie nicht nach, so muß sie dem konstitutionellen Prinzip, auf dem die Stärke Ungarns beruht, eine Wunde schlagen.

Welchen Weg das ungarische Ministerium in diesem Dilemma einschlagen wird und wie sich demnach die kroatische Krise weiter entwickeln wird, läßt sich unmöglich voraussagen.

Sektionschef Prof. Dr. J. Krsnjavi.

*

Burgtheater. (Montag den 9. März: „Der kleine Landprediger“, ein Lustspiel in vier Aufzügen von James Matthew Barrin, für die deutsche Bühne bearbeitet von Rudolf Kothar. Regie: Herr Brandt).

„Quality Street“ von demselben Verfasser war ein Haupttreffer für das Burgtheater. Ein Kassenstück, das nirgends den feineren Sinn beleidigt, das sich nur an die gesunden Instinkte des großen Publikums wendet und trotz seiner literarischen Unspruchlosigkeit von weitem gesehen bei guter Aufführung den Eindruck tieferer Bedeutung machen kann, wird man nicht alle Jahre finden. Das neue Stück hat mit dem älteren die Betty-Rolle gemeinsam, und diese Rolle ist auch hier eine Doppelrolle und eine Verkleidungsrolle. Über die Unwahrscheinlichkeit des Nichterkanntwerdens müssen wir uns hier wie dort hinaussetzen; die Doppelgängerin selber aber wird in dem ersten Stück, wo eine zufällige Dialogwendung zuerst ganz harmlos aufgegriffen, dann von den altjungferlichen Damen notgedrungen fortgeführt und endlich bis zum Grotesken behauptet wurde, unvergleichlich feiner motiviert als in dem „Kleinen Landprediger“. Hier verkleidet sich die lustige Tochter des Lords Rintoul als Zigeunerin und begibt sich durch eine geheime Tür in den Wald, um die Pläne ihres Vaters zu durchkreuzen, der die aufständischen Weber mit Militärgewalt überfallen will. Wie sie auf diesem Ausflug mit dem kleinen Pfarrer zusammentrifft, ihn bald ganz in ihre Gewalt bekommt, und sich, um nicht erkannt zu werden, für die Frau Pastorin ausgeben muß, wie der kleine Pfarrer wegen seines Verkehrs mit der Zigeunerin mit seinen Pfarrkindern in Zwiespalt gerät, und wie dann der soldatische Nebenbuhler des kleinen Pfarrers seinen Rivalen durch das schottische Gesetz, wonach eine Erklärung vor Zeugen zur Eheschließung genügt, an die Zigeunerin festbinden möchte, ihm aber in der verkleideten Zigeunerin gerade die eigene Braut in die Arme führt — das ist alles harmlos lustig genug zu sehen. Auch das schottische Milieu kommt im Burgtheater durch eine überaus feine De-

locationskunst gut zur Wirkung. Dem Burgtheater empfiehlt sich das Stück auch dadurch, daß es neben der Betty-Rolle auch einmal eine größere Aufgabe für Herrn Frank enthält. Die Kandidaten der Theologie in allen Formen, demütig und dreist, salbungsvoll und heuchlerisch, mit frommem und mit buhlerischem Augenaufschlag bilden ja die Spezialität dieses jungen Künstlers, die er nie ohne Wirkung spielt. Und dieser kleine Landprediger ist noch obendrein die Erfüllung seines schönsten Träumens, nämlich ein Liebhaber, und zwar kein verschämter oder hinausgeworfener, sondern ein ernst genommener und begehrter Liebhaber. Kein Wunder, daß Herr Frank seine ganze Kraft aufgeboten hat und daß sich auch seine Fehler mitunter in Tugenden verwandelten. Denn, wie man im ersten Drama durch die Steifheit seiner herausfordernden Bewegungen und die Neigung zur Grimasse nur aus der Stimmung gerissen wird, so macht sich das bei dem Landfarrer des Lustspiels gar nicht abel; und wenn man sonst immer in der Furcht lebt, daß bei dem ersten Ausbruch der Leidenschaft die Wirkung ins Gegenteil umschlagen könnte, so ist dem kleinen Landfarrer, der seine Leidenschaft bekämpfen muß, von vornherein ein Dämpfer aufgesetzt. Auch sonst war die Darstellung durch die Band vortrefflich; außer den schottischen Webern verdient auch die französische Kammerjungfer der Frau Senders mit dem gefährlichen, aber sehr grazios ausgeführten Hopper genannt zu werden. Das zarte Bild in Wasserfarben hat zwar nicht das volle Haus, aber den größeren Teil des Publikums nach dem vierten Akt zu anhaltendem Beifall fortgerissen. Bei den Wiederholungen würde es sich empfehlen, den Zwischenakt zwischen dem zweiten und dritten Akt aufzulassen und die vieraktige Fassung des Buches wiederherzustellen; denn der dritte Akt ist zu kurz und zu schwach. Daß die Spieldauer dann noch kürzer wird, hat nichts zu sagen; wenn das Burgtheaterpublikum nicht mehr auf die Lösung „kurz und gut“ hören sollte, kann man ja einen Einakter folgen lassen.

J. Minor.

Vom Wiener Musikleben. Der 25. Jahrestag des Todes Richard Wagners ist in Wien selbstverständlich nicht bloß von den Musikschreibern begangen worden, die zur Feier des Tages recht hübsche papierene Festons aufhängten; es sind auch Versuche zu verzeichnen, die lebendige Kunst des Meisters durch besonders zusammengefaßte Veranstaltungen gerade an diesem Tage zu besonderer Wirkung zu bringen. Unseren Konzertvereinigungen ist das höchste Mittel gerade für diesen Zweck versagt: Die Bühne. So muß man sich zufrieden geben, wenn der Wiener Konzertverein mit Erfolg sich bemühte, einige Opernbruchstücke in sehr sorg-

fältiger Ausföhrung zu bringen. Der Konzertverein war sich jedenfalls seiner Pflicht bewußt, den Tag zu feiern. Mit dieser Erkenntnis aber ist er in Wien so ziemlich allein geblieben, denn wenn eine Orchestervereiniung ihr Programm in einem Konzert so um den Wagnertag herum mit einem Stückchen Wagner aufputzt, so ist damit noch gar nichts getan. Nichts kann der Gottheit unangenehmer sein als die halb unwillige Erfüllung einer leeren Ritualformel. Zur Entschuldigang kann man nur den einen Umstand anführen, daß ein Mehr und ein Besseres sich überhaupt nur durch die Vereinigung aller dieser Orchesterinstitute, auch der größten Gesangsvereine hätte erzielen lassen. Diese Vereinigung ist aber in Wien bisher schon aus räumlichen Gründen noch immer unmöglich. In der Jahresrückschau, die ich vergangenen Sommer an dieser Stelle über die Ereignisse des letzten Musikjahres gegeben habe, mußte ausführlich von diesen traurigen Verhältnissen die Rede sein, und ich kann mir füglich eine Wiederholung ersparen. Um so mehr, da ja die damals hier gemachten Vorschläge zur Besserung wenigstens teilweise, oder sagen wir schrittweise ihrer Verwirklichung entgegen zu gehen scheinen. Wir sind nicht so bedenkenlos, den Lesern der „Österreichischen Rundschau“ das als „sensationelle“ Nachricht mitzuteilen, was schon vor Monaten in der „Österreichischen Rundschau“ zu lesen war, auch nicht so glücklich, das als vollzogene Tatsache zu melden, was bisher nur Programm, und zwar unser eigenes ist; vorläufig läßt sich nur feststellen, daß der erste Schritt zur Verwirklichung dieser Pläne getan ist: Die Verstaatlichung des Konservatoriums scheint beschlossene Sache zu sein. Die Hindernisse, die sich entgegenstellten, sind beseitigt, soweit sie sich in Personen verkörperten, und die Bahn zu ernsthaften Verhandlungen ist frei geworden. So sicher dünkt jetzt allen die Erreichung des Zieles, das diejenigen Leute, die sich am meisten und heftigsten gegen die Verstaatlichung, aber auch gegen alle anderen Projekte, die von hier erst ihren Ausgangspunkt nehmen, gestrandt haben, jetzt der Öffentlichkeit einreden möchten, sie hätten die Führung in dieser für das musikalische Leben Wiens hochwichtigen Angelegenheit. Wenn es sich nur um kleine Eitelkeiten handelte, so könnte man zu dieser plötzlichen Begeisterung schweigen und lächeln. Es stehen aber viel ernsthaftere Interessen auf dem Spiel und so muß der Wahrheit die Ehre gegeben werden: die Gesellschaft der Musikfreunde hat es leider verschmäht, in dieser Angelegenheit die Führung zu ergreifen, und sich zum Unvermeidlichen zwingen lassen. Von „Führung“ kann also keine Rede sein.

Es ist nicht immer angenehm, Recht zu behalten. Als vor einem halben Jahr die Berufung

Busonis an die Klaviermeisterschule besprochen wurde, ist hier an dieser Stelle dargelegt worden, daß man die ganze Kraft Busonis gewinnen müsse, um sie wirklich nutzen zu können. Nun können wir uns an dem Schauspiel ergötzen, daß Busoni monatelang keinen Unterricht erteilt, und schließlich von der Direktion für „kontraktbrüchig“ erklärt wird. Niemand hat davon, weder die Schüler, noch das Konservatorium. Es durfte sich eben niemals darum handeln, einen schönen Namen zum Aufpuß zu gewinnen, sondern den Mann. Die erste musikalische Hochschule des Reiches sollte es verschmähen, zu Starwirtschaft und zu „Ehrendäpfeln“ — Busoni durfte kontraktlich Berlin als ständigen Aufenthaltort behalten! — zu greifen.

Indes, nicht einmal eine Wagner-Feier gelingt ohne Ehrendäpfel. Nicht im Konzertsaal, aber auch nicht auf der Bühne. Wien besitzt zwei Opernbühnen. Die eine, kleinere, die Volksoper, tat das Vernünftige, sie brachte am Wagnertag ihre schönste Vorstellung den „Lohengrin“, dem Meister und sich selber zu Ehren. Die Hofoper begnügte sich mit einer für den 13. Februar schon seit Jahren üblichen Aufführung des „Cannenhäuser“. Wenn irgendwann, so bedeutet diesmal Tradition nichts anderes als die ärgste Schlamperei. Der Würde der Hofoper hätte nur eine Meinungsäußerung irgend eines Wagnerischen Werkes entsprochen. Doch dazu hat die Zeit vielleicht nicht gelangt, am allerwenigsten für Herrn Direktor Weingartner selber, der ja erst ganz kurze Zeit im Amte ist, und wahrhaftig genug zu tun hat, um die Maschine erst wieder ordentlich in Gang zu bringen. Aber es gibt Verantwortliche für die Verunglimpfung des Wagnertages durch eine ungewöhnlich schlechte und selbst im laufenden Spielplan der Alltäglichkeit kaum erträgliche „Cannenhäuser“-Aufführung. Das sind die Herren Kapellmeister. Herr Weingartner selber hat wahrscheinlich diese Cannenhäuseraufführung niemals gesehen, sonst hätte er sie für den Gedenktag gewiß nicht erlaubt. Aber die Herren Kapellmeister Schalk und Walter kennen doch diese Vorstellung zur Genüge! Insbesondere der Dirigent der Vorstellung, Herr Walter, hätte die Pflicht gehabt, von seinem Chef die Erlaubnis zu neuen Proben zu verlangen, die ihm gewiß nicht verweigert worden wäre, hätte man dem Direktor die Sachlage wahrheitsgetreu auseinandergesetzt, hätte man ihm gesagt, daß es überall fehle, musikalisch und szenisch, dieses sogar in einem fast unglaublichen Grad. Herr Walter meint es als Dirigent gewiß sehr ehrlich und sehr gut, aber wenn er solch eine Aufführung durch das bloße Dirigieren am Abend selber über das Niveau eines Theaterstundens herauszuheben hofft, so unternimmt er etwas, was nicht bloß über seine Kräfte geht. Die Herren Kapellmeister hätten auch die Pflicht ge-

habt, den mit dem Wiener Publikum noch nicht genügend vertrauten Direktor darauf aufmerksam zu machen, daß es die Wagnerehrung durch eine Winkelmannehrerung umbringen heißt, wenn man den ausgezeichneten Künstler gerade am Wagnertag als Ehrengast auftreten läßt. Und was hatte die Hofoper so Dringendes zu tun, daß für Wagner nichts übrig blieb? „Tiefeland“ von Engen D'Albert mußte studiert werden. Diese Oper kann nur danach beurteilt werden, ob sie Erfolg hat oder nicht. Darauf allein geht es aus, mit ihrem rohen Text und ihrer blaffen, gleichgültigen Musik; es erübrigt sich, ernsthaft darüber zu reden. Ob's wirklich ein Erfolg ist? Möglich. „Ich horche auf den Nachhall und höre nur Beifall“, um einen Satz Nietzsche's in einem fremden Sinn zu zitieren. Aber vorläufig kann ich nicht glauben, daß die Verderbnis des Wiener musikalischen Geschmacks schon so unheilbare Fortschritte gemacht hat.

Sollte am Ende auch die Akademie zugunsten des Johann Strauß Denkmalfonds einen Maßstab für den musikalischen Geschmack Wiens bilden, und für die Fähigkeit, große Tote zu ehren? Über das buntschekige Programm will ich nicht streiten; sogenannte Aktionskomitees haben sich noch niemals durch besonders künstlerischen Geschmack ausgezeichnet. Ich enthalte mich auch jedes Urteils über die dramatischen Beigaben zu dieser Akademie. Ein paar Wort gelten nur der Aufführung von Werken Johann Strauß' selber. Zuerst wurde der „Kaiserwalzer“ gespielt, unter Lehars Leitung; sehr hübsch, und soweit wäre alles in Ordnung. Die zweite musikalische Gabe aber war ein sogenannter „Odeonwalzer“ aus dem „Nachlaß“ des Meisters zusammenge stellt. Der Mann, der dieses traurige Nachwerk verbrochen hat, handelt wie der Dieb, der unter Kunstschätzen haust, ohne eine Ahnung, womit er es zu tun hat, die kostbarsten Stücke zerschlägt und just das minderwertige Zeug rasch in seinen Sack wirft. Wiederholt sind die gesetzlich berechtigten Erben Strauß' von ernstern Männern in ernstern Worten gebeten worden, ihre Erlaubnis zu solchen Leichenschändungen zu verweigern; wie man sieht, ohne jeden Erfolg. Die dritte Gabe war eine Aufführung der „Fledermaus“. Sie hätte gerade bei dieser Gelegenheit und für diesen Zweck eine Musteraufführung sein müssen. Davon war sie aber trotz mancher hübschen Einzelleistung weit entfernt. Ein Beispiel sei hervorgehoben. Den Prinzen Orlofsky hatte man Fräulein Kartousch zugeteilt. Gewiß ein ungewöhnliches Soubrettentalent. Doch ihr Gesang, soweit er überhaupt einer Beurteilung fähig ist, kennzeichnet ihre Stimme als Sopranstimme, Prinz Orlofsky aber ist eine ausgesprochene Altpartie! Was für Geschrei erhob man vor ein paar Jahren, daß eine schlimme

Pariser Direktion diese Rolle einer stimmlosen jungen Dame zugeteilt habe, die aber durch ihre schönen Beine dem klugen Geschäftsmacher dazu besonders geeignet erschien. Handelte das Wiener Komitee, dem die Veranstaltung der Akademie oblag, nach wesentlich künstlerischeren Gesichtspunkten?

Dr. D. J. Bach.

Wiener Theater. An drei Abenden bewarb sich im „Deutschen Volkstheater“ Fräulein Anna Feldhammer vom Berliner Schiller-Theater um das seit dem Abgange der Udele Sandrock verwaiste Fach der Heroinnen. Das Probegastspiel führte zu keinem Engagement und erheischt nur insofern nachträgliche Erwähnung, als es die Erstaufführung eines hier bislang unbekannt gewesenen Jugenddramas von Henrik Ibsen brachte. Das literarhistorische Interesse, das man dem Schauspieler „Frau Inger auf Oestrot“ entgegenbrachte, wurde auf eine harte Geduldsprobe gestellt. Die Tragik des Werkes lebt gewissermaßen davon, daß jeder einen anderen vor sich zu haben wähnt, als er in Wirklichkeit ist, und der Kampf, den die Herrin auf Oestrot mit dem dänischen Lilienkrieger Nils Lyffe um die Befreiung ihres Vaterlandes führt, vollzieht sich in einem so dichten Nebel von Ränken, Mißverständnissen und Verwechslungen, daß bis zum vierten Akt weder die auftretenden Personen, noch die Zuschauer sich in dem Gickzack der Handlung zurechtfinden. Und dennoch erwächst aus dieser ermüdend schwerfällig und kraus geführten Komödie der Irrungen ein fünfter Akt von solcher tragischen Größe und Stimmungskraft, daß man neben der schwer erkaufte Befriedigung des literarhistorischen Interesses schließlich auch noch unerwarteten künstlerischen Lohn fand. Die sorgfältige Darstellung des Stückes verdient um so größere Anerkennung, als die Mühe des Studiums für eine einzige Aufführung aufgewendet worden war. Außer „Frau Inger auf Oestrot“ hatte das Deutsche Volkstheater in den letzten zwei Wochen noch eine Premiere, die zugleich eine Dernière war: „Im Sperlingsnest“, Schwank in drei Aufzügen von Leo Walter Stein und Ludwig Heller. Es war eine sogenannte Musumpremiere, die sanft, aber entschieden abgelehnt wurde. Nekrolog überflüssig.

Auch das Theater in der Josefstadt appellierte an ein literarhistorisches Interesse oder es tat wenigstens so, als es am jüngsten seiner selten gewordenen literarischen Abende „Mandragola“ aufführte. Aber es war nur eine Falschmeldung. Nicht Machiavellis berühmte Originalkomödie, die Papst Leo X. so gut gefallen hatte, daß er sie in Rom auch vor seinen Kardinälen aufführen ließ, bekam man zu sehen, sondern nur eine freie, allzu freie Nachdichtung Paul Egers, in der kaum das ursprüngliche Handlungsgerippe wieder zu erkennen war. Statt

der scharf geschliffenen Prosa Machiavellis hörte man tändelndes Reimgeflingel und an Stelle des Paters Cimoteo, der in allen Lagen mit Beispielen aus der Bibel so trefflich zu dienen weiß, sah man eine mannstolle Verführerin am Werke der Überredung und Überrumpelung. Kurz, es war eine echte Josefstädter Pikanterie, die im Butterweibertrab Falscher Skandier- und Candierkünste über die Bretter stielte, vom satirischen Strafgeist des Machiavelli so meilenfern, wie die „Renaissance“, die Franz von Schönthan und Koppel-Elfeld in ihrem sentimentalen Reimlustspiel durch Prunkgewänder vorzutauschen suchen, von der abenteuerfrohen Lebensfülle des Cinquecento. Indes das Stammpublikum des Josefstädter Theaters unterhielt sich ganz famos und es freute sich nicht nur über Marans immer drollige Art, sich prellen zu lassen, sondern ausnahmsweise auch über Käthe Krenn, die über Nacht ihr Talent entdeckt zu haben schien und als Witwe Bianca eine Armut entfaltete, wie man sie ihr kaum zugetraut hätte. Freilich anderen Tags gab es großen Kagenjammer, als man aus der Kritik erfuhr, wie schlecht man sich unterhalten habe und wie jämmerlich man Herrn Jarro aufgefressen sei. Die Vergleiche zwischen dem Werke Machiavellis und der Nachdichtung Paul Egers waren so ungünstig für diese ausgefallen, daß der gewöhnliche Theaterbesucher sich seiner literaturgeschichtlichen Unkenntnisse förmlich schämen mußte. Nur einen Hinweis vermisse ich in all der rückschauenden Gründlichkeit, den Hinweis darauf, daß die Ultrawurzel Mandragola schon im Alten Testament ähnliche „Wunder“ gewirkt hat, wie in der Komödie des großen italienischen Staatsmannes. Man lese im ersten Buche Moses, Kapitel 30, Vers 14 bis 17, nach, wie Jakob zu seinem fünften Sohne kam. Wie schön hätte sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal Ben Affbas letzte Weisheit zitieren lassen.

Das Intime Theater hat jetzt eine nicht alltägliche Sensation. Seit vierzehn Tagen führt es von einem aktiven Mitglied der österreichischen Regierung zwei dramatische Versuche in seinem Spielplan. Ackerbauminister Dr. Alfred Ebenhoch hat sich mit ihnen schon in Einz erfolgreich als Dramatiker eingeführt. Als Intendant des dortigen Landestheaters hatte er früher reichliche Gelegenheit, sich mit dem Theater praktisch zu beschäftigen, und von seiner Vertrautheit mit der Bühne gibt sowohl sein Einakter „Anno Neun“, wie auch sein fünfaktiges Trauerspiel „Johann Philipp Palm“ ein bezeichnendes Zeugnis, so sehr auch beide Stücke auf die rhetorischen Wirkungen einer schönen Gestimmung gestellt sind. Die deutschen Freiheitskriege zu Beginn des vorigen Jahrhunderts sind es, die ihn mit jugendlicher Begeisterung erfüllten, aus ihnen holte er sich die Stoffe, die er mit sicherem Gefühl für vollständige Bühnenwirkungen gestaltete. Da

die beiden Stücke anlässlich ihrer Einziger Uraufführung in dieser Zeitschrift schon besprochen wurden, erübrigt mir nichts, als zu konstatieren, daß sie auch in Wien eine gute Darstellung und freundliche Aufnahme fanden. Verwandt mit Ebenhochs deutscher Gesinnung ist die von Professor Franz Keim, der jede denkwürdige Gelegenheit ergreift, um ihr dramatischen Ausdruck zu verleihen. Von ihm hatte der Verein zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn dieser Tage im Raimundtheater durch deutsche Hochschüler das siebenbürgisch-sächsische Nationaltrauerspiel „Der Königsrichter“ aufführen lassen. Das Stück ist dreißig Jahre alt, und so viele nationale Gelegenheitsdramen Professor Keim auch geschrieben hat, Dramatiker ist er nie gewesen und damals schon gar nicht. Er wirkt immer nur durch sein nationales Pathos, das auch hier wieder seine Schuldigkeit tat und die leicht entflammte Zuhörerschaft der Studentenvorstellung über die verworrene Handlung hinüberhob in eine kritische Demonstrationstimmung, die ein schönes Vorrecht der national gesinnten Jugend ist.

Theodor Untrop.

Overbeds Nietzsche-Pamphlet. In seinem mit Herzblut geschriebenen, ergreifenden Nachgesang „Aus hohen Bergen“ hat Nietzsche mit der ihm eigentümlichen Würde und Seelengüte, seine einstigen „Freunde“ in folgenden Versen charakterisiert:

„O Jugendsehnern, das sich mißverstand!
Die ich ersahnte —
Die ich mir selbst verwandt — verwandelt wähnte —
Daß alt sie wurden, hat sie weggebannt:
Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt!“

Nun kommt einer von diesen „Freunds-Gespens-tern“, wie er sie in eben diesem Gedichte nennt, und liefert selbst den Beweis dafür, wie richtig der Philosoph sie erkannt.

Wer war Overbed, dessen „Nietzsche-Freundschaft“ sein von ihm hierzu testamentarisch betrauter Schüler Bernoulli in einem Buche* zu schildern unternahm, das lange vor seinem Erscheinen schon viel Staub aufgewirbelt? Diese Frage muß, da der Name Overbed der gebildeten Welt lediglich im Zusammenhange mit der „Nietzsche-Freundschaft“ seines Trägers bekannt geworden, zunächst beantwortet werden, ehe wir uns mit dem Buche selbst beschäftigen und den Nachweis dafür erbringen, daß es die Bezeichnung, die wir ihm gegeben, vollauf verdient.

Franz Overbed war Professor der Kirchengeschichte an der Universität in Basel und als solcher ein Kollege Nietzsches, der mit 21 Jahren, ohne noch den Doktorgrad erlangt zu haben, als außerordentlicher Professor der Philologie an

diese Hochschule berufen worden war. Für die Charakteristik Overbeds ist nun nichts bezeichnender, als sein noch während seiner Studienzeit in Leipzig geschlossenes Freundschaftsbündnis mit Treitschke.

Dieser hat, als der Reifere, auf Overbed einen für dessen ganzes Leben ausschlaggebenden Einfluß ausgeübt. „Treitschke hat mich — so bekennet Overbed selbst — ins Leben eingeführt.“ Und dieser Mann nun ein Freund Nietzsches! Treitschke und Nietzsche! Ist ein größerer Gegensatz wohl kaum denkbar, so hätte es wahrlich mit Wundern zugehen müssen, wenn der Treitschke-Schüler und -Freund — den Weg zu Nietzsche gefunden haben sollte! Tatsächlich hat er ihn denn auch nicht gefunden, nicht finden können, weil er, seinem ganzen Wesen nach, weder die Fähigkeit, noch auch das Bedürfnis hierzu besaß, er, der schon bevor er Nietzsche kennen lernte — alt in dem Sinne der eingangs zitierten Verse geworden war, da er Treitschke in sich zu überwinden nicht imstande gewesen. Sein Freundschaftsverhältnis zu Nietzsche war daher auch nur ein widerwilliges, wie dies schon aus der ganzen Art und Weise seines Zustandekommens zu ersehen ist, und konnte demgemäß auch keinen würdigeren Abschluß, als eben in dem von Bernoulli publizierten „Nietzsche-Pamphlete“ finden.

Verdanke doch diese „Freundschaft“ — nach Nietzsches eigenen Worten in einem Briefe an seine Schwester — ihre Entstehung einzig und allein „seinen Anfällen des Vereinsamungsgefühls“, seinem „langwierigen Versuche der Anpassung an ein falsches Milieu, das seine Universitäts-Existenz für ihn gebildet“, seinem „lächerlichen Sich-Glücklich-fühlen, wenn er mit jemandem — irgend ein Etwas und Fleckchen gemein zu finden glaubte!“ Das wird übrigens von Overbed selbst gewissermaßen zugegeben, der offenerherzig genug ist zu bekennen, Nietzsche habe die besondere Eigenschaft besessen, seine Umgebung zu idealisieren! Dieser Geistesriese mit einem Herzen von fast frauenhafter Zartheit, der immer nur schenken, beglücken wollte, der „nicht den Nächsten, sondern den Freund“ lehrte, „der Euch das Fest der Erde und ein Vorgefühl des Übermenschen sein soll“, glaubte eben auch in Overbed den „Freund“ gefunden zu haben!

Wie aber lohnte Overbed diesen Glauben? Mit dem jegliche Spur von Wahlverwandtschaft mit diesem Einzigartigen von vornherein ausschließenden Mißtrauen, das sich, wie er es selbst so schön gesteht, „schon früh in der Zeit seiner Freundschaft einstellte“ und ihn zwang, Nietzsches „Echtheit immer wieder in Frage zu stellen“. Denn Nietzsche gab sich — nach Overbed — „sehr theatralisch“, hat sozusagen „eine Kulisse nach der anderen aus seinem Dekorationsmagazine hervorgezogen“, war „überhaupt kein im

* F. Overbed und Friedr. Nietzsche. Eine Freundschaft, dargestellt von E. A. Bernoulli. E. Dietrich, Jena 1908.

eigentlichen Sinne großer Mensch!" Was ihm Overbeck aber ganz besonders übel nahm, war, „daß er bis zum Extravaganten auf sich gehalten“, während er — Overbeck — der bescheidene Herr Professor, der — nach dem von seinem Schüler dem Pamphlete beigegebenen „Verzeichnis des ganzen gedruckten Nachlasses“ zu schließen, ja „auch eine Größe gewesen“, „es mit sich stets entgegengesetzt getan“. Eine der „schwächsten, bedeutendsten Eigentümlichkeiten“ Nietzsches, sei jedoch „seine Affektation des Vornehmen“ gewesen!

Diese Stichproben aus den schönen „Aufzeichnungen“ Overbecks genügen wohl, um ein Bild von dessen Verständnistiefe für Nietzsches Wesen zu gewinnen. Nun war aber Overbeck nicht nur ein „Freund“ Nietzsches, sondern auch ein Gelehrter, oder wie sein Schüler Bernoulli meint: „Overbeck und Nietzsche waren zwei Gelehrtenaturen“ (O Pathos der Distanz!) Die eine „Gelehrtenatur“, nämlich Overbeck fühlte sich daher auch berufen, in das Lebenswerk der „anderen“ einzudringen und es zu werten. Und so vernehmen wir denn, daß „weder historisch noch rückwärts betrachtet, irgend ein bei Nietzsche hervortretender Gedanke von Grund aus neu und unerhört, noch auch sein Besitz an Gedanken am Gemeinbesitz der Gegenwart, an diesen Gebilden gemessen, irgendwo ihm eigentümlich sei!“ Nietzsche sei ferner „lange nicht so einsam gewesen, als er sich vorkam; viel mehr, als daß er wirklich Einsiedler war, affektierte er das Einsiedlertum oder gefiel sich darin und wollte Einsiedler bleiben.“ Wenn Nietzsche z. B. von sich sagte: „Alles Illegitime ist wider meine Natur“, so habe er in Wahrheit nicht mehr Recht auf jenes stolze Selbstbewusstsein gehabt, als jeder andere Mensch! „Nur die mühsamste Geschichtskonstruktion habe es Nietzsche gestattet“, die Menschheit im Ernste in die zwei einander vermeintlich fremden Hälften der Herren und Sklaven zerfallen zu lassen. Mit seinem „Willen zur Macht“ habe Nietzsche, „wenn überhaupt etwas, nicht mehr bewiesen, als daß desperate Ziele am Ende mit desperaten Mitteln zu erreichen seien!“

Das genügt, glauben wir. Mag Nordau macht es nur ein wenig radikaler, erhebt jedoch nichts weniger als den Anspruch auf den Titel eines „Nietzsche-Freundes!“ Herr Bernoulli meint zwar, „Meinungsverschiedenheiten“ schließen durchaus nicht eine „Freundschaft“ aus. Mag sein, daß die „Baseler Moral“ auch das Bild,

das der „Nietzsche-Freund“ Overbeck vom Wesen und Lebenswerk des Zarathustra-Schöpfers entwirft, unter den Begriff „Meinungsverschiedenheit“ faßt. Darüber gibt es eben verschiedene „Meinungen“. Oder wie der Franzose sagt: „Chacun à son gout!“

Nun bedarf es aber wahrlich nicht erst jenes „feinen Ohres“, von dem Nietzsche so oft spricht, um den eigentlichen Grundakord herauszuhören, auf dem sich die gesamten Ausführungen dieses Pamphlets aufbauen und der von den überaus verworrenen, mit einem Riesenaufwand von „Gelehrsamkeit“ konstruierten „Beweisen“ Overbecks sowohl, als seines „kongenialen“ Schülers Bernoulli nicht übertönt zu werden vermag! Man braucht gar nicht erst zwischen den Zeilen lesen zu können, um den Fischschwanz zu entdecken: den angestrengtesten Versuch, den Riesen zu verkleinern, um das großartige Werk des Nietzsche-Archivs und seiner Hüterin, der Schwester des Philosophen, ins Wanken zu bringen! Nicht so sehr um Friedrich Nietzsche handelt es sich hier, als um dessen Schwester die dem Ehepaar Overbeck seit jeher verhaßt gewesen, weil sie, lange vor der Veröffentlichung dieses Pamphlets, intuitiv die widrige Freundschaft Overbecks durchschaut und sie nach Gebühr gebrandmarkt hat.

Nichts schmerzt aber so furchtbar, als wenn man sich vorzeitig entlarvt sieht. Aus jeder Zeile Overbecks fühlt man denn auch diesen Schmerz heraus, erkennt man seinen brennenden Rachedurst.

Alein Overbeck und seine Getreuen haben sich verrechnet. Sie sind mit ihrem Pamphlet zu spät gekommen! Ihre Maulwurfsarbeit wird den Kolof nicht stützen machen, dessen wahre Größe uns heute kaum erst aufdämmert und die wohl „über Jahrhunderte verstreuten Köpfen“ dereinst vielleicht ganz aufgehen wird. Die giftigen Pfeile, die aus niedriger Ranküne an der Schwester des Philosophen gegen diesen geschleudert wurden, sie fallen auf die Absender selbst zurück. Denn selten habe ein „Gelehrter“ und sein „Schüler“ sich selbst in ein so schiefes Licht gestellt, als dies Overbeck und Bernoulli mit ihrem Nietzsche-Pamphlet getan!

Die wahren Freunde des Sehers von Sils Maria können aber nur eines wünschen: daß Frau Elisabeth Förster-Nietzsche eine feste Aufgabe, die nur eine Reklame für dieses Maulwurfswerk bedeutet.

Bernard Scharlitt.

- „Österreichische Rundschau“, XIV., 6.
- Redaktionsschluß 12. März 1908.
- Ausgegeben 16. März 1908.
- Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumetz, Dr. Karl Glossy.
- Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.
- Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junter.

J. P. 21
ILLUSTRATIONEN

